
DIE
WELT in WAFFEN
von
1861 bis 1888
LEIPZIG

Bibliothek

des

Peter Bautz Sergeant

Kgl. 20. Infantr. Regt. 7. Komp.

1903.

Die Welt in Waffen. III.

Die Welt in Waffen

von den

ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

III.

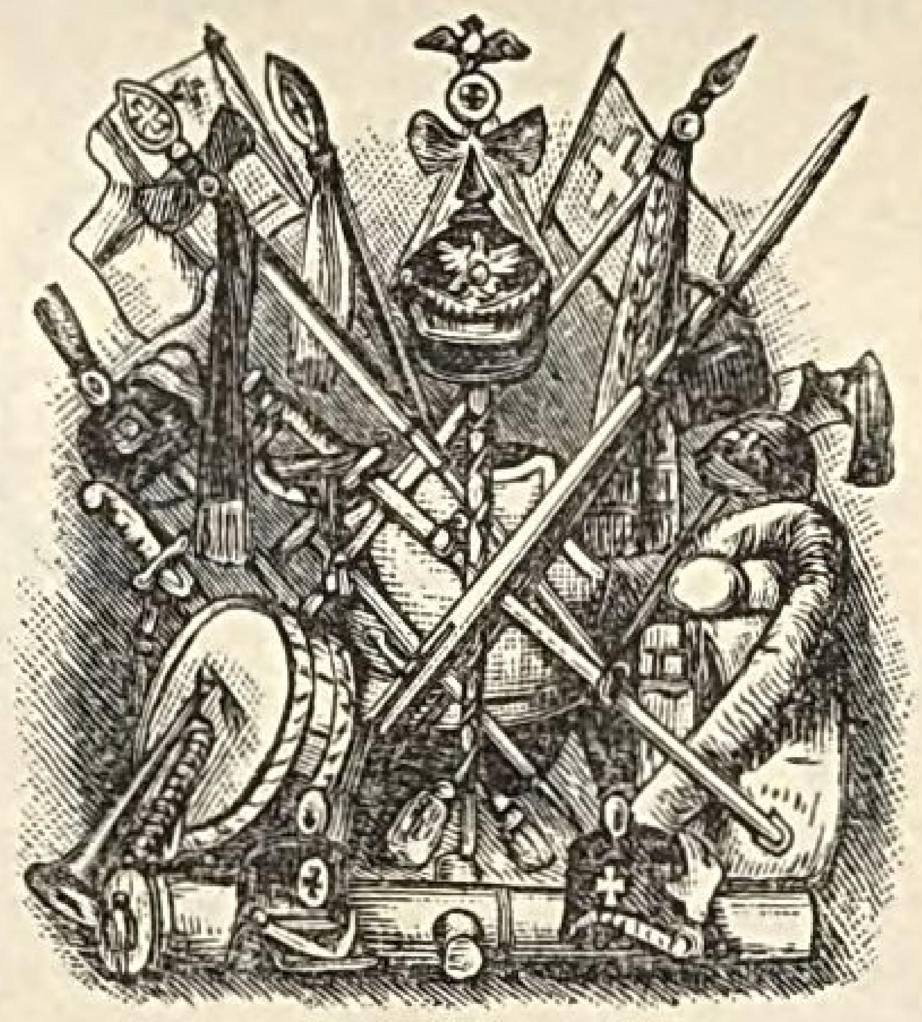
Kriegswesen und Kriegführung vom Jahre 1861 bis zur Gegenwart.

In fünfter Auflage bearbeitet

von

G. v. Marées,

königl. preuß. Oberstleutnant.



Wohlfeile Ausgabe.

Mit 128 Text-Abbildungen, sechs Buntbildern, zwei Tonbildern und einer Karte.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Inhaltsverzeichnis.

(A. = Abbildung)

I. Abteilung. Die Kriege in Europa.

II. Abteilung. Die Kriege in Amerika.

III. Abteilung. Kriege in Asien.

IV. Abteilung. Kriege in Afrika.

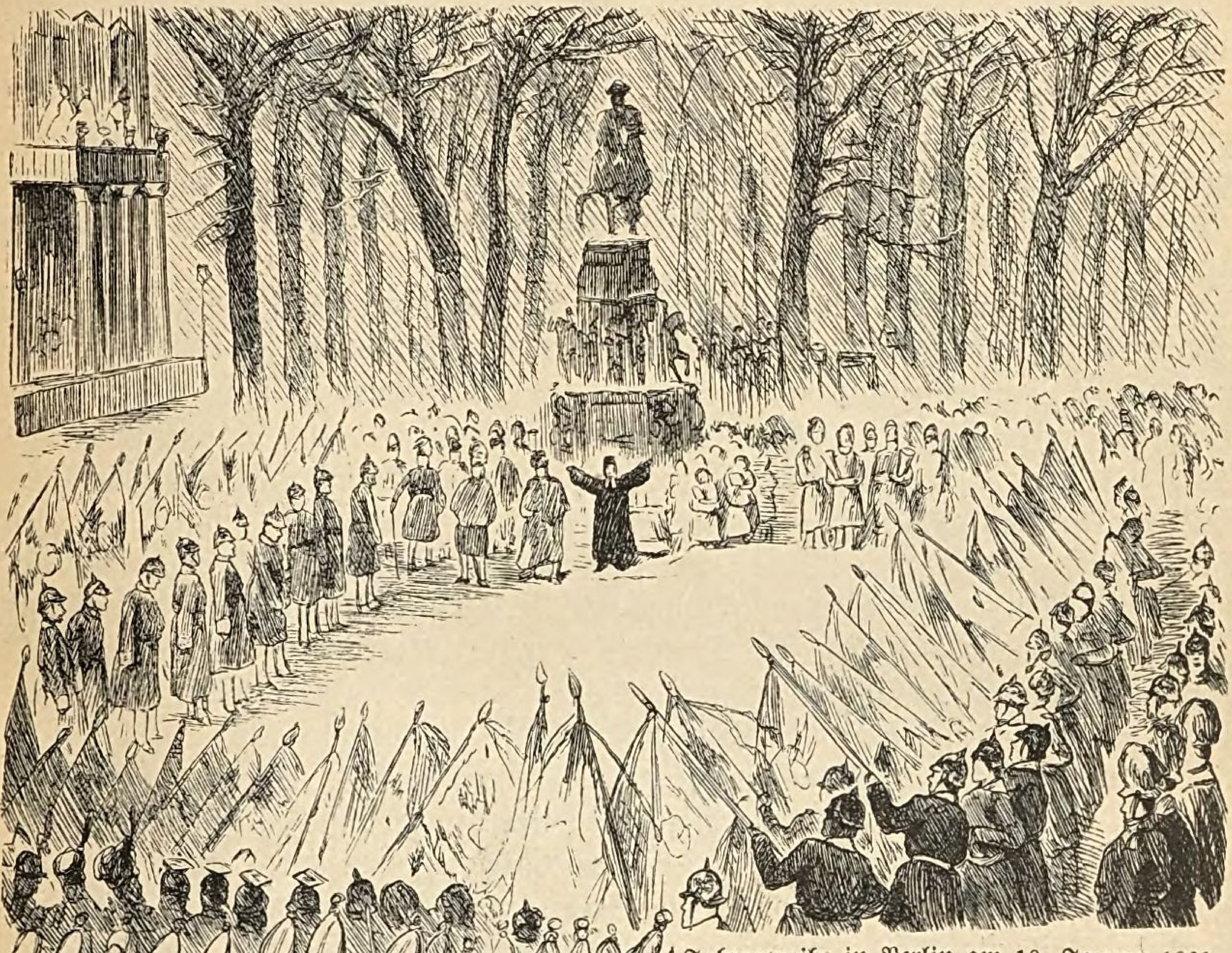
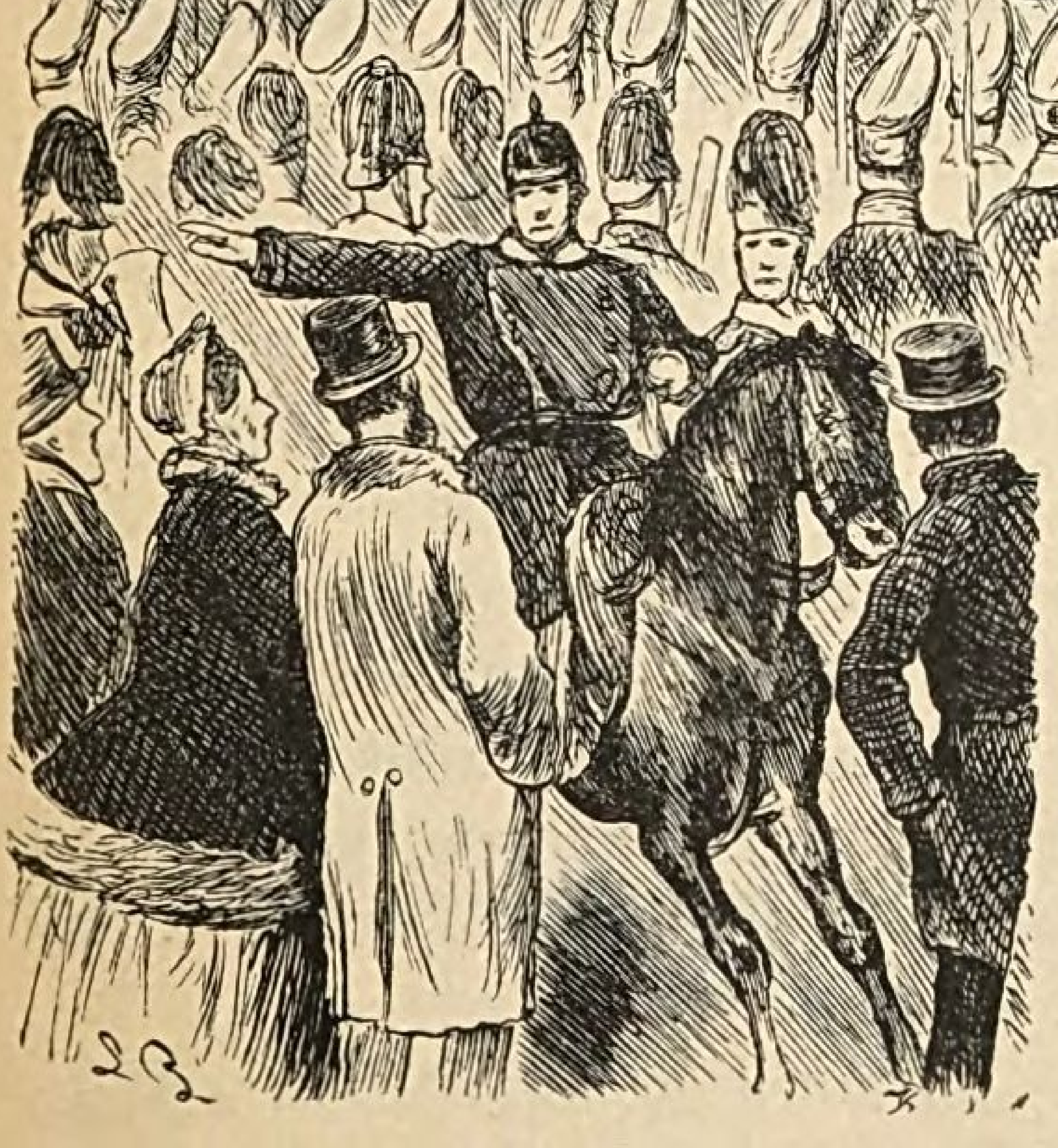
Die hierzu gehörenden Bunt- und Tonbilder sind einzuheften:

Dritter Band.

Kriegswesen und Kriegführung
in der neuesten Zeit (1861—1888).

I. Abteilung.

Die Kriege in Europa.

Fahnenweihe in Berlin am 18. Januar 1861.

1. Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Einleitung. Mit dem Beginn des siebenten Jahrzehnts unsres Jahrhunderts nimmt auch ein neuer Zeitabschnitt der „Welt in Waffen“ seinen Anfang. Die Kampfweise, wie sie sich unter dem großen Napoleon ausgebildet, war bislang als die mustergültige allseitig anerkannt und angewendet worden. Das sollte von nun ab alles anders werden. „Die Zeit der Hinterlader“ tritt jetzt ins Leben; mit ihr eine ganz neue Kampfweise. Und der Staat, der zuerst diese neuen Waffen zur Anwendung brachte, nahm nun bald nicht nur in allem, was Kampf und Waffen betraf, sondern auch in der Politik

Europas die bisher von Frankreich behauptete erste Stelle ein. Preußen war von der Vorsehung ausersehen, Wandel in Europa zu schaffen und in blutigen Kämpfen Deutschland die Stellung zurückzuerobern, die es einst jahrhundertelang eingenommen hatte.

Die Eifersucht zwischen Österreich und Preußen äußerte sich seit dem italienischen Kriege des Jahres 1859 noch lebhafter als vordem und ließ die Gefahr eines Krieges innerhalb Deutschlands um die Vorherrschaft Preußens oder Österreichs immer näher rücken. In Voraussicht der drohenden Kriegsgefahr hatte die Regierung des Prinz-Regenten von Preußen darauf Bedacht genommen, die Wehrkraft des Volkes durch zeitgemäße Änderung der Wehrverfassung zu erhöhen, um stark und gerüstet den drohenden Stürmen der Zukunft entgegen zu sehen.

Bei Beginn des neuen Jahrzehnts war die in ihren Hauptzügen im zweiten Bande geschilderte Umgestaltung des Heeres bereits so weit gediehen, daß den neuen Regimentern Fahnen verliehen werden sollten. Kaum war jedoch der erste Tag des Jahres 1861 abgelaufen, als eine Trauerkunde das Land durcheilte: „Der König ist tot!" — Waffenschmuck und Feldzeichen der Offiziere hüllten sich in Trauerflor, schwarze Trauerbänder hingen von den Spitzen der Fahnen und Standarten herab, der Trommler wirbelte mit gedämpftem Ton, die fröhlichen Klänge der Feldmusik mußten für die nächste Zeit verstummen. — Nur für Stunden schwand der düstere Trauerflor, als König Wilhelm I. die Vertreter der neuen Regimenter nach Berlin beschieden hatte, um ihnen in feierlicher Weise die Fahnen zu übergeben.

Auf dem schönen Platze zwischen der breiten Straße „Unter den Linden" und dem königlichen Schlosse, wo die Denkmäler der preußischen Helden aus den Befreiungskriegen sich erheben, wo der alte Marschall Vorwärts, wo Gneisenau, York, Scharnhorst, Bülow von hohen Sockeln herabblicken, wo vor allen das herrliche Reiterstandbild Friedrichs des Großen gegenüber den Fenstern des königlichen Palais hoch über die Wipfel der Linden emporragt, da waren die Abgesandten des alten und des jungen Heeres um ihren königlichen Kriegsherrn versammelt. Eine aus allen Truppen zusammengesetzte Kompanie holte sämtliche neue Fahnen aus dem königlichen Schlosse und marschierte unter den Klängen alter Siegesmärsche in breiter Front bis zum Friedrichsdenkmal. Es war ein prächtiger Anblick, dieser wehende, wallende Fahnenwald!

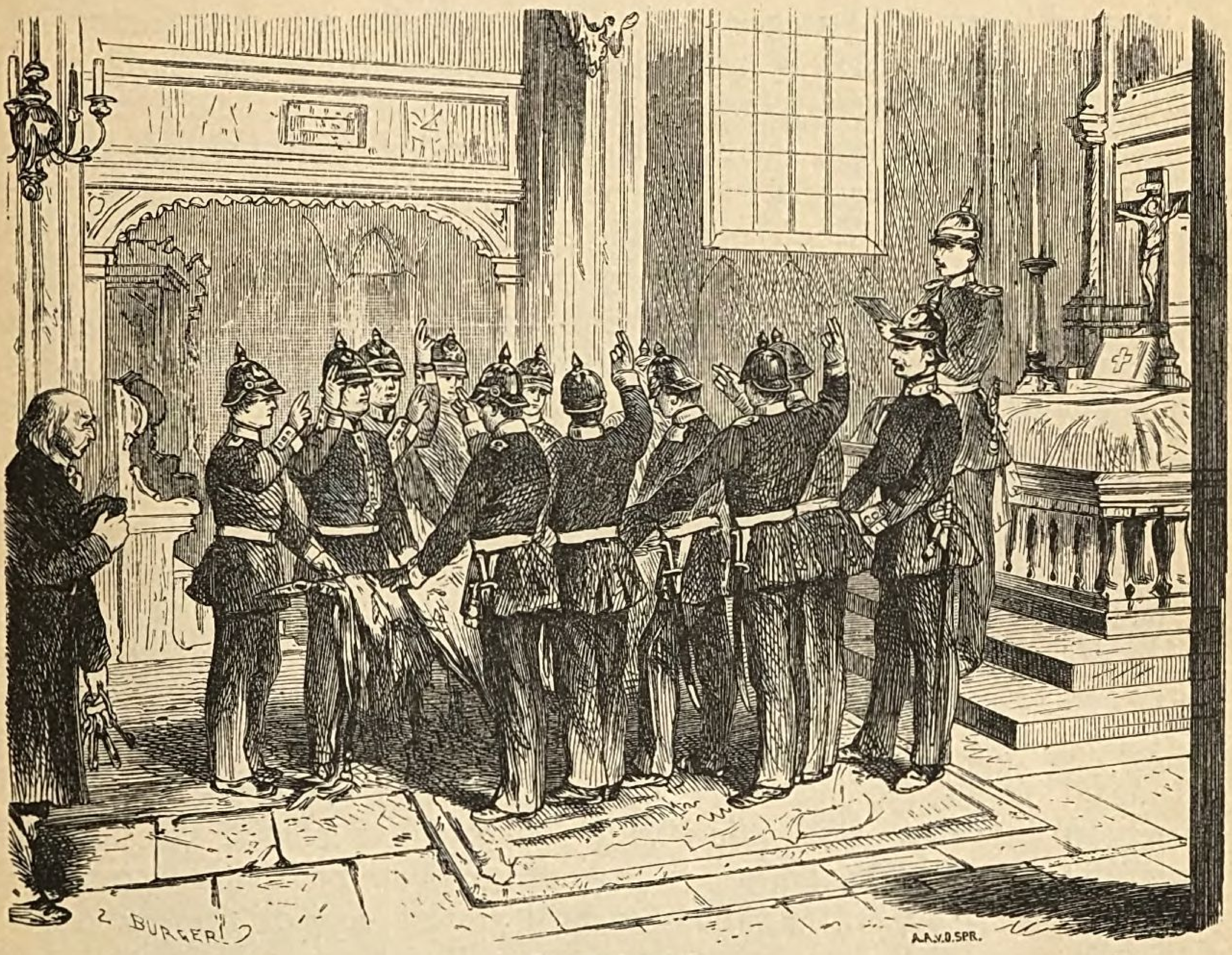
Und die zerrissenen und zerschossenen Fahnen des alten Heerstammes rauschten leise im Winde, als wollten sie den jüngeren Schwestern erzählen von den Heldenthaten, deren Zeugen sie gewesen waren auf so vielen Schlachtfeldern in der Nähe und Ferne! Aber auch die neuen schienen sich stolz zu blähen in dem Bewußtsein, daß sie gewiß bald eine ehrenvolle Feuertaufe erhalten würden!

Noch nicht drei Jahre gingen ins Land, da sahen sie ihr Hoffen erfüllt. Oben in den deutschen Nordmarken zogen sich schwere Gewitterwolken zusammen. Wieder galt es, einzutreten für das Recht des verlassenen Bruderstammes an der Eider. Vereint mit Österreich schritt Preußen zur That, und dank der Thatkraft des großen Staatsmannes, welcher die auswärtigen Angelegenheiten

Preußens leitete, sollten diesmal die „Diplomatiker“ nicht wieder verderben, was das Schwert geschaffen.

König Wilhelm sah entrüstet,
Wie der Däne frech sich brüstet,
Sprach zum Vetter Kaiser Franz:
„Woll'n den Dänen gründlich lehren,
Gutes deutsches Recht zu ehren!
Auf! Zum blut'gen Schwertertanz!“

Öst'reichs Kaiser sonder Säumen
Ließ die Kriegesrosse zäumen
Und schickt dreißigtausend Mann!
Österreichs und Preußens Streiter
Rückten schleunigst an die Eider,
Vater Wrangel führt sie an!



Der Fahneneid.

Der Ausmarsch. Lebensfrisch verjüngt sich in jedem Herbste das preußische Heer; da werden die Reservisten in die Heimat entlassen und Rekruten eingezogen. Manch Muttersöhnchen mit Pausbacken und blauen Augen kommt zitternd zur Fahne; es jammert vor Heimweh und bebt vor den gestrengen Herren in glänzender Uniform, die so kurz angebunden mit ihm reden und gleich losdonnern, wenn es sie nicht versteht. Und ach! die gute Mutter ist fern; wie weinte sie beim Abschied!

Dem Rekruten werden die Kriegsartikel vorgelesen, das sind die Strafgesetze für die Armee; darin steht viel von Arrest und Festungsstrafe bis zu zehn und zwanzig Jahren, von Baugefangenschaft und Tod durch Pulver und Blei.

Dem Rekruten wird's gar weh ums Herz; er läßt den Kopf jetzt ganz hängen und denkt, es sei mit ihm vorbei. Da richtet ihn ein schnurrbärtiger Mann wieder in die Höhe. „Mut gefaßt“, sagt er, „das ist alles nicht so

schlimm. Wenn du ein rechtschaffener Kerl bist, Steffens, so wirst du bald nicht mehr nach Hause wollen. Des Königs Rock ist ein Ehrenkleid; mußt stolz und dreist ausschauen, wenn du es trägst."

Der Unteroffizier läßt ihn die eine Hand auf die Fahne legen, die andre zum Schwur erheben. Er muß die Worte nachsprechen, die der Herr Leutnant allen Rekruten vorsagt. Er leistet den Soldateneid der Treue, den Abertausende vor ihm geschworen, den Tausende mit ihrem Blute besiegelt haben. Er soll dem Könige treu und gehorsam sein, ihm dienen zu Wasser und zu Lande, wo es immer sei, und sich betragen, „wie es einem pflicht- und ehrliebenden Soldaten ziemt und gebührt, so wahr ihm Gott helfe durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit. Amen."

Gott hört das Amen, das durch die Fahne rauscht; es ist das neue Banner, das der König den neugebildeten Regimentern gegeben hat. Für den Rekruten ist das Regiment jetzt seine Familie, die Stelle des Vaters vertritt der Hauptmann, der Feldwebel trägt die Muttersorgen. Nun heißt es, aus dem ungeschickten Bauernsohn einen schmucken Soldaten zu machen und ihn das Waffenhandwerk zu lehren. Da muß er vor allem gehorchen lernen, was leichter aussieht als es ist, denn es verlangt die Fügung des eignen Willens unter den des Vorgesetzten. Aber diese Unterordnung ist zugleich die Vorschule zur höchsten Tugend des Soldaten wie jedes Menschen: der Selbstüberwindung. Nur wer gehorchen gelernt hat, der kann befehlen.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gewöhnt der Rekrut sich besser an seine neue, streng geregelte Thätigkeit. Vom Leichteren geht's allmählich zum Schwereren: Exerzieren, Turnen, Unterricht, Schießen, Felddienst, Posten stehen, Parade und wie die schönen Dinge alle heißen. Nach wenig Monaten fühlt sich unser Hans schon als ganzer Kerl und die Straßen der Stadt sind ihm fast zu eng, wenn er Sonntags nachmittags mit einem älteren Kameraden spazieren geht. Alle Mädels, so glaubt er, lachen ihn an; aber er will nichts von ihnen wissen; er bleibt seiner Anne Liese daheim treu, der er auch schon vor einigen Wochen seine Photographie geschickt hat, auf der er dasteht mit dem Schwerte umgürtet. Wie glänzen die goldenen Knöpfe und der rote Kragen am blauen Rock, wie leuchten neben den roten Backen und Lippen die treuen blauen Augen! — Doch bald kommt's besser! — Der König ruft!

Es wird lebendig in der kleinen Garnisonstadt der Mark. Bei unsern Voreltern flog der Pfeil von Gau zu Gau, wenn der Rat der Alten die mannbare Jugend zum Kampfe entbot; auch heute ist es kein Heer von Söldnern, das zum Kampfe ausrückt; der Kriegsruf dringt in das Herz des Volkes, und aus der Werkstatt, vom häuslichen Herde, aus den Armen der Seinen eilt der Reservemann zur Fahne.

„Welch Ungewitter ist plötzlich heraufgezogen, das wilden Kriegslärm in die Stätten des Friedens bringt?" so fragt ein jeder, und der junge Soldat lauscht, was die Vorgesetzten davon reden. Der Herr Leutnant erklärt es ihm bald im Unterricht, was in der hohen Politik vorgegangen. Diesmal soll es wirklich losgehen und zwar mit „scharfen" Patronen

„Es ist der alte Hader mit den Dänen“, sagt er; „dem sollen wir ein Ende machen und ein preußisch Wort dreinreden. Vor alters herrschte ein Kaiser über alle Deutschen, der gab den Fürsten und Grafen Stücke Landes als Lehen, das heißt, er gab ihnen das Besitzrecht unter gewissen Bedingungen: sie mußten ihm Kriegstruppen stellen; durften das Land nicht veräußern und mußten die Oberhoheit des Kaisers, als ihres Lehnsherrn, anerkennen. Das Lehnsrecht ward später erblich, und so haben sich die Fürstentümer und Königreiche gebildet, die wir in Deutschland haben, sie blieben immer Teile des großen Deutschen Reiches.



Rekruten zur Garnison ziehend.

Das Herzogtum Schleswig war nun ein dänisches, das Herzogtum Holstein ein deutsches Reichslehen; beide Lande hatten aber eine gemeinschaftliche Verfassung, und es war ihnen vom Könige versprochen, daß sie immer vereinigt bleiben sollten, und zwar, wie es in den Urkunden heißt, „up ewig ungedeelt“. Die dänischen Könige trachteten trotzdem danach, die Herzöge von Schleswig-Holstein zu beseitigen und die schönen deutschen Lande, die ihnen nur lehnspflichtig waren, dem Reiche Dänemark einzuverleiben. Es sind 200 Jahre her, seit die Dänen mit List oder mit Gewalt auf dies Ziel hingearbeitet haben, aber an dem festen Sinne der deutschen Bevölkerung scheiterten ihre Bestrebungen; und wenn sich auch der König Friedrich IV. in Schleswig huldigen ließ, so traten doch die Herzöge von Augustenburg immer wieder für das uralte Recht ihrer Mutterlande ein. Selbst im Jahre 1806, als das ganze Deutsche Reich

zusammenbrach, gelang es den Dänen nicht, Holstein sich anzueignen. Wie an vielen andern Orten unsres Vaterlandes, so wurden auch hier deutsche Männer gezwungen, unter der Dänenfahne gegen Napoleons Feinde zu Felde zu ziehen, und selbst der Pariser Friede brachte ihnen nicht ihr deutsches Recht, aber Holstein wurde doch deutsches Bundesland und mußte mit Schleswig unter einer besonderen Statthalterschaft vereinigt bleiben.

„Die Gelehrten“, fuhr der Herr Leutnant fort, „haben viel über die Rechte der Herzogtümer und die gewaltthätigen Ränke der Dänen geschrieben; so viel aber habe ich selbst dort im Lande gesehen, daß in jenen Ländern ein biederes, friedfertiges Volk wohnt, das sich niemals empört haben würde, wenn der Däne sich damit begnügt hätte, die Herrschaft über diese blühenden deutschen Länder zu haben. Er wollte aber mehr, er wollte die Deutschen zu Dänen machen, und wo ihm Widerstand geleistet wurde, da versuchte er den Trotz durch grausame Bedrückungen zu brechen: er verletzte alle Verträge, zog dänische Geistliche und Schullehrer ins Land, kurz, er that, als ob es kein deutsches Land mehr gäbe, das für seine Stiefkinder Sorge tragen werde. Die dänische Königsfamilie war nun dem Aussterben nahe. Nach dem dänischen Königsgesetz erbt auch die weibliche Nachfolge, in Deutschland ist dies nicht der Fall. Es entstand also die Frage, ob der Nachfolger Christians VIII. auch die Herzogtümer erben könne. Die Eiderdänen, d. h. die dänische Partei, welche die Eider zur Südgrenze Dänemarks haben wollte, setzten es durch, daß der neue König, Friedrich VII., im Januar 1848 das deutsche Herzogtum Schleswig zu einer dänischen Provinz erklärte. Da brach der Aufstand los, und der König von Preußen sandte seine Truppen, um deutsches Land gegen dänische Unbill zu schützen. Am Ostersonntag 1848 wurde das Danewerk erstürmt, bald darauf der Däne übers Meer gejagt und die Herzogtümer waren frei. Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft schuf eine Armee, die unter der Führung eines preußischen Generals den Krieg mit Dänemark fortführte, als die preußischen Truppen zurückgezogen wurden. In Deutschland herrschten leider während dieser Zeit bürgerliche Unruhen und Aufruhr; der König brauchte seine Armee, um den Frieden im eignen Lande zu wahren; die Russen und Engländer drohten mit Krieg, und König Friedrich Wilhelm IV. gab nach, als die europäischen Großmächte erklärten, über das Schicksal der Herzogtümer friedlich beraten zu wollen. Man setzte fest, daß die Herzogtümer unter der Bedingung auch künftig bei Dänemark verbleiben sollten, daß ihre Selbständigkeit erhalten und der deutsche Einwohner dem dänischen gleichberechtigt bleibe. Die Herzogtümer zwang man durch Entwaffnung, sich diesem Beschlusse der Großmächte zu fügen.

„So hätte alles friedlich geendet, wenn die Dänen den Vertrag geachtet hätten; aber kaum waren sie Herren des Landes, so übten sie die schnödeste Rache, und allen Verträgen, ja ganz Deutschland zum Hohn, wurde der armen deutschen Bevölkerung das dänische Regiment blutig eingeprägt. Ja selbst im Vertrauen darauf, daß die andern Mächte keine Vergrößerung Deutschlands dulden würden, und überzeugt davon, daß der Deutsche Bund doch keinen energischen Beschluß fassen werde, brach der Dänenkönig am 30. März 1863 den

Vertrag, dem er den Frieden verdankte, und wollte Schleswig in Dänemark einverleiben. Der Deutsche Bund beschloß, Holstein zu besetzen, und da unterdessen König Friedrich VII. gestorben ist, will er den neuen Dänenkönig Christian IX. nicht anerkennen, weil alle Verträge, die ihn zum Erben der Herzogtümer gemacht, zerrissen seien. Der Däne trotzt und der Deutsche Bund hat zwar Holstein besetzt, aber er wagt es nicht, auch Schleswig zu befreien, weil er das Eingreifen der andern Mächte fürchtet. Unser König aber will überall für deutsches Recht das preußische Eisen dreinschlagen lassen und darum zieht er den Degen. Die Österreicher werden mit uns gehen, um der Welt einmal zu zeigen, daß es noch deutsche Mächte gibt, die für die deutsche Ehre einstehen. Und wir", so schloß der Herr Leutnant, „wir werden dem preußischen Namen Ehre machen, mag es kommen, wie es will. Mit Gott für König und Vaterland! Hoch lebe unser allverehrter König Wilhelm!" Und weithin schallte dreimal ein kräftiges „Hurra" durch die Luft.

Der Tornister war bald gepackt und der Befehl zum Ausmarsch kam rascher, als mancher gedacht; die Dänen hatten gutwillig Holstein geräumt, nachdem sie das Land geplündert. Doch wollte niemand an den Ernst der deutschen Großmächte glauben, da England mit Frankreich darüber unterhandelte, dem Dänen Hilfstruppen zu senden, und die Kälte des Winters gewöhnlich den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögert. Aber es sollte blutiger Ernst werden. Die Truppen erhielten Befehl, sofort nach Holstein zu rücken. Schnell und pünktlich war dies ausgeführt; Ende Januar 1864 stand das preußisch-österreichische Heer an der Eider, bereit, den Grenzfluß zu überschreiten.

Vor dem Feinde. Die schlagfertige Armee der Verbündeten steht also in Feindesland. Wie pocht das Herz des jungen Soldaten unruhig vor banger Erwartung! Der Wille ist gut, aber wird er auch die eisige Kälte, die langen Märsche, Hunger und Durst ertragen können? Wird er nicht zurückstehen gegen den Waffenbruder aus Österreich, den die glühende Sonne Italiens in den Schlachten von Magenta und Solferino gebräunt?

Der greise Marschall Wrangel schaut den jungen Kriegern prüfend ins Auge. Er weiß es, daß die Jugend der Mark und Westfalens an Kraft und Ausdauer dem Sohne der Pußta und den braven Tirolern nicht nachsteht. Es sind ja die Söhne der Alten von Anno 13, die damals auch bartlos ins Feld gezogen. Ihr Führer trägt die Ehrenzeichen auf der Brust, die jeden Preußen mit stolzen Erinnerungen erfüllen. Er hat sich als Jüngling von 23 Jahren in den Unglückstagen Preußens, Anno 1807, den Orden pour le mérite erworben, den vom Alten Fritz gestifteten Kriegsorden. Seine Brust ziert auch das Kreuz von Eisen, ein ernstes Denkmal jener schweren Zeit, in der unsre Väter geblutet und so Herrliches errungen.

Auch im Jahre 1848 hat der Marschall die Fahnen siegend über das Danewerk geführt; viele der älteren Offiziere haben sich in jenem Kriege erprobt und bewährt, darunter vorzüglich der Chef des Generalstabes, General Vogel von Falckenstein, gleichfalls ein Veteran von Anno 13 mit dem Ehrenkreuze von Eisen. Dem bejahrten Oberfeldherrn hatte König Wilhelm seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, an die Seite gestellt,

damit er sich hier im Kriege als Führer ausbilde. Ein andrer preußischer Prinz führt das preußische Armeekorps, ein jugendlicher Held, der seine persönliche Tapferkeit bereits hier in Schleswig und in Baden gezeigt hat. Die Märker kennen ihren kommandierenden General Prinz Friedrich Karl; die Westfalen schauen neugierig, wie der „rote brandenburgische Adler" durch ihre Reihen fliegt, als müsse alles im Sturme gehen, und der schleswigsche Bauer, der seine Proklamation liest, ruft schmunzelnd: „He is'n Düvelskerl!"

Den Wrangel an der Spitze,
Prinz Friedrich Karl dazu,
So zieh'n wir aus zum Kampfe,
Zieh'n sonder Rast und Ruh'.
Es ist zwar schlimmes Wetter
Und eisig kalt der Nord,
Doch warm der Deutschen Herzen;
Nun gilt's: Ein Mann, ein Wort!

Der alte Wrangel fraget
Den dän'schen General:
„Willst, Däne, du nun weichen,
Noch laß ich dir die Wahl."
Der Däne sprach: „Wir geben
So leicht das Land nicht auf."
Da ruft der Alte: „Kinder,
In Gottes Namen drauf!"

Die neuen Regimenter der preußischen Garde werden unter dem Kommando des Generals von der Mülbe mit dem österreichischen Korps vereinigt; den Oberbefehl über dieses führt Feldmarschalleutnant von Gablenz, der, auf den Schlachtfeldern Italiens unter Radetzky und in Ungarn unter Schlick herangebildet, bei Solferino Theresienritter geworden ist und staatsmännische Kunst mit ritterlicher Tapferkeit vereint.

In der Frühe des 1. Februar 1864 geht es mit wehenden Fahnen über die Eider. Die Österreicher und hinter ihr die preußische Garde marschieren gerade auf das Danewerk los, Prinz Friedrich Karl rückt von Kiel aus über Eckernförde gegen Missunde. Zwei dänische Kriegsdampfer erscheinen in der Eckernförder Bucht und alles lacht auf den Schiffen, als drei sechspfündige preußische Batterien auffahren; die „kleinen Dinger", glaubt man, können nichts ausrichten; aber schon nach den ersten Schüssen nahm der übermütige Däne Reißaus; er dachte an das Schicksal, das in diesem Wasser zwei stattliche Schiffe — den „Christian VIII." und die schlanke „Gefion" — vor 15 Jahren ereilt hatte.

An der Grenze fanden die Verbündeten keinen Widerstand. Einzelne Kavalleriepoſten machten vor den anrückenden Kolonnen eiligst kehrt und verbreiteten schnell die Kunde von dem Anmarsch des Feindes. Die Dänen hatten noch immer gehofft, daß es bei den Drohungen der beiden deutschen Großmächte bleiben werde, wie früher so oft, und wenn es wirklich zum Kriege komme, daß dann die bekannte deutsche Uneinigkeit auch diesmal wieder große Erfolge für Preußen und Österreich verhindern werde oder daß schließlich die neidischen großen Nachbarn Deutschlands durch Verhandlungen das wieder für Dänemark zurückerlangen könnten, was das deutsche Schwert erobert. Auch glaubte man durch die überlegene Flotte die Schwäche des Landheeres einigermaßen auszugleichen. Mit Mühe und Not waren 37 000 Mann zusammengebracht und zu diesem Zwecke viele alte wettergebräunte Bursche eingestellt, die vom Dienst blutwenig verstanden und wenn auch „tappre Landsoldaten", doch körperlich nicht mehr rüstig genug waren, um die Anstrengungen eines Feldzugs zu ertragen.

Der größte Teil der Offiziere war vom Kaufmannstische oder aus den Schreibstuben geholt. Im übrigen waren die Truppen recht gut ausgerüstet und bewaffnet, aber nicht mit Hinterladern..

Wenige Meilen nordwärts der Eider hatte der dänische Oberbefehlshaber, General de Meza, fast die ganze Armee hinter dem berühmten Danewerk aufgestellt, um hier dem Feinde die Stirn zu bieten. Von einem Meere zum andern quer durch ganz Schleswig, von der Schleibucht bis zur Eidermündung, zog sich der künstliche Damm Danewerk hin. Die heidnische Königin Thyra Danebot hatte ihn einst gegen das Vordringen des Kreuzes nach Norden aufgerichtet, die Schwarze Margarete ihn aufs neue mit Zinnen und Türmen krönen lassen.



Ausmarsch der Truppen.

Jetzt waren die alten Schanzen wieder hergestellt und verbessert, auch neue Werke nach allen Regeln der Befestigungskunst angefügt worden. Eine fast mythische Bedeutung knüpfte sich an das für unüberwindlich gehaltene Danewerk, aus dem eine große Anzahl schwerer Kanonen dem Feinde entgegenstarrte, um Tod und Verderben in seine Reihen zu schleudern, falls er den Angriff wagen sollte. Jetzt erblickte der Posten, der am meerumrauschten Strande von den Schanzen nach Süden spähte, in dunkler stürmischer Mitternacht die Schwarze Margarete, wie sie auf weißem Zelter, das schwarze Haar im Winde flatternd, in einer Wolke von einem Meere zum andern am Danewerk entlang dahinsauste.

Es wäre Verwegenheit und mit großen Opfern verbunden gewesen, wenn die Verbündeten ohne weiteres die starke Stellung der Dänen angegriffen hätten. General Gablenz sollte vielmehr mit seinen Österreichern den Feind zunächst in der Front beschäftigen, Prinz Friedrich Karl aber inzwischen von rechtsher über die Schlei dringen und die Dänen im Rücken fassen. Daher der Vormarsch desselben nach Missunde.

Schon der Marsch von Kiel herauf war für die Truppen eine harte Probe ihrer Ausdauer gewesen. Die Straßen waren glatt wie eine Eisbahn, gestürzte Pferde und zurückgebliebene Wagen hatten den Marsch der Kolonnen oftmals aufgehalten. Auch heute, am 2. Februar, war die Luft rauh und kalt. Nicht lange dauert's, da donnert der erste Kanonenschuß von der Dänenschanze der Avantgarde entgegen. Gesang und Scherzworte verstummen plötzlich.

„Geht's denn heut noch gleich bis Kopenhagen?" hatte ein Reservist in erzwungener Laune gefragt, als der Marsch kein Ende zu nehmen schien. Jetzt ertönt es „Halt!", die Artillerie fährt vor und bald darauf sausen die Dänenkugeln über das Bataillon.

Hei, wie sich alles unwillkürlich duckt und dann beschämt aufschaut! Aber der stattliche Krieger dort, mit dem Ehrenzeichen der Helden von Magenta und Solferino auf der Brust, sagt lächelnd:

„Kinder, nun habt ihr dem Feinde euer Kompliment gemacht. Spreche ein jeder sein Gebet, denn von jetzt ab habt ihr an nichts andres zu denken, als an eure Pflicht." So sprach Major von Jena zu seinen Soldaten, und während er durch die Glieder ritt, schaute er jedem forschend und ermunternd ins Antlitz.

Schützen schwärmen aus; bald darauf trägt man Verwundete zurück, die blutige Arbeit hat begonnen.

Ein dichter Nebel lagerte auf den Wiesen und machte es unmöglich, die Wirkung der Artillerie auf die Schanzen des Feindes zu beobachten. Der Erdboden dröhnte unter dem Rasseln der voreilenden Geschütze und Munitionswagen; Kanonendonner erschüttert die Luft. Hier taucht eine Kolonne aus dem Nebel, dort zerteilt ihn Blitz mit Donner und Rauch. „Wie Sand sprühten die Kugeln!" aber das Herz drängt vorwärts, denn es ist ein unheimliches Gefühl, dies Stehen im Kanonenfeuer, das Zischen der Kugeln hören und warten zu müssen, bis der Befehl zum Vorrücken kommt.

Endlich heißt es „Vorwärts!" Dichte Schützenschwärme dringen vor, um nach den Schießscharten zu zielen und die Artilleristen von den Geschützen wegzuputzen. Aber es ist vergebens, ein Hagel von Shrapnels, Kartätschen und Granaten macht jede Annäherung unmöglich. Der Ordonnanzoffizier des Prinzen, Graf Karl von der Gröben-Ponarien, ein Enkel des edlen, von Schenkendorf besungenen Wilhelm von der Gröben, der Sohn einer Tochter des tapferen Dörnberg, sinkt von einem Granatsplitter tödlich getroffen zu Boden; ein andres Stück derselben Granate schleudert den Major von Jena vier Schritte weit hinweg. Er wird zum Verbandplatze getragen; zum Glück ist er nur betäubt, und wenn auch mit geschwollenem Antlitz, erscheint er doch bald unter dem Jubel seines Bataillons wieder vor der Front.



Major von Jena bei Missunde.

Das zweite Bataillon der Sechziger stürmt mit entrollter Fahne, umhagelt von Kugeln, über das Eis der Schlei. Die Eisdecke schwankt und kracht — da bringt ein Adjutant den Befehl zum Rückzug.

Der Prinz ließ das Gefecht abbrechen, da der Zweck der Aufklärung erreicht war. Die Stärke der Schanzen war erprobt, eine Fortsetzung des Kampfes wäre eine Verschwendung von Menschenleben gewesen.

Die jungen Soldaten hatten gestanden wie im Feuer ergraute Truppen. Ihr Führer war überzeugt, daß er sich auf sie verlassen könne. Den Leuten waren die Offiziere mit heldenmütigem Beispiel vorangegangen; unter 197 Toten und Verwundeten befanden sich zehn Offiziere. Die Artillerie hatte kaltblütig wie auf dem Übungsplatze gefeuert. Ein „Kanonier von Missunde" galt noch lange als besonderer Ehrentitel.

Oberselk und Översee. In den ersten Februartagen ging es unterdessen auch auf dem österreichischen Flügel lebhaft zu. Ihm war die Ehre zuerteilt, gegen die vielgerühmte Danewerkstellung vorzugehen. Schon am 3. ward bei Oberselk hart und heiß gestritten. Im wilden Sturmlauf nahmen die Österreicher den Königshügel; Graf Leopold von Gondrecourt ist der Held des Tages, standhaft in Strapazen wie im Kugelregen wird seine Brigade die „eiserne" getauft.

Es galt nun, sich auf dem Königshügel festzusetzen und eine passende Stellung für Batterieanlagen zu gewinnen. Unter großen Schwierigkeiten wurden die Geschütze dort am 4. aufgestellt, denn der Feind unterhielt ein wirksames Feuer gegen diesen wichtigen Punkt. Die Einbuße an Menschenleben während der beiden Tage war den Verhältnissen nach nicht gering und der Verlust von 30 Offizieren und 519 Mann zu beklagen. Aber ein neues grünes Lorbeerreis war erworben! Die 18er Jäger und die Regimenter „König von Preußen" und „Belgieninfanterie" bewährten glänzend ihren alten Ruhm.

Unter den bei Oberselk Gefallenen befand sich auch der Oberleutnant Karl Ritter Bayer von Mörthal. Als dieser Tapfere den ersten Schuß am linken Arm erhielt, überwand er mutig den Schmerz und drang, seinen Leuten ein Vorbild der Kühnheit, ungestüm weiter vor, indem er heiter rief: „Gut geschossen, Figur links getroffen!" welchen Ausdruck die Jäger beim Scheibenschießen gebrauchen. Ungeachtet seiner Verwundung verließ er den Kampfplatz nicht eher, als bis eine zweite Kugel in den Unterleib ihn tödlich verwundete. Noch an demselben Tage verschied dieser Held.

Viele der gefallenen Dänen wurden nach dem Gefechte bei Oberselk ohne Stiefeln gefunden; die österreichischen Soldaten hatten sie als willkommene Beute an sich genommen, da die ihrigen bei der schlechten Witterung bereits völlig unbrauchbar geworden waren. So zog ein 18er Jäger einem toten Dänen die Stiefel von den Füßen mit den Worten: „Der find't a ohn' Stiefel den Weg ins Paradies, i aber komm mit mein'n zerriss'nen Schuh'n nit na Schleswig."

Prinz Friedrich Karl suchte inzwischen nach dem Gefechte bei Missunde die Schlei weiter stromabwärts zu überschreiten. Trotz starken Frostes und Schneegestöbers mußte ohne Feuer und Stroh an den Ufern der Schlei gelagert

werden, damit der Feind das Vorhaben nicht entdecke. Eine Brigade rückte nach Arnis, um dort am 6. Februar gegen 4 Uhr morgens auf Kähnen überzusetzen. Aber noch bevor das Übersetzen und der Brückenschlag begonnen hatte, war die überraschende Nachricht eingelaufen, daß die Dänen aus Furcht vor einer Umgehung die Danewerkstellung in der Nacht verlassen hätten und auf dem Wege nach Flensburg seien. Jetzt hieß es: dem Feinde nach, ihn durch rasche Märsche ereilen!



Herzog Wilhelms von Württemberg Verwundung bei Översee.

Trotz des schwachen Eises an den Ufern, trotz der Strömung war die Brückenlegung in wenig Stunden vollbracht. Ohne Rast ging es hinüber, dem Feinde nach!

Das waren Tage, die dem Soldaten unvergeßlich bleiben werden. „Kinder, die Haltung geht verloren!“ neckt der Major, wie die Leute durch den fußhohen Schnee waten, und „drück' doch die Kniee durch!“ ruft ein Kamerad dem andern zu, um durch Scherze sich selber frischen Mut einzureden. Da liegt es

sich nach schwerer Tagesmühe am Abend weich im unwirtlichen Quartier auf harter Streu, da schmeckt ein Bissen Speck wie das herrlichste Mahl. Und wenn der Soldat todmüde hinsinkt zu einer kurzen Rast, wenn er sich Pulver statt des Salzes auf das Brot streut und den Kaffee im Biwak mit Schneewasser kocht, dann wünscht er wohl, die Mutter könne ihn also sehen, wie er's fröhlich erträgt. „Schone dich!“ hat ihre Sorge ihm zugeflüstert, und jetzt hat er seit drei Tagen die nassen Stiefel nicht vom Leibe bekommen. Die Offiziere, ja die königlichen Prinzen teilen mit den Soldaten Mühe und Gefahr: der Kronprinz ist in den Pantoffeln seiner Wirtin, einer Bauersfrau, einherstolziert, als er durchfroren das Quartier erreichte, und der hatte es doch wahrlich nicht nötig. Wie herzerquickend ist das Band der Kameradschaft in solchen Tagen! Alle erdulden dasselbe, um dieselbe Ehre zu erwerben!

Sobald Feldmarschallleutnant von Gablenz den bei Nacht und Nebel heimlich vollführten Rückzug der Dänen erfahren, eilte er hinter ihnen her und erreichte sie bei Översee am 6. Februar. Mit ermatteten Truppen wagte er den Angriff. Es war ein überaus kühnes Beginnen, denn er hatte keine Reserve und kannte die Stärke des Feindes nicht. Bauend auf die Tapferkeit seiner Truppen, packte er ohne Bedenken den Stier gleich bei den Hörnern. „Vorwärts!“ heißt das Losungswort. Die Neuner-Jäger werfen die Tornister ab und stürmen gegen den Engpaß; den Hut schwenkend, führt Feldmarschallleutnant von Gablenz die Kolonnen gegen den Feind. Ein Hagel von Kugeln empfängt die Braven, sie stürzen reihenweise, aber andre dringen nach. Herzog Wilhelm von Württemberg sinkt verwundet zu Boden. Die Gewehre versagen den Österreichern, sie müssen das Feuergefecht in ein Handgemenge verwandeln. „Wir sind $3\frac{1}{2}$ Meilen im Laufschritt marschiert“, erzählte ein Offizier, „und haben den Feind angegriffen, ohne einen Schuß zu thun. Er gab sein Feuer auf fünf Schritte Entfernung und unsre Leute hieben ihn mit den Kolben nieder!“

Die Musik spielte den Radetzkymarsch zum Sturme, und wieder ward ein blutiges Lorbeerblatt gepflückt.

Einen schaudererregenden Anblick bot das Schlachtfeld von Översee, als die Wogen des Kampfes sich gelegt hatten; überall traf das Auge auf Leichen mit klaffenden Wunden; schwer Verletzte und schrecklich Verstümmelte lagen auf dem blutgetränkten Boden. An diesem Tage bewährte sich aufs glänzendste die Tüchtigkeit der österreichischen Soldaten. Kamen doch viele erst in den folgenden Tagen und meldeten sich als verwundet. So erschien ein Mann vom Regiment „König der Belgier“ am zweiten Tage nach dem Gefechte vor seinem Hauptmann mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich glaub', ich bin ein bißchen blau in der Seite.“ Die angeblich blaue Seite ward untersucht, und siehe, es kam zu Tage, daß dem Soldaten eine Kugel von vorn in die Seite gedrungen und rückwärts wieder hinausgefahren war.

Der Sieg von Översee kostete den Dänen manchen tapferen Mann. Die dänische Armee war jedoch entkommen. Die preußischen Husaren vom Korps des Prinzen ereilten nur noch Nachzügler in Flensburg und verhinderten einige mit Proviant befrachtete Schiffe am Auslaufen aus dem Hafen.

Am Lagerfeuer. Der größte Teil der entkommenen dänischen Armee war glücklich in die feste Düppelstellung am Alsensund gelangt; der Rest hatte sich in nördlicher Richtung Jütland zugewendet. Während Prinz Friedrich Karl mit seinem Korps dem ersteren folgte, drangen die Österreicher und die preußische Garde hinter dem letzteren her.

Ein kleines, kühn ausgeführtes Reitergefecht der preußischen Gardehusaren bei Nieder-Bjert bildete hier das Vorspiel zu ernsteren Kämpfen. Am 8. März wurde die Koldingau, die Grenze Jütlands, überschritten. Die preußischen Garden gingen gegen die an der jütischen Ostküste gelegene und von den Dänen stark besetzte Festung Fridericia vor. Sie stießen hinter Gudsoe auf den Feind. Die vortreffliche Feuerwaffe der preußischen Infanterie und die überlegte, stets auf Schonung von Menschenleben bedachte Leitung des Gefechts feierte bei Sonderskoogaard und Bredstrup ihren ersten Triumph. Die Gegner wurden überall ohne große eigne Verluste geworfen, auch wurden viele Gefangene eingebracht; eine ganze Kompanie sah sich abgeschnitten und gezwungen, das Gewehr zu strecken.

Nur in Fridericia hielten sich die Dänen tapfer; vergeblich beschoß preußische Artillerie am 20. und 21. März die eng eingeschlossene Festung, deren Einwohner mit Hab und Gut nach dem nahen Fünen geflüchtet waren.

Die Österreicher hatten inzwischen ihren Vormarsch gegen Veile gerichtet und waren drauf gegangen wie bei Oberselk und Översee. Zuerst Graf Czernin mit seinen Reitern, tollkühn und heldenmütig — dann im wilden Sturm auf Veile das Regiment Hessen, wetteifernd mit den Neunerjägern. Der Feldherr leitet das Gefecht mit der Ruhe eines Schachspielers — aber ungeduldig springt Graf Gondrecourt vom Pferde und führt die „eiserne" Brigade mit gezücktem Säbel zum Sieg. Der Tag ist entschieden.

Wie herzerhebend ist das Gefühl in der Brust eines Kriegers nach solch einem Ehrentage! Dankgefühl gegen Gott hebt die Brust, der Krieger hat dem Tode getrotzt und die Kugel hat ihn verschont. Ein Blick inniger Teilnahme folgt den Verwundeten, die man fortträgt ins Spital; ein Blick der Wehmut ruht auf dem gefallenen Kameraden und am Wachtfeuer gedenkt man derer, die den Heldentod gefunden. Aber bald wird es auch heiter im Kreise, der Jubel des Sieges ist lauter als der Schmerz über die Toten, und wer etwas Besonderes zu erzählen hat, gibt's zum besten. Österreicher und Preußen sitzen beisammen am Lagerfeuer und teilen ihren Speck, ihr Brot miteinander. Wo das Salz fehlt, wird Pulver aufs Brot geschüttet, die schmucke Markedenterin bringt, was sie hat. „Hierher, Guste, mir einen Danewerk!" — „Mir echtes Dänenblut!" Guste schenkt die Gläser voll. „Danke, min Jung!" spricht sie, wenn ihr ein roter Husar die Wange kneift und den Groschen reicht.

„Dacht' schon in Schleswig", meint ein Böhme, „die Linsen und dicken Erbsen alle Tag' wollten halt gar nicht mehr rutschen, aber hier bei den dickköpfigen Jüten wird's noch schlimmer. Werde mir vom Wundscher den Magen noch ganz 'rausnehmen lassen."

„Der Böhm' will meiner Seel' Frikassee haben!" lachte ein Husar von den roten Brandenburgern. „Sollst mal erst die Fieberkost im Lazarett durchmachen.

Des Morgens ein Pegel Thee, mittags eine süße Suppe und Zwieback dazu. Da wird einem trocken Brot lieber."

„Meinem Leibe wäre ein Bett das Liebste", meint ein Grenadier. „Habe seit vier Wochen kein Bett gesehen und kaum die Stiefeln von den Füßen gehabt. Aber ins Lazarett möcht' ich doch nicht."

„War auch nicht zum Vergnügen drin", entgegnete der Husar. „Kriegte einen Säbelhieb, als der Gaul mit dem Major von Alvensleben durchging. Wir wie das Wetter hinterher, Unteroffizier Stumm von den Gardehusaren hieb ihn heraus. Aber aufs Lazarett lass' ich sonst nichts kommen. Da ist man wie bei Muttern. Die frommen Schwestern pflegen einen, Wiener Bürger und hübsche Damen bringen Apfelsinen und Limonaden. Wer einmal 'nein muß, der ist dort gut verwahrt. Nur macht's kein Vergnügen, die Doktors mit ihren Messern hantieren zu sehen. Brr — wenn sie die Knochen durchsägen, es kann einem ganz gruselig werden. Und dennoch — bei Gott, wenn's wieder zur Attacke bläst, ich müßt' doch der Vorderste sein. Es ist prächtig, mit dem Säbel hoch, im vollen Jagen, drauf los zu reiten, als sollt' die ganze Welt zu Grunde geh'n."

„Riktik, Kamerad", rief ein Liechtensteiner Husar mit schwarzen, flammenden Augen und gewichstem Schnurrbart, „so'n Attacken, das hat nix d'Infanterie. Eljen, bei Översee! Über die Knick, die Graben — Bassamanelka! Wo Ungar hinhaut, wächst sik kein Gras. Dänenkopp entzwei. Graf Lambert blut't, Ungar rächt. Und letzt bei Veile, knick, knack schossen sie Graf Czernin, aber Ungar nix Pardon."

„Schon gut, Husar", schmunzelt einer vom Regiment Hessen, „ihr seid brave Kerle, aber wir sind auch noch da. Die Weißröcke haben alle den Gottseibeiuns im Leibe, wenn die Musika den Radetzkymarsch aufspielt und Vater Gablenz den Säbel zieht. Wir stehen keinem nach. Die Totenlisten zeigen's."

„Unser braver Oberleutnant Hugo Rathlev hat auch dran glauben müssen", murmelt ein bärtiger Korporal. „Bei Oversee schlug die Kugel an sein Portemonnaie, ein Silberthaler darin rettete ihm das Leben. Die Kugel prallte diesmal ab. Doch am Morgen vor der Schlacht bei Veile gab er seinem Burschen einen Kuß und sagte: „Den bringe meinen alten Eltern, wenn ich fallen sollte." Er hatte eine Ahnung. Auf der Hospitalwiese ging's mit ihm zu Ende. Ich bot ihm noch den letzten Tropfen aus meiner Feldflasche, aber sein Herz schlug nicht mehr. Sie haben ihn mit Blumen bekränzt ins Grab gelegt, drei Salven über die Bahre geschossen. Ade! Ein braves Herz schlägt weniger unter der Fahne."

„Ja — viele sind geblieben und doch ist der Soldatentod ein freudiges Sterben!" nahm einer vom Regiment Belgien das Wort; ich will nicht von meinem Regiment reden, das kennt jeder — sondern von dem, was ich geseh'n. Da hat mir ein Steirer besonders gefallen. Der Fuß war ihm am Knöchel zerschmettert und er fluchte sakrisch über die Höllenhund' von Dänischen, aber das that er nur, um den Schmerz zu verbeißen. Als der Doktor ihm den Fuß abgenommen, sagte er: „Küß die Hand! Wann's mi a mal brauchen, dann schaffen's nur. I helf' Ihnen auch."



Der Hektor der Musikbande während Regen und Sturm.

„Nun“, rief ein Jäger, „die Belgier und Preußeninfanterie halten mit uns gleichen Schritt. Sah's, wie der Illeschütz fiel bei Översee. Der ganze Abhang lag voll Dolmans und Käppis der braven Liechtensteiner, die hier die Arbeit begonnen. Der Illeschütz führte die Belgier, Hauptmann Costella führte uns Jäger. Wir nahmen den Wald. Beide Offiziere wurden gleich anfangs verwundet. Der Illeschütz war nur ein Bauernsohn aus der Gegend von St. Lorenzen in den Windischbühlen, sollte erst Priester werden, aber das Soldatenherz zog ihn zur Fahne und er hat's vom Gemeinen bis zum Obersten gebracht. Sah ihn nach dem Gefecht mit dem verwundeten Herzog von Württemberg im Schuppen liegen. Beide hatten noch ein Bett, der Prokesch-Osten aber mußte auf dem Stroh liegen. Vor der Thür war der Schnee vom Blute weggeschmolzen, es sah gräßlich aus. Mit Fackeln und Laternen suchten die Bauern nach den Toten im Schnee und gruben sie heraus; die Sanität war gleich dabei, um noch zu helfen, wo ein Verwundeter vergessen worden. Die Toten warfen sie in eine Kalkgrube, der Schenkwirt will ein Kreuz auf den Grabhügel setzen. Da ruht mancher, der's sich nicht geträumt hat, hier im Eis des Nordens eine Schlafstelle für immer zu finden.“

Mittlerweile hatte ein Hornist von der Regimentsmusikbande unter den Plaudernden Platz genommen. „Ihr rühmt“, sprach er mit schmerzlich bewegter Stimme, „die Thaten eurer Offiziere und Kameraden und beklagt den Verlust der gefallenen Brüder. Aber morgen treten andre an die Stelle der Verwundeten und Toten. Unsre ganze Bande jedoch ist mit einem Male in die tiefste Trauer gebracht, weil unser Verlust ein unersetzlicher ist. Ja lacht nur! Unser Hektor ist noch nicht wiedergekehrt! Wenn sie ihn gefangen oder gar erschlagen haben — diese verd—ten Dansken, wer wird ferner unsern Karren mit der großen Trommel ziehen, unserm Tambour die Schlegel nachtragen, wer die Ruhe aufrecht erhalten, wenn ein ruppiger Schäfer-, Haus- oder Windhund kläglich heult, während wir euch die schönsten Melodien aufspielen?“

„Ach thut nur nit so gefährlich“, tröstete ein alter Tambour; „wenn ihr den Hund von eurer Bande meint, den haben's schon lang wieder ein'bracht.“

Still hatte bislang ein alter Husar dem lauten Treiben zugehört. Jetzt erhob er sich, indem er ausrief: „Joschi mein's und alle Joschi unsriges sollen allzeit leben! S'is zwar geben wurden Befehl, Magyar durf nix stehl'n. Befehl ist bei Husar umsonst; was sull Husar mak', wenn Furag' kommt z' spot und Joschi is hungrig? Friß i lieber nix und wenn mei'm Vatter wächst Heu statt Hoor uf Kopp, stehl' ich Vatters Hoor, wenn Joschi nix z' fressen. Hob' Joschi verwundeter 'raus aus 'm Feuer 'bracht und hob' bei Neunerjägern z' Fuß weiter gestritten. Wär' Joschi derschoss'n worden, hätt' mich gleich neben Joschi gelegt, wär' wie Joschi gesturb'n . . .“

Diesmal lachten die Leute nicht. Sie rührte die Liebe des Husaren zu seinem treuen Tiere.

„Für seine treue Anhänglichkeit an sein Pferd und seine Tapferkeit bei Översee hat Joschis Herr auch eine ehrenvolle Dekoration davongetragen“, ergänzte ein Kamerad die Erzählung des braven Reitersmannes, der bereits 22 Jahre im Dienste seines Kaisers zugebracht. Der also Berichtende, auch

kein Jüngling mehr, hätte freilich noch von sich selbst etwas Rühmliches erzählen können, denn er hatte bei Oberselk dem jungen Fürsten Aremberg, dessen Pferd erschossen worden war, sein eignes aufgedrungen, indem er hinzufügte: „Was thut, wenn Husar hundert fallen, wenn braver Offizier nur leben bleibt.“ Auch dieser Tapfere hatte mit dem Stutzen eines gefallenen Jägers zu Fuß fortgekämpft.

Die jüngeren Soldaten drängten sich an die beiden alten Soldaten heran und drückten ihnen die Hand. Der Herr Joschis hatte Not, die übermäßigen Freundschaftsbeweise abzuwehren, indem er sagte: „Husar gut Freund von Kaisers Soldaten allen. Kamerad Steirer, wollt erzählen a schnurrig Stuck?“

„Ja! Wie wir, ich und ein paar andre von meiner Kompanie, die Dansken dran gekriegt hab'n, wissen die meisten schon. Denen, die's nit wissen, sag' ich: Die Dänen haben bös dran glaub'n müssen. Wir hatten uns, es war bei Översee, an einige Kanoniere 'rangeschlichen und waren über sie gekommen, wie aus der Luft geschneit. 's war ein Spaß zum Todlachen! Sie standen beim Rand eines Waldes und wollten eben losbrennen, da pack' i den Feuerwerker und sag': „Halt! richten darf'st schon das Kanon, aber abschießen nit.“ Er starrt mich an, als wär' er halt behext und hätt' für immer die Lust verlor'n, mit uns anzubinden, und als wir bald nachher wieder an derselben Stelle vorüberkamen, lag unser Mann tot am Boden.“

Während die österreichischen Soldaten also plauderten und das Erzählen kein Ende nehmen wollte, rauchten die preußischen Gardegrenadiere ihren Tabak und hörten zu. Noch waren sie nicht in einen so heißen Kampf gekommen, wie die Österreicher bei Oberselk, bei Översee und bei Veile, denn bei Fridericia hielten die Dänen nicht stand.

„Ihr Preußen müßt nun auch einmal an die Reihe kommen“, sagte der Belgier, dem es leid that, daß die Kameraden so still dasitzen mußten und hören, was andre gethan.

„Es wär' auch Zeit“, entgegnete der Preuße. „Aber die Dansken laufen davon, sobald sie unsre Gewehre knallen hören. Es ist geradezu zum Lachen, auf welche närrische Weise sie sich unser schnelles Schießen erklären. Einige von unsern Gefangenen meinten zu unserm größten Spaß: „Die Preußen schlagen nur an den Kolben ihrer Büchsen und können dann schießen.“ Andre glaubten gar: „Die Preußen laden abends vorher ihre Gewehre und schießen dann den ganzen andern Tag daraus, ohne erst wieder zu laden.““

„'s ist wahr“, meinte der Belgierinfanterist, „die Preußen verstehen's Manövrieren und Tiraillieren, es ist ein Vergnügen, zuzuschau'n. Und schießen thun's — wie zum Jux! Sie treffen, ohne mehr als den Kopf vom Feinde zu sehen, auf 400 Schritt und noch weiter, und ihr Schuß schafft was. Wo wir eine Menge braver Leut' verlier'n, um einen Knick zu nehmen, da verjagen sie die Dansken, ohne daß es viel Blut kostet.“

„'s Hexerei dobei im Spiel“, brummte ein Ungar; laut aber fügte er hinzu: „Wie weit gengen's denn, Kanonen preuß'sche?“

„Na, du läufst einer preußischen Neunpfünderkugel nicht nach!“ belehrte der Preuße den Frager.

„A wos!“ erwiderte dieser, „preuß'sche Kug'ln sein nix gegen Kaiserkug'ln, Kug'ln unsrige gengen's drei Tog in einem furt, dann halten's Rasttag und dann fahren's ollweil widder furt zu gehen!“

Lautes heiteres Gelächter erscholl.

„So weit haben's freilich unsre Kanonen noch nicht gebracht“, bestätigte der Preuße. „Soviel ist jedoch gewiß, als wir die dänische Kompanie, vier Offiziere und 150 Mann, bei Snoghoi gefangen nahmen, da hatten wir nur drei Verwundete. Die dänische Artillerie kann uns auch nicht viel anhaben, denn wir schießen ihnen die Kanoniere von ihren Geschützen weg.“

„D'r Daus! Möcht so a Gewehr d'heim hoben!“ sagte der Steirer.

„Hm“, meinte ein andrer Belgier, „'s a nit so schlecht, mit dem Kolbe drein z' schlog'n und mit dem Bajonett den Feind verjag'n!“

„Habt recht“, stimmte der Preuße bei. „Wir wünschen nichts Besseres. Es heißt, wir marschieren bald nach Düppel hinunter. Das Manövrieren und Schießen können wir längst. Wir möchten nun auch drauf gehen dürfen, wie ihr.“

„Will's auch wünschen, Kamerad. So 'en Sieg in der Feldschlacht ist eine sakrisch stolze Sach'.“

In diesem Augenblicke ließen sich aus der Entfernung Stimmen und immer lauter erschallendes Gelächter hören. Die Herannahenden waren, das hatte man bald weg, höhere Offiziere. Ein Preuße sprang auf und ging auf eine der Ordonnanzen zu, welche dem Trupp Reiter folgten. Bald kehrte er zurück und berichtete folgendes: Der Kronprinz von Preußen hatte die Vorpostenkette abreiten wollen und war dabei von einem österreichischen Posten angehalten worden.

„I bitt' halt schön um d' Losung“, sagte der Wachstehende.

„Ich bin preußischer Offizier.“

„Glaub's schon, aber die Losung?“

„Ich bin General“, sagte der Kronprinz, auf die Streifen seiner Beinkleider zeigend.

„Schon recht, aber die Losung?“ wiederholte dringender der Österreicher.

„Die habe ich vergessen“, mußte der Prinz zugestehen, worauf ihn der Mann ersuchte abzusteigen und ihn zum Arrestanten erklärte. In demselben Augenblicke aber kam der zur Begleitung des Prinzen kommandierte österreichische Adjutant heran und befreite ihn. Den Herren bot dieser ergötzliche Zwischenfall Veranlassung zu heiterer Rede und Gegenrede. Der Posten durfte das ihm für die gewissenhafte Pflichterfüllung vom Prinzen angebotene Geldstück allerdings jetzt nicht annehmen, und so bewahrte es denn der Offizier für den Soldaten auf.

Vor den Schanzen. Während die Österreicher und die preußischen Garden siegreich in Jütland vordrangen, hatte Prinz Friedrich Karl mit seinem Korps der Hauptmacht des Feindes gegenüber im Sundewitt festen Fuß gefaßt. Dort auf der hügeligen Halbinsel, die von den blauen Wogen der Ostsee und dem Alsensunde umspült wird, liegen drohend die Schanzen von Düppel, das Bollwerk von Alsen mit dem Brückenkopfe von Sonderburg.

Alles, was der menschliche Geist ersinnen kann, um einen Angriff zu verhindern, ist hier angebracht, so daß die Schanzen uneinnehmbar erscheinen.



Prinz Friedrich Karl, Feldmarschall Graf Wrangel, General Vogel von Falckenstein 2c.

Auf dem Wenningbund — einer Bucht der Ostsee — schwimmt die gepanzerte Batterie „Rolf Krake“. Sie soll das Terrain vor den Schanzen beschießen, falls dorthin sich einer vorwagt. Die Batterien von Alsen thun ein Gleiches von der andern Seite. Brustwehren und tiefe Gräben schützen die Verteidiger der riesigen Wälle, auf denen der Danebrog, die blutrote Dänenfahne mit dem weißen Kreuze, sich trotzig bauscht. Wolfsgruben (Löcher mit zugespitzten Pfählen), umgeworfene Eggen, spanische Reiter mit haarscharfen Messerklingen, Palissaden und Drahtgitter sind dicht vor den Schanzen angebracht. Schwere Schiffsgeschütze, Granatkanonen und Höllenmaschinen drohen von den Wällen Tod und Verderben. Das ist die Düppelstellung. Die Preußen wollen sie erobern; denn hier kann der Däne ungestraft landen und unverhofft vorbrechen.

Prinz Friedrich Karl hat sein Hauptquartier im Schloß Gravenstein. Proviant- und Munitionskolonnen, Wagenparks und Feldlazarette, der ganze Troß des Krieges bedeckt das Stückchen Erde, und dicht gedrängt lagern die Soldaten in Häusern und Scheunen. Ein Schafpelz bedeckt die Uniform, die Mantelkapuze ist über den Kopf gezogen, kniehohe Stiefel, wollene Schals, Plaids und Tücher verspotten das alte, den Friedensgebrauch höhnende Wort: „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist.“

Die schwere Belagerungsartillerie aus der Heimat wird erwartet, häufige Rekognoszierungen sollen den Feind vorläufig ermüden. Doch schon ist das „Matschwetter“ eingetreten, der Marsch dadurch außerordentlich erschwert, und Hunderte werden erforderlich, ein tief eingesunkenes Rohr aus der Kotlache zu ziehen. Inzwischen wird Tag und Nacht an Faschinen zu Schanzkörben gearbeitet; dort errichtet man feste Bettungen für die Geschütze und baut Batterien, hier wird eine Brücke geschlagen — es muß gehen — und es geht.

„Rolf Krake“ will die Brücke in Grund bohren, aber die Kugeln der Feldzeugmeisterbatterie weisen ihn zurück.

Überall, in allen kleinen Gefechten, im Holz von Satrup und Stenderup, in der Büffel- und Ravenkoppel werden glückliche Erfolge mit geringen Verlusten errungen; es sind freilich nur Neckereien, diese Scharmützel des kleinen Krieges, doch sie bilden den jungen Soldaten aus und bereiten ihn zur großen Schlacht vor. Endlich sind die Batterien in der Gammelmark mit schweren Geschützen besetzt; sie spielen über die Meeresbucht hinüber nach Alsen, zerstören die Magazine von Sonderburg und schleudern mit unfehlbarer Genauigkeit ihre todbringenden, alles zerstörenden Geschosse in die Schanzen. Und von der Heimat klingt die Kunde herüber, daß die junge Flotte sich mit Ehren gegen dänische Übermacht zur See gemessen habe. Da, im Hochgefühle des Sieges, ruft ein jeder: „Jetzt müssen wir auch Düppel nehmen!“

Das blutige Vorspiel sollte beginnen. Die „Brigade Raven“, lautet der Befehl für den 28. März, „schiebt sich so weit vor, daß ihre Vorposten sich bis auf 3—400 Schritte vor den Schanzen eingraben.“ Die Brigade thut's, trotz der tapferen Gegenwehr, trotz der Kartätschen des „Wolf Racker“, wie die Achtzehner seit diesem Tage das Schiff nannten. Ein Soldat meinte, sie wären sogar in die Schanzen gekommen, „wenn Kahn verfluchtiger nix gewesen wär'.“

Mit klingendem Spiele wurden die Tapferen im Lager empfangen, und schon in der folgenden Nacht begann der Bau der Laufgräben, mittels welcher man sich den Schanzen allmählich gedeckt nähert und in denen die Batterien angelegt werden, um mit schwerem Geschütz die Verschanzungen des Feindes zu zerstören.

Es ist ein mannigfaltiges, buntes, bewegtes Lagerleben, das sich vor den Schanzen entwickelt. Die Truppen liegen zusammengedrängt; sie müssen jeden Augenblick bereit sein, den mächtigen Artilleriepark vor einem Ausfall des Feindes, die Batterien und Erdarbeiten vor einem nächtlichen Überfall zu schützen. Die Vorposten beobachten die Bewegungen des Feindes.



Feldzeugmeisterbatterie.

Rekognoszierungspatrouillen machen kleine Angriffe, um die Stärke und Aufmerksamkeit der Besatzung zu prüfen, ganze Kolonnen von Arbeitern verrichten unter dem Schutze von Bedeckungstruppen ihr mühseliges Werk. Der Feind läßt Raketen und Leuchtkugeln steigen, um zu sehen, wo sich bei Nacht die Maulwürfe eingraben, und seine Kugeln auf die Arbeiter zu richten.

Dennoch ist der Soldat frohen Mutes; der eine erzählt dem andern, was er gethan und erlebt hat. Im großen Kessel brodelt der Punsch. Hier klingt ein lustiges Soldatenlied, dort eine schwermütige, sinnige Weise. Drüben spielen zwei Kameraden Sechsundsechzig, der Tornister dient ihnen als Tisch; dort schreibt ein Soldat mit Bleifeder an den Vater, an die Geschwister, an die Braut, wohl auch an das treue Weib, das er in der Heimat gelassen.

Lebhaft plaudern andre am Wachtfeuer. Am lautesten ist der Berliner. Er ist fast in allen brandenburgischen Regimentern vertreten. Der Westfale

lacht über seine eignen Witze, die gute Laune läßt Mühe und Leiden vergessen. Wer lachte nicht, trotz des furchtbaren Ernstes vor Missunde, als die junge Truppe die Feuertaufe erhielt und ein Berliner plötzlich rief: „Ick jlobe jar, die machen Ernst; man kann hier totjeschossen werden!" Aber derselbe Berliner war im Kampfe überall der Erste und jetzt kann er erzählen, ohne zu renommieren.

„Hurra! da kommt Schröder", rufen mehrere zu gleicher Zeit; „macht Schrödern Platz!"

„Wer ist Schröder?" fragt ein neuer Ankömmling, ein junges Blut.

„Kennt der den Teufelskerl, den lustigen Schröder nicht!" antwortet im Baßton ein alter Reservist. „Von dem weiß mancher ein Stück zu erzählen. Wollt ihr eins wissen, so hört zu! Da sieht euch jüngst besagter Schröder, Füsilier der 10. Kompanie vom 13. Infanterieregiment, bei einem Vorpostengefecht einen Dänen hinter einer Wallhecke stehen. Ohne sich lange zu besinnen, springt er sofort auf den Hannemann los, faßt ihn derb bei der Gurgel und sagt: „Deine Schuldigkeit häst de zwar dhan, met moßt awer doch!" Und dabei lacht er so herzlich, daß der Däne mitlachen muß. Und gerade so hat er's schon bei Missunde gemacht. Dem ist alles Spaß! Als sein Bataillon gerade im schönsten Feuer war, schlug eine Gewehrkugel ein Stück aus seinem Gewehrschafte. „Sieh, de Düwelskerl scheet mi dat Gewehr in de Hand kapot!" poltert er wohlgemut und raucht dabei seine Pfeife ruhig fort. Verdrießlich ist er nur dann, wenn ihm der Tabak ausgeht."

„Seht, auch der Schurig ist wieder da", fiel ein Fünfunddreißiger ein, „sie haben ihn freilich arg zurecht geflickt; nun hält's wohl wieder eine Weile vor. Der Kerl ist gelungen. Ein Stück Granate verletzt ihm die Hand, ein andres fliegt dicht an seiner Brust vorbei. Da sagt er: „Na, ick meene, mit eenem Schuß ist's och genug." Der Mann hatte Vernunft und die Granate hatte ein Einsehen. Die Dinger sind übrigens gutmütig. Ein Esel von den Husaren fing sogleich kürzlich eine auf und bringt sie hoch erfreut seinem Leutnant. „Kerl", ruft der, „willst du das Ding wegwerfen, sie ist ja noch nicht geplatzt!" „Herr Leutnant", meint der Granatenfänger, „ich halt' sie ja feste." Die Granate dachte, es wäre schade um die ehrliche Teltower Dauerrübe und that ihm wirklich nichts zuleide."

„Spaß muß sind", nahm ein Lübbener Jäger das Wort. „Auch ich weiß eine gute Geschichte zu erzählen, wie Hannemann geprellt wurde. Die „schwarzen Raben", so nennt der Danske die Füsiliere, hatten Arbeit bei der Ravenkoppel gehabt. Da meinte unser Hauptmann, Hannemann werde ausruhen. Es regnete, als ob der Himmel es bezahlt bekäme, just so, als wenn Rekruten die Kaserne scheuern, da gießen sie auch immer den ganzen Eimer aus. Ein Zug Jäger kroch in der Dunkelheit bis zur Lillemühle heran. Der feindliche Posten wurde kalt gemacht, wir kommen an ein Haus, wo Licht brennt; ich und noch einer, wir schleichen uns ans Fenster, da sitzt der Leutnant der Feldwache und schreibt einen Brief, vermutlich an seine Liebste in Kopenhagen. Im Nu stoßen wir das Fenster ein, er bläst

das Licht aus und läuft ohne Degen davon, aber die ganze Feldwache war gefangen."

„Die überraschten Hannemänner abzufangen war gerade keine Hexerei", meinte ein junger Füsilier vom 60. Regimente. „Dagegen schwitzte jene Patrouille von unserm Regimente schon etwas mehr, als sie sich am 20. Februar genötigt sah, in einer Bauernhütte bei Büffelkoppel sich gegen eine ganze Kompanie Dänen zu verteidigen. Ihr habt wohl alle davon gehört, daß damals sechs von unsern Leuten in einem Gehöfte einige Dänen überfielen und verjagten. Die aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Hilfe eine ganze Kompanie gegen unsre sechs Mann Brandenburger heranzuziehen. Die Hannemänner kamen im Sturmschritt heranmarschiert. „Feuer!" kommandierte der Patrouillenführer. Alle sechs Mann schossen mit einem Male, und die Dänen, welche glauben mochten, eine starke preußische Abteilung vor sich zu haben, liefen in gewaltigen Sätzen zurück. Die braven Märker hatten sich schon aufs Schlimmste gefaßt gemacht, jetzt atmeten sie wieder auf und ließen sich im besten Humor einen strammen Kaffee bereiten und solchen wohl schmecken. Sie zogen hierauf, ohne irgendwie weiter belästigt zu werden, wieder ab."

„Der beste Witz bleibt doch die Eroberung von Fehmarn", sagte ein bärtiger Achtundvierziger, „darüber geht nichts, das hat den Hannemann am bittersten gekränkt. Es ärgerte uns schon lange, daß die naseweisen Kanonenboote vor uns paradierten, als könnten wir ihnen nichts anhaben. Alle Augenblicke waren sie wo anders, ließen Leute landen und den Holsteinern die Ochsen wegschleppen, als ob wir nicht auch Fleisch essen wollten. Es war, glaube ich, am 15. März. Wir brachten Kähne auf Wagen an den Strand, und trotzdem, daß die Wellen hoch gingen, fuhren die Wagen mit den Booten ins Wasser; dann legten wir Bretter 'rüber, stiegen ein und fuhren hinüber. Die Nacht war finster, der Sturm heulte, die Boote tanzten, aber wir waren unverzagt. Sobald wir Grund hatten, sprangen wir ins Wasser, wateten ans Land, überfielen die Stadt Burg und nahmen die ganze Besatzung, 4 Offiziere und 109 Mann, gefangen, darunter auch Matrosen, die natürlich angerissen waren. Am andern Morgen sahen die Kanonenboote die Bescherung, es waren der „Krieger", der „Ole Bull" und der „Marstrang", sie schnitten grimmige Gesichter und böllerten vor Ärger, besonders der Ole Bull."

„Na, wir thaten hier auch unsre Schuldigkeit", nahm ein Achtzehner das Wort; „der 28. März war ein heißer Tag. Ich werde zeitlebens daran denken, wie ein Granatschuß vom Rolf Krake 21 Mann in den Sand streckte."

„Ja", murmelte ein Unteroffizier vom Leibregiment, „da fiel auch unser braver Leutnant Ernst von Eckardstein. „Haltet euch tapfer, Kinder, auch ohne mich!" rief er, als ihm ein Granatstück den Arm und den Hüftknochen zerschmetterte. Wir dachten, Hannemann habe schon den Schnupfen, daß er so still war in den Schanzen, und wollten ihm ein bißchen die Jacke ausklopfen, aber er merkte Lunte und war auf dem Posten. Die Berliner riefen schon: „Man immer rin in den Deutschen Bund!" und wollten die Schanzen stürmen, aber der Wolf Racker hat's versalzen."

„Wenn man nur wenigstens wüßte, wie das Stück Eisen oder Blei heißt, das einem in den Leib fährt“, sagte ein Berliner; „es hat doch ein besonderes Interesse zu wissen, welcher Todesart man gestorben.“

„Das zu erkennen ist leicht genug“, entgegnete ein Kanonier. „Den schweren 24-Pfünder erkennt man schon an seiner gewaltigen Stimme, sein Geschoß treibt einen ganzen Luftwall vor sich her, dessen Ächzen noch lange nachdröhnt. Der Sechspfünder ist bloß ein kleiner Bläffer dagegen. Das Hackgeschoß ist beinahe im Fluge zu sehen, ebenso die Bombe. Diese dreht sich in der Luft, man sieht bei Tage die Rauchreifen, bei Nacht den feurigen Ring des brennenden Zünders; ihr Zischen ist nicht zu verkennen, dann folgt ein dumpfer Knall und endlich das Scharren der Sprengstücke.“

„Ja, bei'n Batterien muß es euch doch unheimlich werden“, bemerkte ein junger Soldat, den bärtigen Kanonier, welcher dem Anschein nach ein Reservemann war, neugierig anschauend; „es ist etwas andres, im Kugelregen sich vorwärts stürzen, als still zu stehen und ein Geschütz zu richten.“

„Will's meinen“, entgegnete der Kanonier; „drauf gehen kann jeder, aber im Kugelregen nachdenken und ruhig überlegen, ist keine Kleinigkeit. Die Ruhe im Gefecht ist die Hauptsache; um uns würde es schlecht stehen, wenn Offizier und Feuerwerker nicht kaltblütig wären; sie müssen ja nach dem Augenmaß die Entfernungen schätzen und danach die Ladung und das Visier bestimmen.“

„Das muß der Infanterieoffizier ebenfalls“, bemerkte ein Sechziger. „Beim Zündnadelgewehr wird kommandiert: 400 Schritt Lochvisier, 300 kleine Klappe, 200 Standvisier, Brust, 150 Standvisier, Knie.“

„Mag sein“, lächelte der Kanonier, „aber bei uns bedeutet ein Schuß, ob er trifft oder nicht, etwas andres als bei euch, und dann sind die Entfernungen größer. Bei euch muß der Offizier und Unteroffizier viele Dinge im Auge haben, die wichtiger sind, als ein paar Patronen mehr verschossen oder weniger; bei uns ist das richtige Zielen die Hauptsache. Weiß es noch, wie das Panzerschiff sich am Eckensund vor die Batterie von Alsnoer legte. Der Hauptmann zündete sich ruhig die Pfeife an, während die 69pfündigen Kugeln die Schanzbekleidung der Batterie zerrissen und in die Baracken einschlugen; er taxierte die Entfernung des Schiffes, das nur 14 Zoll Landhöhe hatte, auf 1500 Schritte. Nun galt es, den ersten Schuß zu beobachten. Er ging über das Schiff weg, es waren nur 1400 Schritte; wir nahmen die richtige Ladung, und Schuß auf Schuß saß dem Dänen im Rumpf.“

„Was wahr ist, bleibt wahr“, stimmte einer vom Leibregiment bei; „unsre Artillerie kann sich sehen lassen vor aller Welt. Die preußischen Granaten sind flinker als dänische Schaufeln und Hände. Das war ein Tag, der 2. April! Ich war auf Feldwache, als der Prinz mit dem Generalstabe nach Gammelmark hinaussprengte, dem Bombardement beizuwohnen. Über den Feldern schwirrten die Lerchen, in Broacker spielte die Musik einen Choral zur Beerdigung der Toten, die Feldzeugmeisterbatterie hatte mit scharfen Schüssen die Ehrensalve gegeben. Jetzt flogen Kugeln statt der Lerchen über den blauen

Wenning, und bald schwebte eine weißlichgraue Rauchwolke über dem Wasser. Das war ein Donnern und Blitzen, als sollte die Welt zu Grunde geschossen werden. Sonderburg brannte, die Schanzen wurden kahl gefegt; ein gefangener Danske erzählte nachher, die Balken wären nur so herumgeflogen, die Lafetten der Geschütze wie dünne Bretter zersplittert. Es wurden sogar eiserne Geschützrohre entzwei geschossen. Als wir die Büffelkoppel nahmen und der Hagel uns um die Ohren flog, sagte mein Hauptmann: „Das ist ja ein recht freundliches Wetter heute!“ — dies Wort fiel mir ein, nur waren's diesmal Granaten, die statt des Hagels durch die Luft sausten.“

„Ihr alle habt gut reden“, mischte sich ein Pionier ins Gespräch; „wir ziehen alle denselben Strang, aber von euch sind die Zeitungen des Ruhmes voll und an uns denkt man kaum, während wir die sauerste Mühe und gleiche Gefahr haben. Wir haben euch bei Arnis die Brücke übers wankende Eis und den Meeresarm gebaut, wir bahnen euch die Wege durch den Kot, und während ihr fechtet und Ruhm erwerbt, müssen wir im Kugelregen arbeiten.“

„Es ist wahr, hab' die Pioniere nie für rechte Soldaten gehalten“, entgegnete der Unteroffizier, „aber hier lernt man schätzen, was ihr könnt. Die Brücke über den Eckensund war auch ein gut Stück Arbeit und trotz der starken Strömung stand das Ding in zwei Stunden da, wie aus der Schachtel gepackt.“

„Und die Danskes schossen dabei“, unterbrach ihn der Pionier; „aber das war nicht das Schlimmste. Es ist kein Spaß, bis an die Hüften in dem naßkalten Schlammbrei zu arbeiten, Faschinen zu flechten und Schanzkörbe zu machen, oder gar im Geschützfeuer die Laufgräben anzulegen.“

„Das ist wahr und ihr seid rasch wie der Blitz. Der Ingenieuroffizier sieht sich das Terrain an, berechnet die Schußlinie der Schanzen — wie er das bei Nacht anfängt, versteh' ich nicht — dann wird ein weißes Band aufgerollt, die Arbeiter springen mit dem Spaten hinzu, heben den Graben aus, schnurgerade, wie das Band andeutet, und ehe man sich's versieht, ist das Loch fertig. Die Danskes feuern von allen Seiten, und doch kommt keine Kugel den Graben entlang, man ist in Laufgräben sicher wie in Abrahams Schoß.“

„Das ist eben die Kunst“, antwortete der Pionier; „der Graben muß so angelegt werden, daß er senkrecht gegen die Schußlinie läuft, und wo das nicht möglich ist, bauen wir Kugelfänge oder Schutzwälle. Und genau und flink muß die Arbeit sein, von wenigen Stunden hängen ja viele Menschenleben ab. Läßt der Feind eine Rakete steigen und sieht er die Arbeit, so ist auch gleich nachher die Bombe da und überschüttet uns mit Erdklumpen und Eisenstücken. Je näher wir an die Schanzen kommen, um so schwieriger wird's, weil sich da zu viele Schußlinien kreuzen. Da müssen wir Schanzkörbe vor uns herrollen und auf dem Bauche liegend uns eingraben.“

Während dieses Gesprächs war ein Soldat in ganz besonderer Uniform hinzugetreten. Er hatte ein rotes Kreuz auf seiner Armbinde und eine Schirmmütze auf. Die Arme verschränkt, stand er da und lauschte; er wußte nichts

von seinen Heldenthaten zu erzählen und doch hatte er die Tapferkeitsmedaille auf der Brust.

Da bemerkte ihn der Unteroffizier.

„Kinder!“ sagte er, „wo jeder seine Waffe hervorhebt, müssen wir alle für ein Korps sprechen, das mehr thut als wir alle, denn es übt Menschenliebe in der Schlacht und denkt nicht ans eigne Leben, um andre zu retten. Das sind die stillen Helden, die uns aufsuchen im Kampfe und die Verwundeten forttragen, damit ihnen Hilfe werde, unsre braven Krankenträger.“

Alle schauten mit Dankgefühl und Bewunderung auf den Mann, der das Heldenkorps hier vertrat. Die Tapferkeitsmedaille bewies, daß er sein Leben oft gewagt haben mußte, um Verwundete zu bergen, ja daß er auch mehr gethan, als seine Pflicht von ihm gefordert. Und es ist eine schöne und schwere Pflicht, Weib und Kind zu Hause zu vergessen, um einen Kameraden aus dem Feuer zu holen; dem Kugelfeuer zu trotzen, ohne selbst eine Waffe zu gebrauchen. Kein Ruhm, kein Siegesgepränge wird ihnen — nur das edle, stolze Selbstgefühl der erfüllten Pflicht. Und sie sehen nur die Schrecken des Krieges, um ihnen wehrlos zu trotzen. Sie holen den Verwundeten aus dem Feuer, oft stirbt er in ihren Armen, oft wird er in ihren Händen von einer zweiten Kugel getroffen, oft brechen sie selbst verwundet neben ihm zusammen. Mit ihnen begibt sich auch der Arzt in den Kugelregen, denn rasche Hilfe ist die beste. Während die Truppen ausruhen, beginnt die Krankenpflege im Lazarett. Da ächzt und stöhnt der Verwundete, da betet der Sterbende. Der Doktor darf nicht ruhen, und tritt die Lazarettseuche ein, der furchtbare, verheerende Typhus, so besiegelt er oft seine Pflichttreue mit dem eignen Leben.

Blumen schmücken die Gräber der gefallenen Krieger, drei Salven donnern übers Grab, man besingt die Gefallenen als Helden — aber wer feiert den stillen Ruhm, den jene Pflichttreue erworben? wer nennt die Namen jener, die sich aufgeopfert am Krankenbett? wer kennt noch heute die Namen der edlen Frauen, die in den Lazaretten Christenpflicht geübt?

Am Wachtfeuer hängt man nicht lange trüben Gedanken nach!

Ein Offizier in der roten Attila der Husaren, die Tabakspfeife im Munde, tritt plötzlich in den Kreis. Alles schaut auf — so unerwartet wie hier, erschien er auch gestern in den Laufgräben, als die Kugeln pfiffen; er ist überall, wo sein Adlerauge Gefahr für die Seinen bemerkt, hier ordnet er die Zufuhr der Lebensmittel, dort belebt er die Tapferen, da ruft er mit blitzendem Auge: „Vorwärts!“

„Guten Abend, Leute!“ sagt er in kameradschaftlichem Tone, und „Guten Abend, königliche Hoheit!“ schallt es herzlich und ehrfurchtsvoll zurück.

Er geht durch den Kreis, schaut jedem ernst in das Auge und vertrauensvoll erwidert ein jeder den Blick.

„Werdet ihr die Schanzen nehmen?“

„Ja, königliche Hoheit.“

Ein Wort ein Mann. Prinz Friedrich Karl erwartet keine andre Antwort, er zählt auf seine Preußen, wie sie auf ihn.

Zum Sturm. Noch manchen Tag spielen die Batterien und fegen mit ihrem Eisenhagel über die Brustwehren des Feindes. Unterdessen läßt Prinz Friedrich Karl von den Offizieren des Generalstabes den Plan zum Erstürmen der Schanzen entwerfen. Die Ingenieuroffiziere besorgen mittlerweile die Heranschaffung der Geräte, um alle Hindernisse zu überwinden; die Offiziere der Infanterie instruieren ihre Leute — der Sieg darf nicht vom Zufall abhängen, soll nicht mit ungeheuren Opfern erkauft werden.

In der Nacht vom 13. zum 14. April wurden die „Sechziger" beauftragt, behufs Anlegung der dritten Parallele die Vorposten vorzuschieben.



Das Ausheben der Parallelen.

„Ein Kopenhagener Regiment steht uns gegenüber", sagte Oberstleutnant von Hartmann zu seinen Leuten; „wollen sehen, wer's besser versteht, die Kopenhagener oder die Berliner!" Da blitzt es aus jedem Auge „Wir!", und im Sturmlauf nehmen sie die feindlichen Schützengräben. Der Leutnant von Seydlitz ist schon an den Drahtgittern. „Ich muß in die Schanze!" ruft er, da schmettert ihn eine Kugel nieder, eine andre streckt den Major von Jena, den Führer und Vater seines Bataillons, zu Boden.

Da liegt die Leiche des Heldenführers im Johanniterlazarett, die gekreuzten Schwerter auf der Brust, das Haupt mit Blumen geschmückt. Die Krieger weinen, das Vaterland hat einen Helden verloren!

Die Garden sind aus Jütland herangezogen worden; man wollte einen Übergang nach Alsen versuchen, aber stürmisches Wetter ließ das Unternehmen scheitern, ehe es begonnen. Zwei Offiziere, Hoffmüller und Hassel, setzten mit 16 Mann in der Nacht zum 17. April nach Alsen über und vernagelten glücklich eine Batterie; tags darauf soll es ans Erstürmen gehen.

Von jedem Regimente wurden Sturmkolonnen ausgelost, die übrigen folgten in der Reserve. Jedes Regiment sollte der Ehre teilhaftig sein, die Kämpfer in erster Reihe zu stellen. Den Sturmkolonnen wurden Artillerie- und Genieoffiziere zur Leitung und Pioniere zur Wegschaffung der Hindernisse beigegeben. Die letzteren waren mit Äxten, Beilen und Spaten, ferner mit Pulversäcken zum Sprengen der Palissaden versehen.

Am 18. April gegen 2 Uhr morgens wurden die Sturmkolonnen geräuschlos in die dritte Parallele geführt. Es herrschte eine ernste, feierliche Ruhe, das leiseste Geräusch hätte dem Feinde den drohenden Überfall verraten können. Geistliche gingen in den Laufgräben umher, den Leuten erhebende Worte zusprechend. Jeder mußte auf den Tod gefaßt sein und seine Rechnung abschließen mit dem Himmel. Und wie auch die Herzen ungeduldig pochten und mancher der alten Mutter, des kranken Vaters, der geliebten Frau und der herzigen Kinder in der Heimat gedachte, keiner sehnte sich heimwärts, er hätte nie wieder das Auge aufschlagen können vor den Kameraden seines Regiments.

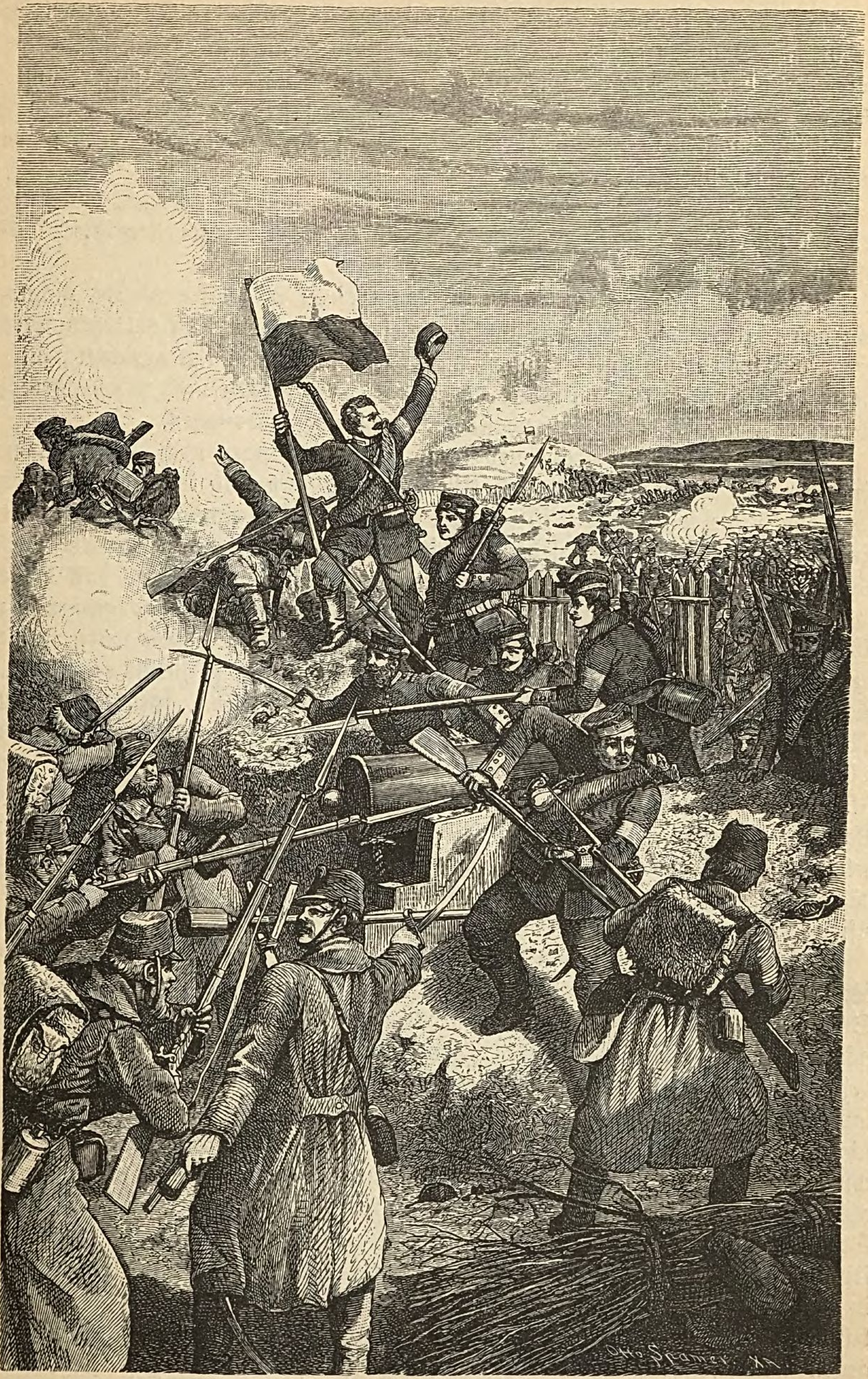
Langsam rollen die Stunden dahin; die furchtbare Kanonade, die acht Stunden hindurch alle Schanzen mit einem Eisenhagel überschüttet, verstummt plötzlich — die Glocke von Düppel schlägt die zehnte Stunde — da ertönt das Kommando und, die Offiziere voran, geht es mit donnerndem Hurra auf die Schanzen. Aus der Parallele stürzen die Schützenschwärme vor, Musikchöre spielen auf, der Sturmmarsch der anrückenden Reserven ertönt in der Ferne, Siegesjubel donnert aus tausend und abertausend Kehlen.

Die Wälle der Schanzen beleben sich plötzlich, Kartätschen hageln auf die Stürmenden nieder und schmettern ganze Reihen zu Boden; aber die Heldenschar sieht nicht auf die Fallenden, sie blickt nur auf das Ziel, und ohne einen Schuß zu thun, stürmt sie vorwärts! In der kurzen Zeit von 20 Minuten sind sechs Schanzen genommen:

Ganze Haufen Verstümmelter liegen bei den erstürmten Wällen. Ein Gefreiter, im Gefechte verwundet, will nicht zum Verbandplatze; „Herr Leutnant, ich bleibe mit vorne“, sagt er und eilt weiter. Und dem tapferen Untergebenen sucht sein Vorgesetzter zuvorzukommen, um früher als er die Schanze zu gewinnen.

„Ich werde mir opfern!“ sagt großherzig Pionier Klinke. „Denn hinein müßt ihr, Kameraden!“ ruft er der hinter ihm herstürmenden Schar zu, welche vor den Palissaden des Grabens im Kartätschenfeuer ratlos hält. Und mit der Hand zündet er in seinem Heldeneifer den Pulversack an, der bei seinem Emporfliegen die Palissaden und ihn selbst zerreißt.

Hauptmann Ribbentrop fährt mit seiner Batterie mitten in die Stellung des Feindes hinein, wird umringt, aber verweigert es, Pardon zu nehmen; mit dem Säbel in der Hand verteidigt sich das Häuflein, bis Hilfe naht, dann protzt die Batterie ab und überschüttet den Brückenkopf mit Kugeln. Die „Tapfersten der Tapferen“, die Fünfunddreißiger und die Sechziger, stürmen unaufhaltsam bis zu den Schanzen des Brückenkopfes vor und nehmen die noch nicht eroberten Werke.



Erstürmung der Düppeler Schanzen.

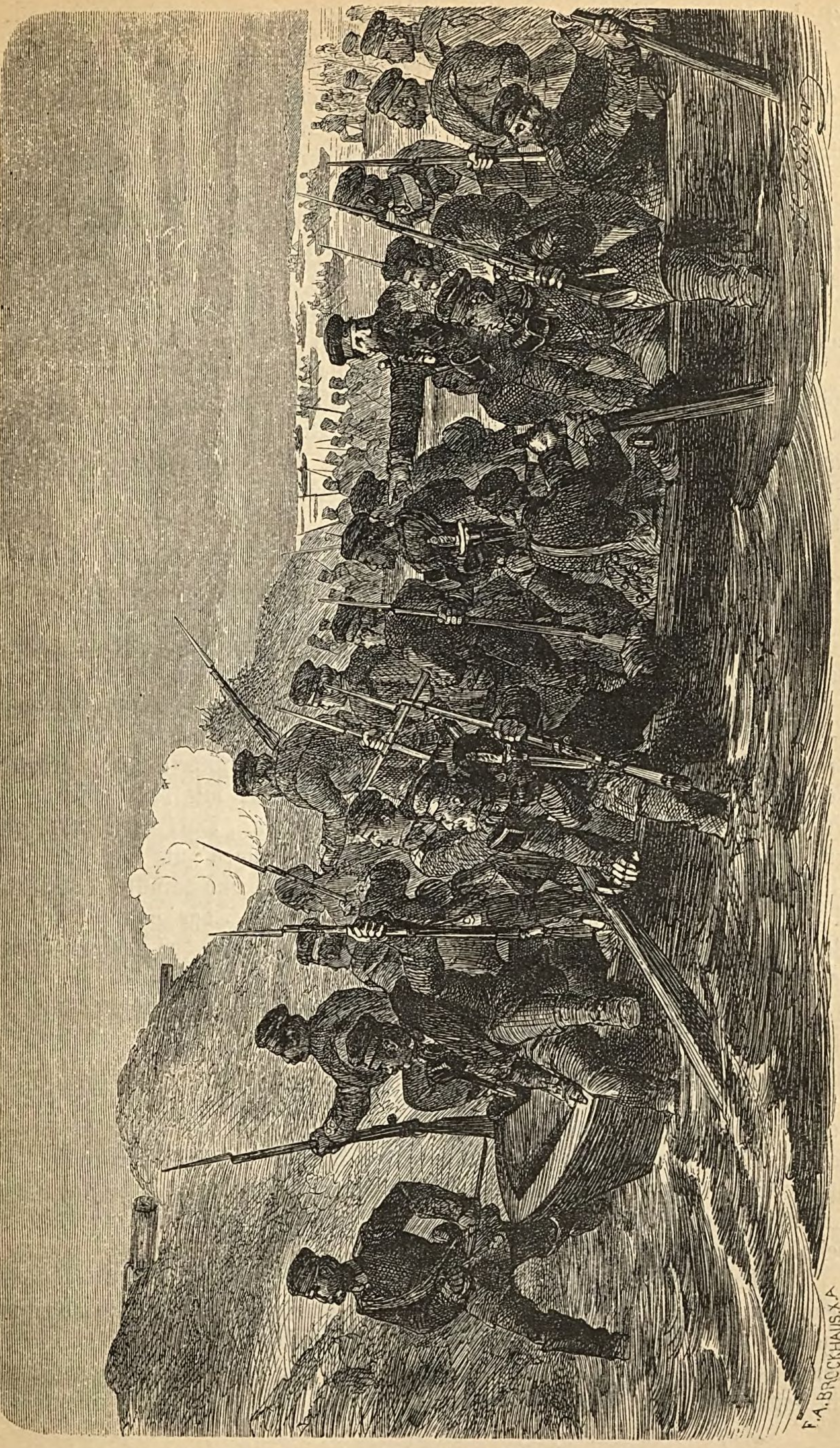
Dort trifft eine Kugel auch die Brust des Fähnrichs de Couvenant und dringt in das brave Herz; dort blutet neben seiner aufgepflanzten Fahne Feldwebel Probst; dort fällt General von Raven mit dem Rufe: „Auch ein General muß für seinen König bluten — vorwärts, Kameraden!“ „Weh deit et höllisch“, sagt nachher ein verwundeter Westfale, „aber et war doch schön! Junge, wat hebben wi drein geflüscht!“

„Hut ab vor solcher Armee!“ rief ein österreichischer Offizier, der Augenzeuge des Kampfes war, und ein französischer Oberst sagte begeistert: „Mit solchen Truppen nehme ich die Welt!“

Der Rolf Krake wurde, als er in das Gefecht eingreifen wollte, nicht nur von den Gammelmarkbatterien zurückgewiesen, er erhielt auch manchen Treffer von eroberten Geschützen, die sofort umgedreht und gegen ihn gerichtet wurden. Hätte der Feind die Pontonbrücke nach Alsen nicht gerade noch zur rechten Zeit abgefahren, so wären die Stürmenden mit hinüber gedrungen.

Mancher aus dem Kreise der Kameraden, die gestern noch vertraulich miteinander geplaudert, fehlt heute. Über 1200 Mann sind tot oder verwundet; aber der Däne hat gegen 5000 eingebüßt und 113 Geschütze verloren. Welch ein Hochgefühl hebt eines jeden Brust! Mit welch freudeglühendem Antlitz schreibt dort der Grenadier in wenigen Worten an seine Eltern, daß er lebt, daß er gesiegt, daß er brav gewesen! Jeder Hinzutretende wird umarmt, mit überströmendem Herzen erkennt ein Tapferer den andern. „Du warst mit mir in der Schanze 4! Du lebst!“ — „Grüß' dich Gott!“ so jubelt es hier; „du warst ja mit am Brückenkopf!“ „Wir waren die Ersten“, spricht ein dritter. „Wir krochen hinter die Brustwehrkrone — Kamerad, es ist ein Wunder, daß wir davongekommen. Du stachst den Wütenden nieder, der nach mir schoß.“ Jetzt kommen etliche jener braven Pioniere heran, die im Kugelregen die Palissaden nieder-, die scharfen Messer aus den spanischen Reitern herausgehauen und die umgestürzten Eggen mit Sandsäcken bedeckt. Die wissen's, wie vor Schanze 6 ein Ingenieuroffizier mit drei Mann in Stücke zerrissen wurde.

„Ich stand neben dem Grafen Schulenburg, als er vorm Brückenkopfe den Heldentod fand!“ erzählt jener. — „Da ist auch der Tambour, der Sturmmarsch schlug, als wir erschrocken einen Moment stutzten“, berichtet wieder ein andrer. „Die Erde dröhnte, ein Pulvermagazin war in die Luft geflogen!“ — „Aber ich“, ruft sein Nachbar, „ich war in Schanze 2. Der tapfere Dänenleutnant Anker vernagelte mit Thränen in den Augen die Geschütze, als wir hinzukamen. „Halt!“ donnerte Leutnant Schneider und hielt ihm den Revolver vor die Brust. Ingrimm in den Zügen, wollte er noch als Gefangener in die Pulverkammer; er hatte Befehl gegeben, die erstürmte Schanze in die Luft zu sprengen.“ — „Ja, es war schrecklich, aber doch schön!“ frohlockt wieder einer. „Wir jubelten Hurra, sprangen über die Eggen, hinein in den Graben und dann den Wall hinauf. Das war ein Gemetzel! Aber es handelte sich um mehr als das Leben, es galt die Ehre. An einer Stelle lagen gegen 300 Leichen, Dänen und Preußen durcheinander. Die Verwundeten gingen mit, bis sie umfielen!“



Der Übergang nach Alsen.

So tönt die Herzensfreude aus jeder Brust — stolzer denn je bauscht sich die alte Fahne auf den erstürmten Wällen und leise rauscht es durch das Banner der ritterlichen Johanniter dort am Lazarett zu Nübel: Gedenket derer, die siech und verkrüppelt hier liegen. Hut ab vor denen, die hier geblutet!

Auf nach Alsen! Ganz Deutschland jubelte dem Siege zu, und im Triumphe wurden die Trophäen heimgebracht. Das war ein Sieg der Preußen, für deutsches Recht erfochten! Aber wenn dieser Sieg auch den Dänen vom Festlande vertrieben, so brach er noch nicht seinen Trotz; er dünkte sich auf den Inseln unangreifbar und zog seine ganze Kraft auf der Insel Alsen zusammen, nachdem er Fridericia heimlich geräumt, als die Verbündeten sich eben anschickten, es mit schwerem Geschütz zu beschießen. Englands Bemühungen war es inzwischen gelungen, eine Konferenz in London zustande zu bringen, auf der über die Friedensbedingungen verhandelt wurde. Die dänischen Bevollmächtigten führten hier aber eine solch anmaßende Sprache und wiesen alle Forderungen des Siegers so schroff von der Hand, das letzterer sich gezwungen sah, wieder zu den Waffen zu greifen.

Natürlich hatte der Däne die Zeit der Verhandlungen nicht unbenutzt verstreichen lassen und sich namentlich auf Alsen mit allen Mitteln der Kriegskunst versehen. Seine Kriegsschiffe und zahlreichen Batterien bewachten den Meeresarm, der die Insel vom Festlande trennt, und höhnend rief er: „Wenn die Preußen nicht fliegen können, so sollen sie mir Alsen nicht nehmen!"

Im Fluge hatten diese allerdings bis jetzt fast ganz Jütland genommen — auch Alsen schien ihnen nicht unerreichbar. — An Wrangels Stelle hatte Prinz Friedrich Karl den Oberbefehl über das verbündete Heer erhalten, General Herwarth von Bittenfeld hingegen war mit der Führung der preußischen Truppen im Sundewitt beauftragt worden. Dort hatte man während der Londoner Verhandlungen eifrigst Vorbereitungen zum Übergang nach Alsen getroffen, Sonderburg gegenüber Batterien erbaut und heimlich 163 Kähne zu Lande weiter nördlich heraufgeschafft. Am dritten Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes, in der Nacht zum 29. Juni, ward unter der Deckung einiger Feldgeschütze der Übergang begonnen. So vortrefflich ward alles eingeleitet, so rasch und pünktlich dieses heldenkühne Unternehmen ausgeführt, daß der Feind überrumpelt wurde und die Küste genommen war, ehe er noch beträchtliche Kräfte sammeln konnte.

Die Leute sprangen aus den Kähnen, sobald sie Grund im Wasser fanden, wateten hindurch, stürmten die Batterien und warfen den Feind in einem Jagen, bis er mit Zurücklassung seiner Geschütze auf die Schiffe entfloh. Der tapfere Sieger hatte nur gegen 370 Mann eingebüßt, der Gegner elfmal so viel, darunter etwa 2500 Mann als Gefangene; eine Menge Danebrogs und 39 Geschütze fielen den Preußen in die Hände.

Nachdem Alsen genommen, plante General v. Moltke, Chef des preußischen Generalstabes und seit Ende April dem Oberkommando in Schleswig-Holstein zugeteilt, den Übergang nach Fünen. Hier zum erstenmal begegnen wir in der preußischen Kriegsgeschichte dem Namen Moltkes, der bald darauf unzertrennlich sein sollte von den staunenswerten preußischen und deutschen Waffenthaten.

Was an Truppen überflüssig erschien, wurde zu genanntem Zwecke bereit gehalten oder dem General Vogel von Falckenstein zur Verfügung gestellt. Gemeinschaftlich mit den Österreichern drang dieser in Jütland weiter vor und überschritt nach kleinen glücklichen Gefechten bei Sonders, Tranders und Lundby den Limfjord. Am 14. Juli pflanzte der General auf Kap Skagen, dem nördlichsten Punkte der cimbrischen Halbinsel, wo Nord- und Ostsee gegeneinander branden und seit Menschengedenken eines Kriegers Fuß nicht gestanden, eines Rosses Huf nicht gestampft hatte, das siegreiche Preußenbanner auf. Auch von den friesischen Inseln an der Westküste Schleswigs wurde der Feind vertrieben. Dort hatte der dänische Schiffskapitän Hammer an der Spitze einer kleinen Flotte nach Gutdünken geschaltet und gewaltet; doch nun legten ihm einige österreichische und preußische Kanonenboote, unterstützt von einem Jägerbataillon, das Handwerk, so daß er sich am 19. Juli ergeben mußte. Zur See hatten die Dänen überhaupt keine großen Heldenthaten trotz ihrer überlegenen Flotte ausgeführt. Bereits am 17. März war der preußische Vizeadmiral Jachmann sechs dänischen Schiffen mit drei preußischen unweit Rügen auf den Leib gerückt und denselben drei Stunden lang im heftigsten Feuer entgegengetreten. Am 9. Mai kämpfte dann der österreichische Schiffskapitän Tegethoff, bald darauf berühmt als Seeheld, mit zwei österreichischen Fregatten und drei kleinen preußischen Kriegsschiffen in der Nähe von Helgoland gegen drei große dänische Fahrzeuge. In dem heißen Kampfe entstand Feuer auf dem österreichischen Flaggschiff „Schwarzenberg“, infolgedessen Tegethoff das Gefecht abbrach, ohne von den Dänen verfolgt zu werden.

Zu neuen Thaten auf der See kam es nicht mehr; denn seit der Eroberung Alsens erfaßte die Bevölkerung in Kopenhagen jäher Schrecken. Der bisherige Trotz machte feigem Kleinmut Platz, man ging auf die Friedensbedingungen des Siegers bereitwillig ein. Schon am 20. Juli wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, dem bald der Friede folgte. Schleswig-Holstein, „up ewig ungedeelt“, war frei und für Deutschland gewonnen!

Heimkehr des Kriegers. Es rasseln die Trommeln, es jubeln die Hörner, die Krieger ziehen heim als gefeierte Sieger. Der Weg ist mit Blumen bestreut und holde Jungfrauen begrüßen die Krieger. Alles, was sorgende Liebe und patriotische Teilnahme gethan, die Verwundeten zu pflegen, die Müden zu erfrischen, die Frierenden zu erwärmen, alles, was aus den Gauen der großen Heimat den Kriegern hinaufgesandt worden, das floß aus dem Dankgefühl, welches jetzt in begeisterter Anerkennung den Helden entgegenwogt; die Fahnen flattern, die Häuser sind geschmückt und strahlen im Kerzenglanz, Jubel über Jubel erfüllt die Lüfte.

Alle Farben, in denen die Bilder des Menschenlebens prangen, schimmern durch das wechselreiche Soldatenleben im grellsten Lichte; es ist voller Poesie. Dem Gesetz gehorchend, hat der 20jährige junge Mann die Heimat verlassen müssen, um unter Fremden in strenger Kriegszucht Gehorsam zu lernen. Körperliche Anstrengungen und Entbehrungen härten seinen Körper ab. Die letzten Kräfte wollen ihm oft versagen, brennender Durst, drückende Hitze ermüden ihn zum Tode. Dann wieder nächtigt er auf freiem Felde in Schnee und Eis.

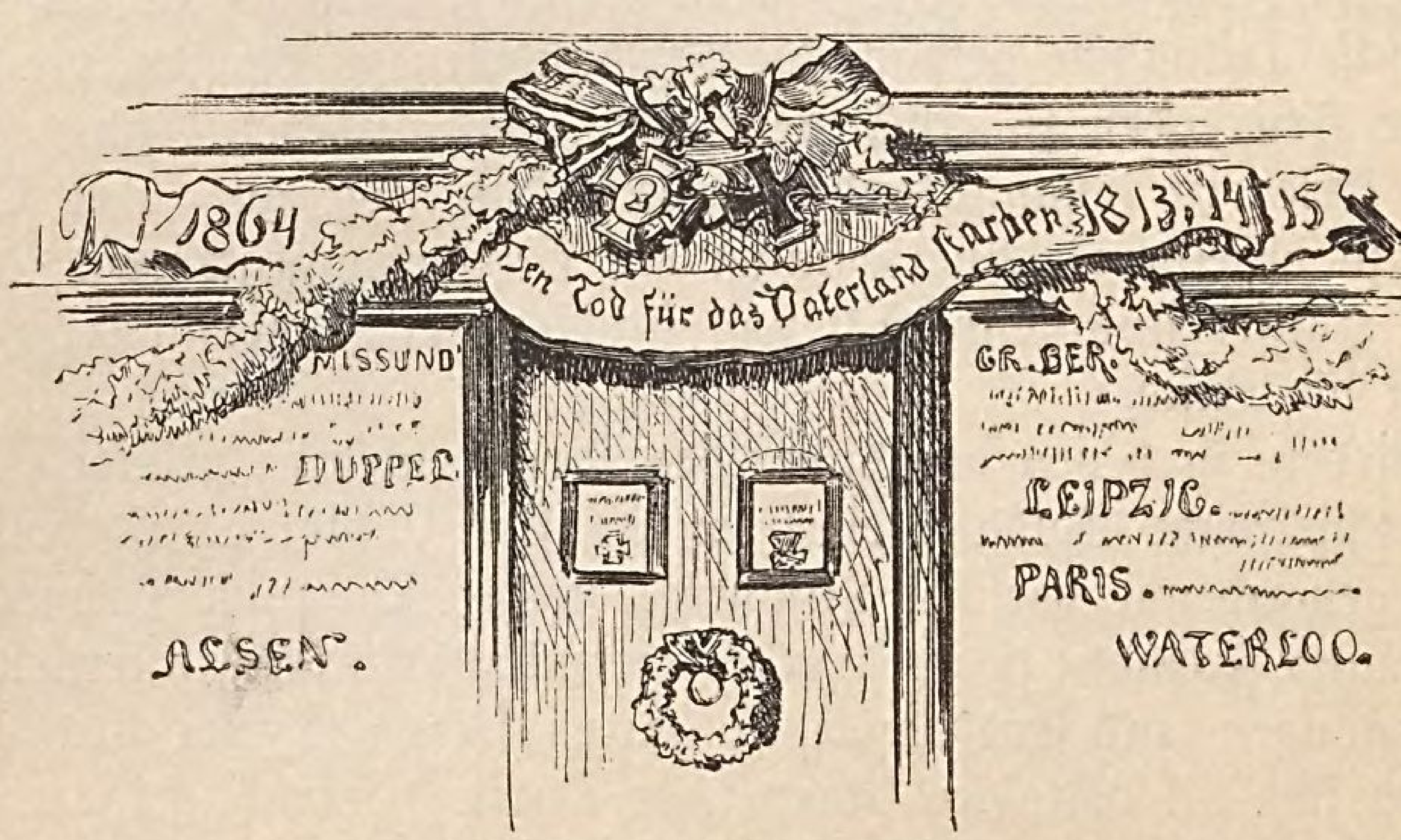
Er wagt sein Leben im Kampfe. Dem wird ein Arm abgeschossen, jenem ein Bein. Aber nichts vermag den stolzen Mannesmut zu beugen; die Ehre ist heiliger als das Leben. Heute noch Not, morgen wendet sich das Blatt. Wie süß ruht sich's im Bett nach langem Biwak, wie schmeckt jede Erfrischung im guten Quartier nach harter Entbehrung! Jedoch die seligsten, berauschendsten Empfindungen sollen noch kommen. Die siegreichen Truppen ziehen in die bekränzte Hauptstadt ein. Der König selbst hat sich an ihre Spitze gesetzt, tausend und abertausend Menschen jubeln ihnen entgegen.

„Das sind unsre Jungen, das ist unsre Art!" ruft der Veteran von 1813 und schwenkt den Hut. Frischer Lorbeer schmückt die Fahnen! Die jungen Helden ziehen vorüber bei den Denkmälern der unvergeßlichen Alten. Zuerst beim Alten Fritz, dann dort beim Marschall Vorwärts, beim eisernen York, beim sinnenden Gneisenau bis hin zum herrlichen, einst von Schlüters Meisterhand geschaffenen Reiterbilde des großen Schöpfers brandenburgischer Macht.

Der König drückt dem Tapferen die Hand und spricht ihm den Dank des Vaterlandes aus. Mit Ehrenzeichen geschmückt kehrt er in die Heimat zurück, stolz und selig umhalst ihn die Mutter, das ganze Dorf feiert den heimgekehrten Helden. Und wenn der Vater am Sonntag das verblichene Band aus eiserner Zeit an das Festkleid heftet, geht der Sohn stolz an seiner Seite. Die Jungen sind der Alten wert. In der Kirche sind die Namen derer verzeichnet, die den Heldentod für das Vaterland gestorben.

Doch nicht lange sollte man sich der erstrittenen Ehren und des blutig erworbenen Friedens im Kreise der Seinen und am häuslichen Herde erfreuen! Wenig Jahre nur und von neuem mußte König Wilhelm die Söhne des Landes wieder zum Kampfe fürs Vaterland zu den Fahnen rufen.

Wir klagten lang'. — Jetzt enden unsre Klagen,
Der deutsche Geist ist frei von schwerer Haft.
Jetzt kann die Eiche wieder Wurzeln schlagen
Im heimatlichen Boden ihrer Kraft;
Und alle Blüten, die zum Lichte dringen,
Sie mögen sich in euren Lorbeer schlingen!



Die Ehrentafeln in der Kirche.



Preußische Vorposten in Böhmen.

2. Der deutsche Krieg 1866.

Einleitendes. Als der Frühling des Jahres 1866 erwachte, sammelten sich an Deutschlands Horizont dunkle Wolken. Von Woche zu Woche zog sich das Gewölk drohender zusammen, bis endlich ein furchtbares Gewitter ausbrach, das ganz Deutschland bis in seine Grundfesten erschütterte.

Schon im Sommer 1865 waren die Regierungen von Preußen und Österreich über die Verwaltung der Elbherzogtümer in Zwiespalt geraten. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Herrscher zu Gastein in den Salzburger Alpen führte endlich zu einem Abkommen, nach welchem Holstein von Österreich und Schleswig von Preußen verwaltet, über die Zukunft der beiden unteilbaren Länder aber nur im Einverständnis beider Mächte endgültig entschieden werden sollte.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten und ein großer Teil der Nation hätte es am liebsten gesehen, wenn Schleswig-Holstein als selbständiger Kleinstaat dem auf alte Erbrechte sich stützenden Herzog von Augustenburg übergeben

worden wäre. Preußen konnte als Deutschlands Wächter an Nord- und Ostsee hierin ohne bestimmte Bedingungen nicht einwilligen. Trotzdem der Herzog dieselben ablehnte, setzte die Bevölkerung des Landes doch fortgesetzt alle Mittel im Interesse des Augustenburgers in Bewegung. Der österreichische Statthalter von Holstein, Feldmarschallleutnant von Gablenz, unterstützte diese Bestrebungen nach Kräften. Bismarcks Vorstellungen dagegen wurden in Wien anfangs ausweichend, dann aber schroff beantwortet — die Lage war bald so gespannt, daß der Ausbruch eines Krieges sehr nahe lag. Österreich begann daher im März 1866 zu rüsten, Preußen folgte nach und gab deutlich zu verstehen, daß es bei etwa entstehendem Kriege auch die längst schwebende Regelung der Gesamtverhältnisse Deutschlands zum Austrag bringen werde. Am 9. April legte Preußen dem Bundestage einen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments behufs Beratung einer neuen Bundesverfassung vor, nachdem es kurz zuvor an die deutschen Bundesglieder die Anfrage gerichtet hatte, inwieweit ihm bei einem Angriff von seiten Österreichs ihr Beistand zu teil werde. Österreich und die deutschen Mittelstaaten traten den preußischen Anträgen sofort feindlich entgegen.

Inzwischen nahmen die Rüstungen ununterbrochen ihren Fortgang: starke Heeresmassen der Österreicher wurden zusammengezogen und Preußen machte im Mai seine ganze Armee mobil.

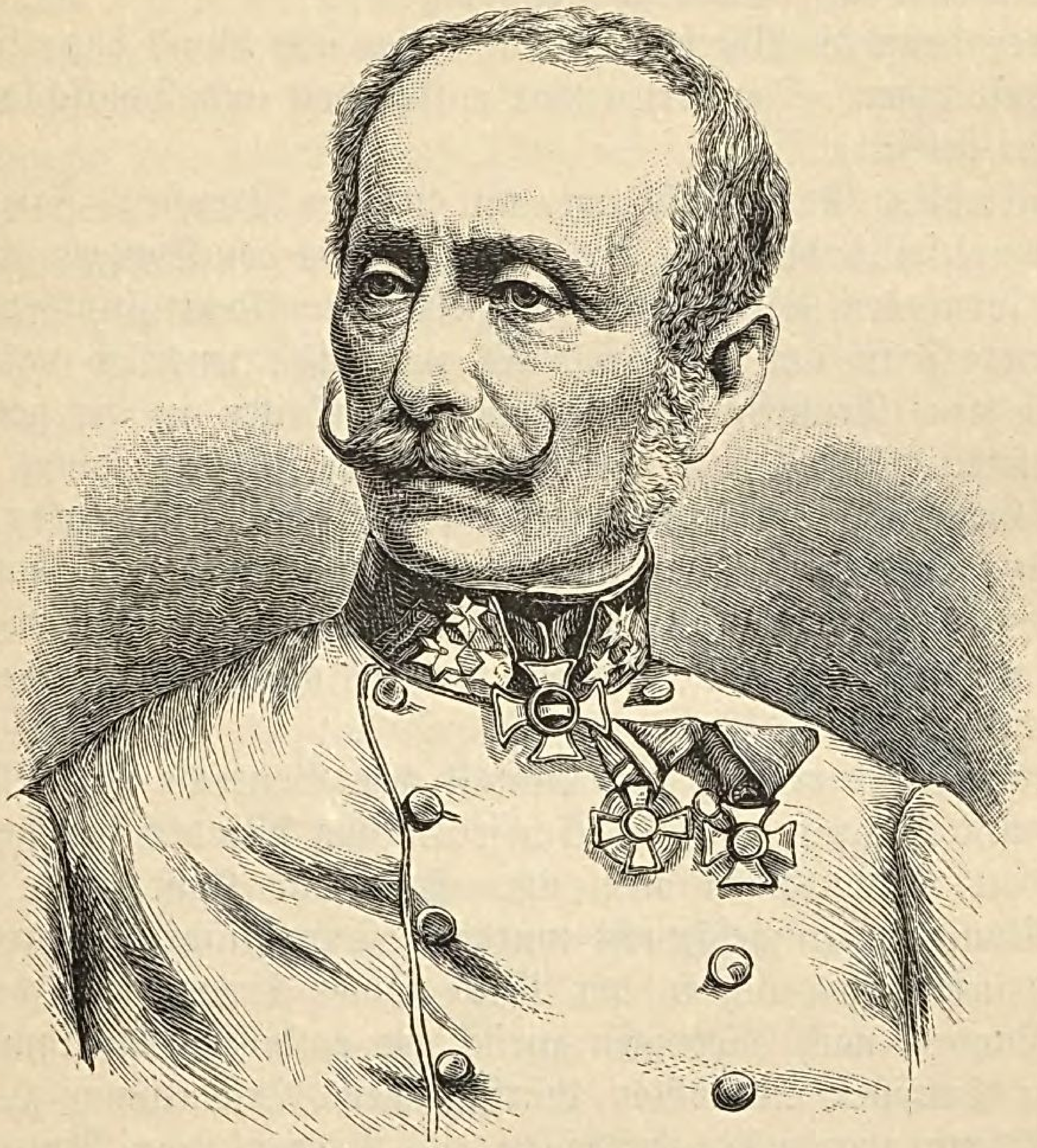
Auch jenseit der Alpen, wo die Italiener längst auf eine Gelegenheit harrten, um das von ihnen begehrte Venedig sowie einige Teile von Südtirol für ihr neugeschaffenes Königreich Italien zu gewinnen, fing man an zu rüsten, und bald kam ein anfangs noch geheim gehaltenes Bündnis zwischen Preußen und Italien zustande.

Vergebens bemühte sich die Diplomatie der auswärtigen Mächte, dem Kriege vorzubeugen. Den Vorschlag, die wichtigsten der schwebenden Streitfragen durch einen Kongreß zu erledigen, machte Österreich durch gewisse Vorbedingungen, die es stellte, unausführbar.

Wie bei Schachspielern, folgte nun Zug um Zug zur Vorbereitung des eigentlichen Kampfes. Österreich brachte am 1. Juni die schleswig-holsteinische Angelegenheit vor den Deutschen Bund und berief die holsteinische Ständeversammlung am elften Tage desselben Monats ein. Preußen legte auf Grund seines Mitbesitzrechtes gegen ein solches Verfahren feierliche Verwahrung ein und erklärte zugleich den Gasteiner Vertrag, welcher die Entscheidung über die Herzogtümer dem alleinigen Ermessen der beiden Großmächte vorbehalten hatte, durch jenen Schritt Österreichs für gebrochen und daher als erloschen. Der preußische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, forderte namens seiner Regierung den österreichischen Statthalter von Holstein auf, die Verwaltung beider Herzogtümer von neuem gemeinsam, wie vor dem Vertrag von Gastein, mit ihm zu übernehmen, und ließ, als Gablenz dies auf Befehl seiner Regierung ablehnte, am 7. Juni preußische Truppen in Holstein einrücken, indem er ein gleiches Vorgehen in Schleswig den Österreichern anheimstellte. Diese jedoch, aus nur einer Brigade (sieben Bataillone) bestehend, räumten, da sie bei dem nunmehr schon unvermeidlich gewordenen Kriege doch

für eine Behauptung ihrer bisherigen Stellung im Norden offenbar zu schwach waren, freiwillig Holstein und zogen sich nach dem Süden. General von Gablenz begab sich nach Wien und übernahm kurze Zeit darauf den Oberbefehl über das X. Armeekorps. Dasselbe bildete einen Teil der österreichischen Nordarmee, wie die gegen Preußen bestimmte und unter die Oberleitung des Feldzeugmeisters von Benedek gestellte Streitmacht genannt wurde.

Ludwig von Benedek, geboren im Jahre 1804 zu Ödenburg in Ungarn, ein im österreichischen Waffendienst ergrauter Krieger, welcher sich in Ungarn, Polen und wiederholt in Italien als tüchtiger Truppenführer bewährt hatte, war von seinem Kaiser trotz einigen Sträubens als der Mann des allgemeinsten Vertrauens an die Spitze des Hauptheeres gestellt worden.



Feldzeugmeister Ludwig von Benedek.

Erzherzog Albrecht, welcher sich ebenfalls schon früher als Befehlshaber, vornehmlich im Jahre 1849 unter Radetzky, ausgezeichnet hatte, ging nach Italien, um dort den Oberbefehl über die sogenannte Südarmee Österreichs zu übernehmen.

Am 11. Juni beantragte Österreich beim Bunde die Mobilmachung der ganzen Bundesarmee gegen Preußen und drang zugleich auf schleunige Beschlußfassung. Obgleich der mecklenburgische Gesandte darauf hinwies, daß der Bund zu dem allerunbedeutendsten Beschlusse, wenn es sich auch nur um die Bewilligung von 100 Gulden handle, herkömmlich drei Sitzungen verwende, beeilte man sich, die wichtigste Sitzung, die er je gehalten, in welcher über Krieg und Frieden im deutschen Vaterlande entschieden werden sollte, für den 14. Juni anzuberaumen.

Der entscheidende Tag nahte heran. Gegen den österreichischen Antrag, also für Preußen, stimmten nur: Baden, die beiden Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg, die drei freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, endlich Luxemburg und Limburg. Alle andern Staaten waren für den österreichischen Antrag, welcher mit neun gegen sechs Stimmen angenommen wurde. Preußen selbst hatte gegen jede Art der Behandlung des österreichischen bundeswidrigen Antrags Protest erhoben. Jetzt erklärte der preußische Gesandte im Auftrage seiner Regierung, daß Preußen in diesem Beschlusse einen Bundesbruch erblicke und daher den Bund für aufgelöst ansehe, daß es aber bereit sei, auf Grund der früher eingereichten Reformvorschläge mit den gleichgesinnten Regierungen einen neuen Bund zu gründen.

So waren denn die Würfel gefallen. Der alte Bund hatte sich selbst das Todesurteil gesprochen. Der Krieg war entschieden und Deutschland fortan in zwei Heerlager geteilt.

Ungeachtet aller Geringschätzung, mit welcher Preußens Freundschaft zurückgestoßen war, stellte dieses in der letzten Stunde den Königen von Hannover und Sachsen sowie dem Kurfürsten von Hessen zur Neutralitätserklärung eine nochmalige kurze Frist und ließ erst, als auch diese fruchtlos verronnen war, am 16. Juni seine Truppen von verschiedenen Seiten in die genannten drei Staaten einrücken. Der König von Sachsen zog sich mit seiner Armee nach Böhmen, als General Herwarth mit der preußischen Elbarmee von Torgau her und Prinz Friedrich Karl mit einem Teile der von ihm befehligten ersten Armee aus der Lausitz in Gewaltmärschen nach Sachsen eindrangen. Die Elbbrücken bei Riesa und Meißen wurden ganz nutzloserweise von den Sachsen verbrannt.

In Hannover überraschte der Einfall der Generale von Manteuffel aus Holstein und Vogel von Falckenstein von Minden her dergestalt, daß die Truppen aus ihren Garnisonen über Hals und Kopf, ohne Ausrüstung, selbst ohne Munition, aufgescheucht wurden. Der blinde Monarch, mit dem jungen Kronprinzen, zog sich in der Mitte seiner Armee nach dem südlichen Teile seines Landes, nach Göttingen zurück, wo er hoffte, daß ihm die Bayern durch die von Truppen entblößten thüringischen Fürstentümer zu Hilfe eilen würden. — Ebenso waren die Kurhessen, als General von Beyer mit einer preußischen Division gegen Kassel vorrückte, in die südlichen Landesteile nach Fulda zurückgegangen. Der Kurfürst verblieb auf seinem Lustschloß Wilhelmshöhe und ließ sich dort, jeder Nachgiebigkeit fern, zum Gefangenen machen. So gelangten in wenigen Tagen der größte Teil von Hannover und Kurhessen sowie ganz Sachsen ohne Schwertstreich in den Besitz der Preußen.

Nur wenige Schüsse waren in der hannoverschen Festung Stade gefallen, welche ein Bataillon Rheinländer unter Oberstleutnant von Cranach am 18. Juni überrumpelt hatte. An demselben Tage verkündete auch in Oberschlesien das Schießen österreichischer Patrouillen auf preußische Vortruppen den Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem Hauptkriegsschauplatze. Vorwärts denn! — „Feinde ringsum!“ sang einst Theodor Körner. „Viel Feind’, viel Ehr’!“ so hieß es auch jetzt.

Es galt für Preußen, den Feinden zuvorzukommen, und dazu hatte der Chef des Generalstabes der Armee, Freiherr von Moltke, den Feldzugsplan ebenso kühn und genial als einfach entworfen. Helmuth von Moltke, in Mecklenburg am 26. Oktober 1800 geboren, trat zuerst in dänischen, 1822 in preußischen Dienst, wo er schon nach zehn Jahren im Generalstabe sich bemerkbar machte. Er war dann drei Jahre in der Türkei behufs Reorganisation der dortigen Armee thätig und wohnte dem Feldzuge in Syrien (1839) bei. In sein Vaterland zurückgekehrt, fand er wieder im Generalstabe Verwendung, zu dessen Chef er 1857 befördert wurde, nachdem er zuvor zwei Jahre dem jetzigen Kronprinzen zur Seite gestanden. Im Jahre 1864 haben wir ihn in Schleswig gefunden, den Übergang nach Fünen planend. Unter dem Oberbefehl König Wilhelms leitete er nunmehr mit sicherem Blick und festem Entschluß die Operationen des preußischen Heeres, dessen Hauptkräfte sofort zur Niederwerfung des gefährlichsten Feindes, der Österreicher, vereinigt wurden, während zur Bewältigung der andern noch nicht völlig gerüsteten Gegner einstweilen nur eine geringere Heereskraft, die spätere Mainarmee, genügend erschien.

Auf österreichischem Boden. Als der Krieg begann, hatte Feldzeugmeister Benedek seine Hauptmacht bei der Festung Olmütz in dem dortigen befestigten Lager zusammengezogen. Die ihm zur Verfügung gestellte Streitmacht bestand aus sieben Armeekorps (dem I., II., III., IV., VI., VIII., X.) und fünf Kavalleriedivisionen, im ganzen etwa 240000 Mann mit 860 Geschützen. Außerdem waren die Festungen Krakau, Olmütz, Theresienstadt, Josefstadt und Königgrätz mit 54000 Mann besetzt. Die flinken ungarischen Husaren streiften an der Grenze und hatten schon gelegentlich Besuche in Schlesien abgestattet. Das I. Armeekorps (Clam-Gallas) war gegen die sächsisch-schlesische Grenze vorgeschoben, um dort die zurückweichende sächsische Armee aufzunehmen.

Diesen Streitkräften gegenüber stand auf dem linken Elbufer General Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee, zusammengesetzt aus seinem eignen (dem VIII.) Armeekorps, einer Division des VII. und einer weiter zurück befindlichen, aus acht Landwehrregimentern gebildeten Reservedivision. Auf dem rechten Elbufer, durch die sächsische Oberlausitz bis nach Görlitz und Niederschlesien, war die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl als Zentrum aufgestellt: drei Armeekorps und ein Reservekavalleriekorps von 14 Regimentern, welches der berühmten österreichischen Reiterei entgegen treten sollte und vom Prinzen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurde.

Den linken Flügel des Heeres bildete die zweite Armee unter dem Kronprinzen in Schlesien, von welcher ein Korps bei Landshut, zwei bei Neiße und die Garden als Reserve bei Brieg standen. Der König als Oberfeldherr mit seinem ganzen Stabe und zahlreichem Gefolge, nebst Stabswachen zu Fuß und zu Pferde, aus erlesenen Mannschaften aller Regimenter gebildet, weilte noch zu Berlin. Von hier erging jetzt der Befehl an alle drei Armeen zum Aufbruch nach Böhmen. Zunächst sollten nur die erste und Elbarmee vorrücken, um die Streitkräfte des Gegners von der zweiten Armee abzulenken, welcher die Aufgabe oblag, zwischen Landshut und Glatz durch die langen und engen Gebirgspässe einzudringen.

Wie mit einem Zauberschlage setzten sich auf den verschiedenen Straßen, die von Sachsen und Schlesien in das schöne Böhmerland führen, die Korps in Bewegung. Überall starke Avantgarden weit voran, die, zusammengesetzt aus allen Waffen, den Marsch sichern und, wenn sie auf den Feind stießen, denselben zurückschlagen oder wenigstens so lange aufhalten sollten, bis die Hauptstärke herangekommen. Die Kolonnen folgten so breit formiert, als die Wege es erlaubten; hinter ihnen unabsehbare Trainzüge mit allem Kriegsbedarf an Munition, Material und was zur Erhaltung und Verpflegung der Heere nötig ist. Diese Menschenmassen, die doch alle essen und trinken wollen, zu erhalten — wozu die reichste Gegend nicht lange genügen würde — erfordert großartige Vorräte an Lebensmitteln und sorgsamste Vorbereitung des Fortschaffens derselben.

Durch das herrliche Elbthal in der Sächsischen Schweiz war der Paß versperrt: dort wehrte der Königstein, eine schwer einnehmbare Bergfeste, den Durchzug. General Herwarth mußte daher von Dresden aus auf dem rechten Elbufer den Weg über das Gebirge einschlagen, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl von Zittau aus durch die lieblichen Thäler des Lausitzer Gebirges dahin zog, wo sich die Eisenbahn im Neißethal hinaufwindet, und von Görlitz aus über Seidenberg und Friedland, des Wallensteiners altes Schloß, über das Riesengebirge nach Reichenberg marschierte.

Als die Preußen hier am 23. Juni die böhmische Grenze überschritten, donnerte ein tausendstimmiges Hurra zu den Bergen empor; dann folgten im lauten Männerchor „Heil dir im Siegerkranz!“ und das Preußenlied. Nur einzelne Husarenpatrouillen des Feindes hatten den Marsch beobachtet, so daß es beim Einmarsch der ersten Armee nur hier und da zu kleinen Reiterscharmützeln kam.

Reichenberg war erreicht. Hell und großstädtisch liegt diese bedeutendste Fabrikstadt Böhmens im Kranz der Berge. Keine einzige regelmäßige Straße findet man dort, weil jeder Tuchmacher — und die Zunft hat 1300 „inkorporierte“ Meister! — seit uralter Zeit sein Gehöft nur nach den Erfordernissen seines Gewerbes angelegt hat. Doch gefiel den fremden Gästen die Stadt und sie richteten sich leidlich ein, während die Vortruppen weiter hinaus rückten längs der Eisenbahn, welche nach Pardubitz führt.

Die Vorposten wurden ausgesetzt: Kavallerie- oder Infanteriefeldwachen, je nach der Örtlichkeit; auf Punkten, wo man weit um sich sehen konnte, standen Doppelposten von zwei Mann, damit der Platz nie unbesetzt bleibe, wenn einer derselben zum Melden sich entfernte. Jäger oder Füsiliere waren auf Feldwache; ihre Posten waren so gewählt, daß sie nicht so leicht gesehen werden, jedoch schußfertig, achtsam hinausschauen konnten in die Weite. Die Reitervedetten vermochten sich freilich nicht so gut zu bergen, dazu war ihre Uniform schon zu leuchtend, wie die roten Attilas der Zieten-Husaren — weniger verrieten sich die Dragoner, von denen hier das Schwarze (an Abzeichen schwarz, sonst hellblau wie alle) vorne war, dessen Chef einst der österreichische Feldmarschall Fürst Windischgrätz gewesen.

Über die Postenkette weit hinaus streiften Patrouillen. Sie begegneten wohl einzelnen feindlichen Trupps, insbesondere kleinen Abteilungen jener Liechtenstein-

Husaren, welche in Schleswig 1864 mit den Preußen so gute Kameradschaft gehalten hatten. Nirgends war aber ein größeres Korps in der Nähe bemerkbar.

Die Reichenberg-Pardubitzer Bahn durchläuft eine an Naturschönheiten reiche Gegend, die selbst einem Vielgereisten noch manchen Reiz bietet. Jetzt war freilich kein Bahnzug und kein Reisender hier zu erblicken; aber als die Avantgarde der vordersten preußischen Division von Reichenberg vorging und sich dem Städtchen Liebenau näherte, empfing sie heftiges Artilleriefeuer. Es waren die ersten Kanonenschüsse, welche in diesem Kriege fielen, am 26. Juni, Dienstag, gegen 10 Uhr. Obgleich sich nun Infanterie und Kavallerie entwickelte, kam es hier nur zu einem kurzen Artilleriekampf, der auf beiden Seiten nicht viel Schaden that. Die Preußen gingen vor bis in die Nähe des schönen Schlosses Sichrow (die Böhmen sprechen wie die Russen das w wie ff aus), welches dem Fürsten Rohan gehört. Von dort suchte die Infanterie auf Gewehrschußweite an die österreichischen Batterien heranzukommen, welche indessen abfuhren, sobald sie dies bemerkten. Die Kavallerie ging nun nach Turnau vor, wo sich von der Pardubitzer, bei Sichrow durch viele Tunnel hinziehenden Eisenbahn die neue nach Kralup und Prag abzweigt, ein etwas leichtsinnig vollendeter Eilbau. Bei Turnau war die Brücke über die Iser zerstört, und es mußte eine Schiffbrücke geschlagen werden. Clam-Gallas, zu dessen Korps nun auch die sächsische Armee unter ihrem Kronprinzen gestoßen war, hatte von Benedek den Befehl erhalten, Turnau und die Iserlinie um jeden Preis zu behaupten. Deshalb war Podol, ein Dorf westlich von Turnau, und die nahe Iserbrücke besetzt, und zwar durch die Brigade Poschacher, welche sich unter Gondrecourt im schleswig-holsteinischen Kriege durch die Erstürmung des Königshügels bei Oberselk den Ehrennamen der „Eisernen Brigade" erworben hatte. Prinz Friedrich Karl ließ seine Truppen nach den Anstrengungen des heißen Tages Biwaks beziehen und telegraphierte nach Berlin: „Heute Abend soll die Brigade Poschacher angegriffen werden." Damit begann die lange Reihe von Kriegsdepeschen, deren rote Zettel an den Anschlagssäulen die Bewohner der Hauptstadt immer zu Tausenden versammelten.

General von Bose mit fünf Bataillonen wurde zum Angriff bestimmt. Es kam zu einem Dorfgefecht, anfangs im Halbdunkel, dann bei Nacht und Mondlicht, wobei das Zündnadelgewehr nicht seine volle Wirkung zeigen konnte, durch sein Schnellfeuer aber dem Feinde dennoch einen bedeutenden Verlust zufügte, namentlich dem tapferen 18. Jägerbataillon. Das stark verbarrikadierte Dorf wurde nach einem erbitterten Kampfe genommen, ebenso die Iserbrücke. Gegen 500 Gefangene fielen den Preußen in die Hände, welche den Sieg mit 9 Offizieren und 60 Mann an Toten und Verwundeten erkauften. Das N a c h t g e f e c h t v o n P o d o l war das erste bedeutende Gefecht in diesem Kriege. An demselben Abende bestand auch Herwarths Avantgarde einen siegreichen Kampf bei Hünerwasser.

Clam-Gallas war infolge der erwähnten Gefechte bis Münchengrätz zurückgegangen und glaubte diese Stellung trotz der feindlichen Übermacht nicht aufgeben zu dürfen, weil ihm ein Schreiben Benedeks für den 29. Juni das Eintreffen des III. Korps und für den 30. das Vorrücken noch dreier andrer Korps der

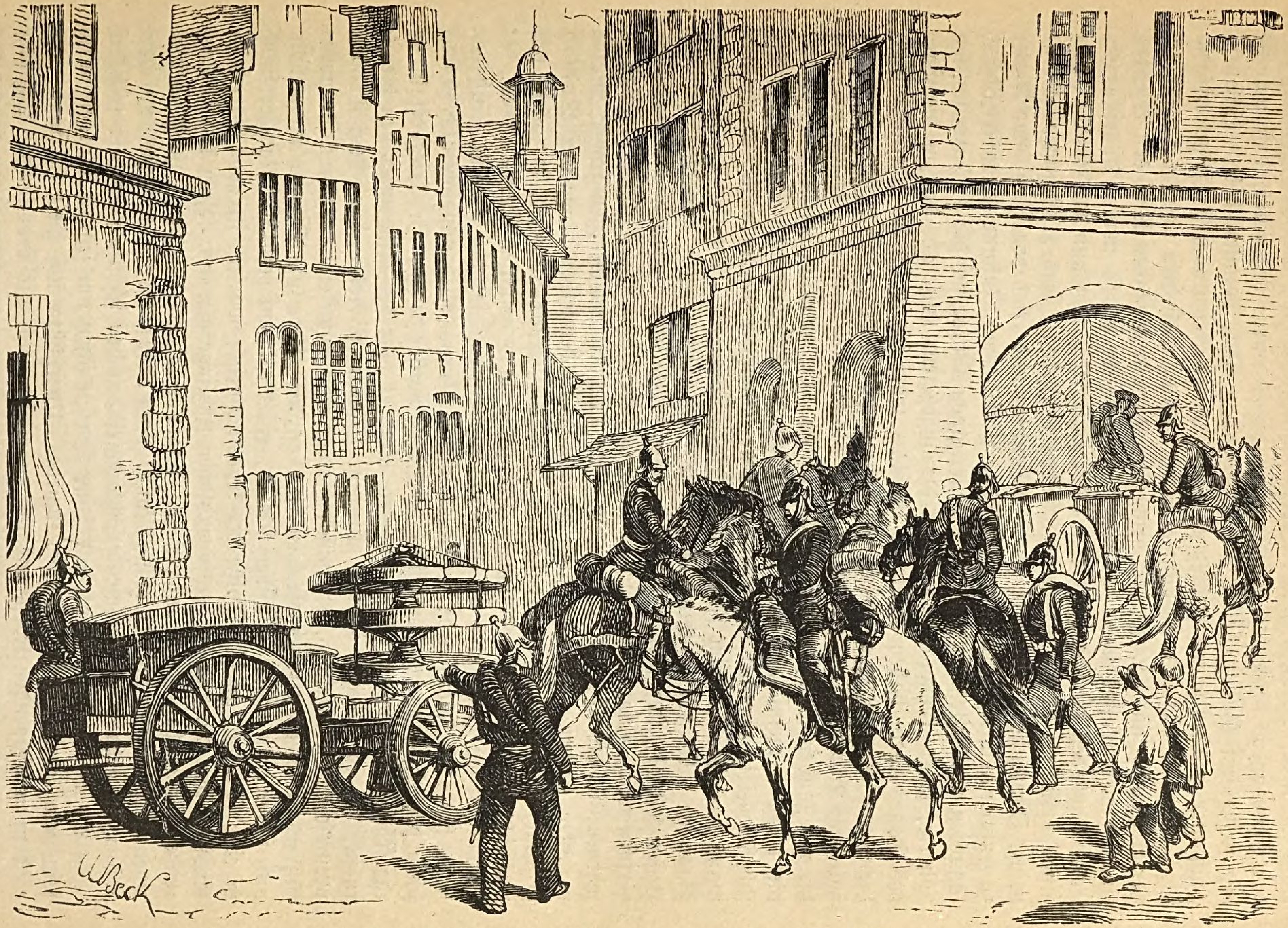
Hauptarmee in der Richtung auf Turnau angekündigt hatte. Der Oberfeldherr, sobald er in Erfahrung gebracht, daß die preußischen Korps sich längs der böhmischen Grenze sammelten, war mit seinen Hauptkräften auf Josephstadt vorgerückt und gedachte sich mit aller Macht gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden. Vom Kronprinzen besorgte er keine Gefahr; er glaubte zwei Korps genügend, ihm den Einbruch in Böhmen zu wehren. Das war aber ein schwerwiegender Rechenfehler.

Trautenau und Nachod. Bei dem preußischen Feldzugsplan kam es vor allem darauf an, daß die Bewegungen, welche den anfangs weit voneinander aufgestellten Armeen behufs ihres Zusammenwirkens vorgeschrieben waren, mit der pünktlichsten Genauigkeit ausgeführt wurden, damit alles richtig ineinander greifen konnte oder, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, „recht schön klappte". Drüben im feindlichen Lager nannten sie es, bevor sie den Zweck recht verstanden, „affenartige Geschwindigkeit". Auf Geschwindigkeit ist aber fast jede Kriegsunternehmung, die nach Erfolgen strebt, berechnet. Der Marschall von Sachsen, Augusts des Starken und der Gräfin Königsmark hochbegabter Sohn, sagte: „Die ganze Taktik liegt in den Beinen."

Während die Elbarmee sich der des Prinzen Friedrich Karl bereits auf vier Meilen genähert hatte, überschritt die Armee des Kronprinzen in drei Kolonnen das Gebirge, rechts das I. Korps (Bonin) gegen den Paß von Trautenau, links das V. (Steinmetz) auf Nachod, als Reserve, beiden folgend, die Garden (Prinz August von Württemberg) über Braunau gegen Eypel. Das VI. Korps (Mutius) stand noch bei Glatz dem österreichischen II. (Thun) gegenüber, sollte aber demnächst dem V. nachrücken.

Feldzeugmeister Benedek hatte zur Deckung seines Aufmarsches das X. Korps (Gablenz) gegen Trautenau, das VI. Korps unter Ramming, der sich im italienischen Kriege 1859 ausgezeichnet hatte, mit der Kavalleriedivision Prinz Holstein gegen Skalitz in Marsch gesetzt.

Am 27. Juni, einem außerordentlich heißen Tage, drang von seiten des preußischen I. Korps General von Clausewitz mit der 2. Infanteriedivision aus den Gebirgsstraßen gegen Trautenau vor. Wie friedlich liegt das Städtchen, nach dem vernichtenden Brande von 1861 neu erbaut, in dem lieblichen Thalkessel. Zahlreiche Reisende begrüßen es jahraus jahrein, wenn sie nach dem nahen Johannisbad eilen, welches in Heilung von Nervenkrankheiten mit Gastein wetteifert und Gesunden die angenehmste Sommerfrische bietet. Auch an jenem denkwürdigen Tage bot die Stadt einen friedlichen Anblick. Der Bürgermeister Dr. Roth ging in Begleitung einiger angesehener Bürger des Ortes dem preußischen General entgegen und versicherte diesem, daß er unbesorgt einrücken könne, denn es seien nur wenige kaiserliche Truppen in der Nähe gewesen. Clausewitz machte vor Trautenau Halt, weil die andre (1.) im Vormarsch aufgehaltene Division die Spitze nehmen sollte; er versäumte es aber, Kavallerie durch die Stadt zur Aufklärung vorgehen zu lassen, sonst würde der Anmarsch der feindlichen Massen bemerkt worden sein. Als dann die Avantgarde ohne Sicherheitsmaßregeln, wie im tiefsten Frieden, in Trautenau einrückte, wurde sie schon von den jenseitigen Höhen beschossen, und die Österreicher drangen von der andern Seite in die Stadt.



Preußische Munitions- und Geschützreservewagen auf dem Marsche.

Auch sollen die Preußen, wie es damals allgemein hieß, aus den Häusern von den Einwohnern beschossen worden sein; ja es wurde behauptet, daß man sie mit siedendem Wasser, selbst mit brennendem Pech begossen habe. Schauergeschichten wurden davon erzählt und in Soldatenbriefen nach Hause geschrieben. Doch sind alle diese Dinge nicht erwiesen, wenn auch hier und da ein fanatisierter Tscheche aus dem Fenster geschossen oder ein wütendes Weib den Preußen einen Eimer Wasser über die Köpfe ausgegossen haben mag. Nach kurzem Kampfe wurden die Österreicher aus der Stadt geworfen und das Gefecht nahm anfangs für die Preußen einen glücklichen Fortgang. Das 1. Regiment (Kronprinz, Ostpreußen) erstürmte den Kapellenberg und trieb den Feind von Kuppe zu Kuppe; auch die übrigen eingreifenden Abteilungen, Infanterie wie Artillerie, kämpften mit bestem Erfolge. Als daher gegen Mittag sich die 1. Gardedivision näherte, lehnte General von Bonin die angebotene Hilfe ab, da „er die Ehre des Tages allein haben wollte!“ Gablenz warf jedoch in das scheinbar schon beendete Gefecht mehrere frisch angekommene Brigaden. Seine Geschützreserve gab dem Kampfe vermehrte Kraft, und die tapferen Preußen, welche so lange brav gestanden, mußten allmählich weichen. Es geschah Schritt für Schritt; die treue Gemeinschaft und Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten zeigte sich hierbei in mancher ergreifenden Szene. Vom 45. Regiment fiel der Hauptmann von Gabain beim Zurückgehen seiner Kompanie. Da rief der Tambour Budweg: „Meinen Hauptmann muß ich noch einmal sehen und sollt' es mein Leben kosten!“, lief zurück zur Leiche und stürzte über ihr, von einer Granate zerschmettert, zusammen. General Bonin führte sein Korps, ohne verfolgt zu werden, in dieselben Biwaks, welche die Truppen am Morgen frohen Mutes verlassen hatten. Wäre es auch Ramming an demselben Tage bei Nachod geglückt, die anrückenden preußischen Kolonnen zurückzudrängen, so würde sich vielleicht der Verlauf des ganzen Krieges anders gestaltet haben. Dort, bei Nachod, dessen Bergschloß Piccolomini, Wallensteins falscher Freund, einst gebaut, hatte die Avantgarde des preußischen 5. Korps (Niederschlesier und Polen) schon den Ausgang des Engpasses am Abend vorher besetzt. Der kriegserfahrene thatkräftige Steinmetz kommandierte hier; er war der erste unter den Generalen, der im jetzigen Kriege mit dem Schwarzen Adlerorden, dem höchsten preußischen Ehrenzeichen, geschmückt worden ist. Sohn eines tapferen Truppenführers in den Befreiungskriegen, hat er diese schon als Offizier mitgemacht und später, im ersten dänischen Kriege, ein Regiment geführt. Nachher stand er eine Zeitlang an der Spitze des Kadettenkorps, wo sein strenger Gerechtigkeitssinn ihm die Herzen der jugendlichen Zöglinge gewann. Zum kommandierenden General in Posen aufgestiegen, zeigte er sich bei den dort äußerst schwierigen Verhältnissen als der rechte Mann. Nun aber sollte der greise Held mit dem vollen Silberhaar auf Böhmens Schlachtgefilden den schönsten Lorbeer pflücken.

Es war am 27. Juni, als seine Vorhut schon am frühen Morgen durch feindliche Übermacht angegriffen wurde. Unerschütterlich hielt sie stand, um es dem nachfolgenden Korps möglich zu machen, sich aus dem langen Engwege herauszuwinden, in welchem Geschütze und Fahrzeuge immer von neuem das Fortkommen erschwerten. Endlich gelang es der heranrückenden Infanterie

sowie den Geschützen, sich zu entwickeln, auch zwei Kavallerieregimenter, Ulanen Nr. 1 und Dragoner Nr. 8, arbeiteten sich aus dem Engwege heraus. General von Wnuck führte sie entschlossen zum Angriff, welchem die Kürassiere unter dem Prinzen Solms ebenso kampfmutig entgegentrabten. Die Reitergeschwader prallten in voller Karriere aufeinander. Es entstand ein wütendes Handgemenge, das mit dem Siege der Preußen endigte. Noch im Ordnen begriffen, sehen die Dragoner österreichische Infanterie einem nahen Wäldchen zueilen; sie werfen sich ohne Säumen auf dieselbe. Ein Widerstand leistendes Jägerbataillon wird trotz tapferster Gegenwehr auseinander gesprengt und eine Infanteriefahne erbeutet. Auf preußischer Seite waren außer General Wnuck beide Regimentskommandeure und viele Offiziere und Leute verwundet, ein Major und mancher Reitersmann tot, aber der Feind war geworfen. Zwei Standarten trugen die glücklichen Sieger davon. Leutnant Raven hieß einer der tapferen Kämpfer, denen es gelang, einen so kostbaren Siegespreis in erbittertem Kampfe zu gewinnen. Unvergeßlicher Ehrentag der schlesischen Dragoner Nr. 8!

Mittlerweile gelang es auch der preußischen Reserveartillerie, heranzukommen, während zu gleicher Zeit die Infanterie zum Angriff vorschritt. Das verheerende Feuer der Zündnadelgewehre bahnte dem Bajonett den Weg. Wie tapfer auch die Österreicher kämpften, sie mußten schließlich unter großen Verlusten und trotz ihrer Übermacht weichen, die sie nur vereinzelt und allmählich eingesetzt hatten.

Fast bis Skalitz drang Steinmetz an diesem Tage vor. Sein Gegner Ramming aber gestand in einem aufgefangenen Briefe an Benedek, daß sein Korps für den folgenden Tag nicht gefechtsfähig sei, weshalb er um Unterstützung bitten müsse. Letztere wurde ihm durch das Korps des Erzherzogs Leopold zugeführt, das seinige aber in zweite Linie gestellt.

Ohne Säumen ging am 28. Juni Steinmetz wieder zum Angriff vor, und er konnte am Abend einen zweiten Sieg an den König melden. Welch ein Jubel in Berlin, als auf denselben roten Zetteln an den Anschlagsäulen gleichzeitig mit der Nachricht von diesem Erfolge auch einer des Gardekorps über Gablenz bei Trautenau sowie die Kapitulation der Hannoveraner verkündet werden konnte! Zahllose Flaggen wehten bald in den Straßen der Residenz, und abends war die Stadt glänzend erleuchtet.

Die Garden, deren Mitwirkung am 27. Juni bei Trautenau abgelehnt worden war, brachen am folgenden Tage schon früh 3 Uhr gegen das Gablenzsche Korps auf, um diesem die erlangten Vorteile wieder zu entreißen. Sie überraschten den Feind noch zum Teil im Biwak. Rasch ordnete Gablenz jedoch seine Truppen, und wiederum gelang es der trefflichen österreichischen Artillerie, zuerst den Kampf mit großer Überlegenheit zu eröffnen. Den aus 64 Geschützen donnernden Morgengruß konnten die Preußen anfangs nur mit zwölf Kanonen erwidern. Dennoch rückte die Gardeinfanterie unaufhaltsam vor. Über das alte Schlachtfeld von Soor, wo Friedrich der Große vor 121 Jahren gesiegt, ging es unter dem heftigsten Kanonenfeuer gegen den Feind. Von der 2., als Reserve folgenden Gardedivision war das 2. Bataillon des Kaiser-Franz-Regiments in die rechte Flanke entsandt, wo es den Kampf mit mehreren feindlichen

Bataillonen aufnehmen und lange allein fortführen mußte. Viele Tapferen fanden hier den Heldentod, Oberstleutnant von Gaudy, ein Bruder des verstorbenen Dichters Franz Gaudy, fiel an der Spitze seines Bataillons, mit ihm viele Offiziere; ein Viertel des Bataillons war tot oder verwundet, aber trotz aller Verluste wurde das Dorf Altrognitz mit Sturm genommen, als ein Bataillon vom Regiment Augusta zu Hilfe kam. Und nun ging es im raschen Siegeslauf von Stellung zu Stellung. Das Gablenzsche Korps ward vollständig geschlagen, mit einem Verluste von mehr als 3000 Toten und Verwundeten, 5000 Gefangenen und drei Fahnen nebst zehn Geschützen.

Zwar warf der österreichische Oberfeldherr zwischen die Garden und das Korps Steinmetz ein neues, das IV. Armeekorps, aber auch dieses wurde am 29. Juni bei Schweinschädel (Jaromierz) geschlagen. An demselben Tage erstürmte die Avantgarde des Gardekorps das tapfer verteidigte Königinhof.

Während dieser siegreichen Erfolge der zweiten preußischen Armee hatte auch die erste Armee zwei bedeutungsvolle Siege erfochten.

Die Linie der Iser verteidigte Clam-Gallas, wie erwähnt, mit seinem Korps und der sächsischen Armee; gegen den bei Münchengrätz aufgestellten Teil seiner Heereskräfte rückten die Division Horn, welche bei Podol gesiegt hatte, und neben ihr die Division Fransecky von demselben (4.) Korps vor, das 2. und 3. folgten.

Gleichzeitig war aber auch die Elbarmee herangekommen. Von letzterer hatte eine Division des Reservekorps, Landwehr unter General von der Mülbe, der in Schleswig die kombinierte Gardedivision geführt, Sachsen besetzt, die andre (Gardelandwehr-) Division folgte der Elbarmee nach Böhmen, so daß Herwarth von Bittenfeld in vorderster Linie drei Divisionen Infanterie und eine Kavalleriedivision zur Verfügung hatte.

Bei Münchengrätz ließ er, angesichts des Feindes, eine Pontonbrücke über die Iser schlagen und rückte gegen die Stadt, während die steilen Höhen, auf welche General Horn gestoßen war, von Fransecky umgangen und seitwärts erstürmt wurden. Von zwei Seiten angegriffen, räumten die Österreicher den Ort und zogen sich auf Jičin (Gitschin) zurück, wo Clam-Gallas seine gesamten Streitkräfte vereinigte, um die starken Stellungen vor der Stadt zu behaupten. Die Hälfte der Sachsen wurde mit in die Gefechtslinie gezogen, die andre in Reserve gehalten. Hier kam auch die leichte Kavalleriedivision Edelsheim ins Gefecht, die eines besonderen Rufes genoß. An der Spitze einer Reiterdivision glaubte der tüchtige und heißblütige Edelsheim bis in die brandenburgischen Marken dringen zu können und vermaß sich großer Dinge. Bei Jičin fand sich jedoch keine Gelegenheit dazu. Bei Podultz bildeten einzelne preußische Abteilungen gegen die Angriffe seiner Reiter nicht einmal Karree, sondern schlugen sie in Schützengruppen und Kompaniekolonnen nur mit ihrem Schnellfeuer zurück.

Prinz Friedrich Karl hatte eine pommersche und eine brandenburgische Division, von Kavallerie unterstützt, zum Angriff auf Jičin bestimmt. Die 1. Brigade der Pommern rückte unter starken Verlusten links vor, die Brandenburger rechts hatten steile Berge zu erstürmen; einzelne Leute sollen, um besser klettern zu können, die Stiefeln ausgezogen haben, wie das Gepäck der großen Hitze wegen schon abgelegt war.



Ungarische Husaren im Zündnadel- und Granatfeuer bei Podultz.

Besonders die sächsische Artillerie, schon aus den napoleonischen Kriegen vorteilhaft bekannt, that den Stürmenden vielen Schaden, bis schließlich Gablenz von Benedek den Befehl erhielt, sich an ihn heran nach der Elbe zu zurückzuziehen.

Die Österreicher und Sachsen führten dies langsam und meisterhaft aus. Die preußischen Husaren, welche auf ewige Zeiten den Namen ihres alten Kommandeurs, des Feldmarschalls Blücher, tragen, hatten hierbei Gelegenheit, einzuhauen und zahlreiche Gefangene zu machen. Blüchers noch lebende Tochter, Gräfin Asseburg, schickte dem Regiment 200 Thaler, die an einige der Tapfersten verteilt wurden.

Die Blutarbeit für die Infanterie war aber mit dem sinkenden Abend noch nicht vollendet; noch mußte die Stadt genommen werden. Es kam dabei zu einem lebhaften Straßengefecht; doch ehe die kurze Sommernacht zu Ende ging, war Jičin, Wallensteins Begräbnisstätte, in den Händen der Preußen. Clam-Gallas, so tapfer seine Truppen gekämpft, ward von Benedek die Schuld beigemessen, daß die ganze österreichische Armee sich nun rückwärts bei Königgrätz versammeln mußte. Infolge dieser Meldung wurde er seines Kommandos enthoben; doch hat die spätere kriegsgerichtliche Untersuchung den Ungrund jener Beschuldigung dargethan.

Die Entscheidungsschlacht vor Königgrätz. Sobald infolge der geschilderten Kämpfe die Verbindung der aus Sachsen, Nieder- und Oberschlesien in das Herz von Böhmen eindringenden drei preußischen Heersäulen gesichert war, hielt der König es für geboten, die Führung der vereinigten Heere nun persönlich zu übernehmen. Er verließ Berlin und begab sich in ununterbrochener Eisenbahnfahrt auf den Kriegsschauplatz. Ihn begleitete außer einem zahlreichen Gefolge der Kriegsminister von Roon, der des Königs Werk, die Reorganisation der Armee, vor sechs Jahren durchgeführt hatte, der General von Moltke als Chef des Stabes, um den Kriegsplan, der bisher sich so vortrefflich bewährt hatte, zur vollen Ausführung zu bringen, und Graf Bismarck, der große Staatsmann, der von jetzt an, als Major des 7. schweren Landwehrreiterregiments, dem ganzen Feldzuge an der Seite seines königlichen Herrn beiwohnte, um sofort die Erfolge des Schwertes auch in der Politik ausbeuten zu können.

Ein Begleiter des Königs auf jener denkwürdigen Fahrt schreibt: „Am Abend vorher war Berlin voller Jubel über die angekommenen Siegesnachrichten gewesen; heute früh war alles ernst und still; und das war natürlich, denn mit der Abreise des Königs zur Armee traten wieder an jeden alle Sorgen und Befürchtungen heran, wie es nun weiter werden könne. Wer wußte denn, ob er jemals den König wiedersehen würde? Mit 70 Lebensjahren pflegt man nicht mehr zu Felde zu ziehen, und wer hätte damals ahnen können, daß der Krieg kaum vier Wochen dauern werde? Dann waren der Kronprinz, die Neffen, die Brüder des Königs ebenfalls bei der Armee und ebenso gut, wie jeder andre, allen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt! — — Wer auf dem Bahnhofe dem Abschiede des Königs von der königlichen Familie, von den hohen Beamten, von manchem bewährten Diener, endlich von dem treuen Volke, das mit Ernst und Sorge ihm seine Grüße nachwehte, beigewohnt hat, der wird diesen Eindruck sein lebenlang nicht vergessen."

In Sorau trat aus der Menge, welche herbeigeströmt war, um den geliebten König auf der Durchreise zu begrüßen, ein unbekannter, bescheiden bürgerlich gekleideter Mann an den königlichen Wagen und überreichte dem Könige, welcher gerade am Fenster der Wagenthür stand, ein zusammengefaltetes Blatt, zog sich auch sofort wieder unter die Menge zurück, als der König durch freundliches Nicken ihm zu verstehen gab, daß er das Papier lesen würde. Aber in dem Glauben, daß dies wohl eine Bittschrift sei, wie dergleichen häufig bei solchen Gelegenheiten überreicht werden, steckte der König das Papier einstweilen in den Ärmelaufschlag seines Überrocks, da blieb es denn auch wirklich bis zu Ende des Feldzugs stecken; denn der König hatte in den nächsten Tagen Wichtigeres zu thun, als Bittschriften aus Sorau zu lesen, und später war das Papier wohl ganz aus seinem Gedächtnis gekommen. Bei der Rückkehr des Königs nach Berlin im August fand sich denn jenes Papier noch auf demselben Flecke in dem Ärmelaufschlage des Überrocks, den der König während des ganzen Feldzugs tagtäglich und also auch in der Schlacht bei Königgrätz getragen hatte. Es enthielt indessen keine Bittschrift, sondern ein Gedicht in fünf Strophen, von denen eine lautete:

„Ich ziehe hin in Gottes Namen,
Ich ziehe hin in Gottes Kraft;
Die in der Menschen Namen kamen,
Hat oft der Zorn hinweggerafft:
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!“ u. s. w.

Als der König am 2. Juli in Jičin eintraf, bestimmte er zunächst, daß die Truppen nach den überaus anstrengungsvollen Märschen und Kämpfen der letzten Woche einen oder zwei Ruhetage halten sollten. Abends 11 Uhr brachte General von Voigts-Rhetz, der Chef des Generalstabes der ersten Armee, die Meldung, daß sich hinter der Bistritz und diesseit der Elbe die feindliche Armee zu versammeln scheine. Sofort wurde vom Könige der Entschluß des Prinzen Friedrich Karl gebilligt, den Feind unverzüglich anzugreifen.

Noch in der Nacht gingen die erforderlichen Befehle ab. Der Flügeladjutant, Graf Finckenstein, überbrachte sie dem noch drei Meilen entfernten Kronprinzen; zwei andre Offiziere wurden an die Korpsführer geschickt. Von diesem Nachtritte hing der Ausgang der bevorstehenden Schlacht, vielleicht das Schicksal Preußens ab!

Der Schlachtplan war in jenen großen, klaren Zügen entworfen, welche Moltkes Kriegspläne kennzeichnen. Danach sollte die erste Armee im Zentrum gegen die Stellung des Feindes vorgehen, die Elbarmee diese in der linken, die zweite Armee in der rechten Flanke umfassen. Durch ein gewaltiges Ringen auf der ganzen Linie mit Einsetzen der gesamten Kraft sollte die Entscheidung herbeigeführt werden.

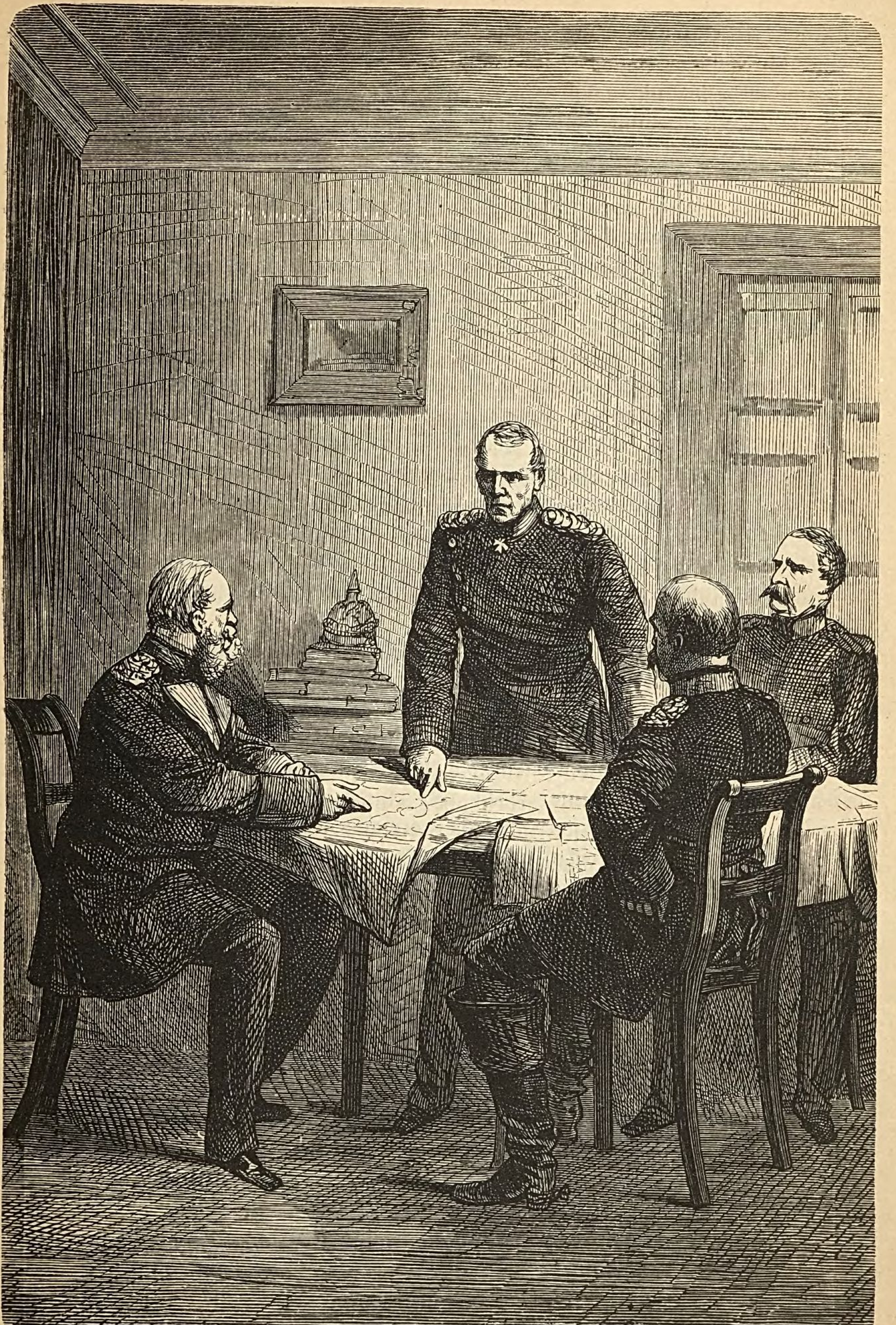
Feldzeugmeister Benedek hatte in der That nach vielen Schwankungen in seinen Entschlüssen und nachdem er den Kaiser sogar gebeten hatte, unter allen Umständen sofort Frieden zu schließen, infolge von Weisungen aus Wien, seine gesamte Armee unweit Königgrätz versammelt, um den Preußen eine

Entscheidungsschlacht zu liefern. Die ausgewählte Stellung war für die Verteidigung sehr günstig. Die Bistritz mit teilweise sumpfigen Ufern deckte Front und linken Flügel, der Trotinabach sowie die Elbe den rechten. Das von der Armee besetzte Gelände steigt wellenförmig mit flachen Einsenkungen zwischen den Hügelgruppen auf; es bot von den Höhen freie Übersicht, in den Vertiefungen Raum zu gedeckten Aufstellungen, gute Stützpunkte an einzelnen Dörfern und Waldstrecken, vor allem aber eine treffliche Verwendung der Artillerie, deren Batterien, an 770 Geschütze, einander in mehreren Linien überhöhten. An der Bistritz sind Hauptübergänge bei Sadowa und Nechanitz, an der Trotina bei Ratschitz; die beiden letztgenannten Orte waren die Flügelpunkte der ganzen Stellung, kaum zwei Meilen voneinander entfernt, für eine Armee von 210 000 Mann nicht zu weit. Hinter Nechanitz befinden sich die Höhen von Prim und Problus; bedeutend mehr noch erhebt sich eine halbe Meile von Sadowa die Höhe von Chlum, in deren Nähe ein langgestreckter Hügelrücken flach nach der Bistritz sich absenkt und deren Übergänge vollständig beherrscht. Dicht im Rücken der Österreicher lag die Elbe, die nur auf Brücken zu überschreiten war. Ein sehr bedenklicher Umstand für den Fall eines durch den Kampf notwendigen Rückzugs.

Am 2. Juli hatte Benedek seine Armeekorps Stellung nehmen lassen. Auf dem linken Flügel, der äußersten Rechten der Preußen unter Herwarth gegenüber, standen die Sachsen auf dem Abhange der Höhen von Prim und Problus und hatten den Übergang bei Nechanitz besetzt. Im Zentrum gegen Lipa hin war das X. Korps (Gablenz), das III. (Erzherzog Ernst) auf den Höhen von Chlum und Lipa aufgestellt, das IV. (Festetics) und II. (Thun) verlängerten die Aufstellung etwas später bis an die Trotina. Die Hauptreserve, das I. und VI. Korps mit den drei schweren Reiterdivisionen und der Armeegeschützreserve, stand hinter dem Zentrum, die 1. leichte Reiterdivision hinter den Sachsen, die 2. hinter dem II. und IV. Korps. Vortrefflich ausgewählt waren die Feuerstellungen für die Batterien, ihre Schußlinien hatte man durch Fällen von hinderlichen Bäumen möglichst frei gelegt, die Entfernungen einzelner Zielpunkte in der Richtung, aus welcher der Feind kommen mußte, gemessen und mit Kennzeichen versehen. Die vorliegenden Dörfer an den Übergängen waren besetzt, Gehölze und Waldstrecken durch Verhaue und andre Hindernisse schwer zugänglich gemacht. Mit Siegeszuversicht schauten Österreichs Krieger aus ihren gut gewählten und trefflich für den Kampf vorbereiteten Stellungen der Schlacht entgegen.

Der Morgen des 3. Juli brach an, ein trüber, durch zeitweilige Regenschauer unfreundlicher Morgen. In aller Frühe wurden die verschiedenen preußischen Korps in ihren Biwaks alarmiert, um den Vormarsch anzutreten. Von der ersten Armee rückten die Divisionen Fransecky und Horn zuerst gegen die Bistritz vor. Bei der ersteren zog das 27. Infanterieregiment mit Rosen geschmückt, gleich den Kriegern von Hellas, zur heißen Feldschlacht. Sein Führer, Oberst Zychlinski, trug täglich, wenn er sie haben konnte, eine frische Rose im Knopfloch; am 3. Juli ahmte es die Mannschaft nach, den ganzen Schloßgarten von Cerekwitz plündernd.

Rechts von der magdeburgischen und thüringischen Division ging das pommersche Armeekorps vor, die Brandenburger blieben einstweilen in Reserve.



Vortrag beim Könige in Gitschin.

Kurz vor 8 Uhr fielen die ersten Kanonenschüsse gegen die Division Horn, welche sich Sadowa näherte, und preußische Artillerie, die in dem aufgeweichten Boden schwer fortkam, nahm den Kampf auf.

Der Nebel behinderte anfangs die Fernsicht. Jetzt erschien der König, der schon vier Meilen gefahren war, zu Pferde bei Dub vor Sadowa bei den Truppen, mit lautem Hurraruf begrüßt. Hier ritt er mit seinem Gefolge auf eine ungefähr 1000 Schritt von Dub östlich gelegene Anhöhe, um die Leitung der Schlacht zu übernehmen. Der König trug den Überrock mit den neu eingeführten Generalsachselstücken und Helm; er hatte, wie gewöhnlich, den Orden pour le mérite und das Eiserne Kreuz angelegt, dazu den Füsiliersäbel; des eingetretenen Regens wegen hatte er den Paletot übergezogen, auch das Futteral mit seinem doppelten Fernrohr an einem langen Riemen um den Hals. Das Pferd, welches ihn den ganzen Schlachttag über trug, hieß am 3. Juli noch mit seinem Marstallnamen Fenela, am 4. wurde es aber schon Sadowa genannt und blieb bis zu seinem Tode im königlichen Marstall in Ehren gehalten.

Der König erteilt den Befehl, die Bistritz zu überschreiten; zahlreiche Batterien fahren vor und antworten den Geschützen des Feindes. Mit jeder Minute nimmt der Kampf an Ausdehnung wie an Heftigkeit zu. Zwar überschreiten die beiden Divisionen die Bistritz und dringen auch in die angrenzenden Wälder ein, aber sie finden überall den hartnäckigsten Widerstand und geraten bald in ein furchtbares Artilleriefeuer.

Nicht besser ergeht es dem II. Armeekorps bei Dohaliz und Mekrowans. Die Österreicher, welche die Dörfer besetzt hatten, waren schon deswegen, noch mehr aber dadurch im Vorteil, daß die Häuser hier (wie bei allen slawischen Völkern) blockhausartig von Baumstämmen gebaut und für Flintenkugeln undurchdringlich sind. Die Verteidiger hatten darin Schießscharten eingeschnitten und dorthin ihre besten Schützen gestellt, hinter jeden aber einige gewandte Burschen, welche die Gewehre luden, so daß erstere nur die gereichten Gewehre abzuschießen hatten, wodurch sie ebenso schnell schossen als die Preußen mit ihren Zündnadelgewehren.

Nach 8 Uhr griff auch Herwarth auf seinem Flügel die Sachsen bei Nechanitz an. Da der Kampf im Zentrum hin und her schwankte und nur mit ungeheuren Verlusten fortgeführt werden konnte, befahl der König, ihn hier einstweilen vorzüglich durch Artillerie zu unterhalten, während Herwarth, die Bistritz ebenfalls überschreitend, die Stellung des Feindes von der Seite fassen sollte. Der Kronprinz werde, so hoffte man, unterdessen wohl herankommen und von der andern Flanke her angreifen. Daß dies nicht auf die Minute zu bewerkstelligen war, wußte man recht wohl, denn die hilfebringende Armee hatte zwei bis drei Meilen meist auf grundlosen Wegen zurückzulegen.

Am rechten Ufer der Bistritz, auf der höchsten Kuppe eines nach dort sich schräg durch das Land ziehenden Hügellandes, hält König Wilhelm mit Moltke, Bismarck und einem glänzenden Generalstabe; jenseit des Flüßchens, dicht vor seinem Zentrum, da, wo eine alte Kapelle am Waldessaum hinter Chlum liegt, steht Benedek, der von dort aus fast das ganze Schlachtfeld überblicken kann.

Fort und fort richten sich von der Höhe, wo der König mit seinem Stabe hält, und von der andern, wo Friedrich Karl den Verzweiflungskampf seiner Armee im

Zentrum leitet, alle Fernrohre nach der Seite, woher die ersehnte Hilfe kommen soll. Alles bleibt dort still und leer. Der tiefhängende Nebel verdeckt die Aussicht.

Herwarth vertreibt mittlerweile die Vortruppen der Sachsen aus Nechanitz, hierauf überschreitet er auf notdürftig hergestellten Brücken den Fluß und dringt gegen die nächsten Ortschaften vor, um mit einer Division den Feind zu umfassen. Aber bei Prim und Problus findet er die hartnäckigste Gegenwehr, und so kommt, wie auf der ganzen Linie, so hier der Kampf wieder zum Stehen. Hin und her wogt das heiße Ringen. Der Mittag naht heran. Die Entscheidung läßt noch immer auf sich warten. Der Kampf bei Sadowa und Benatek wütet besonders blutig fort.

Die Division Fransecky ist's, deren Standhaftigkeit die höchste Probe auszuhalten hat. Sie hatte schon vor 10 Uhr morgens die Bistritz überschritten, bald nachher Benatek zusammengeschossen und ein heftiges Handgemenge mit einem erbitterten Feind zu bestehen, der jeden Fuß breit nur zu hohem Blutpreise verkaufte.

Nachdem sich Fransecky Benateks bemächtigt, will er auch den vor ihm liegenden waldumkränzten Hügel bei Maslowics gewinnen. Schritt für Schritt drängt er den Feind zurück, und als die Kugeln ihm nicht rasch genug den Sieg bringen, läßt er seine Leute zum Bajonett greifen. Im Gewirre des Waldes wird jetzt, Mann gegen Mann, mit Kolben und Seitengewehr aufs grimmigste fortgestritten. Dem 27., 66. und 67. Regimente gebühren die Ehren des Tages.

Wiewohl mehrfach von der Übermacht zurückgedrängt, führt der unbeugsame Führer seine Getreuen immer von neuem wieder vor; zwei Pferde, die ihm unter dem Leibe erschossen werden, läßt er auf der blutigen Walstatt, und es ertönt der Mahnruf aus seinem Munde: „Halt! nicht weiter zurückgehen. Hier müssen wir bleiben und sterben!" Tot oder kampfunfähig sind von seiner Heldenschar 84 Offiziere und mehr als 2000 Mann. Die Schicksalswage neigt sich hier ersichtlich auf die Seite der Österreicher, die mit zwei Armeekorps Franseckys Bataillone im Swiepwalde zu erdrücken drohen. Es war zwischen 1 und 2 Uhr, als der österreichische Feldherr mit seinem Stabe nach den Stellungen zur Rechten ritt, wo ihn das in Reserve stehende Korps mit der Volkshymne begrüßte. Die Jäger schwenkten ihre Hüte und riefen ihm siegesfroh zu. „Nicht jetzt; wartet bis morgen, meine Kinder!" erwiderte Benedek und wendete sich dann mit seinem Gefolge dem früheren Standplatze zu, um von dort aus das 3. Korps unter Musik und Hochrufen im Thale vorrücken zu sehen. Alles erschien hier im besten Fortgange für Österreichs Waffen. Die Infanterie war kampfbegeistert und schien die Preußen auf der ganzen Linie immer entschiedener zurückzudrängen, die Reiterei stand noch ziemlich unversehrt und eine starke Geschützreserve befand sich im Rücken.

Endlich, als Franseckys Kraft zu erlahmen droht, kommt ein Reitertrupp um Maslowics herum — es sind Reiter von der schlesischen Armee, sie verkünden Rettung. Bald auch ließen die österreichischen Brigaden ab von Fransecky und schwenkten rechts rückwärts, mehrere Batterien fuhren gegen Nordost gerichtet auf: ein Telegramm des Festungskommandanten von Josefstadt hatte Benedek das Anrücken der Kolonnen des Kronprinzen gemeldet.

In der That war der Kronprinz nunmehr auf der Walstatt eingetroffen. Er hatte seine Armee am Morgen aus ihren entfernten Lagern aufbrechen lassen, die Garden in der Mitte, rechts von ihr das I., links das VI. Korps, welches am 29. erst in Böhmen einmarschiert war, hinter ihnen die Reserve, Steinmetz mit seinem V. Korps. Die Garden beschleunigten ihren Marsch in der Richtung des Kanonendonners, später gab man ihnen als Zielpunkt eine Höhe, kenntlich an drei einzelnen hohen Bäumen, den nunmehr historisch gewordenen drei Linden. Hinter ihrer ersten Division, geführt von Hiller von Gärtringen, dem Sohne des „Helden von Möckern und Planchenoit" aus den Befreiungskriegen, folgte die Reserveartillerie, welche sich mit unendlicher Anstrengung in dem durchweichten Lehmboden die Höhen hinaufarbeitete. In eine breite Lücke, die dadurch entstanden war, daß sich die Korps des rechten Flügels aus ihrer anfänglichen Stellung nach links gegen Fransecky gewendet hatten, drang die erste Gardedivision ein; das IV. Korps, dessen Führer schwer verwundet war, wich zurück, und Chlum, auch Rosberitz, das schon im Rücken der Stellung lag, wurden nach kurzem, heißem Kampfe erstürmt. Ramming hatte mit seinem in Reserve stehenden Korps, die Wichtigkeit des Moments erkennend, nach Chlum vorrücken wollen, aber den Befehl erhalten, nicht gegen die Disposition zu handeln.

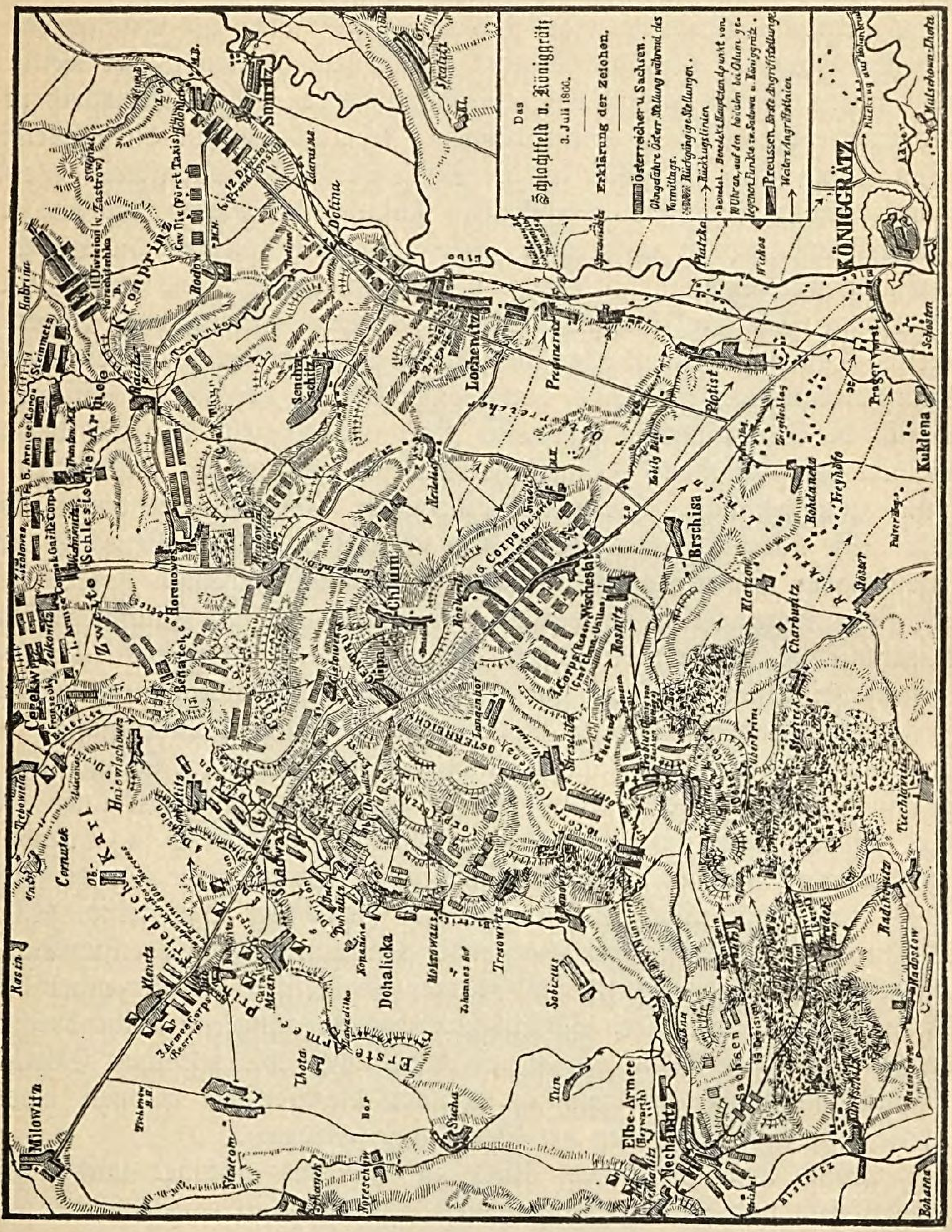
Als Benedek endlich, kurz vor 3 Uhr, die Umgehung seiner Stellung durch die feindliche zweite Armee gemeldet wurde, sprengte er sofort mit seinem Stabe dorthin. Man sah den Schlüssel der Stellung in der Hand des Feindes und Bestürzung malte sich auf jedem Antlitz. Nur Benedek blieb ruhig und ritt schnell zurück, um zur Wiedereroberung des entscheidenden Punktes Befehle zu geben. Die Kugeln schlugen schon in sein Gefolge, welches bei einem Gehöfte sogar eine Salve der darin eingenisteten Preußen begrüßte. Er zog nun alle seine Reserven in die Schlacht und schickte den größten Teil gegen die Gardedivision, welche hierdurch in Gefahr kam, erdrückt zu werden.

In diesem Augenblicke eilten ihr vier Batterien zu Hilfe, deren wohlgezieltes Feuer in den feindlichen Massen große Verheerung anrichtete. Immer neue Truppen warfen die Preußen hier in den heißen Kampf, und bald sah sich die ganze Nordarmee in Front, Flanke und Rücken angegriffen.

Das sich schnell verbreitende Gerücht, der Feind sei auf allen Seiten, verursachte einen verhängnisvollen moralischen Eindruck. Dessenungeachtet hielt sich die kaiserliche Armee äußerst wacker. Hätte das Fußvolk Chlum wieder nehmen können, so wäre vielleicht für das österreichische Heer noch eine günstige Wendung, wenn auch nicht gerade ein siegreicher Erfolg möglich gewesen. Das gelang aber nicht. Regiment auf Regiment und Batterie auf Batterie krönen die Höhen und beschießen die Österreicher im Rücken. Unaufhaltsam stürmte das preußische Fußvolk eine Höhenstellung nach der andern. Viele Tapfere sanken in diesem furchtbaren Kampfe dahin, unter ihnen auch General Hiller von Gärtringen und sein Adjutant The Losen. In einem schönen Soldatenliede heißt es:

Und um die beiden in Blut und Tod
Um den Sieg das schönste Werben;
Des Königs von Preußen Garde kann
Nur siegen oder sterben.

Zwei Uhr mochte es sein, als vom Standpunkte des Königs das Vorrücken der dunklen Massen auf den Höhen gegen Chlum, den Schlüsselpunkt der Stellung des Feindes, wahrgenommen wurde.



Plan des Schlachtfeldes von Königgrätz.

Jetzt gab der König Befehl zum allgemeinen Vorrücken auch in der Front, und Prinz Friedrich Karl jagte zurück, um die schon stundenlang harrende Reservekavallerie zum Einhauen herbeizuholen. Dem Andrange von allen Seiten konnten die Österreicher nicht lange standhalten. An den dichten schwarzen Rauchwolken, die man emporsteigen sah, erkannte man das Vorwärtsdringen der Garden. Todesmutig hielt die österreichische Artillerie überall bis zum letzten Augenblicke aus, und hat dadurch in der ehrenvollsten Weise eine Menge

von Kanonen eingebüßt. Eine Kompanie des Gardefüsilierregiments nahm 10 Geschütze und verlor nur 3 Tote! Ein früherer Führer, der ihr für jedes genommene Geschütz 100 Thaler versprochen, mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als er nun 1000 Thaler zahlen mußte!

Das siegreiche Vordringen des I. Armeekorps, sowie die Erfolge des VI., das sich den Übergang über die Trotina erzwungen, führten in der Mitte und auf dem linken Flügel rasch die Entscheidung herbei. Auch Herwarth ist mit der Elbarmee über Problus vorgedrungen. Überall weichen die Österreicher.

Der König setzte sich selbst an die Spitze der Reservekavallerie, als diese durch die Zwischenräume der vorrückenden Infanterie vorbrach, um das feindliche Fußvolk vollends zu zersprengen. In den Kessel, welchen die Höhen von Lipa, Chlum und Wsestar mit denen von Prim und Problus bilden, stürzen hinabgedrängte Scharen, Gesunde und Verwundete, Infanterist, Jäger und Artillerist. Tausende rennen oder marschieren langsam dahin, in der Hoffnung, die Schutz versprechenden Wälle von Königgrätz zu erreichen. Offiziere bemühen sich, die Flüchtlinge zu sammeln. Hier und da sieht man aus dem wilden Gewirr festgeschlossene Trupps hervortreten, andre sich anschließen und allmählich zu ansehnlichen Heerhaufen anwachsen. Die Artillerie kommt dahergerasselt. Sie überfährt, was ihr in dem Wege steht. Aber Benedeks tapfere Reitergeschwader halten weiteres Unheil fern. Voll Ungeduld harren sie des Befehls, sich auf den Feind zu werfen. Nun hatte auch ihre Stunde geschlagen. Im Augenblick der höchsten Not ergeht an sie der Ruf: Vorwärts! Und dahin sprengen die Kürassiere, Husaren und Ulanen, die völlige Vernichtung der kaiserlichen Armee abzuwenden. Der Boden erzittert unter dem Hufschlag dieser Tausende von Rossen. Der Zusammenstoß erfolgt. Kaum ein Schuß fällt, nur Lanze und Säbel arbeiten. 8000 Mann ringen in dichtem Knäuel. Bald öffnet es sich, doch nur um sich wieder zu schließen; bald lösen sich Trupps von ihm ab, doch nur, um sich wieder hineinzustürzen. Kaum sieht man den Nebenmann — man fragt nicht, ob Freund oder Feind der Hieb trifft, den man führt. Die bunt sich mischenden glänzenden Uniformen verschiedenster Art, das Schnauben der Rosse, das Blitzen und Klirren der Waffen, die stürzenden Reiter, ihre bäumenden oder mit leeren Sätteln durch das Gedränge sich Bahn brechenden Pferde — alles dies bildet ein ebenso schreckliches wie seltsames Schauspiel.

Endlich mußte die österreichische Reiterei die Walstatt räumen; aber die Infanterie hatte sich inzwischen der Verfolgung entzogen.

Der König war bei seinem Ritte auf die von linksher vordringenden Garden gestoßen und schildert selbst diesen Augenblick in seinem Briefe an die Königin: „Hier traf ich zuerst auf die tambour battant im vollen Avancieren begriffene 2. Gardedivision und das Gardefüsilierregiment, inmitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben. Die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zu andern, und überall das nicht enden wollende Hurrarufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen!“



König Wilhelm bei Königgrätz.

Auf diesem Ritte war es auch, wo der König vielen schwer verwundet am Boden liegenden Offizieren begegnete, von denen ihm die meisten durch lange und treue Dienste persönlich bekannt waren. Einem derselben, Major v. Pannewitz vom 3. Gardegrenadierregiment Königin Elisabeth, welcher mit seinem neben ihm liegenden Adjutanten v. Wurmb von derselben Granate getroffen war, reichte er vom Pferde herab die Hand, worauf dieser mit freudestrahlenden Blicken verschied.

Über den Schluß des Tages schreibt der König seiner Gemahlin: „In welcher Aufregung ich war, kannst Du Dir denken! und zwar der gemischtesten Art! Freude und Wehmut! Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; ihm stürzten die Thränen herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung! — — Einstens alles mündlich. Erst um 11 Uhr war ich hier (in Horzitz) ohne alles, so daß ich auf einem Sofa kampierte."

Vater und Sohn hatten sich, seitdem der Kronprinz vor dem Tode seines Sigismund Berlin verlassen, zuerst hier auf dem Schlachtfelde wiedergesehen.

Der Verlust der Preußen betrug 359 Offiziere und 8794 Mann, darunter 1840 Tote. Unter den Schwerverwundeten befand sich Prinz Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, ein Sohn des Fürsten, der als Leutnant beim 1. Garderegiment zu Fuß stand. Er fiel, von vier Kugeln getroffen, und starb nach mehrwöchentlichem, schwerem Leiden.

Die Österreicher verloren 44200 Mann, darunter 4860 Tote und 19000 Gefangene.

Wie gräßlich sah es auf dem Schlachtfelde aus; in großer Menge lagen Tote umher, aber mehr noch arme Verwundete. Die Nacht sank feucht und kalt auf die Erde. Schreckliche Bilder bot die Walstatt. In allen Mundarten hörte man Worte der Verzweiflung, wilde Ausbrüche der Erbitterung, Schmerzenslaute und Todesröcheln. Aus dem Lager des Siegers klingt, von hunderttausend Stimmen gesungen, der Choral: „Nun danket alle Gott!" durch die stille Nacht. —

Auf beiden Seiten war alles geschehen, was Ärzte und Krankenträger hatten leisten können; nach der Entscheidung aber hatten die Österreicher mit der Walstatt auch die Pflege ihrer Verwundeten dem Sieger überlassen. Denn Österreich war dem unlängst zu Genf geschlossenen Vertrage, der die Krankenpflege im Kriege mit all ihren Anstalten und Dienern für neutral erklärte, nicht beigetreten; es waren daher, obgleich Preußen diesen Vertrag dennoch auch gegen Österreich zu halten erklärt hatte, weder Ärzte noch Sanitätstruppen nach der Schlacht bei ihren Verwundeten zurückgeblieben. Um so höher ist das Verdienst der preußischen Feldärzte zu würdigen, die mit fast übermenschlicher Anstrengung für Freund und Feind in gleichem Maße getreulich sorgten.

Die Trophäen des Sieges von Königgrätz ließen sich erst in den nächsten Tagen übersehen: 160 Kanonen, 11 Fahnen und, wie schon gesagt, 19000 Gefangene. Fahnen auffallend wenig; die Fahnenträger, wenn sie sich verloren

sahen, hatten die ihnen anvertrauten kaiserlichen Paniere lieber vernichtet, als sie in Feindeshand fallen lassen. Man fand einen Sterbenden im Sumpfe, der jeden Beistand heftig zurückwies, und als man ihn herauszog, entdeckte man unter seinem Leibe die Fahne!

Am Morgen des andern Tages gelangte die Siegesbotschaft nach Berlin, und bald donnerten die Kanonen „Viktoria!“ Der Augenblick, in welchem das Telegramm des Königs von der Rampe des Palais in Gegenwart der am offenen Fenster stehenden Königin dem zusammengeströmten Volke verlesen wurde, läßt sich nicht mit Worten schildern: Menschen, die sich nie gekannt, fielen einander weinend in die Arme. Einen solchen Sieg hatten wohl die kühnsten Hoffnungen nicht für möglich gehalten.

Nach Wien. Am 5. Juli setzte die preußische Armee ihren Vormarsch fort. Die Festungen Königgrätz, Josefstadt und das nordwestlich gelegene Theresienstadt hinter sich lassend, überschritt sie die Elbe auf mehreren Punkten und ging nun in drei großen Kolonnen vor; die Armee des Kronprinzen in der Richtung auf Olmütz, die von Prinz Friedrich Karl geführte erste Armee auf Brünn, die Elbarmee direkt südlich auf Iglau zu. Die Gardelandwehrdivision wurde nach der Schlacht bei Königgrätz von der Elbarmee nach Prag entsendet, wo sie unter General von Rosenberg-Gruszczynski am 8. Juli einzog und viel Kriegsmaterial erbeutete.

Das österreichische Heer hatte sich über die Elbe bei Königgrätz und Pardubitz zurückgezogen, dann waren die Sachsen, das Korps Gablenz und Edelsheims Kavalleriedivision auf Wien zu gegangen, während Benedek die übrigen Korps nach Olmütz geführt hatte, in der Meinung, daß ihm die preußische Armee folgen werde. Hier, auf die starke Festung und ein verschanztes Lager gestützt, hoffte er den Kampf von neuem aufnehmen zu können.

Der Kaiser von Österreich hatte gleich nach der Schlacht bei Königgrätz Venetien an den Kaiser Napoleon abgetreten, in der Hoffnung, daß dieser damit Italien, welches bisher unglücklich gekämpft und am 24. Juni bei Custozza eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, beschwichtigen werde. Dann wäre die ganze Südarmee gegen Preußen verfügbar geworden. Zwei Korps derselben wurden auch schon auf der Eisenbahn über die Alpen nach Wien befördert, und Erzherzog Albrecht übernahm am 12. Juli das Oberkommando aller kaiserlichen Streitkräfte. Er befahl sogleich, daß die Truppen der Nordarmee, welche noch bei Olmütz standen, in die Stellung bei Wien rücken sollten, deren sehr starke, aber zu ausgedehnte Verschanzungen mit dem schwersten Geschütz besetzt waren. Am 14. Juli trat Benedek mit seinen Korps den Marsch nach Wien an. Um ihnen die Eisenbahn zu zerstören, wurde vom I. preußischen Armeekorps eine Brigade nebst der Kavalleriedivision Hartmann entsendet. Bei Tobitschau in der Nähe von Olmütz kam es dabei am 15. Juli zu einem blutigen Gefechte mit der österreichischen Brigade Rothkirch, welche zum Rückzuge gezwungen wurde.

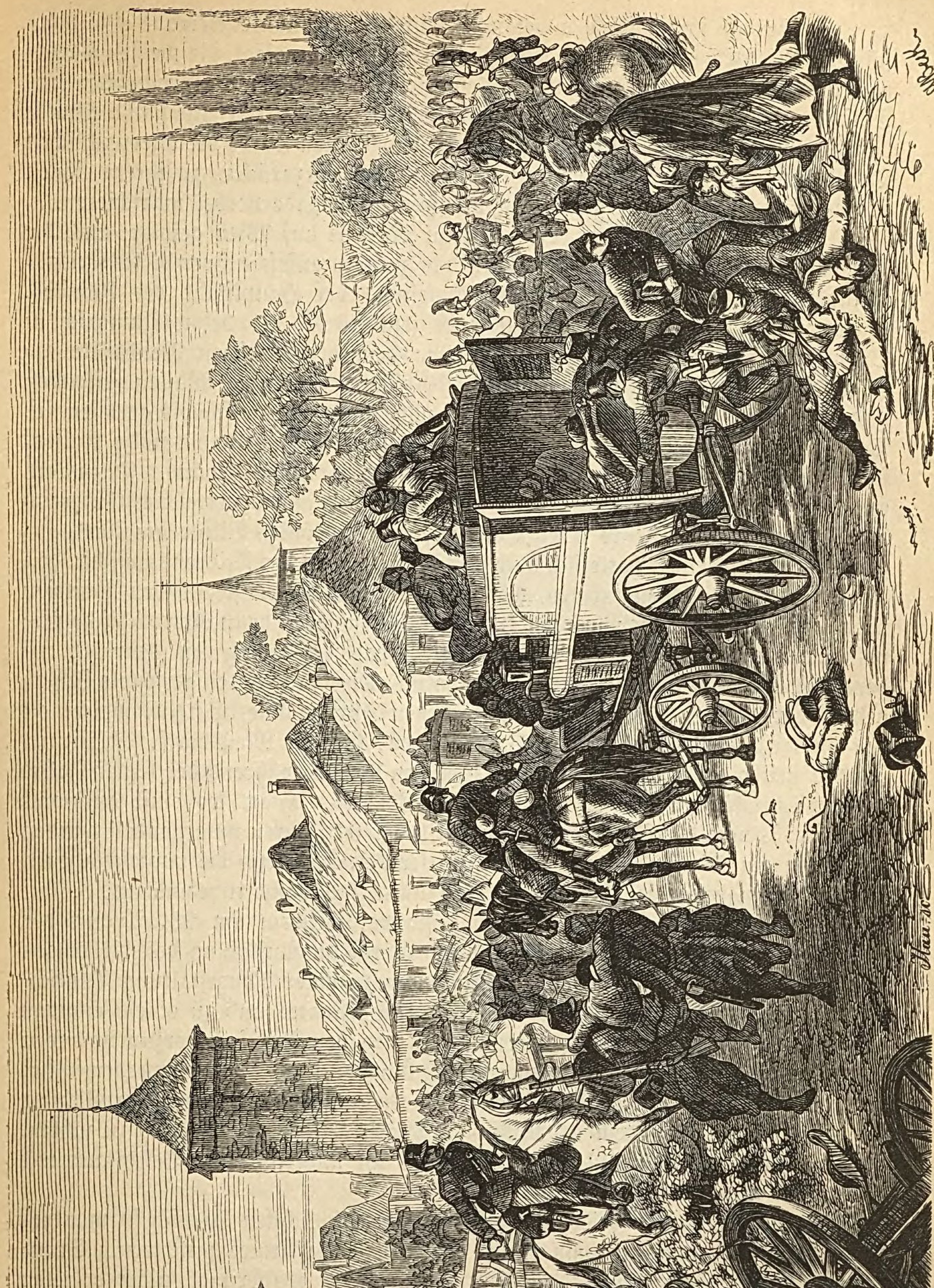
Eine Eskadron des 5. Kürassierregiments griff eine Batterie an, jagte, die Granaten und Kartätschen speienden Feuerschlünde nicht achtend, zwischen die Geschütze und eroberte 18 Kanonen samt der ganzen Bespannung, wobei

2 Offiziere und 168 Mann gefangen wurden. General von Hartmann ging mit 8 Eskadrons noch weiter vor, um sichtbar werdende große Truppenmassen zu rekognoszieren. Es war das erste österreichische Korps (jetzt Gondrecourt); sein Führer hatte eben alle Stabsoffiziere um sich versammelt, um Befehle zu erteilen. Der Truppe bemächtigte sich beim Erscheinen der preußischen Kavallerie ein panischer Schrecken. Entschlossen warfen sich, unterstützt von dem Feuer einer reitenden Batterie, Husaren und Dragoner auf die vordersten Truppen und sprengten mehrere Infanterieknäuel sowie eine Wagenkolonne auseinander. Als sich dann der Feind vom ersten Schrecken erholt hatte, warfen sich drei schwache Landwehrhusarenschwadronen kühn der anrückenden österreichischen Reiterei entgegen. Der preußische Führer, Oberst von Glasenapp, weit den Seinen voraus, erhielt bei dem Angriffe neun Hiebe, so daß er schwerverwundet in Gefangenschaft fiel, während sein Regiment der Übermacht weichen mußte.

In Prerau, wohin man ihn gebracht hatte, suchte Benedek den Tapfern selbst auf, küßte ihn auf kameradschaftliche Weise und gab ihm seine volle Anerkennung wegen des bewiesenen Heldenmutes zu erkennen. Auch der Kommandant des Regiments Haller-Husaren erschien mit seinem ganzen Offizierkorps, um dem Wackern seine Hochachtung zu beweisen.

Der König von Preußen hatte sein Hauptquartier am 13. Juli in Brünn genommen. Schon am 4. Juli nachmittags, als der König über das Schlachtfeld von Königgrätz fuhr, begegnete ihm der kaiserliche Feldmarschallleutnant von Gablenz, welcher als Parlamentär in das preußische Hauptquartier entsandt worden war, um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Da er nach Kriegsgebrauch als Parlamentär mit verbundenen Augen fuhr, so hielt ihn der König für einen verwundeten Offizier, ließ seinen Wagen halten, stieg aus und trat an den andern Wagen. Der General war nicht wenig erstaunt, als die Binde fiel und er nun plötzlich sich dem König gegenüber sah, welcher ihn seit dem Feldzuge gegen Dänemark, wo Gablenz die Österreicher an der Seite der Preußen kommandiert hatte, kannte. Sein Gesuch konnte nicht gewährt werden, weil man den Krieg schneller durch eine energische Verfolgung, als durch Unterhandlungen zu beendigen hoffte. Ein gleiches Schicksal hatte ein am 8. Juli durch denselben General nochmals überbrachter Antrag auf Waffenstillstand.

Am 16. Juli besetzte die Avantgarde der ersten Armee Lundenburg, wo die Eisenbahn von Olmütz in die von Brünn nach Wien mündet. Benedek wurde dadurch gezwungen, auf das linke Ufer der March auszuweichen und durch die Kleinen Karpathen seinen Weitermarsch zu nehmen, um über Presburg nach Wien zu kommen. Prinz Friedrich Karl verstärkte am 21. die jenseit der March stehenden Truppen, welche die ungarische Hauptstadt nehmen und Benedek von Wien abschneiden sollten. Hierdurch kam es in der Nähe von Presburg am 22. Juli zu einem heftigen Gefechte, welches im Augenblicke der Entscheidung durch Verkündung einer inzwischen abgeschlossenen Waffenruhe, die vom Mittag jenes Tages an beginnen sollte, unterbrochen wurde. Bis zur letzten Sekunde hatte General Fransecky das Gefecht kraftvoll fortgeführt, weil er die Brigade Bose (die einst das erste Gefecht, bei Podol, bestanden) zu einer Umgehung über unwegsame Höhenzüge der Karpathen in den Rücken des Feindes geschickt hatte.



Österreichisches Feldlazarett auf dem Rückzuge.

Soeben an ihrem Ziele angelangt, hätte die genannte Brigade eine vollständige Niederlage der Österreicher bewirkt, als, wie gesagt, die weißen Parlamentärzeichen flatterten und von allen Seiten Hörner und Trompeten das Einstellen des Kampfes geboten. General von Bose stand nur eine halbe Stunde von Presburg, das ihm unstreitig in die Hände gefallen wäre; die österreichischen Truppen mußten sogar, um nach Presburg wieder einzurücken, zu ihrem eignen großen Erstaunen an der genannten preußischen Brigade vorbei marschieren.

Die zweite Armee war der ersten im Marsche auf Wien gefolgt; auch die Elbarmee näherte sich, und bald stand das ganze preußische Heer dieses Kriegsschauplatzes auf dem Marchfelde im Angesichte der Hauptstadt des Feindes. Durch nachgerückte Ersatztruppen war es jetzt stärker als beim Einmarsch in Böhmen: General Moltke hat später vor dem norddeutschen Reichsrate erklärt, daß zu dieser Zeit überhaupt 660 000 Mann unter den Waffen gestanden und die Wehrkraft des preußischen Volkes noch lange nicht erschöpft gewesen sei. Der sehnlichste Wunsch der Armee war siegreicher Einzug in die stolze Kaiserstadt, welche ihm eine zweite große Schlacht unfehlbar geöffnet hätte. Dazu kam es aber nicht mehr. Napoleon hatte nicht allein das ihm abgetretene Königreich Venetien zu gunsten seines alten Verbündeten, des Königs Viktor Emanuel, angenommen, sondern er hatte sich auch zur Vermittelung des Friedens zwischen den kriegführenden Mächten erboten, was natürlich von beiden streitenden Parteien nicht wohl zurückgewiesen werden konnte. So erschienen denn österreichische Bevollmächtigte im preußischen Hauptquartier, das der König seit dem 18. auf dem Schlosse zu Nikolsburg genommen hatte. Dies prächtig eingerichtete Schloß gehört der zweiten Tochter des verstorbenen Fürsten Dietrichstein, welche an den österreichischen Minister des Auswärtigen, Grafen Mensdorff, verheiratet ist, den Leiter der unheilvollen österreichischen Politik während der letzten Jahre und jetzigen Fürsten und Statthalter von Böhmen. Hier, wo einst auch mit Napoleon I. nach der Schlacht von Austerlitz vor 61 Jahren unterhandelt worden war, kam am 22. Juli, nachdem der Kaiser Franz Joseph die vorgeschlagenen Friedensbedingungen genehmigt hatte, eine fünftägige Waffenruhe und am 26. Juli ein Waffenstillstand auf vier Wochen zustande, welchem am 23. August der Friede zu Prag folgte. Österreich erkannte darin die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an, gab seine Zustimmung zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates und zu einem engeren Bundesstaate nördlich des Mains, endlich zu den von Preußen vorzunehmenden Territorialveränderungen, von denen jedoch Sachsen nicht betroffen werden sollte; es trat an Preußen seine Rechte auf Schleswig-Holstein ab und verpflichtete sich, dem Sieger außerdem 20 Millionen Thaler Kriegsentschädigung zu zahlen. Dafür wurde der österreichischen Monarchie ihr unveränderter Besitzstand mit Ausnahme Venetiens gesichert.

Der beschleunigte Friedensschluß ließ den sehnlichsten Wunsch so manches preußischen Soldatenherzens unerfüllt. Die preußische Armee hatte wenig Stunden vor Wien Halt gemacht und die Straßen der Kaiserstadt nicht betreten dürfen. Als Entschädigung für den erwarteten Einzug in das prächtige Wien ließ der König angesichts der Kaiserstadt und vor den Augen eines Teiles ihrer

Bewohner das glänzende Schauspiel einer auf dem Marchfelde abgehaltenen Heerschau vor sich gehen, worüber ein Augenzeuge der „N. Pr. Zeitung" aus Gänserndorf unweit Wien unter dem 31. Juli folgendes berichtet: Punkt 9 Uhr sprengte Prinz Friedrich Karl, von Ebenthal herkommend, die Fronten der Regimenter, die in drei Treffen auf dem Marchfelde bei Gänserndorf aufmarschiert standen, entlang. „Guten Morgen, Leute!" — „Guten Morgen, Königliche Hoheit!" schallt es von Bataillon zu Bataillon, von Eskadron zu Eskadron, von Batterie zu Batterie zuerst des III., dann des IV. Armeekorps, dann des in der Morgensonne schimmernden Kavalleriekorps der ersten Armee. Auf einmal heißt es: „Rührt euch!", und hier und da sieht man die Truppen neben ihren zusammengesetzten Gewehren sich lagern. Da gab es nun ein Grüßen unter Kameraden, die sich seit dem Tage von Sadowa nicht gesehen; hier ein Verwundeter, der wieder herbeigekommen ist, da ein Freund, der erkannt worden in der Not heißester Stunde und welchen die flutenden Marschwellen von dannen geführt hatten. Man hat Zeit, sich zu sammeln und darauf zu besinnen, daß der „Dreißigtägige" Krieg kein Traum ist. Von Wien herüber, dessen Vorstädte unter dem Kahlenberge in blendender Weiße sich abheben, redet der dunkle Stephansturm in stummer Beredsamkeit eine dem Preußenohr wunderbare Sprache. Da erscheint der König! Auf dem linken Flügel der Aufstellung rauscht es: Hurra! und das „Heil Dir im Siegerkranz!" der Spielleute ertönt. Im einfachen Generalsrock, auf dem treuen Rappen, der seinen königlichen Reiter nach dem Schlachthügel und übers Schlachtfeld rings um Chlum getragen, reitet der geliebte Kriegsherr daher, die unabsehbare Reihe der Regimenter entlang, väterlich grüßend: „Guten Morgen, Kinder!" und von jubelndem Hurra umrauscht. Endlich ist auf dem äußersten rechten Flügel des dritten Treffens das letzte Hurra verklungen, und die Formierung der Regimenter in Bataillonskolonnen mit Kompaniefront beginnt. Mit seiner glänzenden Suite hält der König am äußersten linken Flügel, etwa ein Viertel Wegs von dem erzherzoglichen Schlosse Schönkirchen.

Der Parademarsch beginnt. Seht dort die 5. Division, die Jičiner Bergkletterer. Prinz Karl setzt sich an die Spitze seines 12. Regiments, welches bei Jičin den Sachsen gegenüberstand, und führt dasselbe vor seinem königlichen Bruder vorbei. Das 3. Ulanenregiment (Kaiser Alexander) trabt herbei. Ihm folgt die 6. Division, die eiserne Reserve der ersten Armee, welche am 3. Juli die höchste Soldatenprobe, stundenlang im Granatfeuer vor einem unsichtbaren Feinde zu stehen, so glänzend bestanden. Prinz Friedrich Karl reitet zuerst seinem 64. Regimente und dann seinem Zieten-Husarenregimente — welches bei Chlum den Feind verfolgt — entgegen und führt es an dem Könige vorüber, der seinem Feldherrn die Hand darreicht. Jetzt zeigen sich die Landsberger Dragoner; Oberst v. Heinichen führt sie nicht mehr, der schläft auf dem Königgrätzer Schlachtfelde, aber es wacht der preußische Reitergeist, der in diesem Regiment so herrlich fortlebt. Nun die 7. und 8. Division — die Fahnen neigen sich vor dem König, während er grüßt und den herankommenden Regimentskommandeuren seine höchste Zufriedenheit ausdrückt. Die Reihen der Bataillone, besonders der 7. Division, sind stark gelichtet. General von Fransecky

feiert einen Tag, den alle seine Truppen mitfeiern, und die Division Horn, der noch bei Presburg ein Lorbeerkranz geflochten war, steht ebenbürtig neben ihrer Schwesterdivision. Prinz Adalbert führt sein thüringisches Regiment (31.) an dem Könige vorüber. Nun das Kavalleriekorps, lauter glänzende Regimenter, Prinz Albrecht (Vater) präsentiert es seinem königlichen Bruder. Auch die Artillerie, die so oft der Infanterie „Ruhe verschaffte“, marschierte prächtig mit ihren gekräftigten Pferden und zu ihrer belebenden Musik. Es folgen Pioniere, Pontontrains, Feldtelegraphenabteilungen, Krankenwärterkompanien, Lazarette.

Der König sammelt die Generale jetzt um sich und spricht Worte zu ihnen, die Freudenthränen über bärtige Wangen rinnen machten. „Es ist Gottes Werk“, so spricht er, „was wir heute vor uns sehen — Gott allein die Ehre! Wir sind nur Gottes Werkzeuge gewesen. Der unvergleichlichen Bravour meiner herrlichen Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung — namentlich (zu Prinz Friedrich Karl gewandt) der Deinigen — verdanke ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Resultaten gekrönten Feldzug. Ich danke namentlich der 7. und 8. Division, welche stand gehalten hat, als es den höchsten Preis galt; ihre Verluste, so schmerzlich und schwer, sie waren notwendig und sind nicht vergeblich gebracht. Noch einmal also: meine vollste Anerkennung und meinen königlichen Dank! Leben Sie wohl, meine Herren! Auf Wiedersehen im Vaterlande!“ Es dauerte allein eine halbe Stunde, bis der König die Front des ersten Treffens hinuntergeritten war, woraus die Dauer der ganzen Revue zu entnehmen ist. — Diese Parade nach dem Feldzuge war kaum minder anstrengend als eine Schlacht, aber eine Notwendigkeit, da sie, im Angesichte Wiens abgehalten, daselbst den Einzug in die feindliche Hauptstadt als Schlußstein des ganzen Krieges ersetzen sollte. Um 5 Uhr waren die Truppen bereits aus ihren Kantonnements dazu aufgebrochen und meilenweit marschiert, dann standen sie stundenlang in der Sonnenhitze; endlich der Vorbeimarsch und schließlich der Rückmarsch, wiederum keine kleine Anstrengung.

König Wilhelm kehrte nach Abschluß der Friedenspräliminarien nach Berlin zurück und traf hier spät abends am 4. August ein, um bereits am folgenden Tage den vereinigten Landtag der Monarchie mit einer Thronrede zu eröffnen, deren Einfachheit und Mäßigung nach so großartigen Erfolgen in ganz Europa laute Anerkennung fand. Preußens Heere standen jetzt in einer Linie, weit nach Süddeutschland vorgedrungen, vom Rheine bis zu den Karpathen. Wie im Osten, waren seine Waffen auch im Westen Deutschlands siegreich gewesen.

Der deutsche Krieg im Westen. Der Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten ist oft ein Bruderkrieg genannt worden! Doch die Krieger, welche die Waffen auf österreichischem Boden gegeneinander führten, waren, was Österreich betrifft, nur dem kleinsten Teile nach Deutsche. Auf dem andern Kriegsschauplatze dagegen, wo die Truppen des VII. und VIII. Bundeskorps nebst denen von Hannover, Kurhessen und Nassau aufgeboten waren, standen, mit Ausnahme weniger Ungarn und Italiener in der herangezogenen österreichischen Division, nur Deutsche gegen Deutsche, und hier war somit im vollsten Sinne das Wort Bruderkrieg gerechtfertigt.

Über den Kriegsplan konnte man sich nicht recht einigen. Die Befehligung der mehrherrlichen Truppen war, wie sich der Prinz Eugen von Württemberg 1813 über die russischen Verhältnisse ausdrückte, ein „etagenförmiger Bau". Das VIII. Bundeskorps kommandierte Prinz Alexander von Hessen, der in jüngeren Jahren in Rußland in der Chevaliergarde gedient, später jedoch in österreichische Dienste gegangen war und sich im italienischen Kriege vielfach ausgezeichnet hatte. Er war dem Kommandierenden der bayrischen Armee, dem 71jährigen Prinzen Karl, untergeordnet, welcher den Oberbefehl über sämtliche Bundestruppen führen sollte. Die einheitliche Leitung war auch durch die Zusammensetzung des VIII. Korps erschwert, zu dem noch Nassauer, Kurhessen und eine österreichische Division stießen, so daß es aus Truppen von sechs Kriegsherren bestand.

Die preußischen Streitkräfte befehligte der General Vogel von Falckenstein, Kommandierender des VII. Armeekorps, einer der intelligentesten und entschlossensten Heerführer der Armee. Als Gymnasiast in Breslau bei seiner Anmeldung zum Eintritt als freiwilliger Jäger im Februar 1813 zurückgewiesen, weil er noch nicht 17 Jahre alt war, ging er mit einem Schulgenossen heimlich nach Liegnitz, wo man ihn nicht kannte und annahm. Bald rückte er zum Offizier und kam in das Leibgrenadierbataillon. Er war sehr jugendlichen Ansehens, und Blücher redete ihn deshalb noch ein Jahr später beim Rheinübergang an: „Sie armer Junge können mir auch leid thun!" Falckenstein antwortete: „Halten zu Gnaden, Exzellenz, ein preußischer Leutnant ist kein Junge; ich muß Sie bitten, das zurückzunehmen." Der Marschall Vorwärts lachte in seiner drolligen Weise und nahm den „Jungen" unverzüglich zurück, erbot sich aber, wenn der Hitzkopf damit nicht zufrieden sei, ihm auch sonst zu Gebote zu stehen. „Wenn nicht wahr, doch gut erfunden." Nach dem Kriege durchlief Falckenstein seine Laufbahn in verschiedenen ausgezeichneten Stellungen, gehörte in den beiden dänischen Kriegen zu Wrangels Generalstab, beim zweiten 1864 als Chef desselben. Noch während dieses Krieges wurde er kommandierender General des III. und nach dem Frieden des VII. Armeekorps in Westfalen.

Von der Leine bis zum Main. Zunächst galt es, von Hannover südwärts aufbrechend, die Armee des „Welfenkönigs", wie sich der ahnenstolze blinde Georg V. am liebsten nannte, unschädlich zu machen, ehe sie sich mit den Bayern vereinigen konnte. Die Hannoveraner waren seit ihrem fluchtartigen Abzuge nach dem Göttingenschen mit Kriegsbedarf versehen worden, aber sie versäumten den rechten Augenblick, durchzubrechen, bevor ihnen der Weg bei Eisenach durch die von Kassel herbeieilende Division Beyer verlegt war.

Auch die Bayern konnten aus Unkenntnis der Sachlage den Hannoveranern nicht rechtzeitig die Hand reichen, so daß diese bald rings umstellt waren. Während der Unterhandlungen, die König Georg, um Zeit für die sicher erwartete Hilfe zu gewinnen, einleitete, wäre es ihm beinahe noch geglückt, in östlicher Richtung auszuweichen. Aber General Flies griff die Hannoveraner, trotz ihrer Übermacht, bei Langensalza mit nur 8000 Mann an, um sie festzuhalten, bis General von Manteuffel mit seinen beiden Divisionen und von der andern Seite General von Beyer herangekommen wären. Der Zweck

wurde zwar erreicht, aber nur mit außerordentlichen Opfern, da die Hannoveraner 19000 Mann stark waren und Flies ihren sechs ausgezeichneten Kavallerieregimentern nur zwei Schwadronen entgegenzustellen vermochte. Mit ausgezeichneter Tapferkeit hielten sich gegen diese Übermacht die preußischen Infanteriekarrees, vor allem das 11. Regiment und das Landwehrbataillon Potsdam, ebenso der koburg-gothaische Truppenteil, meist blutjunge Leute, welche im Granatfeuer sangen und scherzten. Aber auch die Tapferkeit der Hannoveraner verdient die höchste Anerkennung, und die brave Armee, welche durch eine unselige Politik in diese traurige Lage gebracht worden, ist der allgemeinsten Teilnahme würdig. Konnte nun auch General Flies einen Sieg bei Langensalza nicht erringen, so hatte doch auch die hannöversche Armee überaus empfindliche Verluste erlitten und streckte am 26. Juni die Waffen. Der Welfenkönig und sein Kronprinz konnten nach der Kapitulation frei abziehen, die Offiziere behielten ihre Waffen und Pferde und wurden auf Ehrenwort entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen kehrten in ihre Heimat zurück.

In den Tagen, als sich das Geschick der hannöverschen Armee entschied, waren die Bayern bis nach Suhl vorgerückt, hatten sich aber, nachdem sie die Katastrophe erfahren, wieder zurückgezogen. Die am 1. Juli bei Eisenach vereinigte preußische Armee, jetzt Mainarmee genannt, trat nach zwei Ruhetagen den Marsch nach Fulda an, um die feindlichen Korps zu trennen. Voran die Division Göben, nur Westfalen. Sie brannten vor Kampfbegier, doch sollte von den tapferen Söhnen der „Roten Erde“ — wie das Land seit der heiligen Femezeit heißt — mancher seine Heimat nicht wiedersehen, wie in Freiligraths Gedicht so rührend schön gesagt ist. Der Dichter läßt die herrlich gedeihende Feldfrucht Westfalens sprechen:

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf zu sätt'gen jung und alt
Reif' ich auf allen Wegen,
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muts mich sä'te?

Es singt ein Vöglein auf der Haar,
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn in die Brust —
Ich rausche leis' im Winde.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dermbach und Hünfeld. General von Göben hatte sich schon in Schleswig als thatkräftiger Führer gezeigt, auch ihm stand Kriegserfahrung zur Seite. Er hatte vor Jahren längere Zeit bei den Karlisten in Spanien gekämpft, was er in einem interessanten Werke beschrieben hat, und hatte 1860 dem Kriege gegen Marokko beigewohnt. Ihm war auch jetzt ein hervorragender Ruhmesanteil beschieden. Beim Vormarsch von Eisenach südwärts wurde seine Division auf die Meldung, daß ein starkes bayrisches Korps bei Dermbach stehe, links entsendet, um dasselbe zu vertreiben und dann die linke Flanke der Armee zu sichern. Die andern Kolonnen setzten den Marsch auf Fulda fort. Von der bayrischen Armee waren zwei Divisionen vorgeschoben, die andern beiden standen noch zurück bei Kaltennordheim; eine starke Kavalleriekolonne sollte links über Fulda die Verbindung mit dem VIII. Bundeskorps suchen, das nördlich von Frankfurt stand. Diese Reiterei stieß am 4. Juli bei Hünfeld unvermutet auf Beyers Avantgarde.



Im Lager der hannöverschen Armee 1866. Zeichnung von A. Beck.

Train. Gendarm. Husar. Cambridgedragoner. Infanterist. Tambour Jäger

Man hatte versäumt, einen Waldsaum zu untersuchen, und so kam es, daß der erste wohlgezielte Schuß einer preußischen gezogenen vierpfündigen Batterie den Gegner in heillose Verwirrung versetzte. Die Granate krepierte am Helme eines Kürassiers, streckte, nach dem Bericht, acht Mann und zehn Pferde tot nieder und brachte die ganze vorderste Schwadron in Auflösung und zur Flucht. Andre Abteilungen wurden mitgerissen; sie stürzten auf die nachfolgenden Regimenter, die in wilder Hast meilenweit zurückjagten.

Rühmlicher schlug sich am selben Tage die bayrische Infanterie bei Dermbach und Wiesenthal, wennschon sie an beiden Orten von Göben endlich zurückgedrängt wurde. Die Dörfer und steilen Höhen mußten mit großem Verlust für die Preußen erstürmt werden. Ein Mitkämpfer sagt darüber: „Am jenseitigen Abhang aber hörte das Feuer auf, gemütlich zu sein. Als das Gebüsch zu Ende war und es nun auf den freien Abhang ging, wo Granaten und Spitzkugeln nur so pfiffen, stutzten die Leute ein wenig, von den Offizieren, die vorne weg waren, unbemerkt. Auf den Zuruf eines Unteroffiziers aber: „Kerls, hat die 1. Kompanie bei Düppel auch gestutzt?" ging man lachend aus dem Gebüsch hinaus." Gegen Abend versuchte der Feind noch einen Angriff, der zwar abgewiesen wurde, doch zog Göben seine beiden Brigaden nach Dermbach zurück, um sie nicht einem ungleichen Kampfe auszusetzen. Beide Teile schrieben sich deshalb den Sieg zu.

Als die Bayern am folgenden Tage mit allen vier Divisionen südwärts abzogen, um auf einem andern Wege die Verbindung mit dem VIII. Bundeskorps zu suchen, und auch der Prinz von Hessen sein Korps näher gegen Frankfurt zusammenzog, setzte die Mainarmee ihren Vormarsch fort. Fulda wurde unbesetzt gefunden.

Die Bayern stellten sich nun jenseit des Rhöngebirges an der Fränkischen Saale auf und bedrohten die linke Flanke der Preußen; daher bog Falckenstein abermals links aus, überschritt am 9. Juli bei Brückenau die bayrische Grenze und unter vielen Mühseligkeiten die Hohe Rhön. Allem Anschein nach völlig unerwartet gelangte er schon am 10. mit der Division Göben nach Kissingen und rückte mit der Division Beyer, der die Division Manteuffel folgte, gegen Hammelburg. An beiden Orten und auf dem rechten Flügel bei Waldaschach und Hausen fanden hartnäckige Gefechte statt, welche siegreich für die Preußen endigten.

Kissingen. Von diesen Gefechten ist das vor, bei und in Kissingen das wichtigste, wo bei längerem Kampfe um die stark verbarrikadierte und von Granat- und Gewehrfeuer bestrichene Brücke, welche über die Fränkische Saale führt, sich ein hartnäckiger Kampf zum Schrecken der Brunnengäste entspann. Die Entscheidung wurde wesentlich dadurch herbeigeführt, daß das 1. Bataillon des 2. westfälischen Infanterieregiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) ungefähr 800 Schritt unterhalb jener Brücke bei der sogenannten Lindenmühle einen schmalen Steg für Fußgänger benutzen konnte, der zwar gleich allen andern Nebenbrücken von den Bayern abgetragen, dessen Tragebalken aber nicht zerstört waren und dem man unbegreiflicherweise selbst das Geländer belassen hatte.



Bayrische Truppen.

Linie. Artillerie. Jäger, Kürassiere, Cheveaulegers.

Nachdem die Kompanien einzeln Mann für Mann unter dem Feuer des Feindes den Steg überschritten und sich jenseits wieder formiert hatten, entspann sich in der Stadt ein erbitterter Straßen- und Häuserkampf. Ein Mitkämpfer schreibt darüber: „Wir hören das erfrischende Hurra der stürmenden Kompanien und müssen, unsre Verwundeten zurücklassend, unsern Weg vorwärts nehmen. Aus allen Hecken und Häusern bekommen wir Feuer. In den Straßen pfeifen die Kugeln und klatschten in die Mauern ein, über uns hinweg fliegen die Granaten, ein wahres Schlachtkonzert. Nun passieren wir das Kurhaus, eine Unmasse Gefangener steht schon hier, von einigen Leuten bewacht. — Jenseit Kissingen wird ein aufgelöster Schützenzug plötzlich von einer Schwadron bayrischer Chevaulegers überrascht und überritten, der Führer, Leutnant von Papen, mit dem erst kürzlich aus dem Kadettenkorps gekommenen Portepeefähnrich von Bock und fünf Mann abgeschnitten. Papen beantwortet die Aufforderung, sich zu ergeben, mit den Worten: „Den Teufel werd' ich!"; er wird niedergehauen, doch vom feindlichen Offizier beschützt, der ihm zuruft: „Herr Kamerad, Sie sind ein vorzüglich braver Offizier!" Der kleine Fähnrich Bock haut wie wütend um sich, er blutet überall, ein Hieb ist ihm mitten durch den Helm in den Kopf gedrungen, schlimmer sind die Hiebe in den Arm, er fühlt die Kraft erlahmen. Da wird ihm der Säbel aus der kleinen Hand geschlagen. Der Hieb, zu dem sein Gegner jetzt ausholt, muß den Kampf beenden, Gott der Herr aber denkt anders. Eine Kugel von unsern rückwärtigen Schützen trifft den Chevauleger ins Knie, er sinkt vom Pferde, Bock entwischt im Trubel und kommt glücklich zur Kompanie zurück. Wie groß war meine Freude, als ich den braven Jungen wiedersah! Jeder Mann wollte einen Händedruck von unserm kleinen braven Fähnrich haben." Abends unternahmen die Bayern mit neun frischen Bataillonen noch einen anfangs glücklichen, später jedoch zurückgewiesenen Vorstoß bei Nüdlingen auf dem linken Saalufer.

Unterdessen hatte die Division Beyer nach vierstündigem heißen Kampfe Hammelburg erstürmt, und da General von Manteuffel den Feind auch bei Waldaschach und Hausen zurückgedrängt hatte, so gab der bayrische Feldherr seine Operationen in dieser Richtung auf und zog sich nach Schweinfurt zurück. Unter den Gefallenen befand sich bayrischerseits der verdienstvolle Generalleutnant von Zoller.

General Falckenstein wandte sich nach den Gefechten an der Fränkischen Saale, erhaltenen Weisungen des Kriegsherrn entsprechend, unerwartet über den Spessart gegen Aschaffenburg. Diesen wichtigen Mainübergang zu verteidigen, wurde Feldmarschall Graf Neipperg mit der österreichischen Division, die zum Bundeskorps gestoßen, und der großherzoglich hessischen von Frankfurt, zu dessen Schutz und in dessen Nähe inzwischen Prinz Alexander von Hessen das VIII. Bundeskorps versammelt hatte, entsendet. Die hessen-darmstädtische Division stellte sich der Brigade Wrangel (v. Göben) am 13. Juli bei Fronhofen und Laufach entgegen, wurde aber nach vierstündigem heftigen Gefecht zurückgeworfen. Die Hessen verloren 684 Mann, darunter 29 Offiziere, die Preußen nur 1 Offizier und 68 Mann. Neipperg erhielt infolge dieses Gefechts am folgenden Tage bei Aschaffenburg von den Hessen fast keine Unterstützung und wurde gleichfalls von Göben geschlagen.



Truppen der Reichsarmee vom ehemaligen VIII. Bundeskorps. Zeichnung von A. Beck.

Bad. reitende Artillerie. Gr. hess. Artillerieoffizier. Württemberger Generalstabsoffizier. Gr. hess. Chevauleger. Württ. Feldjäger. Württemberger Infanterist. Badischer Dragoner Bad. Infanterist. Bad. Fußartillerist

Er hatte vor der Stadt Aufstellung genommen, den rechten Flügel an die parkartige Fasanerie gelehnt, den Main mit einer einzigen Brücke im Rücken.

Die österreichische Artillerie schoß wieder vortrefflich, und die Preußen hörten den eigentümlichen Ton der österreichischen Gewehrkugeln auf diesem Schauplatze zum erstenmal. Vor der Stadt wurde heftig um die Fasanerie gekämpft, welche den Ort auf einer Seite umgibt. Hier standen zwei italienische Bataillone, welche die preußischen Schützen mit wohlgezieltem Feuer empfingen.

Diese stutzten einen Augenblick vor den „bleiernen Vögeln", welche massenhaft in ihre Glieder flogen, warfen sich aber schnell zur Seite und machten die Front ihres Bataillons frei, das nun den Feinden, die unter Trommelschlag mit jauchzendem Schlachtruf zum Bajonettangriff vorrückten, ein verheerendes Schnellfeuer entgegenschickte. Drei bis vier Minuten dauerte dasselbe ununterbrochen fort. Das Kampfgeschrei verstummte, der Trommelschlag bald auch, es waren ihrer so viele zu Boden gesunken, daß sich der mutige Angriff bald in Flucht nach den schützenden Baumpartien verwandelte. Jetzt drangen drei Bataillone — das 13. Regiment — dorthin ein, starke Schützenschwärme voran.

„Hier sah man so recht", schrieb ein Offizier nachher, „wie brav, wie tüchtig der Westfale als Soldat ist. Unsern Jungens war warm geworden, sie waren von Kriegswut entbrannt, und nun hielt sie auch niemand mehr zurück. „Up Bedenek, up die Bengels, gifft ehr düftig!" Das waren die Rufe, die man durch den Trommelschlag und die zum Avancieren mahnenden Rufe hörte." Nach anderthalbstündigem heftigen Gefechte war der Wald genommen, es trat ein kurzer Moment der Ruhe ein. Die andern Regimenter waren auf und neben dem Eisenbahndamme gegen die Stadt vorgegangen, welche nach tapferem Widerstande erstürmt wurde. Alles drängte nun der Mainbrücke zu, und eine Menge Gefangener wurde gemacht. Der Kavallerie blieb die weitere Verfolgung. General Falckenstein ehrte das Regiment, indem er nach dem Treffen sagte: „Dieser herrliche Sieg gehört dem 13. Regiment."

Infolge des Verlustes von Aschaffenburg räumten die Bundestruppen Frankfurt, wo am 16. Juli General Falckenstein seinen Einzug hielt. Es folgte nun die Besetzung von Darmstadt und auch von Bieberich, der Residenz des Herzogs von Nassau, der, gleich dem Großherzog Ludwig von Hessen, sein Land verlassen hatte.

An Stelle des mit der provisorischen Verwaltung von Böhmen betrauten Generals Vogel von Falckenstein trat nunmehr General von Manteuffel an die Spitze der Mainarmee. Aus Hannover, Hessen und der Rheinprovinz trafen entbehrliche Besatzungstruppen ein, außerdem die oldenburg-hanseatische Brigade; doch mußten zur Besetzung von Nassau, Hessen und Frankfurt etwa 10000 Mann verwendet werden.

Das „Bundeskorps" hatte sich inzwischen mit der bayrischen Armee endlich vereinigt, beide standen in der Gegend von Würzburg mit etwa 80000 Mann und 286 Geschützen. Dorthin brach die Mainarmee, 50000 Mann und 121 Geschütze, unter ihrem neuen Befehlshaber am 21. Juli auf, und zwar rückten die Divisionen Flies und Beyer auf dem linken Mainufer gegen

Würzburg vor, Göben von Darmstadt heran. Von der ersteren wurde eine Abteilung rechtsab auf Hundheim entsendet, um die Verbindung mit letzterem herzustellen. Diesen Anmarsch meldeten die Vorposten der badischen Division, welche bei Wertheim stand. Es wurden sogleich leichte Truppen auf Rekognoszierung ausgeschickt und, als deren Patrouillen den Feind entdeckten, die Division am 23. Juli früh alarmiert und vom Prinzen Wilhelm von Baden auf Hundheim vorgeführt. Hier entspann sich ein lebhaftes Gefecht, welches von beiden Seiten wacker geführt wurde und mit dem Rückzuge beider Teile endigte, preußischerseits auf das Gros der Division, badischerseits auf Tauberbischofsheim, zur Vereinigung mit den Württembergern.

Zwischen Flies und Göben schob sich nun die Division Beyer ein, und die Avantgarden der beiden letztgenannten griffen am 24. die Übergänge der Tauber an, welche bei Bischofsheim von den Württembergern, bei Hochhausen und Werbach von den Badenern verteidigt wurden. Die württembergische Division befehligte der Kriegsminister von Hardegg, der sich auch durch ein vortreffliches Werk über „Geschichte des Krieges" bekannt gemacht hat. Derselbe berichtet seinem Könige, daß er den Auftrag erhalten, Tauberbischofsheim zu sichern, daß aber der Ort kaum besetzt gewesen, als der Angriff des Feindes um 2 Uhr begonnen habe. Nach dreistündigem Gefecht sei die Division durch die vierte (Österreicher) des VIII. Korps abgelöst worden, und er könne sagen, daß sich die Truppen durchweg brav benommen. Davon waren auch die 55er und 15er von Wrangels Brigade überzeugt, welche gegen die braven Schwaben kämpften und nachmittags das genommene Bischofsheim, das ihnen wieder entrissen werden sollte, gegen fünfmaligen Angriff zu behaupten hatten. Die Württemberger, immer mehr bedrängt, sprengten zuletzt die Tauberbrücke und nahmen dahinter Stellung. Einer ihrer verwundeten Soldaten schrieb aus dem Lazarett: „Etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde stand ich im Gefecht, da streckte mich eine Kugel zu Boden; da lag ich denn, bis mich abends 7 Uhr preußische Füsiliere abholten. Wie viele auf beiden Seiten gefallen, weiß ich freilich nicht. Nur so viel, daß wir von preußischen Ärzten und Soldaten wie Brüder behandelt werden." Die Oldenburger und Hanseaten hatten gleich brav gestritten, erstere das Dorf Hochhausen und das Bataillon Bremen Werbach mit großer Entschlossenheit erstürmt. Der Großherzog von Oldenburg war unterwegs, kam aber zu spät, um den Sieg seiner Truppen persönlich zu schauen.

Würzburg und Nürnberg. Jeder Tag ist fortan mit Blut verzeichnet! Am 25. marschierte nun die ganze Mainarmee mit plötzlicher Wendung gegen Würzburg vor, die Division Göben auf dem rechten Flügel. Dieser marschierte jetzt die Brigade Kummer voran, welche bei Gerchsheim die Württemberger, Hessen, Nassauer und Österreicher in Schlachtordnung traf und sofort angriff. Die Überlegenheit des Feindes, namentlich sein furchtbares Artilleriefeuer, brachte sie in eine ungünstige Lage, doch kamen ihr die andern Brigaden und die Oldenburger zu Hilfe, und die Verbündeten zogen sich zurück. Beyer war am Mittag bei Helmstadt auf die Bayern gestoßen und hatte ein fünfstündiges heißes Treffen bestanden. Der Feind, in seiner Rückzugslinie bedroht, gab endlich den Kampf auf und konnte selbst mit einer frischen Division, welche

abends eintraf, im erneuten Gefecht keinen Vorteil erringen. Gegen 10 Uhr, als schon die Biwaks bezogen waren, traf die Division Flies ein und lagerte links neben der vorigen.

Hier wiederholte sich nach Bemerkungen von Augenzeugen die Taktik der Bayern, welche sie schon bei Hammelburg und Kissingen befolgt. Mit vortrefflichen Gewehren bewaffnet, hielten sie im Schützenfeuer standhaft aus und schlugen sich tapfer. In gut gewählten, meist noch durch künstliche Hindernisse verstärkten Stellungen waren sie dem Zündnadelgewehr gewachsen, dessen vernichtende Wirkung besonders im Schnellfeuer auf näheren Abstand liegt. Diesem setzten sich die Bayern nicht aus, wahrscheinlich durch die Ereignisse in Böhmen gewarnt. Wenn die Preußen in ihren rücksichtslosen Angriffen sich trotz aller Verluste durch das Feuer nicht abhalten ließen, so wichen die Bayern und raubten jenen dadurch die Möglichkeit eines glänzenden Erfolges, sich selbst freilich diesen auch.

Bei Rosbrunn, zwei Meilen von Würzburg, stand am Abend des 25. die ganze bayrische Armee versammelt. Prinz Karl beschloß für den 26. einen energischen Angriff und rechnete dabei auf die Mitwirkung des Bundeskorps, welche jedoch ausblieb. Aber auch die Division Flies, welche bei Üttingen, kaum eine halbe Stunde entfernt, gelagert hatte, begegnete der Offensive des Gegners durch einen Gegenangriff, und so kam es zu dem blutigsten Gefecht der Mainarmee. Die bayrischen Jäger leisteten Rühmliches; zwei preußische Regimenter, welche hier zuerst die Feuertaufe erhielten, das 36. (Magdeburger) und das 59. (Polen), litten fürchterlich. Das erste büßte fast die Hälfte seiner Offiziere ein. Einem Briefe des Gefreiten Wilhelm Wendt aus Mölbitz, Füsilierregiment Nr. 36, entnehmen wir folgendes:

„Abermals nach schwerer Zeit und einem schweren Tage gönnt mir Gott, daß ich Euch ein paar Zeilen schreiben kann. Es war vorgestern, am 26. Juli, als unser Regiment, durch zwei Spione verraten, gewaltig ins Feuer kam. Ich kann Gott nicht danken genug, daß ich's überstanden; es war schrecklich, die Position, welche die Bayern hatten, zu nehmen, 3000 Mann gegen 14—20000 Mann. Früh 3 Uhr ausgerückt, kamen wir am Dorfe Hettstadt an, wo uns die feindlichen Granaten und Gewehrfeuer heftig empfingen. Soeben durch einen Busch gekommen, hieß es: 8. Kompanie zur Attacke vor, gegen einen Berg (durchs Korn), welcher stark besetzt war. Wir waren kaum zehn Schritt gegangen, als schon unser Hauptmann und mehrere Kameraden fielen. Dies dauerte über eine Stunde, wo es förmlich Kugeln regnete; meine Nebenleute fielen, bis wir endlich vom 20. und 59. Regiment verstärkt wurden. Wir waren wenig, als wir uns um die Fahne wieder sammelten. Die Zahl der Fehlenden war oberflächlich berechnet 450 Mann nebst 24 Offizieren. Das Lob der Generale war groß, so daß General von Manteuffel zum 20. Regiment gesagt hat, sie könnten vor den 36ern auf die Kniee fallen und ihnen die Füße küssen, daß ihnen diese den Weg gebahnt. Mein bester Kamerad fiel neben mir und wimmerte mich an, ihm zu helfen; ich verband ihn etwas, während die Kugeln mir über den Kopf und durch die Beine pfiffen, bis mir endlich eine vor den Kopf an den Adler flog, daß ich zurücktaumelte, jedoch kam sie nicht durch."



Truppen der Reichsarmee (Kurhessen und Nassauer). Zeichnung von A. Beck.

Kurhessische Infanterie. Nassauischer Jäger. Nassauische Artillerie. Kurhessische Schützen.

Die braven 36er und 59er wurden noch rechtzeitig durch ihre Reserve unterstützt, und zur guten Stunde erschien auch die Division Beyer von Helmstadt her, die linke Flanke und den Rückzug der Bayern bedrohend, denen vermittelst der Fliesschen Truppen ihr Stützpunkt entrissen ward. Infolgedessen sah sich der Feind genötigt, über den Main gegen Würzburg abzuziehen. Prinz Karl beklagte sich bitter über das Ausbleiben der Verbündeten, das seinen Fehlschlag herbeigeführt habe. Seine Armee erlitt sehr große Verluste an Mannschaften und nicht minder an Offizieren. Nördlich von Rosbrunn war gleichfalls die beiderseitige Kavallerie in einem furchtbaren und mörderischen Handgemenge hart aneinander geraten.

Tags darauf rückte die Mainarmee auf der ganzen Linie gegen Würzburg vor. Der Feind war bis auf etwa zwei Meilen zurückgegangen und stand bei Kitzingen; bei Rottendorf befand sich das Bundeskorps. Bald wurde die gesamte preußische Artillerie aufgestellt, freilich nur Feldgeschütze. Aber die Tragweite und Zerstörungskraft der gezogenen Kanonen verfehlten auch gegen Festungen ihre Wirksamkeit nicht. Die Preußen, einmal im Besitz der Höhen, welche Marienburg, die Citadelle von Würzburg, beherrschen, konnten derselben nun arg zusetzen; bis in die Straßen der Stadt hinein flogen wiederholt die Granaten. Jetzt erschien aus dem bayrischen Hauptquartier der Geniehauptmann Graf Draxel als Parlamentär mit der Nachricht, daß zwischen Preußen und Bayern eine Waffenruhe vereinbart sei, was sich am folgenden Tage bestätigte. Manteuffel zog in Würzburg ein, ein Arsenal wurde in Brand geschossen.

Die Nachricht von der abgeschlossenen Waffenruhe hatte die zweite Reservearmee, zusammengesetzt aus preußischen und mecklenburgischen Truppen, nebst andern Kontingenten ihrer Verbündeten, noch nicht erreicht. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der sie befehligte, war über Hof in Bayern eingerückt, hatte am 28. Juli Baireuth besetzt und Oberfranken für Preußen in Besitz genommen. In Franken liegen die Stammlande der brandenburgischen Hohenzollern, Ansbach und Baireuth, welche von alters im Besitz dieses Hauses, zuletzt auch in dem der Krone Preußens waren und erst seit einigen fünfzig Jahren bayrisch sind. Von Baireuth weiter vorrückend, stieß die Avantgarde des Großherzogs am 29. Juli bei dem Dorfe Lehen auf bayrische Infanterie, griff dieselbe an, wobei ein Karree von einer mecklenburgischen Schwadron gesprengt wurde, und warf sie zurück. Die Reservearmee besetzte darauf Nürnberg, und von der alten Kaiserburg, wo einst die Hohenzollern das Burggrafenamt geübt, wehte ihr schwarzweißes Banner wieder.

— —

Nun ruhten die Waffen überall. Auch in Süddeutschland ward eine Grenzlinie gezogen, welche die Kriegführenden trennte. Mannheim, Heidelberg in Baden, Mergentheim in Württemberg, Würzburg, Nürnberg, Baireuth in Bayern blieben von den Preußen besetzt. Mit der zweiten Reservearmee trat von Böhmen aus die erste unter General von der Mülbe in Verbindung, welche Abteilungen bis in die Oberpfalz einrücken ließ. Vom VIII. Bundeskorps, nachdem es sich aufgelöst, gingen bald darauf die Badener und Württemberger in ihre Heimat zurück, die Österreicher ebenfalls; den Darmstädtern wurden,

weil ihr Land teilweise besetzt gehalten ward, Standquartiere in Rheinhessen angewiesen. Für Kurhessen und Nassauer ist nichts als Unterwerfung übrig geblieben, denn Kurhessen, Nassau und die Stadt Frankfurt gleich Hannover sind mittlerweile dem preußischen Staate einverleibt worden.

Die Siegeszeichen, welche Preußen in diesem Kriege erobert hat, waren 486 Geschütze, 31 Fahnen und Standarten; außerdem wurden ihm von den besiegten Staaten in runder Summe $60\frac{1}{2}$ Millionen Thaler gezahlt und der Staat war um 1245 Quadratmeilen vergrößert. Aber erkauft waren diese Erfolge mit nahe an 12000 Menschenleben, vor dem Feinde oder an Krankheiten verloren.

Nach dem Frieden traten die preußischen Heere auf verschiedenen Straßen ihren Rückmarsch in die Heimat an. Das Gardekorps, nebst Deputationen aller Heeresteile, hielt am 20. und 21. September seinen feierlichen Einzug in Berlin, wo ihm vom Brandenburger Thore die Linden entlang bis zum Schlosse eine Triumphstraße zwischen der Doppelreihe erbeuteter Geschütze bereitet war, wie sie in deutschen Landen noch niemals erblickt worden.

Das Friedenswerk wurde gekrönt durch die Gründung des Norddeutschen Bundes, in welchem sämtliche deutsche Staaten nördlich des Main durch gleiches Recht und Gesetz vereinigt sind.

Auch Italien verdankte den Siegen Preußens trotz der Niederlage, die sein Landheer bei Custozza am 24. Juni erlitt, und trotz der für die italienische Flotte unglücklichen Seeschlacht bei Lissa am 22. Juli, den Gewinn Venetiens, so daß es nun frei war „bis zur Adria".

Vieles und wahrhaft Großes war mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit erreicht worden. Der Gedanke eines starken einigen Deutschlands war aus dem Gebiete der Träume auf eine wirkliche feste Grundlage hinübergeführt worden. Freilich was die Edelsten unsres Volkes ersehnt und gefordert hatten:

„Das **ganze** Deutschland soll es sein!" —

konnte nicht plötzlich in wenigen Wochen durch den stürmischen Siegesflug und durch die ehrenvollsten Friedensschlüsse erfüllt werden. Manche alte Schäden mußten erst noch heilen, manche Wunden, die der jüngste Krieg dem Süden geschlagen, mußten vernarben. Aber es war ein fester Kern gelegt worden, gesund und kräftig genug, um mit der Zeit alle Glieder des ganzen deutschen Volkes anzuziehen.

Und mächtig und kräftig sollte dieser Kern bald aufkeimen und emporwachsen aus dem wohl vorbereiteten Boden, mit Riesenkraft und Riesenmacht ein gewaltiger Baum, unter dessen Schatten Deutschlands Söhne mit Sicherheit friedlichem Schaffen sich hingeben dürfen.

Schlußbetrachtung. Wohl nie ist ein Krieg schneller und glänzender zu Ende geführt worden als der des Jahres 1866. Man hat ihn, da die ersten größeren Zusammenstöße am 27. Juni und die Entscheidungsschlacht bereits am 3. Juli erfolgte, im Gegensatz zum siebenjährigen den siebentägigen genannt, und ihn auch angesichts des Umstandes, daß mit dem 23. Juni der Vormarsch begann und am 22. Juli die Feindseligkeiten eingestellt wurden, mit Fug und Recht als dreißigtägigen Krieg zum dreißigjährigen in

Vergleich gestellt. Forscht man nach den Ursachen des schnellen und großartigen Erfolges, so wird man dieselben auf politischem Gebiete sowie auf dem der Heerführung und Truppenleistung zu suchen haben. Der Lenker der preußischen Politik, Herr von Bismarck, war in der Durchführung seiner Pläne und Absichten so vorsichtig und zugleich doch so kühn und entschlossen zu Werke gegangen, daß er den verzögernden Einfluß der Einsprache oder Vermittelung andrer Mächte, namentlich des listig lauernden und begehrlich nach der Rheingrenze blickenden Frankreichs, mit großer Gewandtheit fern zu halten wußte. Die ersten entscheidenden Waffenerfolge nutzte er dann so trefflich aus und zeigte betreffs der Friedensforderungen solche Mäßigung, daß er dem Hauptgegner, Österreich, geradezu goldene Brücken baute. Preußens großer Staatsmann, der nicht umsonst länger denn zehn Jahre tiefe Einblicke in das politische Getriebe der europäischen Hauptmächte gethan hatte, zeigte hier seinen weiten Blick. Er hütete sich, den besiegten Gegner empfindlich zu verletzen oder in seinen Existenzbedingungen zu schädigen; er hütete sich, ihn zum haßerfüllten Blutfeinde zu machen, der die nächste Gelegenheit zur Wiedervergeltung eifrig ergreifen würde. War Österreich gewonnen, so mußten dessen Bundesgenossen so wie so die Waffen niederlegen.

Auf das trefflichste wurde die kluge und energische Politik von der Heerführung unterstützt. Die Hauptmacht Preußens wurde nach erfolgter Kriegserklärung den Österreichern sofort entgegengeführt, und zwar mit Rücksicht auf ihre Stärke und die geographischen Verhältnisse in drei getrennten Heeresmassen, um so das unwegsame Grenzgebirge möglichst schnell zu überschreiten. Man hat dem General Moltke diesen getrennten Vormarsch vielfach zum Vorwurf gemacht und behauptet, das preußische Heer sei sieben Tage lang längs eines Abgrundes marschiert, in welchen es der Gegner leicht hätte stürzen können. Die Besetzung der sächsisch-schlesischen Grenze, der Einmarsch in Sachsen und die Lage des Grenzgebirges bedingten aber schon den Aufmarsch des preußischen Heeres in getrennten Teilen. Als man zur Zeit der Kriegseröffnung in Erfahrung gebracht, daß die Österreicher noch in Mähren weit ab von der Grenze standen, hatte es keine Bedenken, ohne Säumen den Vereinigungspunkt der drei Armeen vorwärts in Feindesland hinein zu verlegen. Die Österreicher, wenn sie noch so schnell vorrückten, konnten mit gesammelter Kraft die Vereinigung der preußischen Armeen nicht stören, und einzelnen Teilen des Feindes vermochten die drei preußischen Armeen auf ihrem Vormarsch erfolgreich die Stirn zu bieten. Kaum ist der Einmarsch und die Vereinigung gelungen, so führt König Wilhelm, der nach Zollernsitte an die Spitze seines Heeres geeilt ist, dasselbe selbst zur Entscheidungsschlacht, die in ihrer ganzen Anlage schon den Sieg verbürgte. Keine Rast, keine Ruhe nach dem Siege! Waffenstillstandsvorschläge werden zurückgewiesen, auch die auf Olmütz abrückenden Massen des Gegners nicht mit den Hauptkräften verfolgt, sondern diese dringen gegen die Hauptstadt des Feindes vor. Vor dieser ist bald mit sicheren Schachzügen eine überlegene Streitmacht versammelt; doch bedarf es ihres Einsetzens nicht mehr, da der Friede inzwischen angebahnt ist. Im Gegensatz zur nationalen Politik Preußens hatte Österreich gehofft, seine alte Kabinettspolitik, die sich den Beistand fast

des gesamten Deutschlands zu sichern gewußt, mit dem Schwerte verfechten zu können. Erst durch Blut und Eisen mußte dem aus verschiedenen Volksstämmen zusammengefügten Reiche klar gemacht werden, daß es ein eigentlich deutscher Staat nicht mehr sei und daß es seine Kräfte nach einer ganz andern Richtung einzusetzen habe, sollte das vielsprachige Reich einen inneren Zusammenhang behalten. Männer der That konnte die österreichische Politik nicht erzeugen. Aber auch der Heerführung waren die Flügel gelähmt, da der Führer des Hauptheeres immerhin von dem Kaiser abhängig blieb, der weit ab von der Armee in seiner Hauptstadt Einflüsse von sich nicht fern halten konnte, welche mit der erforderlichen Energie des Krieges entschieden nicht in Einklang zu bringen waren. Der österreichische Feldherr, ein durchaus tüchtiger und tapferer Soldat, besaß des weiteren auch nicht die geistige Kraft, einen gefaßten Entschluß thatkräftig und entschlossen durchzuführen. Zuerst wollte er mit der gesamten Armee in Schlesien einbrechen; als er dann jedoch erfuhr, daß die Preußen durch Sachsen in Böhmen einrückten, glaubte er sich diesen entgegenwerfen zu müssen. Aber auch die Ausführung dieses Entschlusses geschah so langsam und so spät, daß Benedek sich gezwungen sah, ihn halbvollzogen wieder fallen zu lassen. Einzeln werden seine vorstoßenden Heeresteile geschlagen, und als diese nach wiederholten Niederlagen endlich glücklich versammelt, ist die Gesamtlage schon eine solch ungünstige, daß der Sieg kaum noch zu ermöglichen. Dabei waren die Streitkräfte der österreichischen Armee den preußischen an Zahl nicht unterlegen und in betreff ihrer Zusammenstellung und Gliederung mindestens ebenso tüchtig wie die preußischen.

Über Organisation und Verwendung größerer Kavalleriemassen herrschten schon damals in der österreichischen Armee sehr gesunde Grundsätze, von denen später Preußen manche angenommen hat. Die österreichische Artillerie war mit ihren gezogenen Vorderladern der preußischen Artillerie weit überlegen, die nur zum geringen Teil mit gezogenen Geschützen ausgerüstet war; und in ihrer opfermutigen Hingabe für die andern Waffen, mit der die Kanoniere die Geschütze bedienten, bis der Feind in die Batterie eindrang, hat die österreichische Artillerie ein hellleuchtendes Beispiel für alle Zeiten gegeben! Mehr wie aufgewogen wurde allerdings der Vorteil der gezogenen Geschütze preußischerseits durch das Zündnadelgewehr, mit dessen Einführung gleichzeitig eine neue Fechtweise — die Taktik der Hinterlader — ins Leben getreten war. Friedrichs des Großen lange und zusammenhängende, während des Vorrückens feuernde Linien, welche eine ausgezeichnet ausgebildete Truppe zur Voraussetzung hatten, waren für die Volksaufgebote der französischen Revolution zur Unmöglichkeit geworden, da diese keine Friedensausbildung kannten. An ihre Stelle traten die dicht zusammengescharten Massenkolonnen, denen eine große Stoßkraft innewohnte; doch mußte dieser, wenn sie wirken sollte, eine Erschütterung durch das Feuer vorausgehen. Diese Feuerwirkung wurde durch Schützenlinien herbeigeführt, die sich leicht im Gelände Deckung verschaffen und so geschützt in die frei dastehenden Reihen des Gegners feuern konnten; eine Fechtart, die sich drüben in Amerika ausgebildet hatte, als die dortigen Kolonisten, vielfach von französischen Offizieren geführt, sich von der englischen Herrschaft befreiten.

Die Kolonnentaktik beherrschte seit den Tagen Napoleons I. die Gefechtsfelder Europas, und noch im italienischen Feldzuge im Jahre 1859 hatte der französische Kaiser seinen Truppen die Vorteile des geschlossenen Draufgehens den gezogenen Feuerwaffen gegenüber ans Herz gelegt. Die Österreicher schrieben damals die Gefechtserfolge der Franzosen zum nicht kleinen Teil dieser Kampfweise zu und suchten sich dieselbe nach jenem Kriege ganz besonders zu eigen zu machen. Mit ihr zogen sie auch 1866 ins Feld. Todesmutig und in bester Ordnung rückte die brave österreichische Infanterie unter Trommelklang in großen dichten Bataillonskolonnen gegen die Preußen vor, deren Bataillone sich kompanieweise in kleine Kolonnen gegliedert hatten, welche sich zum großen Teil schnell in Schützen auflösten. Hinter Deckungen liegend und so dem Auge des Gegners fast ganz entzogen, überschütteten die preußischen Schützenschwärme die vorrückenden Kolonnen der Österreicher mit verheerendem Schnellfeuer und warfen sich dann auf die Stutzenden und durch große Verluste in Unordnung Gebrachten im schnellen Anlauf mit lautem Hurraruf, unterstützt von den geschlossenen Abteilungen, so daß der Gegner meist in ungeregelter Flucht davoneilte oder in Gefangenschaft geriet. Diese Kampfweise, verbunden mit der musterhaftesten Disziplin, erzielte die großartigen Erfolge auf dem Schlachtfelde. Die vortreffliche Disziplin war es, welche Offiziere und Soldaten in Tagen des Mangels, die bei dem schnellen Vorrücken nicht selten waren, freudig alle Entbehrungen tragen, in den bedenklichsten Gefechtslagen die Soldaten mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihre Offiziere blicken ließ. Diese Disziplin war dem preußischen Offizierkorps seit den Tagen des Großen Kurfürsten anerzogen und war auch auf das preußische Volk übertragen worden, als Scharnhorst, Gneisenau und ihnen verwandte Geister nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt eine Neubildung des preußischen Heeres von Grund und Boden aus vornahmen und in der That „ein Volk in Waffen" schufen. Seit jener Zeit pflegt das preußische Volk diese Disziplin als ein Erbteil der Väter in Schule und Haus, und darum hörte man nach dem Feldzuge 1866 oft die Äußerung: Der preußische Schulmeister sei eigentlich der Sieger von Königgrätz! Gewiß hat die tüchtige Erziehung und die allgemeine Bildung des preußischen Volkes viel zu diesem Siege beigetragen — denn die Disziplin, welche nur maschinenmäßig ausgeübt wird und welche nicht auf fester, sittlicher Grundlage beruht, versagt im Augenblicke der Gefahr, in Tagen des Unglücks. Aber der Geist, wie er sich im preußischen Heere jetzt wieder offenbarte, ist nicht in wenigen Jahren und nicht allein in der Schule zu erziehen; er ist die Frucht mehrhundertjähriger Thätigkeit und Tüchtigkeit. Nur im schweren Kampfe mit dem Boden hatte das preußische Volk mit kleinen Anfängen seinen ausreichenden Erwerb finden können; nur im schweren Kampfe mit den Nachbarn hatten die Herrscher das Land zum lebensfähigen Staat emporwinden können. Diese Kämpfe um Dasein und Macht hatten den Charakter des Volkes gestählt, dasselbe geistig, moralisch und körperlich tüchtig und ernst erhalten. Der Herrscher sah sich stets als den ersten Diener des Staates an und das Volk sah in dem Herrscher den höchsten und würdigsten Vertreter seiner Interessen. Das gab im Laufe der Jahrhunderte einen eisenfesten Kitt, den Tage der Prüfung,

Tage der Not nur noch fester machen konnten. Bei solchem Boden, bei solchen Verhältnissen konnten Männer der That gedeihen, Männer der That oben an der Spitze, Männer der That in den Reihen des Volkes, des Heeres, jeder an seinem Platze. Willig und ernst zog man in den Krieg, nicht mit dem wilden Freudengejauchze kampf- und beutegieriger Söldnerscharen; freudig und froh legte man das siegreiche Schwert aus der Hand, um den Künsten des Friedens zu leben. Das ist der treffliche Geist des Preußenvolkes, des Preußenheeres, der in Verbindung mit den hervorgehobenen Vorzügen der politischen und obersten Heeresleitung zu solch schnellen und großen Erfolgen gegenüber der österreichischen Staatskunst und Heeresleitung geführt hat.

Waren die geschilderten Verhältnisse des preußischen Staates und Heeres dem mächtigen und großen Österreich gegenüber von solcher Wirkung, um wie viel mehr mußten sie im Kampfe mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Geltung kommen, die ein jeder nach Belieben seine für den Fall des Krieges der Bundesverfassung gemäß zu stellenden Truppen ausbildete und ausrüstete. Traten dann diese Truppenabteilungen der einzelnen Staaten zu größeren Verbänden zusammen, so waren einer festen Zusammenfügung und einheitlichen Führung große Schwierigkeiten bereitet. Dies zeigten recht deutlich auch diesmal die Verhältnisse bei der Mainarmee. Bei dieser traten beim VII. Bundesarmeekorps, welches lediglich aus Bayern bestand, die beregten Übelstände am wenigsten hervor. Aber wenn auch die Truppen dieses Staates, abgesehen von einem schnellfeuernden Hinterlader, verhältnismäßig gut ausgerüstet und geschult waren, ein Mittelstaat wie Bayern kann schlechterdings seiner Armee nicht den Geist einhauchen, den das Heer eines großen Staates — als dessen feste hochgeschätzte Stütze — voll Stolz in sich birgt; denn solchem Mittelstaate fehlt die eigne Kraft zur Selbsterhaltung; er hängt von der Gnade der Großstaaten ab, und eitles Mühen wäre es, wenn er seinem Heer besonderes Interesse zuwenden wollte. Schlimmer wie mit dem VII. sah es beim VIII. Bundesarmeekorps aus, das bestimmungsgemäß aus den Truppen Württembergs, Badens und des Großherzogtums Hessen bestand, zu denen nun aber noch Nassauer, Kurhessen und eine österreichische Division hinzugetreten waren. Bei jedem der einzelnen hier genannten Staaten bestanden andre Gesetze in betreff Ergänzung der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, in betreff Uniformierung, Ausrüstung, Rechtspflege u. s. w. Jeder der beteiligten Landesherren wollte durch seine Truppen leicht erklärlicher Weise vor allem sein Landesinteresse vertreten wissen. Unter solchen Umständen konnte eine kühne und entschlossene Kriegführung nicht Platz greifen. Nur mit Mühe und nach vielen Kreuz- und Querzügen gelang es endlich, die beiden genannten Bundesarmeekorps zu vereinigen. Die ihnen entgegengestellten preußischen Truppen befanden sich bedeutend in der Minderzahl, und wenn sich auch in ihrem Verbande einzelne kleine Abteilungen andrer deutschen Staaten befanden, so übten diese doch nicht den geringsten Einfluß auf die höhere Führung aus. Die Energie, Gewandtheit und Rührigkeit der letzteren verdoppelte die Zahl der Streiter und überall fesselten sie den Sieg an die preußischen Fahnen. So hatte der Feldzug der Mainarmee denn auf das schlagendste die ganze Jämmerlichkeit der

Heeresverfassung des Deutschen Bundes klar gelegt, dargethan, daß der Deutsche Bund nicht im stande, mit den Waffen in der Hand sich Geltung zu verschaffen.

Nach wieder hergestelltem Frieden betrieb Preußen sofort mit aller Macht die Wehrbarmachung des neugebildeten Norddeutschen Bundes, an dessen Spitze es stand. Die bewährten preußischen Einrichtungen wurden hierbei zu Grunde gelegt und die ganze bewaffnete Macht unter den Oberbefehl des Schirmherrn des Bundes, des Königs von Preußen, gestellt. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt waren Preußen zugefallen. Oldenburg, Anhalt, die thüringischen Staaten, Waldeck, die beiden Lippe und die drei Hansestädte traten ihre Militärhoheit an Preußen ab, das nun drei neue Armeekorps bildete, denen auch die Truppen der beiden Mecklenburg und Braunschweigs zugeteilt wurden. Die königlich sächsischen Truppen, nach preußischem Muster umgeformt, bildeten das XII. Armeekorps des norddeutschen Bundesheeres, dem noch die großherzoglich hessische Division als selbständige Truppenabteilung angehörte. Die süddeutschen Staaten, ihrer bisherigen militärischen Ohnmacht bewußt, beeilten sich, mit Preußen geheime Verträge abzuschließen, in denen sie im Falle des Krieges ihre Heereskörper, die ähnlich den norddeutschen gebildet wurden, unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten.

Norddeutschland und Süddeutschland, politisch noch getrennt, waren somit militärisch geeint. Und diese militärische Macht sollte bald glänzend ihre Feuerprobe bestehen und zeigen, daß die Deutschen wieder eine einige, starke Nation, eine „Welt in Waffen“ seien, wenn sie ein auswärtiger Feind bedrohe!





Österreichische Artillerie auf dem Marsche in Oberitalien.

3. Der Krieg in Italien 1866.

Es ist bereits bei Darstellung des deutschen Krieges 1866 kurz darauf hingewiesen worden, daß, als im Frühjahr 1866 die politische Lage zwischen Österreich und Preußen eine bedenkliche wurde, ein Bündnis der letzteren Macht mit Italien zustande kam.

Das kleine Königreich Sardinien, das in Italien eine ähnliche Stellung einnahm wie Preußen in Deutschland, hatte sich bekanntlich durch die Umsicht seines großen Staatsmannes Cavour die Freundschaft Napoleons III. in solchem Grade zu erwerben gewußt, daß dieser — wohl auch getrieben durch früher eingegangene Verbindlichkeiten gegen seine damaligen Genossen der geheimen italienischen Verbindungen — im Interesse Sardiniens im Jahre 1859 zum Schwerte griff und diesem die Lombardei eroberte (s. Bd. II, S. 339—356). Damit war der Stein von neuem ins Rollen gebracht, der namentlich seit dem Jahre 1848 einem großen einigen Italien zustrebte. Es dauerte nun nicht lange, da waren aus den einzelnen mittelitalienischen Fürstentümern die Herrscher vertrieben und durch Volksabstimmung der Anschluß an Sardinien vollzogen. Im Königreich Neapel, wo im Jahre 1859 der junge König Franz II. zur Regierung gekommen war, empörte sich die Bevölkerung, als der uns schon bekannte Freiheitsschwärmer und General Garibaldi am 11. Mai 1860 mit etwa 1000

Freiwilligen bei Marsala in Sizilien landete und nun im Siegesfluge sowohl die Insel wie das Festland im Namen des Königs Viktor Emanuel ohne großen Kampf in Besitz nahm. König Franz hatte sich mit wenigen Getreuen schließlich nach der Festung Gaëta zurückgezogen und ergab sich nach tapferer Gegenwehr erst am 13. Februar 1861 den Truppen Sardiniens, das in diese Kämpfe um die Befreiung Italiens auch hier eingegriffen hatte. Ganz Italien, mit Ausnahme des österreichischen Venetiens und des sogenannten Patrimoniums Petri, die Stadt Rom und deren nächste Umgebung, waren nun unter dem Zepter Viktor Emanuels vereinigt, der den Titel „König von Italien" annahm. Es war gewiß eine Riesenarbeit, das junge, aus den verschiedensten Elementen gebildete Königreich zu einem einheitlichen Staate zu vereinigen. Vor allem galt es, die Wehrkraft des Landes zu festigen und ein tüchtiges Heer zu schaffen. Mit Ausnahme Sardiniens hatten die übrigen Staaten Italiens nur Söldnerheere gehalten; es mußte auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht also alles neu geschaffen werden. Ganz besondere Schwierigkeiten bot es, das aus allen Gesellschaftsklassen hervorgegangene Offizierkorps seiner wichtigen Aufgabe gewachsen zu machen, wobei im Hinblick auf die früheren Zustände sowohl als auch auf den revolutionären Ursprung vieler Formationen Rücksichten nach den verschiedensten Seiten genommen werden mußten; es ist hierbei nicht außer acht zu lassen, daß das junge Königreich sich in äußerst ungünstiger finanzieller Verfassung befand und in dem an sich schon nicht reichen Lande die Einnahmen und Ausgaben noch gar nicht geregelt waren. Um so höher muß man es anschlagen, ja fast bewundern, daß Italien, als sich ihm im Jahre 1866 die Möglichkeit bot, unter den obwaltenden politischen Verhältnissen und im Bunde mit Preußen Österreich aus dem noch behaupteten Venetien zu drängen, ein wohlgeordnetes und gut bewaffnetes Heer besaß von 8 Grenadier-, 72 Linieninfanterie- und 5 Regimentern Versaglieri — diesen Lieblingskindern der Nation, ausgesuchte Leute, die mit ihrem kühn auf dem Haupte sitzenden Filzhute mit wallendem Federbusche einen sehr vorteilhaften Eindruck machen — je 4 Bataillone stark, mit einer Gesamtkriegsstärke von etwa 200000 Mann; hierzu gesellten sich 13 Kavallerieregimenter mit etwa 12000 Mann — verhältnismäßig wenig, aber dem gebirgigen Charakter des Landes und dem sehr ausgedehnten Anbau in den Ebenen vollständig entsprechend — und 5 Feldartillerieregimenter mit fast 500 Geschützen. Diese Truppen waren in feste Verbände gegliedert, aber die höheren und unteren Führer doch noch nicht in der Art durchgebildet, um dem Ganzen durch ihr sicheres Auftreten und Verhalten die nötige Festigkeit zu geben. — Bereits im März 1866 begann die italienische Regierung zu rüsten, und als dann am 20. Juni an Österreich die Kriegserklärung abgegeben wurde, standen insgesamt 20 Infanterie- und eine Kavalleriedivision, im ganzen 360 Bataillone, 90 Schwadronen und 450 Geschütze zum Einmarsch in feindliches Gebiet bereit. Da es schlechterdings ohne den um die Befreiung Italiens hochverdienten Garibaldi nun einmal nicht ging, so wurde dieser an die Spitze eines Freiwilligenkorps gestellt, das man auf etwa 30000 Mann mit 40 Geschützen zu bringen gedachte. Große Hoffnungen knüpfte mancher an diese Schar, die sich durch edle

Gesinnung und Begeisterung für die Sache ebenso auszeichnete, wie ihr jede militärische Festigkeit und Ordnung fehlte, das erste Bedingnis für große Erfolge im Kriege. Leider herrschten damals in Italien zwei politische Strömungen, deren Einfluß sich auch auf die Kriegführung geltend machte; die eine neigte aus alter Anhänglichkeit Frankreich zu, die andre mit aller Entschiedenheit dem neuen Verbündeten, Preußen, und den von dieser Macht vertretenen Anschauungen. Zur ersteren Partei gehörte der Generalstabschef der italienischen Armee, General La Marmora, der, 1804 geboren, sich viele Verdienste im sardinischen Heeresdienste erworben und auch 1855 die sardinischen Truppen in der Krim geführt hatte. An der Seite des Königs Viktor Emanuel war er jetzt der eigentliche Leiter des beginnenden Krieges. Nächst ihm besaß General Cialdini, Herzog von Gaëta, das größte Ansehen in der Armee. Dieser energische, tüchtige, 1811 geborene Mann, der nach einem durch seine hingebende Vaterlandsliebe sehr bewegten Leben sich in den italienischen Befreiungskämpfen großen Ruhm erworben, auch Gaëta dem Könige Franz von Neapel abgenommen, was ihm den erwähnten Ehrennamen einbrachte, und im Feldzuge 1859 mit besonderer Auszeichnung als Divisionskommandeur gekämpft hatte, war ein entschiedener Anhänger Preußens; er wollte ganz im Sinne der Moltkeschen Kriegführung mit der gesamten Macht des Königreichs Österreich in seinen Erblanden, also Tirol u. s. w., kräftig angreifen, während La Marmora Venetien und das berühmte Festungsviereck — Peschiera, Verona, Mantua, Legnago — zum Angriffsziele nahm. Das Schlimmste, was man im Kriege thun kann, geschah infolge dieser verschiedenen Ansichten; man einigte sich dahin, daß der König, mit La Marmora, das Hauptheer — etwa 126000 Mann in 12 Divisionen — direkt gegen Venetien führen, Cialdini hingegen acht Divisionen, etwa 84000 Mann, bei Bologna vereinigen, mit ihnen den unteren Po überschreiten und dann gegen die österreichischen Erblande vorgehen solle. Hiermit war ein vereinigtes Handeln der Gesamtmacht von vornherein ausgeschlossen.

Drei Tage nach erfolgter Kriegserklärung, also am 23. Juni, an demselben Tage, wo die Spitzen der preußischen zweiten Armee durch die Pässe des Riesengebirges nach Böhmen eindrangen, überschritt die zuvor westlich des Mincio aufmarschierte und in drei Armeekorps gegliederte Hauptarmee der Italiener den genannten Grenzfluß mit ihren Vortruppen; am folgenden Tage sollte das hügelige Gelände zwischen Mincio und Etsch in Besitz genommen werden, um hier den Angriff der Österreicher abzuwarten und so den Truppen Cialdinis Luft zu machen, die am 25. über den unteren Po vorgehen sollten. Zu dem Ende hatten drei Divisionen des I. Korps auf dem linken Flügel sich auf den verschiedenen Wegen gegen Castelnovo-Sona zu wenden, eine Division aber zur Sicherung gegen die nahe Festung Peschiera am rechten Mincioufer zurückzubleiben; rechts davon sollten sich die vier Divisionen des III. Korps, und zwar mit dem äußersten rechten Flügel über Villafranca ausdehnen; das II. Korps war teils zur Beobachtung gegen Mantua, teils als Reserve ziemlich entfernt vom Mincio zurückgehalten. Die erlassenen Bestimmungen setzten einen einfachen Reisemarsch voraus, denn La Marmora behauptete mit voller Bestimmtheit, die Österreicher ständen noch jenseit der Etsch; bisher waren die

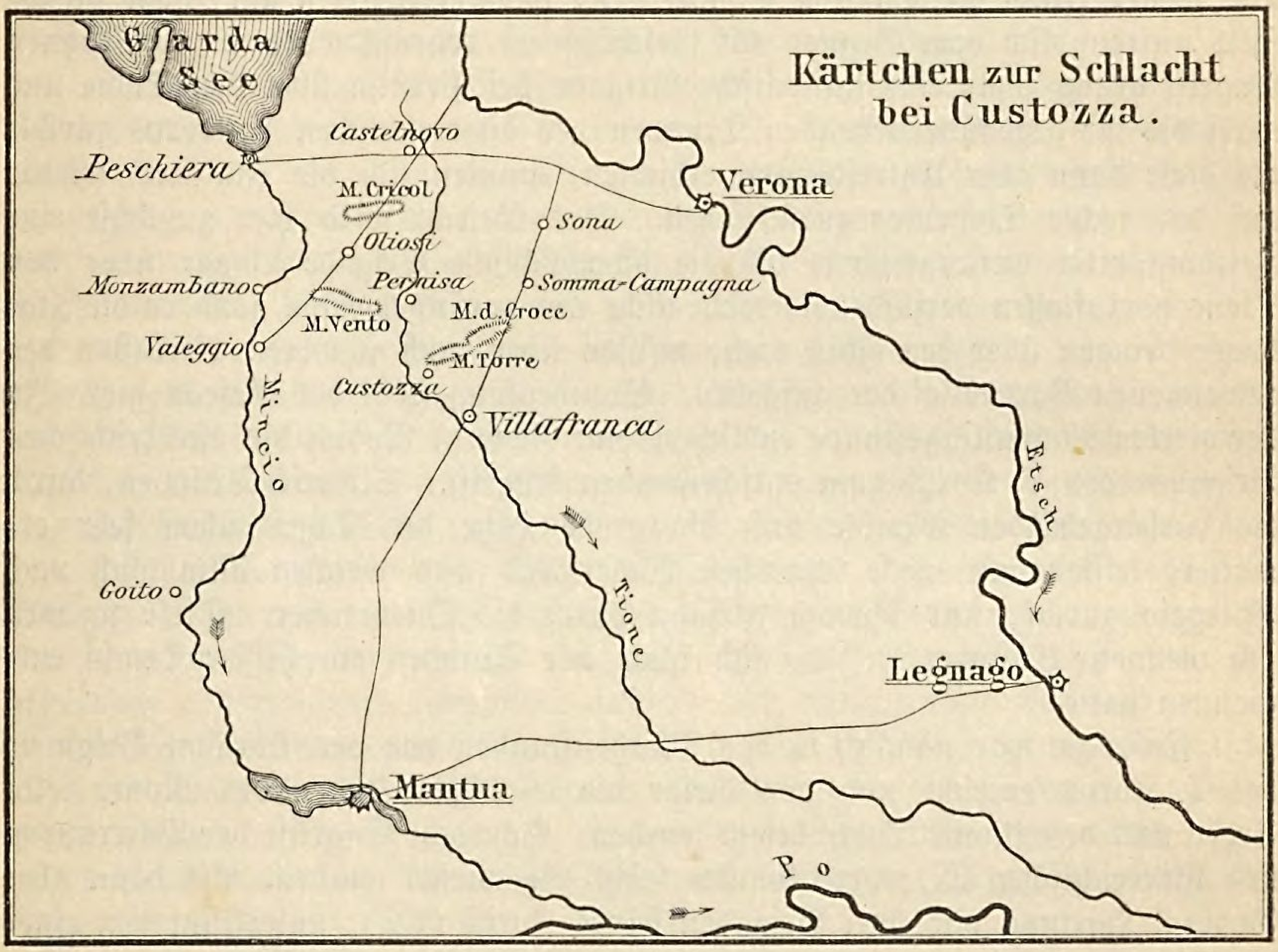
aufklärenden Patrouillen nämlich nur auf schnell zurückgehende kleine Kavallerieabteilungen gestoßen.

Auf seiten der Österreicher hatte man in richtiger Erkenntnis der Kriegslage, wie bereits erwähnt, fast die ganze verfügbare Streitmacht den Preußen in Böhmen entgegengestellt; hier mußte sich auch das Schicksal der Italiener entscheiden. So waren nur drei Armeekorps (V., VII., IX.) für den Krieg in Italien bestimmt und an ihre Spitze Erzherzog Albrecht gestellt, der tüchtige Sohn des Helden von Aspern, Erzherzog Karl, jenes berühmten Feldherrn, der in seltener Weise Charakter und Talent in sich vereinte. Im ganzen hatte Erzherzog Albrecht mit den Festungsbesatzungen 147 1/2 Bataillone, 36 Schwadronen, 248 Geschütze, etwa 140 000 Mann unter seinem Befehle; sein Generalstabschef war General John. Für die Operationen verblieben ihm von dieser Streitmacht jedoch nur 76 Bataillone, 24 Schwadronen und 168 Geschütze, etwa 75 000 Mann. Als er die Absichten der Italiener erfahren hatte, war sein Entschluß bald gefaßt: Sich mit der vereinten Macht der Hauptarmee des Gegners entgegenwerfen, bevor dieser sich etwa mit Cialdini vereinigen konnte, gegen den nur ein Jägerbataillon und ein Husarenregiment zur Beobachtung stehen blieb. Am 23. hatte er schleunigst seine Truppen in der Nähe von Verona auf dem rechten Etschufer versammelt und für den 24. den Vormarsch gegen den Mincio angeordnet. Rechter Flügel Reservedivision und V. Korps, linker Flügel IX. Korps mit der Richtung auf Somma-Campagna; Reserve VII. Korps. Zur Deckung der ungesicherten linken Flanke waren die vorhandenen zwei Kavalleriebrigaden zu einer Division unter Oberst Pulz (15 Schwadronen und eine Batterie) vereinigt worden.

In der Nacht zum 24. hatte ein heftiger Gewitterregen die beiderseitigen Truppen zwar durchnäßt, aber doch einigermaßen bei der herrschenden Hitze erfrischt; auch war dadurch für einige Stunden wenigstens der unangenehme Kalkstaub ein wenig niedergeschlagen, der sich in diesem Gelände sonst sehr stark bemerkbar machte. In demselben Gelände hatten am 23.—25. Juli 1848 die Österreicher unter „Vater Radetzky" die Piemontesen geschlagen; zugleich war aber der heutige Johannistag auch der Jahrestag der Schlacht bei Solferino, wo sich das Schlachtenglück im Jahre 1859 dem Kaiser Napoleon und seinen Verbündeten, den Piemontesen, zuwendete und sich das Geschick des Krieges entschied. So konnten beide Armeen mit besonders erhebenden Gefühlen ihren Vormarsch antreten.

Ohne abgekocht zu haben und wenn auch mit Sicherheitsmaßregeln rücken die Italiener doch wie auf einem Reisemarsch, ihre Trains und Bagage dicht hinter den Truppen, am frühen Morgen auf den angewiesenen Straßen vor. Auf dem äußersten rechten Flügel wird schon gegen 7 Uhr die bis über Villafranca gelangte 16. Division (III. Korps), welche der Prinz Humbert — heute Italiens verehrter Herrscher — als sie eben auf La Marmoras Befehl abkochen will, von dem vordersten Regiment der mittlerweile bis hierher vorgedrungenen Kavalleriedivision Pulz unerwartet angegriffen. Mit Ungestüm warf sich das Regiment Trani-Ulanen auf die zunächst stehenden Versaglieri und stürmt dann auf die in zwei Treffen formierten Infanteriebataillone ein, die kaum Zeit gewinnen

Karrees zu bilden. Ein tiefer Graben hemmt plötzlich die Schritte der tollkühnen Reiter und durch die feuersprühenden Linien des Feindes müssen sie unter erheblichen Verlusten zurückjagen. Rechts von ihnen hat fast gleichzeitig das Regiment Kaiserhusaren drei entgegentretende Schwadronen zurückgeworfen und im wilden Saus in die Bataillone der 7. Division (Bixio) eingehauen. Die schließlich zur Umkehr gezwungenen Reiter werden von der andern Kavalleriebrigade aufgenommen, die auch ein Nachdrängen des Gegners verhindert. In Erwartung weiterer Angriffe, die aber nicht erfolgen, läßt La Marmora die beiden genannten Infanteriedivisionen den ganzen Tag über unthätig bei Villafranca stehen, so daß sie sich an den weiteren Kämpfen des Tages gar nicht beteiligen. Hinter ihnen hält die Kavalleriedivision Sonnaz, ebenso zur Unthätigkeit verdammt.



Kärtchen zur Schlacht bei Custozza.

Auf dem linken Flügel der Italiener hatten inzwischen auch mit Tagesanbruch die Divisionen des I. Korps den befohlenen Vormarsch angetreten, aber gleich durch Abweichen von den erlassenen Befehlen empfindliche Störungen und Verspätungen herbeigeführt. Die Avantgarde der 5. Division (Sirtori) hatte irrtümlicherweise anstatt des ihr angewiesenen Weges nach S. Rocco den nach Oliosi eingeschlagen, die 1. Division (Cerale) anstatt bei Monzambano, wie angeordnet, um den Kanonen der Festung Peschiera nicht zu nahe zu kommen, den Mincio bei Valeggio überschritten und dadurch störende Kreuzungen mit den andern Truppen hervorgerufen. — Zu ihrem nicht geringen Erstaunen erhielt die auf den äußersten linken Flügel vorgehende Kolonne (Avantgarde der Division Sirtori, sowie Division Cerale) nach Überschreitung des Monte Vento

bereits Artilleriefeuer vom Monte Cricol her; es waren die vordersten Truppen der österreichischen Reservedivision, die eben dort eingetroffen waren, von den Italienern nun aber zurückgeworfen wurden. Durch das Eingreifen des V. Korps in der rechten Flanke der Italiener sahen sich diese jedoch nach tapferer Gegenwehr, wobei Divisionsgeneral Cerale verwundet wurde, zur Aufgabe der eroberten Höhe gezwungen und zogen sich allmählich bis über den Monte Vento auf Valeggio und Monzambano zurück, aufgenommen durch die Reservetruppen des I. Korps und Abteilungen der auf das linke Mincioufer herübergezogenen Division Pianelli dieses Korps. Eine schwache Ausfalltruppe aus Peschiera hatte seitens der Österreicher in diesen Kampf mit eingegriffen.

Während dieser Vorgänge auf dem äußersten linken Flügel der Italiener war weiter rechts die Division Sirtori ganz wider Erwarten am Tione gleichfalls unfreundlich vom Gegner mit Geschützfeuer begrüßt worden. Im kühnen Angriff drang zwar eine italienische Brigade bei Pernisa über den Tione und warf die ihr gegenüberstehenden Truppen des österreichischen V. Korps zurück; als diese dann aber Unterstützung erhielten, mußten sich die Italiener wieder auf das rechte Tioneufer zurückziehen. Das Gefecht wird hier zunächst eine Zeitlang matt weitergeführt, bis die österreichische Brigade Bauer über den Tione vorzustoßen versucht; sie wird nicht nur zurückgeworfen, sondern die Italiener dringen über den Fluß nach, müssen aber nach schweren Verlusten den gewonnenen Vorteil wieder aufgeben. Stundenlang steht das Gefecht hier. In der vierten Nachmittagsstunde endlich vereint General Rodich die österreichischen Brigaden des V. Korps zum entscheidenden Angriff. Sirtoris Truppen, durch die vorhergehenden Kämpfe und die große Hitze des Tages schon sehr ermattet, leisten nur noch schwachen Widerstand und weichen allmählich nach Valeggio zurück, nur schwach verfolgt durch die Österreicher. Diese wenden sich vielmehr Custozza zu, wo sich schon vor Stunden ein heißer Kampf entsponnen hatte.

Custozza war nämlich in den Morgenstunden von der Division Brignone des I. Korps erreicht und von dieser die wichtigen Höhen des Monte della Croce und des Monte Torre besetzt worden. Schwache Angriffe der Vortruppen des österreichischen IX. Korps konnten leicht abgewiesen werden. Als dann aber General Hartung mit zwei Brigaden seines Korps (IX.), unterstützt von einer des VII., gegen die genannten Höhen energisch vorging, galt es des ganzen Einsetzens der vollen Kraft für die dort kämpfenden italienischen Grenadiere, deren eine Brigade der zweite Sohn des Königs, Prinz Amadeo — später bekanntlich auf kurze Zeit König von Spanien — mit Auszeichnung führte. Und in der That wetteiferten die wackeren Grenadiere mit den Österreichern in der Tapferkeit. Wiederholt gelang es einzelnen Abteilungen der Österreicher, hier und da die Höhen zu erreichen, aber stets trieb sie dann das Bajonett der Italiener wieder zurück. Doch schließlich begann die Kraft der letzteren zu ermatten; da trafen rechtzeitig die ersten Bataillone der Division Cugia (III. Korps) ein, um den Besitz der Höhen den Italienern zu sichern; die österreichischen Brigaden mußten nach schweren Verlusten aus dem Kampfe zuückgezogen werden, der nun hier auf einige Zeit ruhte. Sobald dann aber am Nachmittage die

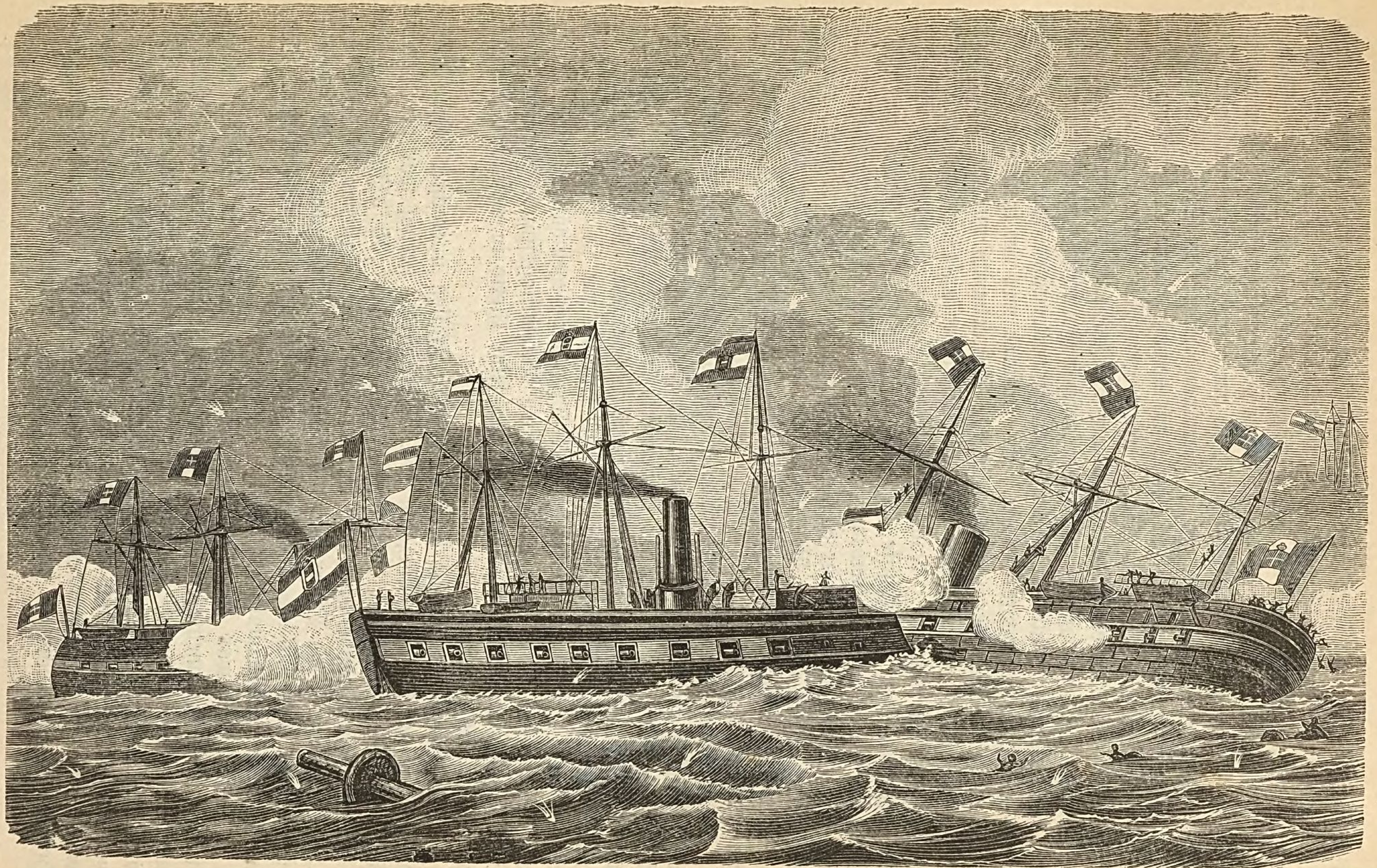
Brigaden des V. Korps, wie erwähnt, die Division Sirtori aus der Stellung am Tione vertrieben hatten, wendeten sie sich von Westen her gegen die Höhen bei Custozza. Erzherzog Albrecht, die Lage klar überschauend, ordnete im Verein mit diesem Flankenangriff ein gemeinsames Vorgehen aller verfügbaren Truppen des VII. und IX. Korps gegen die Front jener verhängnisvollen Höhen an. Obwohl in dieser Stellung noch die Division Govone (III. Korps) eingetroffen war, konnte der Ausgang des Kampfes bei der schutzlosen linken Flanke der Verteidiger nicht lange zweifelhaft sein. Nach tapferer Gegenwehr räumten die Italiener die lange brav verteidigten Höhen und zogen sich allmählich auf Valeggio zurück. Die erschöpften Österreicher, die auch immer noch einen Vorstoß von Villafranca her zu befürchten hatten, drängten nicht heftig nach, so daß der Gegner in der Nacht nach und nach unangefochten mit allen Truppen auf das rechte Mincioufer zurückgehen konnte.

Die Schlacht war für die Italiener vollständig verloren, und zwar lediglich durch die Fehler der obersten Leitung; La Marmora hatte es fertig gebracht, daß von seinen verfügbaren zwölf Divisionen nur sechs zum Kampfe herangezogen wurden. Eine obere Leitung der Truppen fehlte auf seiten der Italiener vollständig, denn als La Marmora nach Beginn des Kampfes ohne seinen Stab und ohne den König nur mit zwei Ordonnanzoffizieren nach vorn geeilt war, wollte er anfangs den Ernst der Lage gar nicht einsehen, und als dann derselbe gar nicht mehr zu verkennen war, verließ er den Kampfplatz, um jenseit des Mincio die weit entfernten Truppen des II. Korps heranzuholen, was natürlich nicht gelang. Auch Viktor Emanuel, der nicht im entferntesten an eine entscheidende Schlacht geglaubt, war zu seinen fechtenden Truppen geeilt; er suchte La Marmora, der nicht zu finden war. So konnten auch vom König Anordnungen und Leitungsbefehle nicht getroffen werden, und der an den einzelnen Punkten tapfer und zähe geführte Kampf mußte den gut geführten Österreichern gegenüber infolge der mangelnden Leitung zu ungunsten der Italiener ausschlagen. Diese hatten 1043 Tote, 159 Vermißte, 2700 Verwundete und 4250 Mann als Gefangene verloren, im ganzen 8152 Mann, während sich der Verlust der Österreicher auf 1120 Tote, 3984 Verwundete und 2802 Gefangene und Vermißte, im ganzen auf 7956 Mann bezifferte.

Große Bestürzung ob der verlorenen Schlacht in ganz Italien, völlige Ratlosigkeit im Hauptquartier des Königs. Obgleich hier noch sechs gar nicht im Kampf gewesene Divisionen zur Verfügung standen, dachte La Marmora gar nicht an Erneuerung desselben; die Hauptarmee wurde bis hinter den Oglio, Cialdini mit seinen Divisionen vom unteren Po wieder auf Bologna und Modena zurückgenommen. Nur Garibaldi scharmützelte mit seinen Freiwilligen an den Südgrenzen Welschtirols weiter, ohne natürlich hierdurch die allgemeine Lage irgendwie zu beeinflussen. — Erzherzog Albrecht, der in den ersten Tagen nach der Schlacht in dem erkämpften Gelände vergeblich das Anrücken Cialdinis erwartet hatte, rückte am 27. über den Mincio vor und hatte am 1. und 2. Juli leichte Gefechte mit den italienischen Nachtruppen. Infolge der Schlacht bei Königgrätz und da Österreich nun Venetien an Napoleon abgetreten hatte, ging

er dann aber allmählich wieder bis hinter den Piave zurück. Zwei seiner Korps (V. und IX.) wurden zur Verstärkung der bei Wien stehenden Nordarmee abgegeben und der Erzherzog selber mit dem Oberbefehl über diese Armee betraut, während Feldmarschalleutnant Maroicic nun in Italien an die Spitze der Truppen trat, die nur noch etwa 35 000 Mann betrugen und nach und nach bis hinter den Isonzo zurückgezogen wurden.

Die Hoffnung Italiens wendete sich nun Cialdini zu; seine Armee wurde auf 15 Divisionen, etwa 150 000 Mann, gebracht. Mit ihnen sollte er den unteren Po überschreiten und durch Venetien nach Südtirol vordringen, während La Marmora mit 80 000 Mann ihm den Rücken durch Beobachtung bezw. Belagerung der Festungen Venetiens zu decken hatte. Am 8. Juli überschritt Cialdini, ohne Widerstand zu finden, mit seinen vorderen Divisionen den Po und besetzte am 14. Padua, von wo der Vormarsch gegen Welschtirol am 19. angetreten wurde; Garibaldi, der in den vorhergegangenen Kämpfen, wie immer persönlich tapfer, verwundet worden war und nur mit großer körperlicher Anstrengung auf seinem Posten zu verbleiben vermochte, unterstützte dieses Vorrücken gegen Tirol von Westen her. — Auch die italienische Seemacht trat zu dieser Zeit in Mitthätigkeit. Durch die opferwillige Hingabe der Nation war die Flotte in kurzer Zeit auf einen achtunggebietenden Standpunkt gebracht worden und reichlich mit Panzerschiffen neuester Art und vorzüglichen Geschützen versehen. Admiral Persano hatte den Oberbefehl über dieselbe erhalten und war, nachdem sie bei Tarent vereinigt worden war, bei Ancona vor Anker gegangen. Hier bot ihm schon am 27. Juni der österreichische Flottenbefehlshaber, Admiral Tegetthoff, bereits bekannt durch sein tapferes Verhalten im Kriege 1864 gegen Dänemark, von Pola kommend, kühn den Kampf an. Trotz seiner Übermacht wagte Persano es nicht, denselben anzunehmen, und Tegetthoff mußte nach Pola zurückdampfen. Gezwungen durch bestimmte Befehle und durch die wachsende Ungeduld der Nation, Leistungen ihrer mächtigen Flotte zu sehen, wurde dann Persano, als Cialdini über Padua vordrang, endlich zum Handeln veranlaßt; er sollte Lissa, die westlichste der an der Küste von Dalmatien liegenden und unter österreichischer Herrschaft stehenden Inseln, welche drei wohlbefestigte kleinere Häfen besaß, dem Feinde wegnehmen. Am 18. Juli erschien die italienische Flotte mit 10 Panzerfregatten, 8 größeren Holzschiffen und mehreren kleineren Kriegsfahrzeugen vor Lissa. Eine Beschießung der hochgelegenen Küsten- und Hafenbefestigungen hatte wenig Erfolg; am 19. wurde das Feuer mit ebensowenig Wirkung fortgesetzt, aber eins der Panzerschiffe, der „Formidabile“, so übel zugerichtet, daß es kampfunfähig wurde. Schon hatte man am 20. morgens mit Ausschiffung von Landungstruppen begonnen, als die Annäherung der feindlichen Flotte gemeldet wurde. Persano übertrug seinen Holzschiffen die Wiedereinschiffung der gelandeten Truppen und bildete mit seinen vorhandenen zehn Panzerschiffen — tags zuvor war noch das vortreffliche Rammschiff „Affondatore“ eingetroffen — eine Schlachtlinie. Unerklärlicherweise verließ er kurz vor Beginn des Kampfes sein bisheriges Flaggschiff „Re d'Italia“ und begab sich auf den „Affondatore“, ohne daß seine Schiffskommandanten dies wußten, wodurch eine einheitliche Befehlsführung von vornherein sehr in Frage gestellt wurde.



Seeschlacht bei Lissa.

Man hat den Grund dieser Handlungsweise darin suchen zu müssen geglaubt, daß Persano in den Eisentürmen des „Affondatore“ seine Person mehr sichern wollte. Stolz segelte nun die österreichische Flotte heran, in drei keilförmige Schlachtlinien formiert; in der ersten sieben Panzerschiffe, in der zweiten die Holzfregatten und Korvetten, in der dritten die Kanonenboote. Tegetthoff hatte mit seinem Flaggschiff „Ferdinand Max“ die Spitze; der großen Überlegenheit der italienischen Artillerie sich bewußt, hatte er befohlen: „Den Feind anlaufen und ihn zum Sinken bringen.“ Mit einem wahren Löwenmute fuhren die österreichischen Panzer auf die Italiener los, deren Linie bald durchbrochen war, so daß nun die österreichischen Holzschiffe sich den italienischen Panzern gegenüber befanden. Aber Tegetthoff unterstützte ihren Kampf, indem er sich zurück gegen letztere wendete. Es entstand nun ein furchtbares Durcheinander, in welchem der undurchdringliche Pulverdampf nur auf Augenblicke Freund von Feind unterscheiden ließ. Geschützsalven auf Geschützsalven machten die Luft weithin erzittern. Nach wiederholten Versuchen gelang es schließlich dem österreichischen Flaggschiffe, der „Re d'Italia“, seinen Sporn mit voller Wucht in die Flanke zu treiben, so daß das italienische Panzerschiff in noch nicht zwei Minuten mit seiner ganzen Besatzung in die Tiefe versank; auch die „Palestro“ erhielt derartige Beschädigungen, daß sie mit Mann und Maus in die Luft flog, während österreichischerseits das hölzerne Linienschiff „Der Kaiser“ kampfunfähig gemacht wurde.

Stundenlang dauerte dieses wilde Kampfesdurcheinander, in welchem Tegetthoff mit fester Hand seine Flotte leitete, bei der italienischen hingegen hiervon nicht die Rede war, auch Persano es vermied, mit dem „Affondatore“ die mehrfach dargebotene Gelegenheit des Rammens zu benutzen. Unthätig schauten die italienischen Holzschiffe von Lissa aus dem Kampfe zu; sie hielten sich daran, keinen Befehl zum Eingreifen zu haben!! Trotz der Gegenwünsche seiner Unterbefehlshaber ließ dann etwa in der zweiten Nachmittagsstunde Persano, wohl unter dem Eindruck der erlittenen Verluste, seine Flotte in westlicher Richtung auf Ancona abdampfen.

Der Kampf war damit beendet, so daß Italien unerachtet seiner Übermacht auch zur See den Kürzeren zog. Merkwürdig gering war der Verlust auf beiden Seiten. Außer denjenigen, welche mit der „Re d'Italia“ und der „Palestro“ zu Grunde gegangen waren, hatten die Italiener 24 Tote und 136 Verwundete, die Österreicher 33 Tote, 124 Verwundete. Der Sporn, die Ramme, hatte sich als eine furchtbare und die beste Waffe bewiesen. Torpedos kannte man damals noch nicht.

Unterdessen war das Landheer mit seinen Spitzen in Südtirol vorgedrungen und nach mehreren kleinen Gefechten bis etwa 15 km von Trient gelangt, als am 26. Juli Waffenruhe eintrat, der am 12. August ein vierwöchentlicher Waffenstillstand, am 3. Oktober der Friedensschluß folgte. Venetien war am 24. Juli öffentlich an Frankreich und von diesem an Italien abgetreten worden, so daß dieses nun endlich „frei bis zur Adria!“ war, allerdings die Hoffnung, auch Welschtirol zu erhalten, zu Wasser werden sah.



Neues Soldatenbuch III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Deutsche Heerführer.

Herwarth von Bittenfeld.	von Steinmetz.	Vogel von Falkenstein
von Goeben.	von Manteuffel.	von Werder.
von Blumenthal.	von der Tann.	von Stiehle.



Des Königs Abreise zum Heere.

4. Der deutsch-französische Krieg 1870—71.

Der Sommer des Jahres 1870 war gekommen und mit ihm jene friedliche Ruhe, welche diese heißen Tage gewöhnlich mit sich bringen. Da stieg plötzlich am heiteren Himmel ein Wölkchen auf, kaum groß genug, um einen Schatten werfen zu können; aber immer dichter zog sich Wolke an Wolke zusammen, bis ein schweres, drohendes Kriegsgewitter am Himmelssaum stand. Von der Seine her ließ sich gewaltiges Kriegsgeschrei vernehmen.

Der Kaiser Napoleon III. und ein großer Teil der irregeleiteten Nation konnten es nicht verwinden, daß Preußen in dem letztvergangenen Jahrzehnt mehr Lorbeeren gepflückt habe als das französische Heer; mit mißgünstigen und scheelsüchtigen Blicken folgte man in Frankreich der friedlichen Neugestaltung Deutschlands. Napoleon bedurfte überdies für seinen wankenden Thron einer Stütze, und er glaubte der französischen Nation nicht besser schmeicheln zu können als durch neuen Kriegsruhm. Nur mußte ein Kriegsvorwand gesucht werden,

um wenigstens den Schein einer Rechtfertigung vor den übrigen Mächten und vor der öffentlichen Meinung zu haben.

Dieser Vorwand war gefunden, als der spanische General Prim als Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung in Spanien dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die spanische Königskrone antrug und dieser seine Zusage erteilte für den Fall, daß die Nation durch ihre Vertretung, die Cortes, ihm denselben Wunsch zu erkennen gäbe. Der Prinz Leopold, ein Sohn des Fürsten Karl Anton und Bruder des jetzigen Königs von Rumänien, stammt von einer andern Linie ab als das regierende Königshaus in Preußen. Beide Linien sind schon seit 1226 voneinander getrennt. Die ältere oder fränkische Linie war diejenige der Burggrafen von Nürnberg, von welcher die Kurfürsten von Brandenburg und späteren Könige von Preußen stammten. Von der jüngeren oder schwäbischen Linie stammten die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, welche ihre Besitzungen infolge der Bewegungsjahre von 1848 und 1849 an die Krone Preußen abtraten. Erstere ging zum reformierten Glauben über, letztere blieb katholisch.

Die Verwandtschaft war daher eine sehr weitläufige, und der König von Preußen hatte mit der ganzen Angelegenheit weiter nichts zu thun, als daß er als Familienoberhaupt um Rat gefragt wurde. Denselben erteilte er zwar auch anfangs abmahnend; als aber der Prinz Leopold selbst den wiederholten und dringenden Anerbietungen des Marschall Prim sich mehr geneigt zeigte, gab auch er seinen Widerspruch auf in dem Wunsche und der Hoffnung, jenes vielgeprüfte Land der Segnungen einer geordneten und dauernden Regierung teilhaftig zu sehen. Wenn aber auch eine noch nähere Verwandtschaft und sogar eine Beeinflussung des Königs auf den Prinzen Leopold stattgefunden hätte, so würde ein Napoleon dennoch am allerletzten daran Anstoß haben nehmen dürfen; war es doch sein eigner Oheim gewesen, der fast alle Throne Europas, ohne jemand zu fragen, mit seinen Brüdern und Vettern besetzt hatte. Außerdem stand gerade Prinz Leopold durch Familienbeziehungen dem Kaiser Napoleon fast näher als dem preußischen Königshause, da sein Großvater mit einer Schwester des (1815 in Neapel erschossenen) Königs Murat, des Schwagers Napoleons I., vermählt gewesen und da seine Mutter eine Tochter von Stephanie Beauharnais, einer Adoptivtochter Napoleons I., war. Was half's? — Die Losung war einmal gegeben, daß ein Hohenzoller auf dem spanischen Thron als eine Gefahr für den Frieden Europas und insbesondere Frankreichs angesehen werden müsse, und aus diesem Umstande sollte der Grund zum Kriege gegen Preußen hergeleitet werden.

König Wilhelm befand sich damals zu einer Kur in Ems. Auf der Brunnenpromenade des freundlichen Badeortes sah man ihn täglich spazieren gehen in einfacher bürgerlicher Kleidung, von allen Seiten gegrüßt und wieder grüßend, geliebt und verehrt von allen, die ihn kannten. Der Gedanke an Krieg lag dem greisen Fürsten so fern, wie jedem andern, dem nach einem vielbewegten Leben ein Feierabend voll heiterer Ruhe beschieden: „er hatte an alten Ehren und neuen Siegen genug."

Hier in Ems weilte auch der französische Botschafter Graf Benedetti, der

nunmehr von der französischen Regierung beauftragt wurde, in ihrem Namen an den König die Forderung zu stellen, er solle dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der Krone verbieten. Ernst und ruhig hörte der König ihn an und gab ihm die einfache und würdige Antwort, daß er dem Prinzen von Hohenzollern ebensowenig verbieten könne, eine Krone anzunehmen, als er ihm die Annahme befohlen habe, und daß die Entscheidung hierüber allein von den freien Entschließungen des Prinzen abhängen müsse.

Während der Botschafter noch in Ems verweilte, nach Paris telegraphierte und Telegramme von dort empfing, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß der Prinz Leopold aus freien Stücken, „um die Angelegenheit nicht zu einem Kriegsvorwande reifen zu lassen", von der Annahme der spanischen Krone zurückgetreten sei. Gleichzeitig setzte auch die spanische Regierung die Mächte von diesem Schritte des Prinzen amtlich in Kenntnis.

Damit war also die ganze Angelegenheit beseitigt, jeder Schatten von einer Kriegsveranlassung geschwunden. König Wilhelm selbst wies mit der ihm eigentümlichen Freimütigkeit dem Grafen Benedetti, als dieser ihm auf der Promenade begegnete, ein Zeitungsblatt, welches jene Nachricht enthielt. Aber schon hatte der Gesandte einen neuen Auftrag von seinen Vollmachtgebern in der Tasche. Der König sollte nun auch schriftlich die Erklärung geben, daß er nie und nimmer seine Einwilligung geben werde, wenn einem hohenzollernschen Prinzen jemals wieder die spanische Krone angetragen werden sollte. Diese wiederholt gestellte Zumutung wies König Wilhelm bestimmt zurück, und als der Botschafter schließlich noch eine Audienz in dieser Angelegenheit nachsuchte, wurde er auf den geschäftsmäßigen Weg durch das Ministerium verwiesen.

Anstatt dem Folge zu geben, verlas der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, im Auftrage der kaiserlichen Regierung am 15. Juli im Gesetzgebenden Körper und im Senat eine Erklärung, welche damit schloß, daß die Regierung aus der Weigerung des Königs von Preußen, die verlangte schriftliche Zusicherung zu geben, einen Kriegsfall entnehme und daher unverzüglich die Maßregeln ergreifen werde, „um die Interessen, die Ehre und die Sicherheit Frankreichs zu wahren."

So beeinflußt auch die Stimmung der französischen Volksvertretung war, so müssen wir doch zur Ehre der Wahrheit anführen, daß es wenigstens einige wenige Stimmen gab, wie namentlich diejenigen von Jules Favre, Gambetta, Thiers, die sich für die Ungerechtigkeit dieses Krieges erhoben, aber sie wurden mit dem Rufe: „Verräter des Vaterlandes! Geht nach Koblenz zu den Preußen!" überschrieen, und die Vertreter der Nation bewilligten mit Einhelligkeit die von der Regierung geforderten Geldmittel zur Führung dieses ungerechten Krieges.

An demselben Tage, als in Paris der Krieg beschlossen wurde, begab sich der König von Preußen von dem Kurorte, wo er nur wenige Tage ungestörter Ruhe genossen hatte, nach der Hauptstadt seines Landes zurück. Schon auf der Reise war er Zeuge des Geistes, welcher das Volk ergriffen hatte. Überall an den Bahnhöfen empfing man ihn voll bewegter Teilnahme. Den lebendigsten Ausdruck nahm die allgemeine Begeisterung in der preußischen Hauptstadt an. Als der königliche Wagen zum Brandenburger Thor hinein und in die schöne

Straße „Unter den Linden“ entlang fuhr, wehten Tausende von Fahnen von den Dächern, von den dicht besetzten Fenstern und Balkons schwenkte man Tücher und Schleier grüßend entgegen; unten aber an beiden Seiten der Straße stand die harrende Menge, Kopf an Kopf, und brach beim Erscheinen des Königs in stürmischen, jubelnden Zuruf aus. Dann zog sie, immer noch wachsend und schwellend, unter dem Gesange der preußischen Volkshymne und der „Wacht am Rhein“ dem königlichen Wagen nach bis vor das Palais.

Des Königs Züge waren ernster als je. Erst auf dem Bahnhofe hatte er die Nachricht von der in Paris verkündeten Kriegserklärung erhalten; schwere Gedanken mochten durch seine Seele ziehen, gewiß aber erfüllte auch ihn dieselbe unerschütterliche Zuversicht, wie sein treues, kampfbereites Volk.

Die Tage, welche nun folgten, sind solche, wie sie im Leben der Völker nur selten oder niemals wiederkehren; Tage voll leuchtender Begeisterung, voll aufopfernder Hingebung, voll gottvertrauender Zuversicht, vergleichbar vielleicht jenen großen, weihevollen Tagen, die den Befreiungskriegen 1813 vorangingen. Einmütig und stark erhob sich unter seinen Fürsten das ganze deutsche Volk, wie ein zorniger Mann, zur Abwehr eines frevelhaften Angriffs auf seine Rechte, seine Unabhängigkeit und seine Ehre — ein einiges deutsches Volk in Waffen.

Ein buntes kriegerisches Leben entfaltete sich auf den Plätzen und Straßen der Städte. Da wurden Pferde gekauft, Waffen verteilt, die Namen der Krieger verlesen und in die Listen eingetragen, Freiwillige eingereiht — oder auch junge Bürschchen und Mädchen abgewiesen, welche sich im Eifer für die gute Sache über die Schranken von Alter und Geschlecht fortsetzen wollten. Allerorten bildeten sich Vereine zu Zwecken der Wohlthätigkeit, der Johanniterorden trat wieder in seinen schönen Beruf, Frauen und Jungfrauen verbanden sich unter dem Vortritte deutscher Fürsten zur Linderung der Wunden und zur Erleichterung der Not bei allen, die durch den Kampf leiden würden; barmherzige Schwestern gingen in die Hospitäler zur Pflege der verwundeten Krieger, aus dem tiefsten Quell des deutschen Herzens strömten Lieder voll edelster Begeisterung und in stiller Kammer hoben sich gefaltete Hände zum Himmel unter dem Gebet: „Herrgott, steh' unserm Könige bei und unserm Vaterlande!“

Der 19. Juli 1870 sollte ein wichtiger Gedenktag in der Geschichte Deutschlands werden. An diesem Tage wurde der Reichstag des Norddeutschen Bundes zu Berlin feierlich eröffnet, welcher einige Tage darauf alle Vorlagen der Regierung in bezug auf die Kosten und Mittel zur Kriegführung ohne jeden Einwand bewilligte; an demselben Tage überreichte der französische Geschäftsträger dem Kanzler des Norddeutschen Bundes die förmliche und amtliche Kriegserklärung, in deren Folge sogleich allen Gesandten Frankreichs an den deutschen Höfen die Pässe ausgehändigt wurden.

Der 19. Juli ist auch ein Tag voll wehmütig-schmerzlicher Erinnerungen in der Geschichte des preußischen Königshauses. Am 19. Juli 1810 war es, da knieten im Schlosse Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz zwei Prinzen an der Seite ihres Vaters vor dem Sterbebette ihrer königlichen Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, deren Herz auch in Preußens trübster Zeit nie aufgehört hatte, für Preußens Ehre und Deutschlands Unabhängigkeit zu schlagen.



Ausmarsch des Garde-Dragonerregiments.

Die Erinnerungen an diesen Tag mochten heute — 60 Jahre später — wohl das Herz des königlichen Greises bewegen, als er, heimkehrend von der Begräbnisstätte seiner Eltern, eine Urkunde unterzeichnete, durch welche er den Orden wieder herstellte, den König Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813, dem Geburtstage seiner heimgegangenen Gemahlin, für Auszeichnung in den Befreiungskriegen gegen Napoleon I. gestiftet hatte: das Eiserne Kreuz. Die eiserne Zeit war wieder gekommen. Hell und leuchtend stand vor des Jünglings Seele als höchstes Ziel der Wunsch, auch sich jenes Kreuz zu erwerben, das am schwarz und weißen Bande auf des Vaters Brust einst heilige Vaterlandsliebe in ihm erweckt hatte.

Wie im Norden, so stand es auch im Süden Deutschlands. In den Hauptstädten sammelte sich das Volk auf den Plätzen und vor den Schlössern der Fürsten, um unter dem Gesang der Vaterlandslieder und Hochs auf den Landesherrn Zeugnis abzulegen von dem einmütigen Geiste, mit welchem Fürst und Volk in den Kampf gingen. Unter Glockengeläute und Tücherwehen, begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden, zogen die Heerscharen aus den heimatlichen Ortschaften an die Grenzen des Vaterlandes.

Auf den Bahnhöfen, wo die Truppenzüge anhielten, standen gedeckte Tische bereit, um die durchziehenden Krieger zu erquicken. Damen aus den höchsten Ständen übernahmen die Bewirtung der wackeren Landessöhne, sie füllten die Gläser und Tassen und reichten sie in die Wagen hinein, wo die biederen Krieger mit höflicher Verbeugung sie ihnen gern abnahmen. Ein Zug nach dem andern fuhr in den Bahnhof hinein und wieder hinaus. Die Zurückbleibenden ließen die Tücher wehen und die Davonfahrenden schwangen die Mützen, und unter Hurra! und Hoch! ging es von dannen.

Noch ehe die großen Armeen ihre Bewegungen begannen, knatterte es schon hier und da an der Grenze. Auf dem äußersten Vorposten an der Saar standen ein Bataillon des hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 und einige Schwadronen des rheinischen Ulanenregiments Nr. 7. Um die ihnen gegenüber sich sammelnden feindlichen Scharen über ihre eigne geringe Stärke zu täuschen, bedienten sich die Ulanen einer hübschen Kriegslist, indem sie auf ihren Streifzügen bald in ihrer eigentümlichen Tracht mit Czapka und Lanze, bald mit den Helmen der Füsiliere und mit gezogenen Säbeln, bald auch mit der weißen Stalljacke über der blauen Ulanka, den französischen Vorposten ihren Besuch abstatteten und so dem Feind glauben machten, daß Ulanen, Dragoner und Kürassiere ihm hier gegenüberständen.

Einen verwegenen Ritt unternahm am 24. Juli der Hauptmann im württembergischen Generalstabe, Graf Zeppelin, in Begleitung von drei badischen Dragoneroffizieren vom Regimente Markgraf Max Nr. 2, den Leutnants von Villers, von Wechmar und Winsloe, einem gebornen Engländer, und mit drei gut berittenen Ordonnanzen. Bei dem freundlichen Grenzstädtchen Lauterburg ritten sie über den Rhein und trabten beim ersten Morgengrauen wohlgemut in das Elsaß hinein. Hinter Lauterburg bei Neuweiler stießen sie auf eine französische Patrouille, bestehend aus einem Gendarmen und einem Lanzier. Der erstere von beiden ward gefangen genommen; der letztere, vom

Pferde gehauen, schien ein verlorener Mann; doch erholte er sich wiederum und entwischte. Den Gendarmen, angeblich ein Familienvater von acht Kindern, gab man auf sein flehentliches Bitten die Freiheit wieder und setzte nun den kecken Ritt — Zeppelin auf dem Pferde des entflohenen Lanziers, da sein edles Tier durch einen Lanzenstoß verwundet war — weiter fort ins Land hinein. Die mutige Schar gelangte im anstrengenden Ritte bis hinter die französischen Vorposten, zerstörte zwei Telegraphenlinien und sah sich im Feindeslande genau nach allem um.

Am zweiten Morgen begab man sich auf den Heimweg. Gegen Mittag nötigte die Erschöpfung von Mann und Roß zu einer Rast in dem Dorfe Niederbronn. Daselbst verzehrte auch ein Handelsjude sein Mittagsbrot; man dachte nichts Übles, als dieser plötzlich verschwand. Die Offiziere scherzten und plauderten beim Essen; Leutnant Winsloe war eben im Begriff, nach den in einer Scheuer untergestellten Pferden zu sehen, als in den Straßen des Weilers Alarm entstand. Im Nu war das Haus umstellt, man eilte zu den Pferden, welche nicht sogleich bei der Hand waren; bereits knallten die Pistolen; es galt, sich durch eine feindliche Schwadron, welche von dem verräterischen Juden herbeigerufen war, zu schlagen. Leutnant von Wechmar schoß den vordersten Angreifer, einen französischen Wachtmeister, vom Pferde, geriet aber bald ins Gedränge und ward gefangen; von Villers unterlag gleichfalls der Übermacht, ebenso die verwundeten Ordonnanzen. Leutnant Winsloe, ein sehr kräftiger Mann, guter Reiter und Fechter, fiel nach verzweifelter Gegenwehr im Kampfe mit den ihn umringenden Feinden. Nur Graf Zeppelin schlug sich glücklich durch; er erhielt zwar manchen Hieb, kam aber endlich, ein erbeutetes französisches Offizierspferd an der Hand, glücklich wieder bei den bayrischen Vorposten an, wo er mit lautem Jubel begrüßt wurde.

Die Überstürzung, mit welcher Napoleon die Kriegserklärung betrieben und seine noch nicht kriegsgemäß ausgerüsteten Truppen an die Ostgrenzen Frankreichs geworfen hatte, ließ erwarten, daß er nun auch bald zu Thaten übergehen und den Vorsprung, den er vor den deutschen Rüstungen hatte, benutzen würde. Am 26. Juli hatte er, in Begleitung seines Chefs des Generalstabes, Marschall Leboeuf, mit dem kaiserlichen Prinzen die Tuilerien verlassen und sich zu Metz am 28. an die Spitze der Armee gestellt. Letztere war gleich nach der Kriegserklärung unter den größten Anstrengungen in der Stärke von etwa 210 000 Mann zum größten Teil eiligst an die Grenze geworfen worden. Auf dem äußersten rechten Flügel, im unteren Elsaß, befand sich das aus vier Infanterie- und einer Kavalleriedivision bestehende I. Korps, dessen Führer, Mac Mahon, sich bei Magenta im Jahre 1859 auf leichte Weise den Marschallsstab und den Herzogstitel erworben hatte. Die Hauptarmee versammelte sich bei Metz, in dessen Umgebung das Garde-, III. und IV. Korps standen, während das II. unter General Frossard von dort nach der Grenze bei Forbach vorgeschoben war. Zwischen ihm und Mac Mahons Truppen hielt das V. Korps (de Failly) bei Bitsch die Verbindung. Außerdem war im oberen Elsaß, bei Belfort, das VII. Korps in der Sammlung begriffen; bei Chalons stellte Marschall Canrobert das VI. Korps zusammen.

Was die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee anbelangt, so hatte man seit 1866, aufgeschreckt durch die preußischen Waffenerfolge, unter der Leitung des tüchtigen Marschall Niel viel gethan, um dieselbe zu heben und dabei im allgemeinen die preußischen Einrichtungen zum Muster genommen. Die Infanterie erhielt in dem Chassepotgewehr einen vortrefflichen Hinterlader; das gezogene Geschütz der Artillerie entsprach hingegen nicht allen Anforderungen, die man an ein solches stellen durfte. Aber man glaubte, dafür in den Mitrailleusen, 25läufigen Kugelspritzen, eine besonders wirksame Kriegswaffe zu besitzen. Bei aller Begeisterung, die das Land jetzt für einen Krieg gegen Preußen zur Schau trug, fehlte dem Heere dennoch ein tüchtiger kriegerischer Geist, der auch in Zeiten der Not vorhält. Die Wehrpflicht war keine allgemeine; man konnte sich ihr durch Loskauf entziehen, von welchem Rechte der bessere Teil der Bevölkerung ausgedehntesten Gebrauch machte. Nun hatte man zwar außer dem stehenden Heere noch eine Mobilgarde, aber Truppen, die gar nicht oder nicht genügend militärisch ausgebildet sind und erst im Kriegsfalle unter die Waffen treten, besitzen immer nur einen sehr beschränkten Wert. Viel geringer waren in dieser Beziehung noch die Nationalgarden Frankreichs anzuschlagen, zur Ortsverteidigung aufgebotene Scharen, denen es fast ganz an genügender Ausrüstung, Organisation und Ausbildung fehlte. Sie wie die Mobilgarden waren fürs erste im Feldkriege gar nicht zu gebrauchen. Auch das französische Offizierkorps war nicht aus einem Guß, nicht von einem Geiste beseelt. Ein großer Teil desselben war aus Unteroffizieren hervorgegangen und kannte kein andres Streben, als sich die Hauptmannsepauletten und mit ihnen eine zum Lebensunterhalt ausreichende Pension zu erwerben. Das Politisieren hatte dabei auch in den Reihen der Offiziere Eingang gefunden und seinen zersetzenden Einfluß ausgeübt, so daß von einer unbegrenzten Hingebung von Hoch und Niedrig für Fürst, Thron und Vaterland, wie in Deutschland, nicht die Rede sein konnte.

Als Kaiser Napoleon nun von Metz aus mit den in der dortigen Gegend stehenden Truppenmassen den Kampf durch Vorrücken über die Grenze eröffnen wollte, erklärten die Korpsführer einmütig, daß die immer noch nicht vollendete Ausrüstung der Truppen sowie der Mangel an Verpflegungsvorräten u. s. w. einen Vormarsch zur Zeit nicht gestatteten. Um jedoch die aufs äußerste ungeduldigen Pariser, welche die ersten Siegesnachrichten gar nicht abwarten konnten, einigermaßen zu beruhigen, setzte der Kaiser am 2. August ein sonderbares militärisches Schauspiel in Szene.

An diesem Tage ließ er die drei Divisionen des II. Korps, Frossard, über die Grenze gegen die preußische Grenzstadt Saarbrücken vorrücken, in dessen Nähe drei preußische Kompanien, eine Schwadron und zwei Geschütze die Grenzwacht hielten. Der Kaiser selbst und sein 14jähriger Sohn, im Lande allgemein „Lulu" (Zärtlichkeitsausdruck für Louis) genannt, welcher hier die Feuertaufe erhalten sollte, schauten aus der Ferne dem Heldenstück zu, wie 32 gezogene Kanonen, mehrere Mitrailleusen und viele tausend Chassepots ihr Werk begannen, wie ein ganzes Armeekorps gegen eine schwache preußische Vorpostenabteilung aufmarschierte und wie die Franzosen endlich nach einem zweistündigen

Feuerwerke und, nachdem sie zum Schluß noch einzelne Häuser mit Granaten in Brand geschossen hatten, die von den Preußen ihrem Auftrage gemäß verlassene offene Stadt besetzten. Nun konnte man doch den Parisern eine „Siegesnachricht“ auftischen. Der kaiserliche Prinz spielte in diesen Berichten eine große Rolle: er hatte mitten im Feuer gehalten und eine Kugel, die in seiner Nähe einschlug, in die Westentasche gesteckt; die ältesten Soldaten weinten vor Rührung, als sie ihn so ruhig sahen.



Württembergische Quartiermacher.

Während dieser Vorgänge an der Grenze wurden in Deutschland die Rüstungen und Truppenmärsche mit derselben Ruhe und Sicherheit beendigt, wie sie begonnen hatten. Vierzehn Tage nach der französischen Kriegserklärung standen auf der Linie von Trier bis Landau in der Rheinprovinz und Pfalz drei deutsche Armeen unter bewährten Führern zur Verteidigung des vaterländischen Bodens bereit, 450 000 Mann, denen in wenigen Tagen noch 100 000 Mann folgten.

Auf dem rechten Flügel die erste Armee unter dem jugendlichen Alten, dem schneidigen General von Steinmetz, mit dem General von Sperling als Chef des Stabes und mit den Truppen des VII. (westfälischen) und VIII. (rheinischen) Armeekorps in der Gegend von Trier bis Saarlouis; das I. (ostpreußische) Armeekorps wurde dieser Armee dann auch noch zugeteilt.

Im Zentrum die zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, Prinz „All Tid vorüp“ (Allezeit voran), wie ihn seine

Brandenburger seit 1864 tauften, mit dem General von Stiehle als Chef des Stabes und mit den Truppen des III. (brandenburgischen), IV. (magdeburgischen), IX. (eine Division schleswig-holsteinischer und die großherzoglich hessische Division), X. (hannoverschen) und des Gardekorps in der Pfalz bei Kaiserslautern. Das II. (pommersche) und das XII. (königlich sächsische) Armeekorps verstärkten bald noch diese Armee.

Auf dem linken Flügel die dritte Armee unter dem ritterlichen Kronprinzen von Preußen, wieder mit dem General von Blumenthal als Chef des Stabes und mit den Truppen der Bayern (zwei Armeekorps), der Württemberger (eine Division), der Badener (eine Division), sowie des V. (posenschen) und des XI. (hessen-nassauischen) Armeekorps in der Gegend von Landau. Ihr wurde das VI. (schlesische) Korps in kurzer Zeit nachgeschickt. Da man den Krieg mit Frankreich preußischerseits längst vorausgesehen hatte, so war alles für einen solchen bestens vorbereitet worden. Die an der Grenze versammelten Truppen besaßen eine vorzügliche Ausrüstung; auch war für ihre Verpflegung bestens gesorgt. Die Bewaffnung des ganzen deutschen Heeres war eine gleichmäßige, mit Ausnahme der Bayern, die nicht das Zündnadelgewehr, sondern ein andres Gewehr für die Infanterie und auch andre gezogene Geschütze besaßen als die übrigen Heeresteile. Doch dies that dem Ganzen wenig Abbruch. Ein Geist beseelte das ganze deutsche Heer, das mit ruhiger Zuversicht nunmehr an der Grenze bereit stand, gewärtig der weiteren Befehle des königlichen Oberfeldherrn.

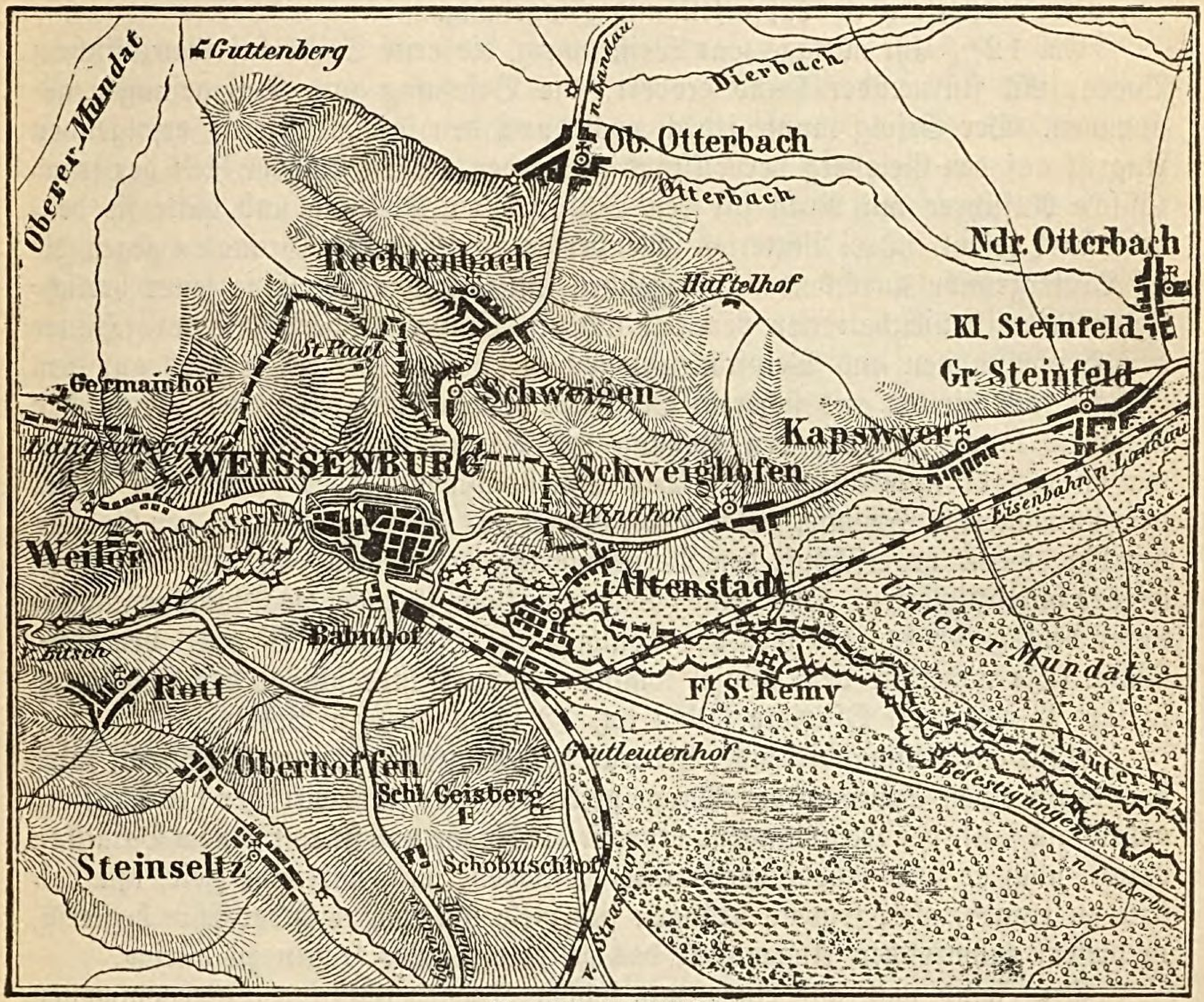
Am 2. August traf dieser in Mainz ein und verkündigte in einer ernsten und würdigen Ansprache, daß er das Kommando der gesamten Armeen zur Verteidigung „des bedrohten Vaterlandes, unsrer Ehre und des eignen Herdes“ übernommen habe.

Sogleich begannen auch die Offensivoperationen. Dicht vor der Front der dritten Armee wußte man den schwachen französischen rechten Flügel; Mac Mahon hatte sein Korps mittlerweile bei Wörth aufgestellt und die Division Douay zur Beobachtung bis an die Grenze nach Weißenburg vorgeschoben. Auf diese Abteilung trafen die Truppen der dritten Armee, welche, dem Befehle des Königs entsprechend, am 4. August zum Angriff über die Grenze vorging.

Die Erstürmung von Weißenburg und dem Geisberge am 4. August. Ein feiner, prickelnder Regen rieselte schon am frühen Morgen herab, als die Truppen in mehreren Kolonnen sich aus ihren Biwaks in der Richtung auf Weißenburg in Marsch setzten. Er wurde allmählich heftiger, nach der erschöpfenden Hitze der letzten Tage eine wahre Erquickung. Unter den Truppen herrschte eine wahrhaft gehobene Stimmung. Alles brannte darauf, sich mit dem Gegner zu messen.

Auf dem rechten Flügel eröffnete die bayrische Division des Grafen Bothmer das Gefecht mit Artillerie- und Schützenfeuer gegen die Umfassung der Stadt. Im Orte schlugen hier und da Flammen empor, welche durch das Granatfeuer entfacht waren. Der Augenblick zum Sturme, wie sehr sich auch die Bayern danach sehnten, war indessen noch nicht gekommen, weil man erst das Eintreffen und die Mitwirkung der andern Truppen abwarten mußte.

Um $9\frac{3}{4}$ Uhr erschienen die Spitzen des posenschen Armeekorps an der Lauter südöstlich der Stadt; zwei Infanterieregimenter (Nr. 58 und 59) gingen sogleich zum Angriff auf Gutleutenhof und die nebenliegenden Anhöhen vor. Gleichzeitig wurden drei Bataillone, Niederschlesier und Posener, zum Angriff auf Altenstadt und demnächst zur Unterstützung der bayrischen Division gegen Weißenburg von der Westseite entsandt.



Maßstab 1:100,000

geographische Meile.

Weißenburg und Umgegend.

Auf beiden Seiten nahm der Geschützdonner und das Knattern des Kleingewehrfeuers an Heftigkeit zu; in dem Wasser der Lauter kühlte so mancher seine Wunden. Altenstadt wurde von den preußischen Truppen genommen. Schon entwickelte sich eine Infanteriebrigade (das Königsgrenadierregiment Nr. 7 und das dritte posensche Infanterrieregiment Nr. 58) auf dem südlichen Ufer der Lauter zum Angriff des Geisberges. Auch von der Spitze des XI. Korps wurde das Anrücken desselben gemeldet. Jetzt — es war 12 Uhr mittags — schien der Augenblick zum Sturm auf Weißenburg gekommen.

Die verbarrikadierten Thore mußten erst durch Granaten gesprengt werden; dann rückten von Norden die Bayern, von Westen die Preußen in Sturmkolonnen

gegen die Stadt vor. In der Stadt kommt der Kampf noch einmal zum Stehen, neue französische Kolonnen erscheinen, empfangen die Bayern mit Salven und scheinen bereit, den Kampf mit dem Bajonett aufzunehmen, aber schon sind sie von den preußischen Bataillonen im Rücken gefaßt. Von beiden Seiten ertönen, hier die bayrischen, dort die preußischen Sturmtrommeln, Bayern und Preußen dringen im Sturmschritt bis in das Weichbild der Stadt ein, beide wetteifern in Tapferkeit und Hingebung.

Um $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags war Weißenburg, die erste Stadt auf französischem Boden, mit stürmender Hand erobert, die Besatzung zum Teil gefangen genommen. Der Erfolg mußte jedoch noch durch den fast gleichzeitig erfolgenden Angriff auf den Geisberg vervollständigt werden. Diese Anhöhe hielt der französische Anführer mit Recht für den Schlüssel der Stellung und hatte sie deshalb stark besetzt. Drei Batterien schleuderten von hier ihre Granaten gegen die im Lautergrunde anrückenden preußischen Sturmkolonnen. Eine jener berüchtigten Mitrailleusenbatterien bereitete sich zum Empfange derselben vor. Hinter den Hopfenstangen und Weinstöcken lagen die Tirailleure der Turkos auf dem Bauche und hielten aus sicherem Verstecke, dem scharfen Auge der preußischen Schützen kaum sichtbar, den Abhang des Berges unter Feuer. Die Hauptmassen des 5. und 50. französischen Linienregiments aber erwarteten hinter dem ummauerten Schlosse, welches den Gipfel des Geisberges krönt, den Gegner, um ihn, wenn er erschöpft den Bergesabhang erklommen, mit dem Bajonett wieder hinabzuwerfen. Ohne einen Schuß zu thun, stürmen die Königsgrenadiere unter dem Feldruf: „Es lebe der König, hurra!“ mit dem Bajonett den Berg hinan. Je näher sie dem Gipfel kommen, desto dichter schlägt der Kugelhagel in ihre Glieder, 10 Offiziere sinken tot, 12 verwundet zu Boden.

Auch der kommandierende General des Armeekorps, von Kirchbach, wird hier durch einen Schuß an der Wange gestreift. Der Fahnenträger des Füsilierbataillons fällt, der Kommandeur ergreift die Fahne und stürmt seinem Bataillon voran; auch er sinkt schwer verwundet zu Boden, man hat nicht Zeit, ihn beiseite zu tragen, aber sogleich drängen sich viele um ihn, nach der Ehre begierig, in diesem ruhmreichen Augenblicke das geliebte Panier tragen zu dürfen.

Der Feind war auf einen mit solcher Todesverachtung unternommenen Sturm nicht gefaßt. Die Mitrailleusenbatterie schnurrt ihre Salven ab, aber schon nach dem dritten Abfeuern platzt eine preußische Granate in derselben und richtet unter der Bedienung solche Verwirrung an, daß diese es für geraten hält, mit ihren Höllenmaschinen davon zu fahren. Auch die andern Batterien fürchten, diesem gewaltigen Sturmanlauf zum Opfer zu fallen und jagen davon; aber die gewandten Görlitzer Jäger (Nr. 5) haben schon von einem Geschütze, welches zur Seitenbestreichung des Abhangs am weitesten vorgeschoben war, die Pferde niedergeschossen; die 1. Kompanie dieses Bataillons erklimmt mit aufgepflanzten Hirschfängern den Abhang von dieser Seite und erobert das erste Geschütz in diesem Feldzuge und damit zugleich manchen schönen Ehrenpreis, der im Vaterlande für diese Trophäe ausgesetzt war.

Zu derselben Zeit, als Weißenburg genommen, wurde auch der Geisberg erstürmt. Schon zeigten sich auf dem linken Flügel auch die Vortruppen des

XI. Corps. General Douay selbst führte nun die französischen Reserven hinter dem Gehöfte des Geisberges vor und stürzte sich mitten ins Kampfgewühl, bis er, von einer Kugel getroffen, tot zu Boden sank. Sein Generalstabschef geriet in preußische Gefangenschaft. Ein blutiges Handgemenge entspann sich noch auf dem Kamme des Berges und um das Gehöft; aber die tapferen Preußen ließen sich den Sieg nicht mehr entwinden. Auf allen Seiten waren die Franzosen in die Flucht geschlagen, und die Artillerie beider Armeekorps sandte den zurückflutenden Massen von den Höhen aus ihr Feuer nach, während die beiden Kavallerieregimenter der 9. und 10. Division zur Verfolgung vorbrachen. Nahe an 1000 Gefangene fielen teils während des Gefechts, teils auf der Verfolgung, in die Hände der Sieger, darunter viele Turkos.

Der Tag von Weißenburg war nur das Vorspiel zu noch blutigeren Siegestagen, die bald folgen sollten. Schon am folgenden Tage, den 5. August, bewegten sich die langen Marschkolonnen der dritten Armee von Weißenburg in südwestlicher Richtung gegen Zabern und Hagenau. Die Gegend ringsumher trägt noch ganz den Charakter unsrer deutschen Rheingaue, ringsumher freundliche Dörfer und Rebengelände; noch vernahm das Ohr die gewohnten Laute der Muttersprache. Aber die Dörfer waren angefüllt mit Verwundeten, und auf den Mienen der Einwohner, welche tags vorher den immer näher kommenden Kanonendonner von Weißenburg gehört hatten, konnte man deutlich die Bestürzung und Angst lesen, in welche sie jetzt durch den Anblick der durchziehenden Truppen versetzt waren. Auf Befehl waren in den Dörfern die Landleute mit Wassergefäßen vor die Thüren und an die Brunnen getreten, um die Soldaten auf dem heißen Marsche mit einem kühlen Trunke zu laben; doch wo ein Elsasser Landmädchen dem deutschen Krieger von der Oder oder von der Isar den Krug reichte, da bebte sie am ganzen Leibe vor Furcht und vermochte nicht, ihm ins Auge zu schauen, wenn er ihr mit einem „Schönen Dank auch!“ oder mit einem „gebildeten“ „Merci!“ den Krug zurückgab — so schreckliche Gerüchte hatten ihre Landsleute auf der Flucht über die deutschen Vandalen ausgesprengt.

Am Nachmittag, als das bayrische Korps von der Tann soeben das kleine freundliche Städtchen Sulz passierte, meldete die Avantgarde von Preuschdorf her, daß man die feindlichen Vorposten auf den Hügeln bei Wörth und auf den Bergen jenseit der Sauer erkennen könne. Infolge dieser Meldung bezogen die Truppen enge Biwaks und stellten Vorposten aus.

Kaum aber dämmert der Morgen, so knattert's auch schon bei den Vorposten; die Patrouillen begrüßen sich gegenseitig, die Avantgarde des V. Korps hat Fühlung mit dem Feinde gewonnen und überzeugt sich, daß die ganze Armee Mac Mahons in fester Stellung bei Wörth steht.

Die Schlacht bei Wörth am 6. August. — Das stille Städtchen Wörth, welches im Bergkessel an dem kleinen Flusse, der Sauer, behaglich hingegossen liegt und seine sauberen Straßen in die nahen Querthäler hineinstreckt, war nur als ein vorgeschobener Posten der französischen Stellung anzusehen. Die Hauptmacht Mac Mahons hielt die unmittelbar über Wörth schroff ansteigenden Höhen besetzt, deren terrassenförmige Abhänge mit Weinspalieren bepflanzt,

deren Kuppen aber mit dunklen, schattigen Laubwäldern gekrönt sind. In den Schluchten zwischen diesen Bergen rinnen kleine Gebirgswasser, die, an sich unbedeutend, durch Gewitterregen angeschwollen waren und den Übergang erschwerten. Mac Mahon selbst hatte sein Hauptquartier hinter der Mitte seiner Armee in dem stattlichen, von grünen Parkanlagen umgebenen kaiserlichen Schlosse zu Fröschweiler aufgeschlagen, einem wohlhabenden, ganz von Deutschen bewohnten Dorfe, eine halbe Meile westlich von Wörth an der Straße nach Reichshofen und Zabern (Saverne).

Es mochte 8 Uhr morgens sein, als die ersten Granaten der preußischen Avantgarde von den östlich Wörth gelegenen Höhen in die Stadt hinein und über ihre Dächer fort nach den jenseit der Sauer liegenden Anhöhen flogen.

Die Eingänge von Wörth werden von der 10. Division im kühnen Anlauf genommen, ein erbitterter Kampf entspinnt sich in den Straßen und erreicht seinen Höhepunkt an den Häusern des östlichen Ausgangs und an dem Übergang der Sauer; aber schon durchwaten die wackeren Schlesier vom 6. und 46. Regiment, bis an die Hüften im Wasser, Gewehr und Patronentasche hoch haltend und unbekümmert um das Feuer von den Hügeln drüben, das Fließ zu beiden Seiten der abgebrochenen Brücke, erklimmen den jenseitigen steilen Rand und bereiten sich sogleich zum Sturm der Höhen vor. Sobald sie aber das andre Ufer emporgeklettert sind, werden sie mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Der Kamm der Anhöhen ist gespickt mit Kanonen und Mitrailleusen, hinter den Weinstöcken liegen die Tirailleure der Zuaven und Turkos versteckt. Man sieht keinen Feind, aber die rechts und links fallenden Opfer zeigen, wie geschäftig er ist. Unmöglich ist es, unter solchem Feuer gegen die Höhen anzustürmen. In aufgelöster Ordnung ziehen sich die ersten Truppen wieder über den Bach und in die Stadt zurück. Die Turkos und Zuaven benutzen sofort diesen Augenblick zu einem Vorstoß und drängen, jene unter wildem Geheul, noch bis in die Straßen der Stadt. Die Einwohner des Ortes selbst, die sich ihrer deutschen Abkunft nicht mehr erinnern, brechen in höhnenden Jubel aus, als sie den Rückzug der deutschen Truppen sehen; ja, hier und da vergessen sie sich so weit, aus den Fenstern auf die zurückweichenden Preußen zu feuern.

Aber schon dringen frische preußische Truppen von Osten her in die Stadt, die zurückgeworfenen schließen sich ihnen an; mit furchtbarer Erbitterung tobt der Kampf jetzt in den Straßen. Wehe dem, der sich den unaufhaltsam vordringenden Preußen mit bewaffneter Hand entgegenstellt oder der auf der Flucht noch säumt. Die Kugel ist blind, das Eisen kalt. Hier reicht ein alter Mann mit zitternder Hand einem französischen Soldaten noch einen Trunk Wasser vor die Hausthüre. Die Kugel, die diesem galt, trifft den Alten, und ein blühendes Mädchen wirft sich wehklagend über den sterbenden Vater, dessen Unschuld sie unaufhörlich beteuert, indem sie kläglich um Hilfe schreit. Aber wer hört sie? — Vorüber brausen die flutenden Sturmwellen des Kampfes, weiter, höher hinauf als vorher, und wieder stauen sie sich an den feuerspeienden Hügeln drüben. Nochmals geht es durch die Stadt zurück, nochmals wagen es die Thörichten, aus Fenstern und Dachluken auf die Zurückgehenden zu feuern, aber schon verkündet der gleichmäßig dumpfe Ton der Trommeln die

nahende Hilfe. Neben dem 6. und 46. Regiment rücken nun auch Kolonnen des westfälischen Füsilierregiments Nr. 37 und des 3. niederschlesischen Regiments Nr. 50 in die Schlachtlinie ein.

Inzwischen wird die bayrische und preußische Artillerie auf den Höhen bei Görsdorf und Gunstedt verstärkt. Nach und nach vereinigen 14 Batterien ihr Feuer gegen die Anhöhen drüben und bringen der feindlichen Artillerie so empfindliche Verluste bei, daß ein Teil derselben zum Abfahren genötigt wird.

Auch das XI. Korps hat links vom V. die Thalhänge südlich von Wörth überschritten und gewinnt mehr und mehr Boden, den Feind vor sich zurückdrängend.



Bayern im Kampfe mit in den Hopfenfeldern versteckten Turkos.

Ebenbürtig neben den alten preußischen Regimentern kämpfen die neuen Regimenter des norddeutschen Bundesheeres. Die „blinden“ Hessen, so blind sie auch zu stürmen verstehen, so sehen sie doch klar und zielen scharf, so oft ein Turkosgesicht dort hinter den dunklen Weinstöcken hervorlugt, und die wackeren Thüringer eröffnen ein Feuer aus ihren Zündnadelgewehren, als wollten sie mit dem Krachen ihrer Salven den schlummernden Kaiser daheim im Kyffhäuser erwecken. General von Bose, der Held von Blumenau, durch einen Streifschuß bereits an der Hüfte verwundet, bleibt dennoch zu Pferde an der Spitze seines Korps, bis eine zweite Kugel ihn schwerer trifft; ehe er das Schlachtfeld verläßt, sieht er auch seinen Sohn, der als Rittmeister und Adjutant bei dem Generalkommando steht, an seiner Seite bluten; ein Ehrentag für sein Haus!

Während der Kampf in der Front noch hin und her wogt, setzen auf dem rechten Flügel die Bayern ihre Umgehung über ein kleines reißendes Gebirgswasser

mit steilen, schlüpfrigen Rändern, der Sulzbach genannt, fort; mancher biedere Bayer läßt seine Schuhe im Lehme stecken und stürmt wohlgemut barfuß weiter; schon eröffnen die bayrischen Schützen ihr Feuer in der linken Flanke des Feindes. Auch die württembergische Division auf dem linken Flügel schreitet aus durch den Niederwald und das brennende Elsaßhausen, um noch rechtzeitig in das Gefecht einzugreifen und den Rückzug des Feindes durch den Wald von Fröschweiler zu erschweren.

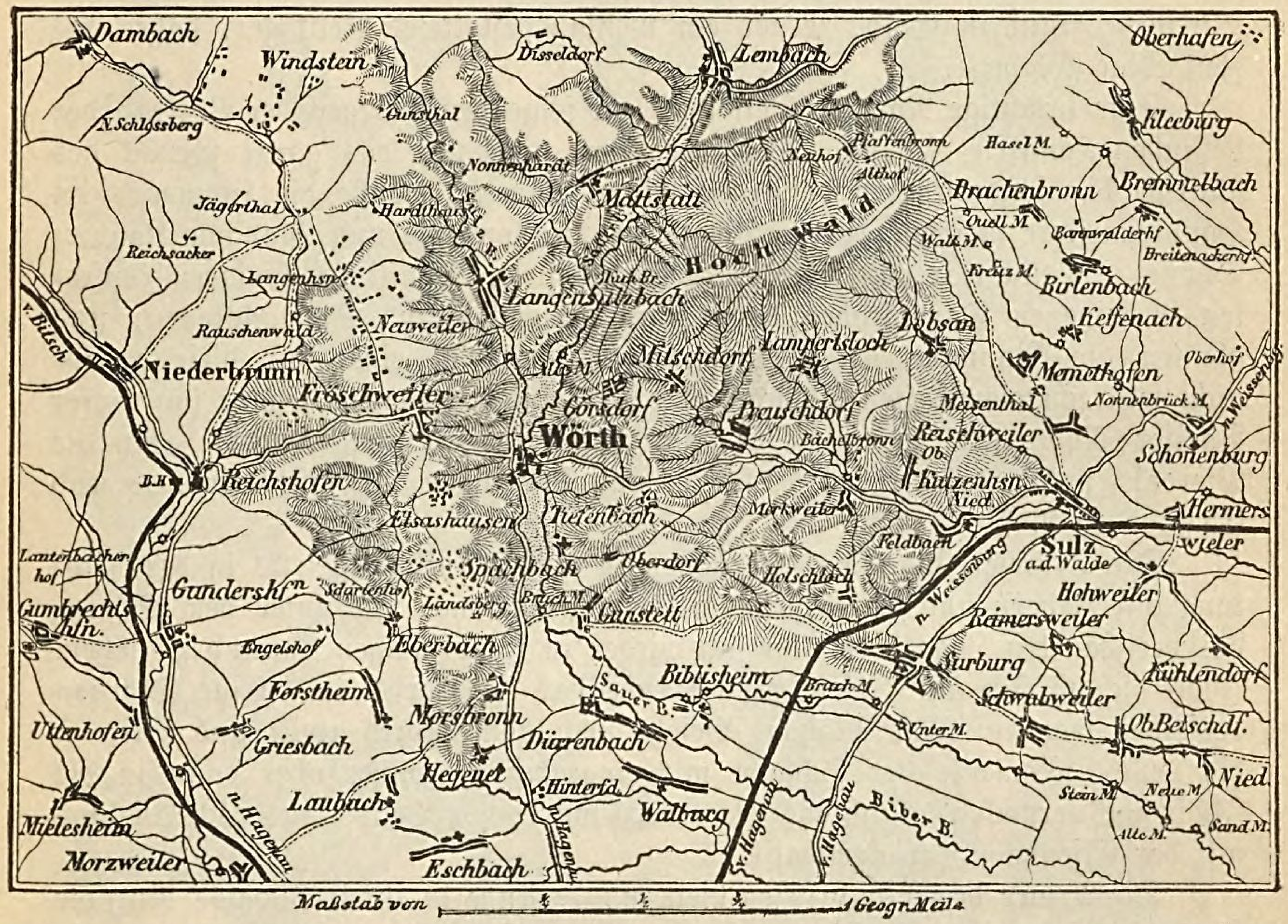
Auf beiden Seiten umfaßt, in ihrem Rückzuge bedroht, gerät die französische Armee in eine immer bedenklichere Lage. Auf einem Hügel bei Fröschweiler hält der französische Marschall auf großem schwarzen Rosse; er sieht seine gelichteten Bataillone immer weiter zurückgedrängt und sucht vergebens, den vordringenden Preußen aus seinen Reserven einen Damm entgegenzubauen. In den Weinbergen, wo vorhin Turkos und Zuaven lagen, nisten sich immer dichter und näher die preußischen Schützen ein und breiten sich schon in dichten Schwärmen, denen Kompaniekolonnen folgen, gegen den Wald auf dem Kamme der Anhöhe aus. Die drohende Niederlage läßt den Marschall alles aufs Spiel setzen, Unmögliches versuchen. Er befiehlt der Kürassierdivision Bonnemains, bergabwärts gegen die Flanke der vorrückenden Kolonnen vorzugehen. Hinter dem grünen Laubholz hervor brechen plötzlich die mächtigen Schwadronen der Panzerreiter gegen die vordringenden Preußen vor. Ein prächtiger Anblick! Das Sonnenlicht bricht sich an den Stahlpanzern! Die Erde dröhnt unter den Hufen ihrer Rosse, wie ein Gewittersturm brausen sie über das Schlachtfeld.

Einen Augenblick stutzen die preußischen Regimenter, dann aber knattert's plötzlich von allen Seiten hinter den Rebenspalieren und Hopfenstangen, ein furchtbares, mörderisches Schnellfeuer aus nächster Nähe streckt die Reiter nieder — statt der blanken Kürassierregimenter sieht man nur noch einen wirren Knäuel von Reitern und Rossen, von wirbelnden Staubwolken umgeben; alles stürzt durcheinander, hier jagen ledige Rosse in Todessprüngen angstvoll über das Feld, dort sucht sich unter zusammengebrochenem Rosse der schwere Reiter emporzuarbeiten. Zwei stolze Kürassierregimenter sind auseinander gefegt, wie Spreu vom Winde.

Es war Mac Mahons letzter Versuch, der Niederlage vorzubeugen. Die Folgen der Umgehungen durch die Bayern und Württemberger werden schon immer fühlbarer, und in der Front dringen die Truppen des V. und XI. Korps überall im siegreichen Sturme vorwärts. Der Kronprinz selbst verläßt die Anhöhe, von wo er bisher die Schlacht geleitet, und sprengt in das vorderste Treffen, mit ihm die Fürsten der Thüringer Länder, welche Zeugen des Waffenruhmes ihrer Regimenter sein wollen. Hurra! ertönt es von allen Seiten. Aufgescheucht aus Busch und Strauch fliehen die feindlichen Schützen in breiten Schwärmen über das Feld gegen Fröschweiler; das freundliche Dorf steht in hellen Flammen und ist bald in einen Schutthaufen verwandelt. Am Waldessaum sucht ein Regiment Turkos noch stand zu halten, aber von den Preußen in der Front, von den jetzt eingetroffenen Württembergern in der Flanke angegriffen und im Rücken bedroht, müssen sie auch bald diesen Widerstand aufgeben und lassen eine große Menge von Leichen und Schwerverwundeten am Waldessaum liegen.

Aus allen Stellungen vertrieben und verfolgt, behält der Feind kaum Zeit, seine Geschütze in Sicherheit zu bringen. 30 Kanonen und sechs Mitrailleusen fallen in die Hände der Deutschen.

Die Württemberger erobern bei Reichshofen drei Kanonen und eine Mitrailleuse während der Verfolgung. Auch zwei französische Adler, die das Fliegen verlernt haben, sind erbeutet — Siegeszeichen, die um so bedeutsamer sind, da die Franzosen nicht bei jedem Bataillone, wie die deutschen Truppen, sondern nur bei jedem Regiment einen Adler führen und diesen stets in der Reserve lassen, bei jedem Bataillone dagegen nur ein sogenanntes Fanion haben, welches zum Bezeichnen der Richtung und zum Sammeln dient.



Umgegend von Wörth.

Die Kavallerie folgt dem Feinde auf den Fersen, während die übrigen Truppen auf dem Schlachtfelde Biwaks beziehen. Lange Züge von Gefangenen werden an den Lagerplätzen der letzteren vorübergeführt, besonders Turkos und Zuaven, jene mit wildem, tierischem Ausdruck im dunklen Gesicht, diese großenteils mit der Physiognomie ausgelernter Pariser Galgenvögel, die sich aber doch lieber totschießen als aufhängen lassen.

Groß war die Zahl der Opfer an den beiden ruhmvollen Tagen, dem 4. und 6. August. Von seiten der Preußen waren an beiden Tagen zusammen 102 Offiziere tot und 372 verwundet, die Verluste der Mannschaften betrugen etwa 12000 an Toten und Verwundeten. Am meisten gelitten hatte das V. Armeekorps

(von Kirchbach); manches Regiment hatte die Hälfte seiner Offiziere verloren, manche Kompanie mußte vom Feldwebel oder von einem älteren Unteroffizier geführt werden. Ungleich größer waren die Verluste der Franzosen, dieselben sind aber bei den unzuverlässigen Angaben sehr schwer zu schätzen; nach den geringsten Schätzungen kann man die Verluste bei Weißenburg auf etwa 2000, bei Wörth auf mindestens 10—12000 Offiziere und Mannschaften an Toten und Verwundeten annehmen. Außer den schon genannten Siegeszeichen fielen am Tage der Schlacht und auf der Verfolgung noch über 9000 Mann Gefangene den Siegern in die Hände.

Die württembergische Kavallerie erbeutete auf der Verfolgung in Reichshofen den Stabswagen der 4. französischen Division mit der Kriegskasse, 220000 Frank in Gold, ferner ein wohlausgestattetes Zeltlager, dabei das Zelt Mac Mahons.

Eine prächtige Nachlese hielt auch am folgenden Morgen der Vortrab der hessischen Husaren Nr. 14. Sie erbeuteten nicht nur das ganze Gepäck des Marschalls, sondern auch dasjenige seiner Damen, welche die Honneurs im Hauptquartiere machten, der Gräfin Clermont-Tonnerre und Madame Latour-Dupin. Im Nu war eine Maskerade improvisiert. Die flinken Husaren rauschten in seidenen Damenroben daher, mit Chignons und Schmachtlocken, und ahmten die Manieren der Pariser beau monde in einer für diese gerade nicht sehr schmeichelhaften Weise nach. Ja, einige vergaßen sogar, sich dieser Pariser Modeartikel zu entledigen, als plötzlich das Kommandowort: „An die Pferde!“ und „Aufgesessen!“ erscholl, und schwangen sich mit Krinoline und Chignon zu Roß.

Die Truppen Mac Mahons flohen in voller Auflösung teils in der Richtung auf Zabern und Straßburg, teils nach Chalons, um unter dem Schutze des verschanzten Lagers daselbst sich wieder in kampffähigen Zustand zu setzen. Ihnen schloß sich auf diesem Rückmarsche das V. Korps an. Eine Division desselben war auf Mac Mahons Befehl noch nach Wörth geeilt und hatte in die letzten Momente der Schlacht mit eingegriffen, wurde aber dann in die Flucht mit verwickelt. Auch das VII. Korps wurde von Belfort aus nach Chalons mit der Eisenbahn zurückgeschafft.

Die Armee des Kronprinzen hielt am 7. Ruhe in ihren Biwaks. Nur die Kavallerie setzte ihre Verfolgung fort und trug Schrecken und Verwirrung bis in das Innere Frankreichs hinein. Bereits am 12. August nachmittags 4 Uhr sprengten vier preußische Ulanen in die Thore von Nanzig und nahmen Besitz von der schönen, volkreichen Stadt.

„Eine halbe Stunde nach Ankunft der vier Ulanen erschienen 28 Mann Infanterie“ — so erzählt eine dortige Zeitung — „und nahmen von dem Bahnhofe Besitz, dessen Inspektor für gefangen erklärt wurde. Der Maire wurde aufgefordort, vor dem Führer zu erscheinen, welcher mit dem übrigen Teile seiner Mannschaften außerhalb der Stadt lagerte. Während dieser Zeit ritt ein Ulanenoffizier mit zwei Gemeinen im Galopp durch die Stadt, um die Örtlichkeit auszukundschaften. Als der Maire zurückgekehrt war, hatte die Gemeinde für die Sieger die Summe von 50000 Frank nebst bedeutenden Rationen Hafer zu liefern.



Eroberung der ersten Mitrailleuse.

Sie hatten nicht weniger als 300 000 Frank verlangt und fanden, daß 50 000 Frank für eine mit so schönen Gebäuden gezierte Stadt nur eine Bagatelle sei. Im übrigen verloren die Preußen keine Zeit. Auf der Eisenbahn insbesondere mußten 20 Bürger unter preußischem Befehle die Schienen bis Maxville ausheben, wo sie in den Kanal geworfen wurden. Die Telegraphenpfähle wurden ebenfalls umgeschlagen. Die Ulanen vermehrten sich nach und nach bis auf 150 an der Zahl. Zwei Hotels von Nanzig, das „Hotel Saint Georges“ und das „Hotel de la Chartreuse“, wurden aufgefordert, je 75 Mann zu speisen. Vorgeschrieben wurde: Suppe, Suppenfleisch, Gemüse, ein Liter Wein und sechs Zigarren für den Mann. Man hatte außerdem für den folgenden Tag früh 4 Uhr Kaffee verlangt, aber um 4 Uhr waren alle Ulanen verschwunden.“

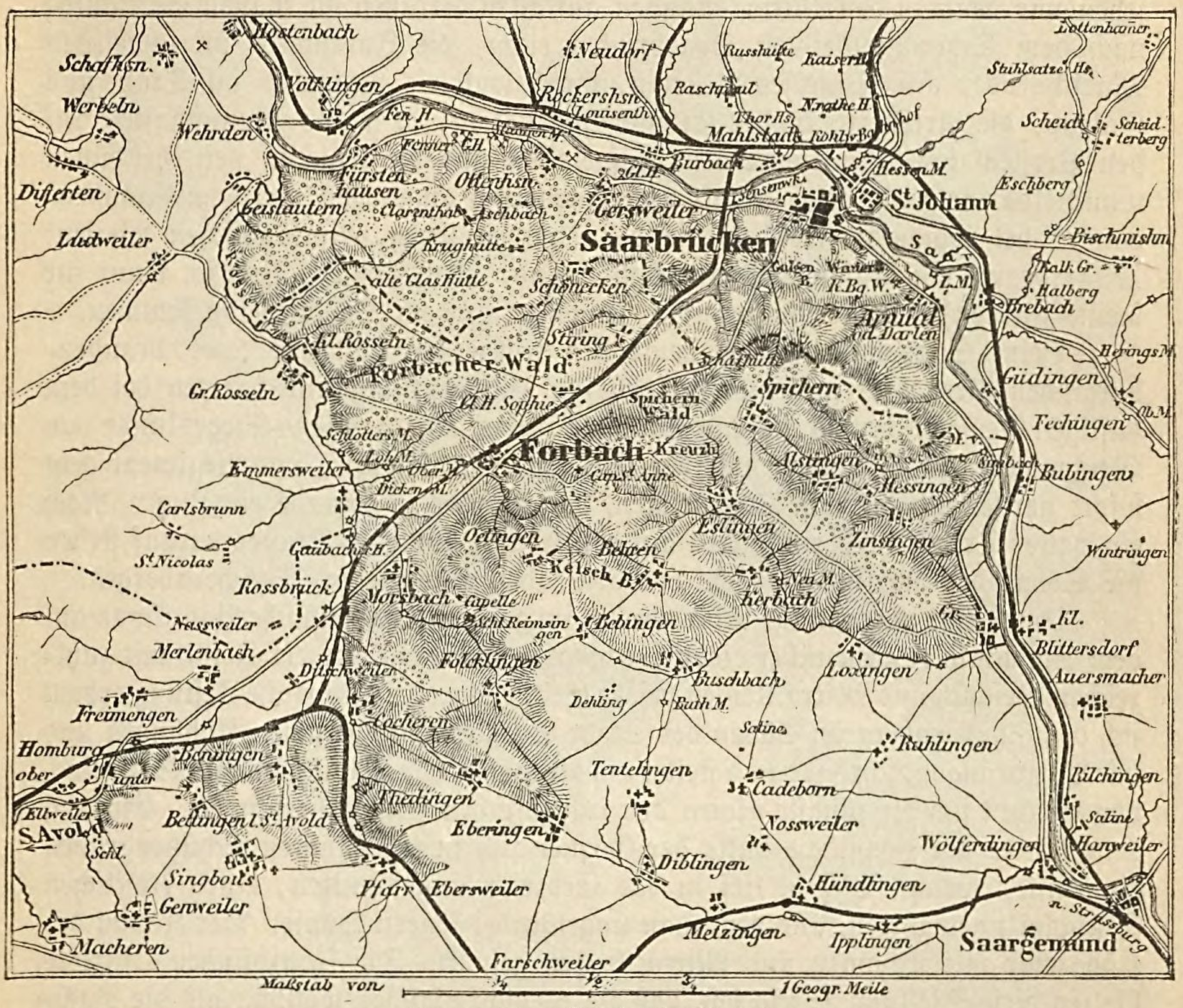
Wenige Tage darauf erschienen sie in viel größerer Zahl, und dieses Mal nicht allein Ulanen, sondern auch Infanterie und Artillerie rückten in langen Kolonnen unter klingendem Spiel in die Stadt ein. Am 16. August verlegte der Kronprinz selbst sein Hauptquartier in die uralte Hauptstadt der lothringischen Herzöge.

Derselbe Tag, an welchem die Armee des Kronprinzen die Lorbeeren bei Wörth erfocht, sollte auch für die beiden andern Armeen, welche ihren Aufmarsch hinter der Saar bewerkstelligten, ruhmvoll und denkwürdig werden.

Die preußische Grenzstadt Saarbrücken hatte nur für kurze Zeit den Besuch der Rothosen. Drei Tage gingen in banger Besorgnis für die Einwohner dahin; da — gegen Mittag des 6. August — hörte man lebhaftes Pferdegetrappel auf den Straßen. Es waren nicht die schwarz-weißen Lanzenfähnlein der rheinischen Ulanen, an deren Anblick man sich durch eine lange Reihe von Jahren gewöhnt hatte, sondern lauter flinke Husaren in grünen Röcken mit weißwollenen und silbernen Schnüren, denen bald noch andre Regimenter der Kavalleriedivision von Rheinbaben folgten. Kaum hatten die Spitzen derselben das Freie erreicht und den Kamm der Höhe überschritten, über welche die Chaussee von Saarbrücken nach Forbach führt, so eröffneten die Kanonen auf dem Spichernberge ihr Granatfeuer. Während die Husaren noch plänkernd die Höhe umschwärmten und sich umschauten, ob „hinter dem Berge auch noch Leute wohnten“, marschierte schon ein Bataillon nach dem andern von der 14. Division — Hannoveraner und Westfalen — unter dem Schatten der schwarz-weißen Fahnen, die in immer größerer Zahl aus den Fenstern zum Willkommengruß auf sie herabwehten, durch die Straßen von Saarbrücken, legten auf dem Exerzierplatze hinter der Stadt ihr Gepäck ab und hielten vor Beginn der blutigen Arbeit noch eine kurze Rast.

Die Schlacht bei Spichern am 6. August. Der Kommandeur dieser Division, Generalleutnant von Kameke, hatte in Erfahrung gebracht, daß der Feind sich bereits zum Verlassen seiner Stellung bei Saarbrücken anschicke, und wünschte, ihm vor dem Abzuge noch eine gehörige Schlappe zu bereiten. Nachdem die Geschütze von den Höhen neben dem Exerzierplatze aus das Granatfeuer des Feindes erwidert hatten, gingen zwei Regimenter (Nr. 39 und 74) zu beiden Seiten der Straße, zwei andre Regimenter (Nr. 53 und 77) im Thalgrunde rechts der Straße gegen den Wald von Stiring und den Galgenberg

vor und drängten den linken Flügel des Feindes zurück. Aber die feindlichen Batterien auf den Höhen von Spichern und eine andre von zwölf Geschützen zwischen Stiring und der Chaussee, sowie die fern treffenden Chassepots hielten das Gelände unter einem so furchtbaren Feuer, daß jeder Schritt vorwärts mühsam und blutig erkämpft werden mußte.



Umgegend von Saarbrücken-Forbach.

Die Truppen des feindlichen II. Korps, welche wirklich im Begriff gewesen waren, die Stellung zu räumen, stellten ihren Marsch sofort ein und nahmen den Kampf an; die in Kampfbegierde hastig vorgedrungene Division von Kameke sah sich bald mit einem um mehr als das Dreifache überlegenen Gegner, der eine vortreffliche Stellung inne hatte, in ein Gefecht verwickelt, das trotz der hingebenden Tapferkeit der Westfalen und Hannoveraner, welche letztere hier zum erstenmal unter preußischer Fahne fochten, einen verhängnisvollen Ausgang hätte nehmen können.

Aber der Kanonendonner von Spichern schallte weit in das Land hinein, wo die preußischen Truppen teils in Quartieren lagen, teils auf dem Marsche sich befanden. Die alte Soldatenregel: „Am Tage der Schlacht marschiert alles nach dem Kanonendonner!“ ist tief in das preußische Blut eingewurzelt.

Voran eilten die Führer nach den Höhen des Schlachtfeldes, um die Lage des Gefechts zu überblicken und dem Marsche ihrer Truppen die Richtung zu geben. Die Adjutanten, vom alten York die „lebendigen Schlachtfeldstelegraphen“ genannt, sprengen nach allen Richtungen, um den Truppen die Befehle zu überbringen; der elektrische Telegraph ruft die entfernteren Abteilungen herbei. So sehen wir denn in den Mittagsstunden auf allen Straßen die blauen Heersäulen nach dem Schlachtfelde von Saarbrücken eilen, die Infanterie im schnellsten Marsche oder auf Dampfes Flügeln, die Kavallerie wechselnd im Trab und Galopp, die Artillerie in der Eilmarschformation, d. h. die Mannschaften auf den Protzen und Munitionswagen aufgesessen und die letzteren den Geschützen unmittelbar folgend, alles gelockt und magnetisch angezogen von dem Kanonendonner bei Spichern, welcher wie der Takt zu ihren vaterländischen Weisen: „Fort braust ein Ruf wie Donnerhall!“ und: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ immer lauter tönt, je näher sie dem Schlachtfelde kommen.

Beim Sonnenwirt zu Neuenkirchen saßen die Offiziere eines brandenburgischen Grenadierregiments in lebhafter Unterhaltung und feierten bei dem duftigen Gewächs der Mosel und Saar die soeben eingegangene Siegeskunde von Weißenburg; da plötzlich kommt der telegraphische Befehl: „Das Regiment geht sofort per Eisenbahn nach Saarbrücken, von Stunde zu Stunde ein Zug.“ Noch ein voller Trunk, noch ein Hurra auf den König, und eine Stunde darauf stehen die Söhne der märkischen Heide vor den jähen Hängen des Spichernberges.

Um 3 Uhr nachmittags befanden sich im ganzen 27 preußische Bataillone auf dem Schlachtfelde gegenüber einer furchtbaren Stellung, die der Feind mit zahlreichem Geschütz und Mitrailleusen besetzt hielt. Wie eine natürliche Festung erhebt sich der Spichernberg im Süden der Stadt Saarbrücken mit jähen Abhängen und mit Vorsprüngen, schroffer und steiler als die Höhen von Balaklawa und Solferino, von welchen sich die jüngste gloire der französischen Armee herschreibt. Entlang dem Rande der Hochfläche hatte der Gegner sich in sogenannten Schützengräben eingenistet, welche, $1^1/_2$ m tief in das Erdreich eingeschnitten, einen trefflichen Stützpunkt gewährten, aus dem man ungefährdet feuern konnte. Der Kamm der Höhe war mit Kanonen und Mitrailleusen gespickt. Die französischen Offiziere hielten diese Stellung für so fest, daß sie es nicht glauben wollten, als die Nachricht sich verbreitete, die Preußen bereiteten sich zum Angriff gegen den Berg vor.

Um $3^1/_2$ Uhr war General von Göben, der kommandierende General des VIII. Korps, eingetroffen und übernahm sogleich die Leitung der Schlacht.

Die 14. Division (von Kameke) setzte den Angriff in der Front mit erneuter Kraft unter blutigen Opfern fort und warf den Feind über den Schanzenberg und über die brennende Fabrik von Stiring zurück; das Leibgrenadierregiment Nr. 8 und das brandenburgische Nr. 48 erstiegen den waldbedeckten Abhang in der rechten Flanke des Feindes; der Oberst von Reuter führte sein brandenburgisches Grenadierregiment Nr. 12, das soeben mit der Eisenbahn in St. Johann angekommen war und die Strecke vom Bahnhofe nach dem Schlachtfelde fast ganz im Laufschritt zurückgelegt hatte, um nur rechtzeitig an den Feind zu kommen, gegen den kahlen und äußerst steilen Abhang des Roten Berges und ging, wie stets im Leben, so auch jetzt im Tode den Seinen auf der blutigen Ehrenbahn voran.



Heldentod des Generals von François.

Er fiel als eines der ersten Opfer seines Regiments unter dem mörderischen Kugelhagel, der den Abhang bestrich. Aber unbekümmert um das Kugelgezisch und ohne auf die Kameraden zu achten, die rechts und links fielen, erklommen die tapferen Grenadiere, auf die Gewehrkolben sich stützend und an jedem Busch und Strauch sich anklammernd, Fuß für Fuß mit glühendem Antlitz den steilen Hang. Ein vieltausendstimmiges Hurra erscholl von dem erstürmten Kamm weit hinaus über das Feld, denn gleichzeitig war es auch den 8ern und 48ern gelungen, den bewaldeten Bergabhang in der rechten Flanke des Feindes zu ersteigen. Die hohenzollernschen Füsiliere Nr. 40 aber, den Franzosen aus den Vorpostengefechten bei Saarbrücken noch in bösem Andenken, füllten den Raum zwischen der 5. und 14. Division. Dieser umfassende Angriff in einer Stellung, die der Feind für vollständig unangreifbar gehalten hatte, erregte Stutzen und Bestürzung bei ihm. Aber schnell gefaßt, ordneten ihre Führer ihre Bataillone und führten dieselben unter einem furchtbaren Gewehrfeuer, das die Schützen schon auf Entfernungen von 1500 Schritt an eröffneten, gegen die soeben auf der Hochfläche angelangten Truppen vor, um diese wieder den Bergesabhang hinabzuwerfen.

Der Kampf erreichte seinen Höhepunkt. An vielen Stellen geriet man schon Mann gegen Mann mit Kolben und Bajonett aneinander. Die dunklen Linien der kämpfenden Heerhaufen hoben sich auf dem Grau des Berges scharf ab, und die Schützengräben füllten sich mehr mit Toten als mit Lebenden.

Dem Major von Lyncker war es inzwischen gelungen, einen schmalen Gebirgspfad zu erspähen, der in steiler Böschung und in der Breite von kaum einem Geleise an dem Berge in die Höhe stieg, und, was bei jedem Friedensmanöver eine Unmöglichkeit scheinen würde, das Erklimmen dieser Höhe, das ward im Augenblick der Gefahr unter unsäglichen Anstrengungen von Mann und Roß hier ausgeführt. „Nu kommt unsre Artillerie, die werden ihm det wohl besorgen!" riefen die Brandenburger, als sie die Geschütze von schaum- und schweißbedeckten Rossen hinaufziehen sahen. Wenige Minuten darauf standen zwei brandenburgische Batterien abgeprotzt auf dem Plateau des Spichernberges, das weiße Wölkchen stieg auf — Blitz und Schall! Schuß auf Schuß! Die feindliche Artillerie hat ihren Meister gefunden, und die zum Angriff vordringenden Bataillone werden mit Granaten empfangen.

Schon beginnt es zu dunkeln. Immer schärfer zeichnen sich bereits am Abendhimmel die Linien der auf der Hochfläche kämpfenden Heerscharen, und noch hat die Schlacht nirgends an Heftigkeit abgenommen. Vom Roten Berge bis zum Wald von Stiring, wo die hannoverschen Regimenter von Mittag ab fochten und General von François schon bald nach Beginn des Kampfes an der Spitze seiner Brigade gefallen war, dauerte der Kampf mit Erbitterung fort.

Die 13. Infanteriedivision hatte inzwischen von Völklingen aus in des Feindes linker Flanke eine Umgehung ausgeführt, welche die Niederlage desselben vollenden sollte. Als General Frossard die Spitzen dieser Kolonnen bei Forbach ankommen sah, beschloß er eiligst, den Rückzug anzutreten; die Dunkelheit kam ihm dabei zu statten.



Furagierende preußische Husaren.

Die Gesamtzahl der Verluste in diesem Treffen betrug auf jeder Seite etwa 5000 Mann an Toten und Verwundeten. Das 12. Regiment allein hatte 35 Offiziere, 771 Mann, das 74. Regiment 36 Offiziere und 661 Mann verloren; aber die Früchte des Sieges entsprachen den Verlusten.

Einige Tausend Gefangene, zwei Zeltlager, 40 Pontons, mehrere Munitionswagen und unermeßliche Vorräte fielen den Siegern in die Hände. Am reichsten war die Beute auf dem Bahnhof zu Forbach, wo viele Tausend Säcke Hafer, große Lager Brot und Mehl, auch ein ganzer Schuppen mit Champagner und andern Weinen erobert wurden, welcher letztere denn auch, getreu dem Goetheschen Worte: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern!“ bald geleert wurde. Eine Menge andrer Luxusartikel, die in den Lagern erbeutet wurden, wie Federbetten, gepolsterte Armsessel, Kisten mit feinsten Damengarderoben, Schlafmützen, Pomaden, Puderbüchsen und andrer Plunder zeigten, welcher Art von Zivilisation die Franzosen selbst im Feldlager huldigen.

Das Korps Frossard wandte sich in Auflösung der Moselfestung Metz zu, dem Hauptwaffenplatz und befestigten Lager im östlichen Frankreich, neun Meilen von Saarbrücken, unter deren schirmenden Mauern nunmehr die französische Rheinarmee, wie sie genannt wurde, ohne die Ufer des alten deutschen Stromes jemals zu Gesichte bekommen zu haben, sich in ihrer ganzen Stärke vereinigte, nämlich, außer dem II. Korps (Frossard) das III. Korps (Bazaine), das IV. Korps (L'Admirault), das VI. Korps (Canrobert) und die kaiserlichen Garden (Bourbaki).

Mit dem Spichernberge war das Thor von Frankreich erbrochen. Singend und jubelnd zogen die beiden Armeen des Generals von Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl nun an den französischen Grenzadlern vorüber. Kavallerie folgte dem fliehenden Feinde überall durch Lothringen bis unter die Mauern von Metz, und ihre Fanfaren tönten wie der Morgenruf des erwachten Vaterlandes.

Die drei Schlachttage bei Metz. Inzwischen fing die französische Armee unter dem Schutze der festen Mauern von Metz allmählich an, sich von ihrem Schrecken zu erholen und neuen Mut zu schöpfen. Der Kaiser, krank und matt, hatte in trübster Stimmung am 12. August den Oberbefehl über das Heer niedergelegt und, der Stimme des Heeres folgend, den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Dieser sollte mit der gesamten Armee unverzüglich von Metz nach Chalons rücken, um sich dort mit Mac Mahon zu vereinigen. Am 14. nachmittags begann Bazaine den Übergang auf das linke Moselufer.

Die Schlacht bei Colombey-Nouilly (14. August). Ein stiller, friedlicher Sonntagshimmel wölbte sich über den Fluren. In den Biwaks der preußischen Truppen war das Feldmahl bereits eingenommen, die blank gescheuerten Kochgeschirre waren wieder auf die Tornister geschnallt worden; die Pferde schnaubten in ihre leeren Freßbeutel und die meisten Krieger hatten sich zur Mittagsruhe, die Tornister als Kopfkissen benutzend, auf die Streu gestreckt; denn im Felde soll der Soldat schlafen, so oft er Zeit dazu hat, um desto munterer zu sein, sobald es not thut; da lief von den Vorposten die Meldung ein, der Feind schicke sich an, sein Lager bei Metz zu verlassen.

Sogleich verändert sich die Szene. Auf allen Straßen und querfeldein sprengen zurückkehrende Patrouillen und Ordonnanzen mit Befehlen; anstatt der vorher waltenden friedlichen Sonntagsstille herrscht jetzt buntes, kriegerisches Leben auf dem Felde.

Die dem Feinde zunächst stehenden Führer der ersten Armee wollten nämlich den Feind nicht so billigen Kaufes aus seiner Festung abziehen lassen, sondern die Truppen, welche zuerst den Abzug des Feindes gewahr wurden, griffen denselben sofort mit solcher Heftigkeit an, daß er auf der ganzen Linie wieder Front machte.



Französische Dragonerpatrouille.

Von der ersten Armee standen am 14. August das I. Korps mit seinen Vortruppen bei Les Etangs und Courcelles-Chaussy auf den Straßen von Saarlouis und von Saarbrücken nach Metz, links neben diesem (d. h. südlich) das VII. Korps bei Pange und Dommangeville an der französischen Nied; den rechten Flügel deckte die 3. Kavalleriedivision (Graf v. d. Groeben) bei St. Barbe, den linken Flügel die 1. Kavalleriedivision (v. Hartmann) bei Frontigny, in der Mitte hinter dem I. und VII. Korps stand das VIII. Korps bei Varize und Vionville. — Der Feind hatte die Linie Colombey, Montoy, Noisseville und Servigny besetzt.

Es war 4 Uhr nachmittags, als die 26. Infanteriebrigade (v. d. Goltz) vom VII. Korps den Angriff auf dem linken Flügel gegen Colombey eröffnete; fast um dieselbe Zeit rückte auch die 1. Division (v. Bentheim) vom I. Korps gegen Montoy und Noisseville vor; in dem ersteren Orte stießen die Avantgarden beider Armeekorps zusammen.

Ein heftiger Kampf entspann sich auf der ganzen Linie. Von einem Flügel zum andern rollte der Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer, dazwischen

für Sekunden das ruckweise Knattern der Kugelspritzen. An manchen Stellen kamen die beiderseitigen Schützen einander so nahe gegenüber zu liegen, daß sie sich Auge in Auge sehen konnten. In den Gräben zu beiden Seiten einer Chaussee lagen dort die französischen, hier die preußischen Schützen und hielten sich hinter den Steinhaufen und Sträuchern so verdeckt, daß nur hin und wieder einer vom andern etwas zu sehen bekam und das Feuer daher nach und nach matter wurde. Einem breitstämmigen Westfalen mochte das langweilig werden, und mit den Worten: „Paßt op, nu mot ick mir mal eenen griepen!“ sprang er mit ein paar Sätzen über die Landstraße, packte einen Franzosen drüben im Genick und brachte ihn unter dem schallenden Gelächter seiner Kameraden als Gefangenen zurück.

Von beiden Seiten waren nach und nach mehr Kräfte in das Gefecht gezogen worden. Das VII. Korps war mit seiner ganzen 13. und mit einem Teile der 14. Division bei Colombey, das I. Korps mit seinen beiden Infanteriedivisionen (v. Bentheim und v. Pritzelwitz) bei Montoy und Noisseville im lebhaften Kampf; auf dem äußersten linken Flügel hatten sich auch Teile des IX. Korps (von der zweiten Armee) daran beteiligt. Von der Artillerie hatten 14 Batterien auf den flachen Abhängen nordwestlich Montoy Stellung genommen und unterstützten mit ihrem Feuer kräftig die immer wieder erneuerten Angriffe des Fußvolkes, obgleich die Stellungen des Feindes sich in einen Pulverdampf hüllten, der kaum das Ziel erkennen ließ, und die untergehende Sonne den preußischen Artilleristen im Gesicht stand und das Zielen erschwerte.

Der Feind hatte das ganze II., III. und IV. Korps ins Gefecht gebracht. Bei einbrechender Dunkelheit brach er plötzlich mit großen Massen des IV. Korps gegen die rechte Flanke des I. (preußischen) Armeekorps bei Noisseville vor. Kaum aber hatte General von Manteuffel die Absicht des Gegners, ihn hier zu umgehen, erkannt, so führte er seine Reserven tambour battant im Sturmschritt gegen den Feind vor. Auf der ganzen Linie wirbelte jetzt der Sturmmarsch, aus allen Stellungen wurde der Feind zurückgeworfen ohne Halt, bis unter die Kanonen seiner Festung. Erst am Fuße des Glacis der Außenwerke von Metz hielt ihr Siegeslauf inne. Eine weitere Verfolgung war nicht möglich, weil schon die schweren Festungsgeschütze zu spielen anfingen.

Die Zahl der Opfer, welche der Kampf gefordert hatte, war nicht gering. Man zählte auf preußischer Seite nahe an 5000 Tote und Verwundete; das 7. ostpreußische Regiment Nr. 43 hatte 32 Offiziere, 735 Mann, das ostpreußische Jägerbataillon Nr. 1 11 Offiziere, 289 Jäger, andre Regimenter, wie Nr. 3 und Nr. 55, hatten 500—600, zwei Bataillone des Regiments Nr. 53 470 Mann verloren. Auf seiten der Franzosen waren die Verluste mindestens ebenso groß. Ein großer Teil ihrer Verwundeten war auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, und ihre Pflege sowie die Bestattung der Toten fiel den Siegern zu.

Die schützende Nähe der Festung war die Ursache, weshalb keine Siegeszeichen und nur einige Hundert Gefangene in die Hände der Sieger fallen konnten. Die Armee mußte sich für dieses Mal begnügen, die grauen Bastionen der drohenden Festung sowie die Türme der altertümlichen Kathedrale aus der Ferne gesehen zu haben; die eigentlichen Früchte des Sieges sollte sie erst später ernten.



Französische Infanterie.

Auf den Feldern, wo sie gestern ihre blutigen Lorbeeren gepflückt hatten, behielten die Truppen des I. Armeekorps auch am folgenden Tage ihre Biwaks inne. Das Mittagsmahl, ein Stück Fleisch mit Reis und Kartoffeln, stand bereits am Feuer. In den Feldküchen der Offiziere wurde sogar noch ein gewisser Luxus entwickelt; denn hier gab es Geflügel und Wildbret, nämlich einige allerdings nicht ganz jagdgerecht erlegte Hasen. Hier studierten wohl ein paar litauische Trainsoldaten die französische Sprache an einem aufgefangenen Liebesbriefe, wie solche zu Tausenden an „ma chère Marie“ und „ma belle Thérèse“ auf dem Felde umherflatterten, während die Schreiber derselben vielleicht nicht weit davon unter der Erde lagen. Andre schrieben selbst auf ein loses Blatt oder auf eine Adreßkarte eine Freudenbotschaft an die ferne Heimat: „Ich habe gestern bei Metz mitgefochten und Gott hat mich gesund erhalten!“

Da schmettern auch schon Posthornklänge, heimische Posthornklänge, auf den Höhen von Metz. Der Feldpostillion erscheint, mit Leinwandbeuteln und Ledertaschen behangen und bald von Gruppen lustiger Soldaten umringt, die ihm von allen Seiten ihre Briefe entgegenstrecken, und er hat doch nur zwei Hände, um sie abzunehmen. „Hier, Schwager, hier!“ schallt es von tausend Stimmen. „Auch einen schönen Gruß extra für meine Christiane!“ wünscht ein Spaßvogel noch mündlich bestellt zu wissen. Und während das heitere Bild des jungen Feldpostillions mit hohen Stulpen und lachendem Gesichte über all dem Gewühl emporragt, wie eine lebendige Reiterstatue, bindet ein Schalk dahinten ihm den Schweif des Schimmels in zierliche Flechten zusammen. Der Postillion aber, dem das Treiben bald zu arg wird, gibt dem also frisierten Pferde die Sporen und läßt in dem Biwak der nächsten Truppe sein fröhliches „Trara“ erschallen.

Plötzlich verbreitet sich von einem Biwak zum andern die Kunde: „Der König kommt!“ — Alles fängt an, sich den Staub abzuklopfen, die Knöpfe blank zu reiben, die Haare glatt zu streichen, die Mützenkokarde sich über die Mitte der Stirne zu schieben, als wolle jeder persönlich dem Könige gefallen, und mit einem donnernden, jubelnden Hurra, das sich von Bataillon zu Bataillon, von Treffen zu Treffen fortpflanzt, erwidern die preußischen Krieger den Morgengruß ihres königlichen Kriegsherrn.

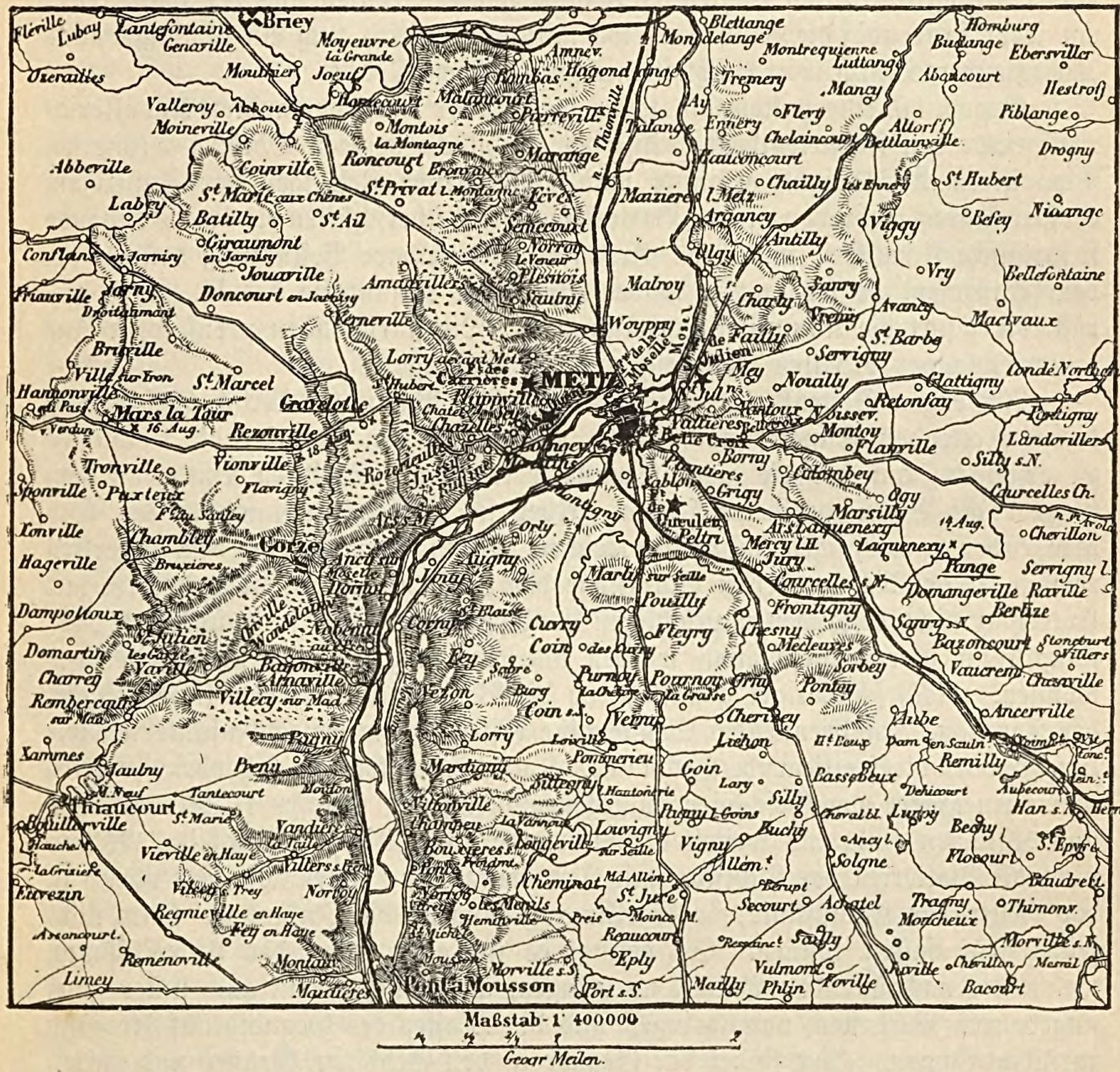
Während das I. Armeekorps am 15. August in den Biwaks auf dem rechten Ufer der Mosel verblieb, begannen an demselben Tage das VII. und VIII. Korps ihren Linksabmarsch nach der Mosel, welche sie oberhalb Metz bei Corny und Arry überschreiten sollten. Die zweite Armee hatte in der Gegend von Pont-à-Mousson mit ihren Spitzen bereits das andre Flußufer betreten.

Der Zweck dieser Bewegung war, dem Feinde, dessen Abmarsch von Metz durch das Gefecht am 14. eine erhebliche Verzögerung erlitten hatte, wenn er am folgenden Tage seinen Marsch auf der Straße von Metz nach Verdun wieder aufnehmen sollte, mit den Truppen der zweiten Armee von Süden her in den Weg zu treten.

Demgemäß war der Vormarsch der zweiten Armee für den 16. August befohlen. Das III. Korps (von Alvensleben II.) sollte die Straße von Metz nach Verdun bei Vionville und Mars-la-Tour zu erreichen suchen, das X.

(von Voigts-Rhetz) über Thiaucourt gegen diese Straße vorrücken. Die andern Korps kamen an diesem Tage teils erst am rechten Ufer der Mosel an, teils überschritten sie dieselbe auf den vorhandenen und geschlagenen Brücken.

Die Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour am 16. August. Es war ein heißer und beschwerlicher Marsch durch das bergige Uferland der Mosel. Hatte man hier den Kamm eines Berges glücklich erstiegen, so sah man in der Tiefe schon wieder eine Schlucht und drüben einen neuen Berghang.



Metz und Umgegend.

Wer in leichtem Rocke, das Antlitz vom breitkrempigen Sommerhut beschattet, die Skizzen- oder Liedermappe unter dem Arme, das lothringische Bergland am Wanderstabe durchschreitet, hin und wieder im Schatten einer alten Buche sich lagert oder in weinumrankter Laube bei goldenem Trunk sich nieder- und die Blicke über die Gegend schweifen läßt, den mag dieser romantische Wechsel von Berg und Thal wohl lieblich anmuten und entzücken; anders aber ist es für die Männer in Pickelhaube mit Waffen und Tornister, deren lange Heerzüge auf der staubigen

Straße bergauf und bergab sich winden und deren eigentliche Arbeit erst beginnt, wenn sie an dem Ziele ihres Marsches, auf dem Kampfplatze, angekommen sind. Von den flimmernden blauen Heersäulen, die wir am Morgen des 16. auf allen Straßen des hügeligen Landes von der Mosel gegen die Straße von Metz nach Verdun im Anmarsch sehen, waren die meisten Truppen erst zwischen Mitternacht und 3 Uhr morgens in ihren Nachtlagern angekommen und jetzt seit 5 Uhr morgens wieder auf dem Marsche; dennoch schallte freudiger Gesang aus ihren Kehlen: „Dem Sohne des Mutes und der Ehre reicht ein jeder so freudig die Hand“ u. s. w., mitunter freilich auch ein ahnungsvolles „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod!“

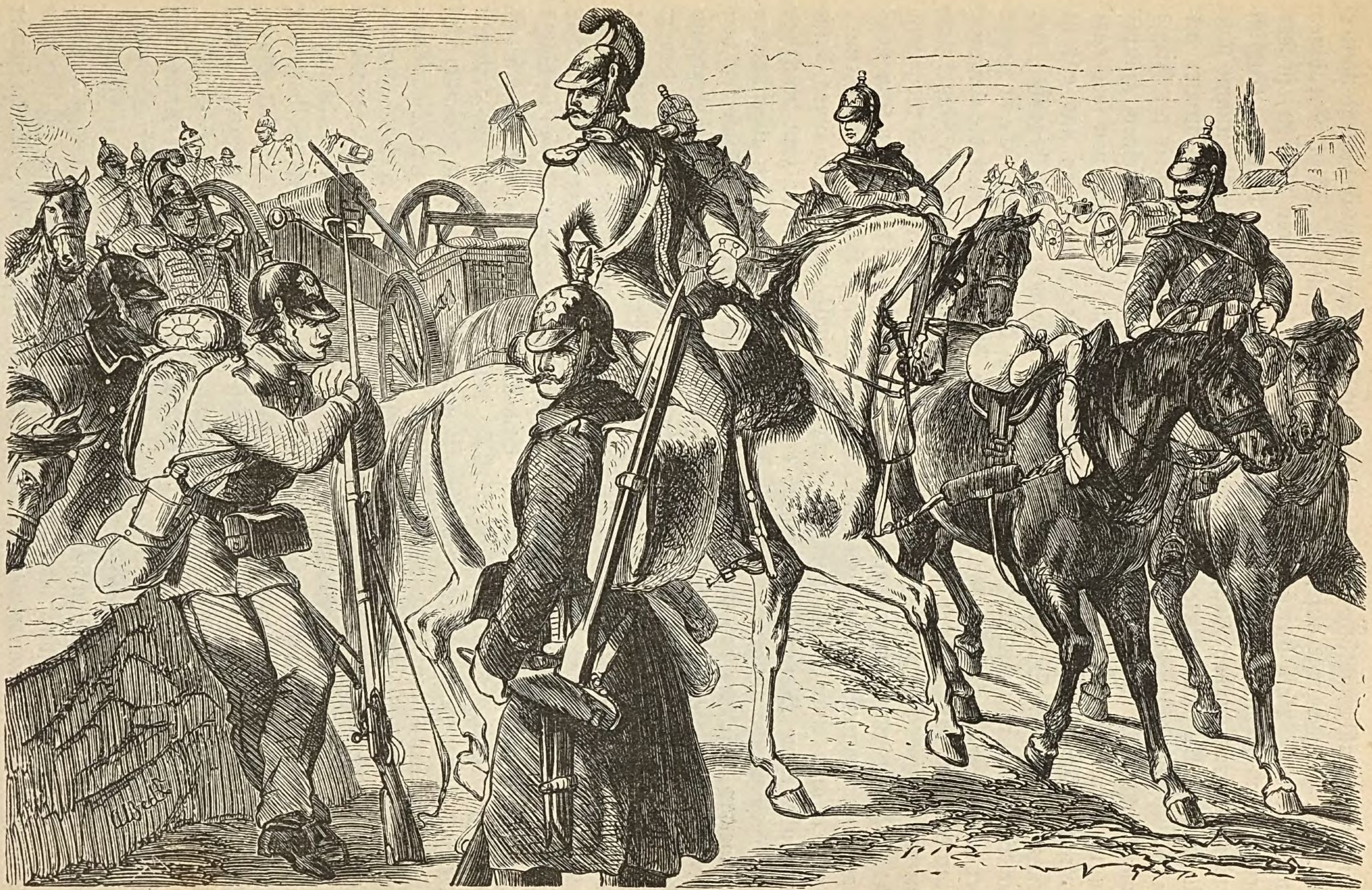
Gegen 10 Uhr hatten die schon tags zuvor vorausgesandten Kavallerieregimenter den Feind entdeckt. Auf der Hochfläche bei den Dörfern Tronville, Vionville und Flavigny erkannte man schimmernde Zeltlager der Franzosen. Sofort fahren mehrere reitende Batterien auf und überschütten die arglos ruhende französische Kavallerie mit ihren Granaten. Furchtbare Bestürzung drüben bei den Franzosen. Alles jagt in wilder Flucht zur Infanterie des II. Korps zurück, die sofort die Kampfstellung einnimmt. Die anrückenden preußischen Infanteriekolonnen erhalten Meldung von der Sachlage.

Im engen Seitenthal der Mosel rücken die Bataillone der 5. Infanteriedivision eilenden Schritts nach Gorze und suchen von hier aus die Hochfläche zu ersteigen, auf der die zwei Kavalleriedivisionen mit ihren Batterien dem Gegner die Stirn zu bieten suchen. Aber sie müssen langsam vor der vordringenden französischen Infanterie weichen. Mühsam dringen auf dem äußersten rechten Flügel die vordersten Bataillone der 5. Division nun aber in dem mit Unterholz dicht bestandenen prächtigen Laubwald vor. Nur in aufgelöster Ordnung kann hier vorgeschritten werden und nur langsam wird hier Boden gewonnen. Noch schwieriger gestalten sich die Verhältnisse auf dem linken Flügel der Division. In brennender Sonnenhitze ersteigen die ersten Infanterieabteilungen dort die freiliegende Hochfläche. Kaum entwickeln sie sich oben, so wird ihnen ein Hagel von Geschossen entgegengeschleudert. Chassepot, Mitrailleusen und Kanonen sind aus weitester Entfernung in vollster Thätigkeit. Wären nicht die Batterien der Division mit Todesverachtung schleunigst hier oben, in der Mitte der Kampflinie, in Stellung gegangen, die Infanterie hätte nicht festen Fuß fassen können. So gelingt es ihr aber, dank der Unterstützung, welche die nachrückenden Bataillone bringen, allmählich, wenn auch unter ganz ungeheuren Verlusten, vorzudringen und die Massen des Gegners auf Flavigny zurückzudrängen. Hier findet der Gegner in den Gehöften, Gräben und Hecken neuen Halt. Aber auf dem linken Flügel der 5. Division kommt Hilfe. Die 6. Infanteriedivision, südlich Mars-la-Tour angelangt, schwenkt nun nach Osten ein und wendet sich gegen Vionville und Flavigny. In heißem Kampfe wird der Gegner zum Rückzug gezwungen und in Flavigny dringen von verschiedenen Seiten nun die Brandenburger mit Hurra ein. Die Regimenter der 6. Kavalleriedivision setzen hinter der weichenden französischen Infanterie her; aber sie stoßen auf frische Truppen und müssen weichen. Kühn werfen sich einzelne französische Schwadronen auf die Deutschen. Hier vernichtet das Feuer der 52er die

stolzen Reihen, dort stoßen sie auf preußische Schwadronen, die bis in die nächste Nähe des Marschalls Bazaine vordringen, der nur mit genauer Not der Gefangenschaft entgeht. Schweren Stand haben die Bataillone des III. Armeekorps; denn anstatt der letzten Truppen der abmarschierenden Franzosen, die man vor sich zu haben glaubt, hat man es mit der gesamten französischen Rheinarmee zu thun.

Marschall Bazaine hatte sich bekanntlich am 14. durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly in seinem Abmarsch nach Verdun aufhalten lassen. Am 15., dem sonst in Frankreich so hoch gefeierten Napoleonstage, begannen dann die Korps des Marschalls in zwei langen Kolonnen den Weitermarsch durch die engen Seitenthäler des linken Moselufers. Der Kaiser selbst weilte vormittags in traurigster Stimmung unweit Metz in einer freundlichen Villa zu Longville, als plötzlich vom rechten Moselufer her die Granaten der preußischen Artillerie einen eigentümlichen Festtagsgruß brachten, so daß es der Kaiser für geraten hielt, den Ort zu verlassen und in Gravelotte zu übernachten. Von hier fuhr er am andern Morgen, kurz bevor die preußische Kavallerie erschien, mit schwacher Begleitung nach Verdun, um sich von dort nach Chalons zu Mac Mahon zu begeben. An diesem Morgen, dem 16. August, befand sich von der linken französischen Kolonne des II. Korps, an dessen Spitze eine Kavalleriedivision lagerte, bei Rezonville; hinter ihm hatten das VI. Korps und die Garde die Gegend von Gravelotte erreicht. Da aber zu dieser Zeit die rechte Kolonne, das III. und IV. Korps, noch weit zurück in dem schluchtigen Thale war, so hatte Marschall Bazaine den Vormarsch der linken Kolonne einstellen lassen, bis die genannten Korps mit ihm in gleicher Höhe seien. So war also die ganze französische Rheinarmee noch bei Metz, als das III. Korps den Feind angriff. Schwer wurde es den Brandenburgern, die blutig erkämpfte Hochfläche festzuhalten. Von Rezonville aus griff das französische VI. Korps in den Kampf; bei Gravelotte wandte sich die Garde gegen die bis an den Waldrand vorgedrungenen Preußen und wehrte ein weiteres Vordringen. Einzelne herbeigeeilte Teile des X. Korps beteiligten sich nun zwar auch auf preußischer Seite am Kampfe; aber das wollte nichts sagen gegenüber den Massen frischer Truppen, die dem Gegner zur Verfügung standen. Oben an der Rezonviller Straße steht es am bedenklichsten. Dort sind die Bataillone der 6. Division, unterstützt von Teilen des X. Korps, bis in die Tronviller Büsche nördlich der Straße vorgedrungen; östlich Vionville haben sich in stundenlangem Kampfe andre Abteilungen eingenistet. Da in der dritten Nachmittagsstunde gewinnt es den Anschein, als ob das gegenüberstehende französische VI. Korps zum neuen Vorstoße ansetzen will. Die französische Artillerie greift hier jetzt besonders lebhaft in den Kampf ein. Der kommandierende General des III. Korps, General von Alvensleben, sieht mit Besorgnis diese Lage; seine Bataillone sind bis auf das letzte im Kampfe, seine Artillerie hält überall noch tapfer aus, Hilfe ist aber nirgends zu erspähen. Nur noch die Kavalleriebrigade Bredow hält, Befehle erwartend, nicht weit von ihm; es sind das Kürassierregiment Nr. 7 und das Ulanenregiment Nr. 16. Oberst von Voigts-Rhetz, der Generalstabschef des III. Korps, sprengt auf Befehl des Kommandierenden zum General von Bredow und fordert ihn auf, sofort die feindliche Artillerie anzugreifen. Ohne Säumen entwickeln sich die

beiden Regimenter, nur mit sechs Schwadronen zur Stelle, und werfen sich auf den Feind. Im Nu ist die vorderste Reihe der Geschütze erreicht; alles in derselben wird niedergehauen. Weiter geht es dann im wilden Jagen, durch Infanterielinien hindurch auf die geschlossenen Bataillone des zweiten Treffens zu. Aber die verhältnismäßig schwache Reiterschar ist beim Vorwärtsstürmen mehr und mehr auseinander gekommen. In ihrer linken Flanke erscheinen geschlossene Kavalleriemassen des Gegners; hinter ihr sind die überrittenen Infanterieabteilungen wieder aufgesprungen und feuern von hinten in die Kürassiere und Ulanen. Diese ruft nun die Trompete zum Sammeln. Ein furchtbarer Todesritt. Jeder sucht so gut es geht dem Bereiche des Gegners zu entkommen. Viele fallen dabei. Aber es gelingt doch schließlich, die Truppe außerhalb des Feuers wieder zu ordnen. Die Standarten sind gerettet, wenn auch sonst schwerste Verluste eingetreten. Doch dies Opfer ist nicht vergeblich gebracht. Die preußische Infanterie hat inzwischen Zeit gefunden, ihre Reihen wieder zu ordnen und sich fester einzunisten. Das französische VI. Korps steht von weiteren Angriffen ab. Nun rückt auch Verstärkung für die Brandenburger heran; die 20. Division trifft von Thiaucourt her ein; ein Teil derselben unterstützt die 5. Division; der Rest nimmt den Kampf oben bei der 6. Division in den Tronviller Büschen auf. So ist fürs erste die größte Gefahr abgewendet. Aber nur für kurze Zeit. In der Gegend von St. Marcel und Bruville sieht man mächtige Staubwolken aufsteigen; es dauert auch nicht lange, so tauchen fern am Horizont die dunklen Massen des III. und IV. französischen Korps auf. Sie greifen bald in den Kampf ein und drohen den linken Flügel der Deutschen zu erdrücken. Im eiligen stundenlangen Marsche ist inzwischen von St. Hilaire her der letzte Teil des X. Korps, die Brigade Wedell (Regimenter Nr. 16 und 57), südlich Mars-la-Tour eingetroffen. Den ermüdeten Mannschaften wird eine kurze Ruhe gegönnt; dann dringen die beiden westfälischen Regimenter in einer langen Linie auseinander gezogen auf der schutzlosen Hochfläche nördlich Mars-la-Tour gegen den anrückenden neuen Feind vor. Unverhofft stößt man auf eine Schlucht; eiligst geht es den Hang hinunter, mühsam auf der andern Seite hinauf. Oben am Rande angekommen, empfängt die braven Westfalen ein Hagel von Chassepotgeschossen aus nächster Nähe. Unwillkürlich strömt alles zurück. Die Franzosen folgen dicht hinterher und drohen alles zu vernichten. Dies sehen und sich mit seinem Regiment, den 1. Gardedragonern, dem Feinde entgegenwerfen, ist bei Oberst von Auerswald ein Augenblick. Der Gegner stutzt und ballt sich schnell in ungeregelte Knäuels zusammen, welche die Dragoner lebhaft beschießen. Diese weichen schließlich zurück; fast alle Offiziere bedecken tot oder verwundet das Schlachtfeld. Aber auch hier hat sich die Kavallerie nicht vergeblich geopfert; die Trümmer der westfälischen Bataillone haben sich dem Bereiche des Gegners entzogen und werden südlich Mars-la-Tour wieder notdürftig zusammengestellt. Doch schon wieder erscheinen bei Ville-sur-Yron neue Massen des Feindes auf dem Schlachtfelde. Diesmal sind es die Regimenter zweier französischer Kavalleriedivisionen, welche auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen den Kampf aufnehmen. Alles, was deutscherseits an Kavallerie nur verfügbar, eilt regimenterweise an die bedrohte Stelle.



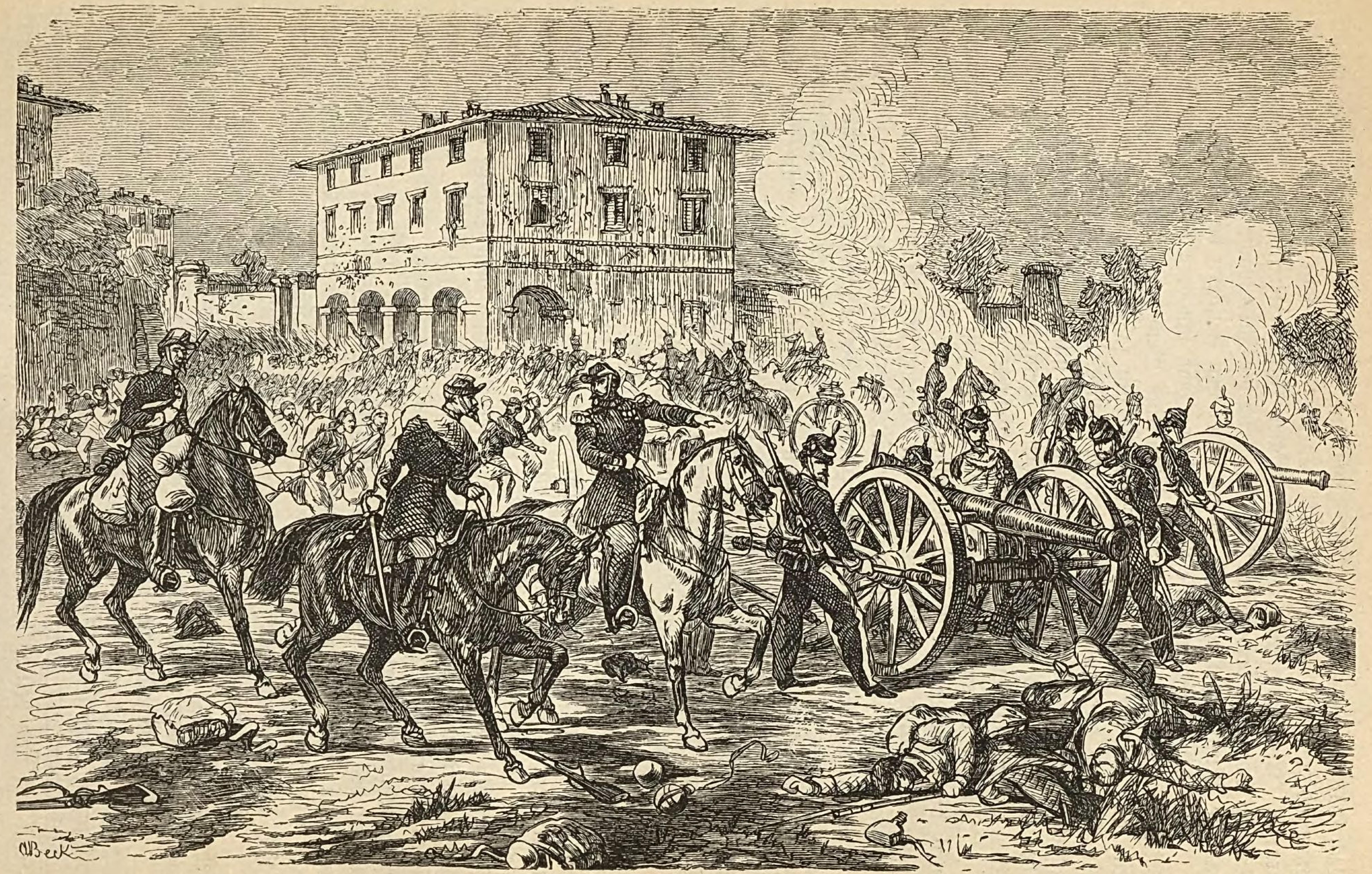
Das XII. norddeutsche Armeekorps. (Die k. sächsische Armee.) Zeichnung von A. Beck.

Hufschmied. Infanterist. Pionier. Reiteroffizier. Reitende Artillerie.

Ein wilder unübersichtlicher Kampf entwickelt sich dort; mehrere tausend Reiter gehen im Handgemenge aufeinander los mit Lanze, Pallasch, Säbel, Karabiner und Revolver. Bald hierhin, bald dorthin wogen die wirren Massen, in der Freund und Feind sich schließlich kaum noch unterscheiden können. Endlich lenken die französischen Reiter ihre Rosse rückwärts — der Kampf nimmt hier ein Ende. Bei dem mittlerweile hereingebrochenen Abenddunkel schreiten die in der Ferne sichtbaren, frisch angekommenen Kavallerieregimenter der Franzosen nicht mehr zum Kampfe. Prinz Friedrich Karl, der in seinem Hauptquartier zu Pont à Mousson gegen 2 Uhr die erste Meldung von der entbrannten Schlacht erhalten, hat sich sofort aufs Pferd geworfen und eilt in einem Jagen zum Schlachtfeld. Mit weithin schallendem Hurra begrüßen ihn die Brandenburger, die er 1864 und 1866 zum Siege geführt. Er ist Zeuge der eben geschilderten Kämpfe auf dem linken Flügel und erteilt die weiteren Anordnungen zum mutigen Aushalten. Auf dem äußersten rechten Flügel sind inzwischen zwei Regimenter des VIII. Korps (Regiment Nr. 40 und Regiment Nr. 72), bald auch noch eins des IX. Korps (Regiment Nr. 11) auf den Kanonendonner herbeigeeilt. Sie suchen aus dem Walde die Höhe hinanzustürmen, kommen auch eine Strecke vorwärts; aber jedenfalls werfen sich ihnen dann weit überlegene Massen des Gegners entgegen, die sie wieder zum Rückzuge nach dem Walde nötigen. Marschall Bazaine, besorgt, von Metz abgeschnitten zu werden, hat hier das Gardekorps eingesetzt, das mit großer Tapferkeit den Deutschen entgegentritt. Auch das Erscheinen von Teilen der großherzoglich hessischen Division auf diesem Flügel ändert nichts an der Sachlage. So dauert hier der Kampf bis in das Abenddunkel hinein. Der Prinz-Oberbefehlshaber will dem Gegner bis zum letzten Augenblick zeigen, daß er Herr des Schlachtfeldes: er läßt in der Mitte und auf dem linken Flügel nochmals alles, was bewegungsfähig ist, zum Angriff vorrücken. Die Batterien fahren nochmals vor und überschütten den Gegner mit Schnellfeuer, vermögen aber seine Kraft nicht zu brechen. Auch die Einzelvorstöße der Infanterie haben nur geringen Erfolg. Zwei Husarenregimenter (Nr. 3 und 16) traben in das Abenddunkel hinein, kühn auf den Feind zu; dort größte Verwirrung; aber feste Menschenmauern und ein furchtbares Feuer, das seine Wirkung nicht verfehlt, treiben schließlich die mutigen Husaren zurück. Allmählich verstummt der Gefechtslärm und in der lauen Sommernacht lagern sich Deutsche und Franzosen nahe gegenüber, stets bereit, den Kampf wieder aufzunehmen. Große Verluste hatte der Kampf auf beiden Seiten gekostet; man zählte auf jeder etwa 16000 Mann. 236 tote und 470 verwundete Offiziere hatten die Deutschen verloren. Unter die ersteren zählten die Generale von Döring und von Diepenbroick-Grüter.

An demselben Tage, als Prinz Friedrich Karl die französische Armee auf ihrer Rückzugsstraße von Metz nach Verdun bei Mars-la-Tour angriff und schlug, wurde das große Hauptquartier des Königs von Herny nach Pont à Mousson, einem freundlichen Bergstädtchen an der Mosel zwischen Metz und Nanzig, verlegt.

Während man hier von den Feldern draußen unaufhörlich in dumpfen Schlägen den Kanonendonner von Mars-la-Tour dröhnen hörte, rückten immer neue Bataillone unter den Klängen kriegerischer Märsche in die Stadt ein.



Französische Artillerie im Gefecht.

Noch spät am Abend langten die Sachsen an. Der Kronprinz von Sachsen, kommandierender General des XII. Korps, nahm sein Quartier im Hotel de France. Eine Kompanie des 7. sächsischen Infanterieregiments (Prinz Georg) Nr. 106 bezog auf besonderen Befehl sogleich die Ehrenwache vor König Wilhelm, und die Musik des Regiments spielte unter den Fenstern des Königs.

In der Nacht traf die Nachricht von dem schweren Kampfe des Prinzen Friedrich Karl ein. Alles kam auf sofortige Benutzung der errungenen Vorteile an, um für den Fall, daß Bazaine am folgenden Tage seine Versuche, nach Verdun durchzubrechen, wiederholen sollte, ihm mit aller Macht entgegenzutreten und ein Ausweichen desselben auch auf den beiden andern Straßen über Conflans und Etain zu verhindern. Demgemäß wurden aus dem königlichen Hauptquartier sofort die weiteren Befehle ausgefertigt.

In der ersten Morgenfrühe des 17. August wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen von Pont à Mousson, und die Sachsen traten ihren Marsch gegen die Straße Metz-Verdun nach der Gegend von Mars-la-Tour an. Auch das Gardekorps sollte an diesem Tage mit einem Gewaltmarsche von $5^1/_2$ Meilen die Gegend westlich Mars-la-Tour erreichen. Das IX. Korps erreichte schon in der Nacht zum 17. das Schlachtfeld. Die erste Armee ging bei Arry und Corny auf Pontonbrücken über die Mosel. Endlich wurde auch das II. (pommersche) Korps (von Fransecky) bis Pont à Mousson herangezogen. — Der König selbst begab sich in der Frühe des 17. August über Gorze nach dem Schlachtfelde des vorigen Tages, auf welchem Prinz Friedrich Karl bereits seit $4^1/_2$ Uhr morgens weilte.

Von den Höhen von Flavigny aus überblickte der König mit dem General von Moltke sowie mit dem Prinzen Friedrich Karl und dessen Generalstabschef, General von Stiehle, die Aufstellung der Franzosen. Der Feind schien eine sehr feste Arrièregardenstellung bei Gravelotte bezogen zu haben; auf den gegenüberliegenden Höhen und nördlich vor Gravelotte zeigten sich feindliche Korps; auch in der Gegend von Verneville waren Truppenbewegungen zu erkennen. Es lag die Möglichkeit nahe, daß der Feind, unter dem Schutze einer starken Arrièregardenstellung bei Gravelotte, den Versuch machen werde, auf der nördlichen Straße über Briey und Etain Verdun zu erreichen. Nach den gemachten Wahrnehmungen erteilte daher der König den Befehl, daß am 18. August die Armee des Prinzen Friedrich Karl staffelweise gegen die Straße Metz-Briey vorrücken, von der ersten hingegen das VIII. Korps dieser Bewegung folgen, das VII. aber zunächst den Feind bei Gravelotte festhalten sollte. Das I. Korps blieb auch weiterhin auf dem rechten Moselufer beobachtend stehen.

Ehe der König darauf in sein Hauptquartier nach Pont à Mousson zurückkehrte, besichtigte und begrüßte er noch auf dem Schlachtfelde die Regimenter, welche am Tage zuvor auf diesen Feldern so ruhmvoll gefochten hatten.

Die Königsschlacht bei Gravelotte-St. Privat. Vom frühen Morgen des 18. August an war alles in der Ausführung der vorgeschriebenen Bewegungen begriffen. Schon um 4 Uhr war der König von Pont à Mousson aufgebrochen und hatte sich zu Wagen bis Gorze begeben. Hier setzte er den Helm auf und bestieg sein braunes Reitpferd, den „Romeo“. Um 6 Uhr hatte er mit seinem Gefolge die Höhe südlich Flavigny erreicht.

Während des Vormarsches der zweiten Armee stellte es sich immer klarer heraus, daß die ganze Armee Bazaines in starker Stellung auf den Höhen von St. Privat, Amanvillers, über die Meierhöfe von Leipzig und Moskau bis St. Hubert und le Point du Jour (bei Gravelotte) zur Annahme der Schlacht bereit stünde. Infolgedessen ließ der König die ganze zweite Armee eine Rechtsschwenkung ausführen, deren Achse das VIII. Korps bei Gravelotte bildete, während der herumgehende linke Flügel den weiten Bogen von Mars-la-Tour über Ville sur Yron, Jarny, Giraumont, Batilly, St. Marie aux Chênes bis St. Privat la Montagne zu beschreiben hatte. Zur Sicherung dieser Bewegung sollte auf dem rechten Flügel das VII. Korps seine Aufstellung südöstlich Gravelotte beibehalten, um den Feind zu beobachten und seine Kräfte hier festzuhalten. Das IX. Korps bildete das eigentliche Zentrum und richtete seinen Marsch gegen Verneville und Amanvillers; links davon ging das Gardekorps von Mars-la-Tour über Doncourt, Jouaville und St. Ail gegen St. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne vor, noch weiter links auf dem äußersten linken Flügel, aber in steter Berührung mit den Garden, das XII. (sächsische) Korps auf dem oben näher bezeichneten Bogen über St. Marie und Roncourt ebenfalls gegen St. Privat. In zweiter Linie folgten das III. Korps und die Kavalleriedivision Herzog von Mecklenburg zwischen dem IX. und Gardekorps, das X. Korps und die Kavalleriedivision von Rheinbaben hinter dem XII. Korps. In letzter Reserve verblieb noch das II. (pommersche) Korps, das erst am Morgen von Pont à Mousson abgerückt war. Auf dem rechten Flügel hatte General von Steinmetz das Gefecht nur schwach zu unterhalten; die Eröffnung des eigentlichen Angriffs mußte vom Zentrum ausgehen, wo das IX. Korps vorrückte.

Der vom Feinde besetzte Höhenzug überragte weithin das Terrain, auf welchem die Armeekorps des deutschen Heeres ihren Anmarsch zu bewerkstelligen hatten. Um die von Natur starke Stellung durch künstliche Mittel zu einer uneinnehmbaren zu machen, hatten die Franzosen an den Abhängen der Höhen ihre bekannten Schützengräben, meistens in zwei bis drei Reihen übereinander, angelegt, aus welchen sie gleichzeitig die angreifenden Truppen mit einem Chassepotkugelregen überschütten konnten, während ihre Artillerie von dem Kamme der Höhen aus in die Kolonnen feuerte. Die meist am Höhenrande gelegenen Dörfer waren mit starken Backsteinmauern umgeben und bildeten jedes für sich ein besonderes Fort. Von einem Dorfe zum andern liefen die mit hohen Pappelreihen eingefaßten Chausseen.

Gegen diese feste Stellung waren die deutschen Heersäulen am Vormittag des 18. im stetigen Vorrücken. Die Feldgeistlichen erschienen zu Pferde in der Mitte der Truppen, um ihnen Worte des Friedens und der Weihe auf den blutigen Gang mitzugeben, und wenn es noch eines Mittels bedurft hätte, um den Mut der Krieger aufs höchste zu entflammen, so war es das Bewußtsein, daß sie unter den Augen des Königs kämpfen würden.

Um Mittag verkündete der Kanonendonner bei Verneville, daß der General von Manstein mit dem IX. Armeekorps den Angriff auf das Zentrum der feindlichen Aufstellung eröffnet habe. Die Vortruppen der 18. Division (von Wrangel) nahmen das Dorf Verneville, und auf den Höhen östlich des Dorfes entwickelte

sich die Artillerie des Korps gegen die feindliche, welche auf den Höhen von Amanvillers aufgestellt war. Ein furchtbarer Artilleriekampf entspann sich; auf jeder Seite standen hier mehr als 80 Geschütze im Feuer auf so nahe Entfernungen, daß die Wirkung eine verheerende war. Nach und nach wurden 15 preußische Geschütze durch die feindlichen Granaten so zugerichtet, daß sie aus der Feuerlinie zurückgezogen werden mußten. Eine Batterie (König) verlor gegen 100 Pferde, ließ jedoch ihr Feuer nicht schweigen. Während dieses Artilleriekampfes versuchte der Feind mehrmals Angriffsstöße mit seiner Infanterie, welche aber an dem Widerstande der schleswig-holsteinischen Regimenter und der großherzoglich hessischen Division scheiterten. Das hessische Jägerbataillon nahm sogar das Gehöft Champenois, von wo aus der Feind die Artillerie mit Gewehrfeuer beschossen hatte, vor der Front der feindlichen Stellung mit stürmender Hand. Je länger dieser Kampf dauerte, desto mehr zeigte sich auch das Übergewicht der deutschen Artillerie, und von 4 Uhr nachmittags ab ließen die französischen Batterien mit ihrem Feuer allmählich nach.

Sobald General v. Steinmetz den Kanonendonner von Verneville hörte, eröffnete auch er auf dem rechten Flügel den Angriff mit dem Feuer seiner Artillerie. 50 Geschütze des VII. Armeekorps entwickelten sich auf den Höhen südlich und westlich von Gravelotte, wurden dann bis auf 80 verstärkt und avancierten in gerader Richtung, wie auf dem Exerzierplatze, gegen den Höhenrand. Auch hier vermochte die feindliche Artillerie nicht, den Kampf fortzuführen, und stellte nach einer Stunde das Feuer ein. Die Infanterie des VII. Korps hielt während dieses Artilleriekampfes noch in dem waldigen Grunde südlich Gravelotte, um ihre Kräfte für später aufzusparen; nur die westfälischen Regimenter Nr. 15 und 55 (Brigade von der Goltz) nahmen schon jetzt das Dorf Vaux und erstürmten die Höhen von Jussy in der linken Flanke des Feindes.

Links von dem VII. hatte das VIII. Korps von Rezonville aus den Angriff gegen den linken Flügel des Feindes mit einem heftigen Artilleriefeuer eröffnet. Die Infanterie war darauf gegen das Bois de Genivaux vorgegangen, wo ein blutiges Waldgefecht hin und her wogte. Während einzelne Bataillone noch im Walde kämpften, waren andre bis zum östlichen Waldsaume vorgedrungen und stürmten gegen das jenseit der Schlucht auf der Höhe gelegene Gehöft von St. Hubert an. Die Schützenschwärme, welche hier den Berghang hinauf 1000 bis 1200 Schritt über das freie Feld im dichtesten Kugelregen zurückzulegen hatten, ließen bei diesem Vorgehen zahlreiche Opfer auf dem Felde, aber immer wieder sammelten die Offiziere ihre Mannschaften um sich und führten sie mit hochgehobenem Degen gegen den Feind; verwundete Offiziere stellten sich wieder an die Spitze der Trupps, die nach dem Verluste ihrer sämtlichen Führer im Zurückgehen waren, und begeisterten sie zu neuem Vorrücken.

Schon hatte die preußische Artillerie die Gehöfte in Brand geschossen, dichte schwarze Rauchwolken mischten sich mit dem Pulverdampf, und in dem Feuerschein der brennenden Häuser stürmten die Kolonnen abermals vorwärts. St. Hubert wurde endlich mit stürmender Hand genommen, jedes weitere Vorgehen aber scheiterte an dem wahrhaften Höllenfeuer, mit welchem die Franzosen aus den Schützengräben den ganzen Abhang bestrichen. Das Gefecht

ging hier in eine Kanonade über, in welcher die preußische Artillerie die Oberhand behielt.

Als es nach dem allmählichen Verstummen des Artilleriefeuers der Franzosen den Anschein nahm, als ob der Feind seinen Rückzug anträte, befahl General von Steinmetz das Vorgehen der Kavallerie mit reitender Artillerie über den Thalgrund, in welchem sich die Straße von Gravelotte nach Metz hindurchzieht. Kaum aber tauchten die schwarz-weißen Fähnlein der pommerschen Ulanen auf dem jenseitigen Rande wieder auf, so eröffnete der Feind von neuem ein furchtbares Geschütz- und Mitrailleusenfeuer gegen dieselben. Blutige Spuren bezeichneten ihren Weg; dennoch nahmen zwei Batterien drüben Stellung und beharrte die eine derselben bis zum späten Abend, obgleich sie die Hälfte ihrer Mannschaften und Pferde auf dem Platze ließ.

Vier Stunden lang hatte der Kampf im Zentrum und auf dem rechten Flügel gedauert und war auf allen Punkten zum Stehen gekommen, als durch das Eingreifen des Gardekorps und das Erscheinen der Sachsen auf dem linken Flügel die Schlacht eine neue Wendung erhielt.

Das Gardekorps war auf seinem Vormasch um Mittag gegenüber St. Marie aux Chênes angekommen. Die Avantgarde (das Gardefüsilierregiment) unter Oberst von Erckert eröffnete hier den Kampf, während 13 sächsische Batterien den Ort von Westen her unter Feuer nahmen. Gleichzeitig fuhr die gesamte Korpsartillerie unter dem Prinzen von Hohenlohe gegenüber der Stellung des Feindes bei St. Privat la Montagne auf, welche das ganze Gelände im meilenweiten Umkreis beherrschte. Auf der Kuppe dieser Höhe lag das Dorf, von steinernen Mauern rings umgeben, mit einem vorspringenden, ummauerten Kirchhofe. Ehe der Angriff gegen dasselbe eröffnet werden konnte, mußte das Eintreffen des sächsischen Korps abgewartet werden. Das Gardekorps nahm daher vorläufig noch in einer deckenden Schlucht Aufstellung. Nur die 3. Gardeinfanteriebrigade (die Gardegrenadierregimenter Kaiser Alexander und Königin Elisabeth und das Gardeschützenbataillon) wurde zur Unterstützung des IX. Korps gegen die wiederholten Angriffsstöße des Feindes in die Gegend von Amanvillers entsandt und kämpfte dort bis zum Abend gegen die feindliche Übermacht.

Sobald sich die Spitzen des sächsischen Korps im Anmarsch auf das Dorf Marie aux Chênes zeigten, griff der Kommandeur der preußischen Avantgarde, Oberst von Erckert, das Dorf mit den Gardefüsilieren, unterstützt vom 4. Garderegiment und dem Gardejägerbataillon, von Süden und Westen her an, während die 47. Infanteriebrigade unter Oberst von Leonhardi, bestehend aus den sächsischen Infanterieregimentern Nr. 104 und 105 der norddeutschen Bundesarmee und dem Jägerbataillon Nr. 12, sich im blutigen Kampfe des nordwestlichen Ausgangs bemächtigte. Die durch das Artilleriefeuer bereits erschütterten Franzosen wehrten sich im Dorfe nicht lange; 500 Mann wurden gefangen genommen. Auch der Oberst von Erckert fand hier den Heldentod an der Spitze seiner Gardefüsiliere. — Aber noch galt es, dem Feinde seinen Hauptstützpunkt, das Dorf St. Privat la Montagne, zu entreißen. Unter Festhaltung des Dorfes St. Marie aux Chênes durch die 3. Brigade hatte der Kronprinz von Sachsen beschlossen, mit dem übrigen Teile seines Korps über Montois und

Roncourt vorzugehen und dann St. Privat von Norden her anzugreifen. Die Artillerie des Gardekorps setzte ihr Feuer lebhaft fort und näherte sich im staffelweisen Vorrücken der Front des Gegners.

Die Gardegrenadierregimenter Kaiser Franz und Königin Augusta erhielten zuerst den Befehl zum Angriff. In größter Ordnung und Geschwindigkeit, jede Terrainfalte benutzend, näherten sie sich möglichst gedeckt dem Dorfe, brachen dann aus den Deckungen hervor und trieben den Feind von allen Höhen des Vorterrains in das Dorf zurück.

Unheimlich still hatte das Dorf auf der Höhe so lange die Truppen angeblickt, so daß man zeitweise annehmen konnte, der Feind stände gar nicht mehr darin, zumal da selbst das schärfste Auge des Schützen keine feindlichen Tirailleure hinter den dicken Backsteinmauern entdecken konnte. Jetzt aber eröffnete der Feind vom Dorfe her ein so gewaltiges Feuer, wie es selbst in den mörderischsten Schlachten nie gehört worden war. Das wie ein Kastell auf dem Berge ragende Dorf hüllte sich in so dichte weiße Pulverwolken, daß Mauern, Häuser und Dächer gar nicht mehr zu erkennen waren; nur die rotflammenden Salven und zückenden Feuerstreifen bezeichneten die Stelle, wo der Feind zu suchen war. Die ganze Erdfläche bis auf 1500 und 2000 Schritt vom Dorfe an war mit einem bleiernen Regen überströmt. Auch die Geschütze, welche vorher den Kampf eingestellt hatten, überschütteten jetzt wieder die nahenden Sturmkolonnen mit einem Hagel von Kartätschen und Shrapnels.

Links von der 4. hatte sich inzwischen auch die 1. Gardeinfanteriebrigade (v. Kessel) zum Sturm auf St. Privat entwickelt. Sämtliche Generale und Stabsoffiziere waren zu Pferde geblieben, um das Gefecht ihrer Truppen besser leiten zu können, aber ihnen sämtlich waren auch in wenig Minuten die Pferde unter dem Leibe erschossen. Kein Signal, kein Kommandowort war unter dem donnernden Gekrach des Gewehrfeuers mehr zu hören, dazwischen ließen die Mitrailleusen das unheimlich schnurrende Geräusch ihrer Salven ertönen. Aber trotzig und heldenmütig durchmaßen die preußischen Garden das höllische Feuer.

Wer zählt die Edlen alle, die hier ihr Blut vergossen für des Vaterlandes Ehre und Ruhm! Die Fahnenträger fielen, aber höher und stolzer hoben sich die entfalteten Fahnen durch Pulverdampf zum Sonnenglanz empor. Alle Führer, vom General bis zum Fähnrich, gaben ein leuchtendes Beispiel, und mit Hingebung und Todesverachtung folgten ihnen die Untergebenen in Sieg und Tod.

Aber zu furchtbar mehren sich die Verluste, die der unaufhörliche Kugelhagel reißt. Gelichtet, ermattet, ohne Führer, werfen sich die in Schützenschwärme aufgelösten Kompanien auf der schutzlosen Ebene nieder, hinter Kartoffelsträuchern kümmerliche Deckung suchend. Zurück will die Garde nicht — aber zum weiteren Vorgehen muß erst das Eingreifen der Sachsen von Norden her abgewartet werden.

Die Artillerie ging während dieser Pause bis in das feindliche Gewehrfeuer und schoß Bresche in die Dorfmauern. An drei Stellen gingen bereits die Flammen im Dorfe empor.



Sturm der Garden auf Marie aux Chênes.

In diesen Augenblicken der Gefahr wandte wohl so mancher die Blicke sehnsüchtig nach den Höhen hin, von wo die Sachsen zu erwarten waren. Endlich — es war 6 Uhr abends — belebte sich die Gegend zwischen Roncourt und St. Privat mit den sächsischen Heersäulen.

Jetzt galt es, durch den vereinigten Sturm der Garden und Sachsen, dem Feinde sein letztes Bollwerk zu entreißen. Die 1. und 4. sächsische Infanteriebrigade gingen in demselben Augenblicke zum Sturm gegen das brennende Dorf vor, als auch für die preußischen Garden der Befehl zur Erneuerung des allgemeinen Sturmes gegeben ward. Auf edlere Weise konnte die neue Waffenbrüderschaft nicht besiegelt werden als durch das Heldenblut, das hier auf denselben Feldern von den Sachsen und preußischen Garden vergossen wurde; auch der Kommandeur der 1. sächsischen Brigade, Generalmajor von Craushaar, fand hier den Heldentod, als er soeben die Seinigen zum Sturme vorführte.

Wohl verteidigten die Franzosen auch jetzt noch jedes Haus und jeden Fußbreit des brennenden Dorfes mit verzweiflungsvoller Tapferkeit und überschütteten dasselbe von außenher mit Granaten, aber von allen Seiten drangen die preußischen und sächsischen Bataillone in das Dorf und sperrten den Fliehenden den Weg. Eine große Anzahl von Gefangenen fiel den Siegern in die Hände. Die Franzosen flohen schleunigst auf Metz zurück. Auch die Stellung bei Amanvillers wurde dadurch für sie unhaltbar und gaben sie dieselbe am Spätabend ebenfalls auf.

Während diese Entscheidung auf dem linken Flügel fiel, war auf dem rechten Flügel der über eine Meile weit ausgedehnten Schlachtlinie der Kampf wieder mit neuer Erbitterung entbrannt. Die erste Armee, die dem ursprünglichen Plane gemäß den Feind hier nur beschäftigen sollte, war dennoch in eine heftige Schlacht verwickelt worden und hatte ihre Kräfte bei den fortgesetzten Angriffen auf das Plateau von Moskau und Leipzig erschöpft.

Es war 7 Uhr abends, da machte der Feind von Point du Jour aus in dichten Schützenschwärmen nochmals einen heftigen, durch Artilleriefeuer eingeleiteten Vorstoß auf St. Hubert. Die zusammengeschmolzenen Truppen vermögen kaum zu widerstehen. Ledige und verwundete Pferde rennen in vollem Lauf die Chaussee hinab, Granaten fliegen bis Gravelotte, wo jedes Haus ein Hospital war, und auf die Verbandplätze, wo die Ärzte in Ausübung ihres Berufs begriffen waren. Doch das Feuer der preußischen Artillerie, welche über die Köpfe ihrer Infanterie fort in die feindlichen Kolonnen hineinfeuerte, im Verein mit den Salven einiger Infanterieabteilungen, hielt den Andrang des Feindes auf.

König Wilhelm ritt in diesem bedenklichen Augenblicke selbst mit seinem Gefolge nach einer näheren Höhe nördlich von Gravelotte vor, um die Gefahr zu übersehen und danach Maßregeln zu treffen. In der größten Nähe des Königs schlugen feindliche Granaten ein und verwundeten einen Offizier seines Gefolges. Noch war ein Armeekorps, das II. (pommersche), an der Schlacht nicht beteiligt gewesen und hatte nach einem 5 Meilen weiten Marsche von Pont à Mousson her das Schlachtfeld erst im Laufe des Nachmittags bei Buxières erreicht. Jetzt befahl der König das Vorrücken auch dieses Korps zum letzten entscheidenden Sturm auf die festungsähnliche Stellung des Feindes bei Gravelotte.



Die sächsische Artillerie bei St. Privat.

Die Flügelhörner rufen das bekannte Signal „Vorwärts!", die Generale setzen sich schon an die Spitze ihrer Truppen. Ihren heldenmütigen Führer, General v. Fransecky, an der Spitze, ziehen die Pommern mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel und unter dem donnernden Jubelruf: „Es lebe der König, hurra!" an den Augen ihres Königs vorüber, tauchen hinab in den dunklen waldigen Grund, wo schon so viele Tapfere liegen, und erscheinen wieder jenseit zum Sturme auf die verschanzten Höhen.

Der ganze Berg hüllt sich in dichten Pulverdampf vom Kamme bis zum Fuße, aus allen Gräben zucken die roten Feuerstrahlen durch die Dunkelheit, aber unaufhaltsam stürmten die wackeren Pommern vorwärts bis auf den Gipfel des Berges.

Der Sieg war errungen. Aus allen Stellungen vertrieben, sah der Feind kein Heil mehr als unter den Kanonen von Metz, wo die ganze Armee Bazaines nun mit eisernem Gürtel umschlossen wurde.

Ernst und still verging die Nacht für die auf dem Schlachtfelde lagernden Truppen. Am folgenden Tage wurden die Gefallenen zur Ruhe bestattet.

Die Verluste in der Schlacht bei Gravelotte betrugen auf deutscher Seite 899 Offiziere und über 19 000 Mann; diejenigen der Franzosen sollen sich nach den besten Quellen auf etwa 13 000 Mann belaufen haben.

Die Gesamtzahl der beiderseitigen Verluste an Toten und Verwundeten an den drei Schlachttagen vor Metz kann auf nahezu 80 000 angenommen werden. So blutig war seit der großen Völkerschlacht bei Leipzig keine Schlacht mehr gewesen.

Der Zug nach den Ardennen. Die Aufgabe, die bei Metz eingeschlossene Armee zu bewachen, fiel jetzt der ersten und zweiten Armee unter Kommando des Prinzen Friedrich Karl zu; ein Teil der letzteren war indessen nun für die weiteren Operationen gegen Paris und gegen die Armee Mac Mahons verfügbar geworden.

Dieser Marschall hatte die Trümmer seiner bei Weißenburg und Wörth geschlagenen Armee nach Chalons zurückgeführt. Hier hatte er allmählich wieder die Ordnung unter seinen Truppen hergestellt, Verstärkungen aus Paris an sich gezogen und hoffte nun den gegen Paris vorrückenden deutschen Heeren auf den Katalaunischen Feldern noch eine Entscheidungsschlacht anzubieten.

Sogleich nach der vollendeten Einschließung Bazaines bei Metz war aus den Truppen des IV. Armeekorps (General v. Alvensleben I.), des XII. (königl. sächsischen) Armeekorps (jetzt unter dem Prinzen Georg von Sachsen) und den preußischen Garden (Prinz August von Württemberg) noch eine vierte Armee unter Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet worden. Während die dritte Armee (des Kronprinzen von Preußen), die während der dreitägigen Schlacht bei Metz in der Umgegend von Nanzig eine kurze und wohlverdiente Ruhe genossen hatte, von Nanzig aus den Vormarsch über Commercy und Bar le Duc gegen Chalons wieder aufnahm, sollte gleichzeitig die vierte Armee den mehr nördlichen Weg von Metz über Clermont und St. Menehould nach demselben Ziele einschlagen. Beide Armeen sollten sich vor Chalons vereinigen und hier die letzte Armee, die sich ihnen auf

dem Wege nach dem eigentlichen Kriegsherde, der feindlichen Hauptstadt, noch entgegen legte, aus dem Felde schlagen.

Den deutschen Armeen weit voraus streifte auf allen Straßen die Kavallerie. Schon am 23. August trafen die ersten Husaren von der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen in der Gegend von Chalons ein, aber ihr Staunen war groß, als sie in dem dortigen Lager nicht einen Mann entdeckten; nur zerbrochene Gepäckwagen, unbrauchbare Protzkasten u. s. w. bezeichneten die Spuren des Lagers. Der Abbruch desselben mußte mit großer Eile btrieben worden sein; darauf deuteten auch die zerstreut umherliegenden Waffen und Ausrüstungsstücke hin. Überall glimmte noch die Asche von verbrannten Vorräten, die die Armee bei ihrem Abmarsche nicht mehr hatte mitnehmen können.

Die Veranlassung zu diesem plötzlichen Verlassen des Lagers lag in dem kühnen in Paris ausgeheckten Plane, durch die Armee von Chalons der bei Metz eingeschlossenen Armee Bazaines Entsatz und Hilfe zu bringen. Mac Mahon sollte sich, indem er mit seiner Armee über Reims, Rethel, Stenay und von da an dem waldigen Bergrücken der Ardennen und den Festungen der belgischen Grenze Montmedy, Longwy, Thionville entlang marschierte, der Festung Metz von Norden her nähern und einen Angriff in den Rücken der Armee des Prinzen Friedrich Karl ausführen, während gleichzeitig Bazaine mit einem Ausfall in nordöstlicher Richtung den eisernen Umschließungsgürtel in der Front zu durchbrechen hätte. Durch Spione war Bazaine über das Vorhaben unterrichtet worden, und der französische Minister Graf von Palikao baute so fest auf das Gelingen desselben, daß er dem Gesetzgebenden Körper sagte: „Meine Herren, wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie illuminieren!“

Aber das Geheimnis der klugen Männer, Bazaine, Mac Mahon und des Grafen Palikao, war doch noch zu andrer Leute Ohren gedrungen und namentlich in die englischen Zeitungen gebracht, von wo es bald seinen Weg in das große Hauptquartier der Deutschen fand. Dorthin hatten denn auch bald die weit voraus schwärmenden Kavallerieabteilungen den Abmarsch Mac Mahons nach der Maas gemeldet.

Sobald die Absicht des Marschalls klar erkannt worden, warfen sich die Armeen der beiden Kronprinzen unter Oberleitung des Königs, die eine von Süden, die andre von Osten her, sofort mit gewaltigen Märschen ihm entgegen, nahmen ihm zuerst die Möglichkeit, Metz zu erreichen, schnitten ihm dann die Verbindung mit Paris ab und raubten ihm endlich auch seine letzte Hoffnung, auf belgischem Gebiete eine Zuflucht zu finden. So meisterhaft der Plan des Oberfeldherrn aber auch angelegt war, so erforderte doch die Ausführung von den Truppen die volle Einsetzung aller Kräfte, und der Ausspruch des Marschalls Turenne, „daß die Taktik in den Beinen liege“, konnte gerade hier in der Nähe seiner Vaterstadt von den Nachkommen seiner ehemaligen Gegner bewahrheitet werden. Da ward marschiert von früh bis spät, bei Sonnenbrand und Regenschauer, keine Anstrengung, keine Beschwerde gescheut, jede Entbehrung frohen Muts ertragen. Wenn die Verpflegungskolonnen auf den schlüpfrigen Gebirgswegen nicht nachkommen konnten, so half man sich mit dem eisernen

Bestande, den jeder für drei Tage bei sich führte: Zwieback, Speck, Reis und Salz, mancher besonders Beglückte auch wohl eine Erbswurst.

Wie bei den Mannschaften, so war es auch bei den Führern, bis hinauf ins große Hauptquartier des Königs. Das große Hauptquartier wurde am 27. nach dem kleinen Gebirgsstädtchen Clermont im Argonnerwalde verlegt, wo es mit demjenigen der vierten Armee zusammentraf. Hier in der Arbeitsstube des Schulmeisters hat der Bundeskanzler sein Wohn- und Schlafzimmer, ein Notenpult ist sein Arbeitstisch, ein Sägebock und eine Tonne, darüber eine ausgehobene Thür, sein Büreau und Büffett zugleich; unten im Schulsaal arbeiten die Offiziere des Generalstabes, in Ermangelung von Leuchtern sind die Kerzen in die Hälse der leeren Weinflaschen gepflanzt; ihr mattes Licht fällt auf die Streu, die an den Wänden bereits ausgebreitet ist, ein wahrhaft fürstliches Lager für die Müden. Unten aber durch die engen Gassen des Städtchens marschieren Bataillon auf Bataillon bei Sturm und Hagelschauer mit Trommeln und Pfeifen, mit Sang und Klang vorüber und lassen grüßende Hochs und Hurras nach den hellen Fenstern gegenüber dem Schulhause hinaufschallen, wo der König sein Quartier hat. Während dieses kriegerischen Getümmels gehen die Geschäfte alle ihren gewohnten Weg; Bismarck schreibt, Moltke denkt, der König wacht und sorgt für alle.

An diesem Tage (27. August) erreichten auch schon die Vortruppen der vierten Armee Fühlung mit derjenigen Mac Mahons. Die sächsischen Reiter warfen französische Chasseurs à cheval in einem glänzenden Reitergefecht bei Buzancy und nahmen den französischen Kommandeur, Oberstleutnant de la Porte, der im Handgemenge eine schwere Wunde erhalten hatte, gefangen.

Am 29. lieferte die Vorhut des sächsischen Korps dem Feinde ein glückliches Gefecht bei Nouart, eine Meile westlich von Buzancy.

Die Schlacht bei Beaumont am 30. August. Wenn der französische Marschall bis dahin anzunehmen schien, daß er es nur mit einem Streifkorps zu thun habe, so wurde er am folgenden Tage eines andern belehrt. Am 30. August rückte die ganze vierte (Maas-) Armee, welche sich unterdessen bei Buzancy und Nouart zusammengezogen hatte, weiter gegen die Maas und die Ardennen vor. Dem Regenwetter der letzten Tage war endlich ein heller, sonniger Herbsttag gefolgt und zeigte die Gegend in ihrem vollen landschaftlichen Reiz.

Gegen Norden erhoben sich die Vorberge des Ardennerwaldes, noch diesseit derselben an waldigem Hügelrücken lag das freundliche Städtchen Beaumont; der blaue Bergstreifen im Nordosten zeigte die Linie, an der sich die belgische Grenze entlang zog; gegen Osten senkte sich die Erdfläche in sanften Schluchten zu den Windungen der Maas hinab.

Gedeckt durch die dunklen Waldungen, durch welche die Straße von Nouart nach Beaumont führt, näherten sich die Kolonnen der Maasarmee. Als die Avantgarde des IV. Korps um Mittag aus dem Walde vorbrach, erblickte sie auf den Höhen östlich Beaumont das weiße Zeltlager einer Division des V. Korps (de Failly) auf Kanonenschußweite vor sich. Sofort fuhren die Batterien auf und warfen ihre Hohlgeschosse mitten zwischen die harmlos mit dem Abkochen

ihres Mittagsmahls beschäftigten Gruppen der Rothosen, eine unhöfliche Art, ihnen Prosit Mahlzeit zu wünschen, so daß die Franzosen ihre Feldkessel stehen ließen und in größter Bestürzung und Verwirrung zu den Gewehren liefen. Gleichzeitig mit diesem Angriff des IV. ging auf dem rechten Flügel das XII. Korps gegen Mouzon an der Maas vor, und das I. bayrische Korps (von der Tann), welches die Verbindung zwischen der dritten und Maasarmee hielt, umfaßte die rechte Flanke des angegriffenen Korps Failly. Während dieses Vorgehens wurden die Bayern von einer andern französischen Division in der linken Flanke angegriffen, schlugen aber den Angriff mit dem Bajonett zurück. In Raucourt, wo an demselben Tage der Kaiser geweilt hatte, fanden die Bayern noch ein nach allen Regeln der Kochkunst zubereitetes Diner, den Champagner bereits in Eis gekühlt, eine willkommene Erfrischung nach den Anstrengungen des heißen Tages. Auf dem rechten Flügel drängten die Sachsen den Feind gegen die Maas zurück. Die feindliche Artillerie krönte die Höhen auf dem rechten Ufer der Maas, um den Rückzug des französischen Korps über die Brücke von Mouzon zu beschützen, aber auf dem linken Ufer protzten schon die sächsischen Batterien ab und steigerten durch ihr Granatfeuer die Verwirrung in den zurückgehenden Kolonnen. Die Kanonade dauerte noch bis in die Dunkelheit fort.

Der glänzende Erfolg dieses Tages war mit verhältnismäßig geringen Opfern errungen worden. Die Verluste der deutschen Truppen betrugen ungefähr 3200 Tote und Verwundete, diejenigen der Franzosen nach ihren Angaben 1800.

Die Beute des Tages war groß, zwei Adler, 42 Geschütze, gegen 3000 Gefangene, ein großer Teil der Bagage und die Zeltlager von zwei Divisionen fielen in die Hände der Sieger. In den Zelten der Offiziere fand man Pläne von Königsberg.

Mittlerweile hatte auch die dritte Armee die schwierigen Pässe des Argonnerwaldes überschritten und schon mit dem I. bayrischen Korps, wie erwähnt, an der Schlacht bei Beaumont teilgenommen.

Eine Seitenabteilung vom schleswig-holsteinischen Husarenregiment Nr. 15 vollführte bei diesem Marsche ein seltenes „Reiterstückchen zu Fuß", indem die Husaren, abgesessen, den Karabiner in der Hand, das auf einer steilen Anhöhe in der linken Flanke des Vormarsches gelegene Dorf Voncq erstürmten und die ganze Besatzung, ein Mosaik von Turkos, Mobilgarden und Pompiers, gefangen nahmen.

Am 31. August befand sich das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen zu Chémery, 1½ Meile südlich Sedan, die Bayern standen bei Remilly, die übrigen Korps bei Donchery und Dom-le-Mesnil, eine Meile unterhalb Sedan, bereit, die Maas zu überschreiten.

Die Schlacht bei Beaumont und ihre Folgen konnten die französischen Heerführer nicht mehr in Zweifel über das Bedenkliche ihrer Lage lassen. Das Korps Failly war infolge der Schlacht in voller Auflösung bei Mouzon über die Maas, ein andrer Teil der Armee gegen die Ardennen auf Sedan zurückgeworfen worden. Der Versuch Mac Mahons, die Armee Bazaines zu entsetzen,

mußte als vollständig gescheitert angesehen werden; es handelte sich nur noch um die Sicherung der eignen Armee. Dieselbe mochte vor der Schlacht bei Beaumont noch 150000 Mann gezählt haben und bestand aus dem I. Korps (Ducrot), dem V. (Failly), dem VII. (Douai) und dem neu gebildeten XII. Korps (Lebrun). Das bei Laon gebildete XIII. Korps (Vinoy) hatte den Anschluß an die Armee Mac Mahons nicht mehr erreichen können. Rechnet man die Verluste in den letzten Tagen des August auf 20000 Mann, so zählte die Armee nach der Schlacht bei Beaumont immer noch 130000 kampffähige Soldaten.

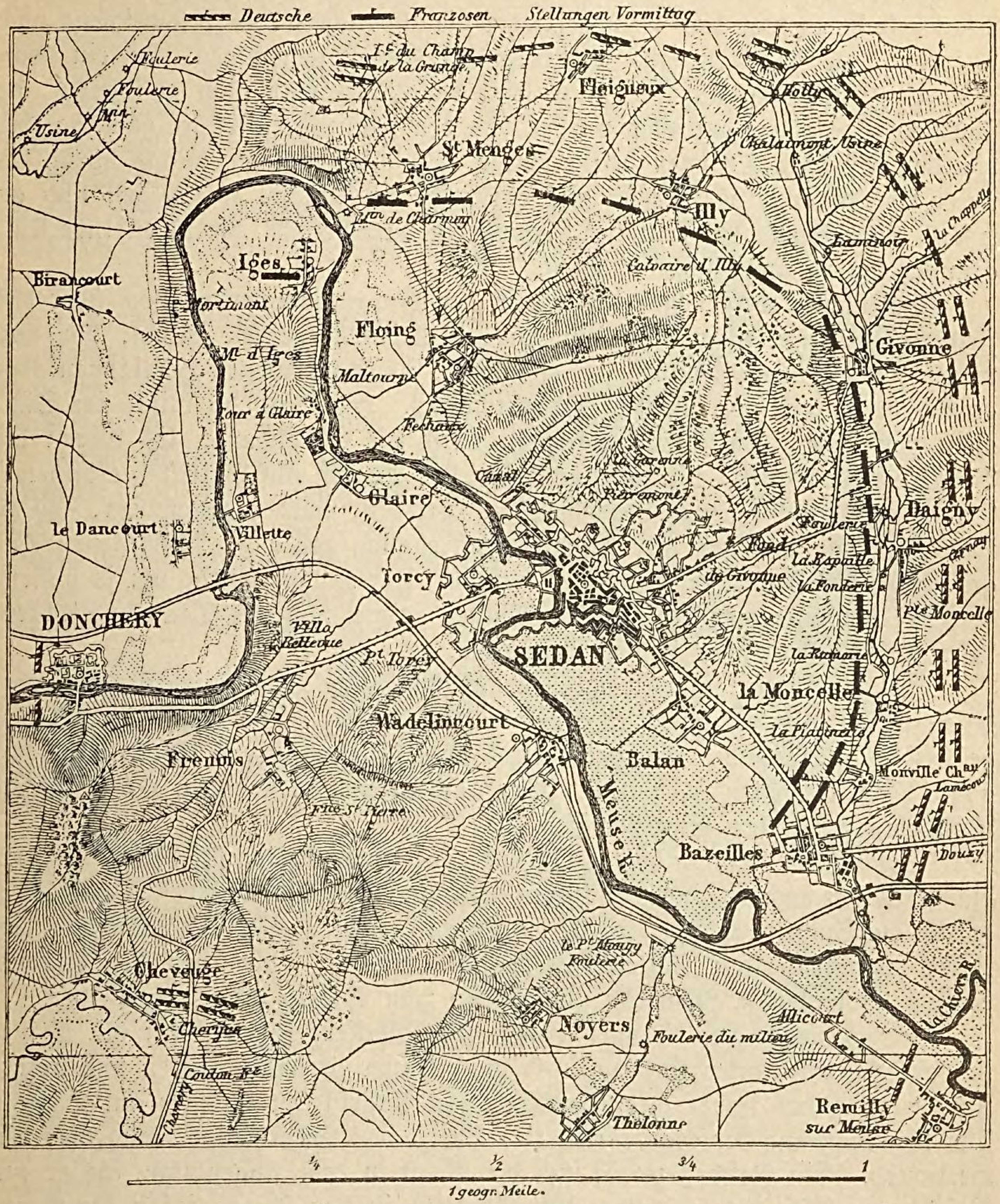
Der Marschall Mac Mahon faßte den Entschluß, mit dieser Streitmacht — wenn auch unter ungünstigen Verhältnissen — eine entscheidende Schlacht anzunehmen. Den rechten Flügel bei Bazeilles an die Maas gelehnt, als Stützpunkte der Front die im Halbkreise um Sedan auf eine halbe Meile Entfernung von der Festung gelegenen Dörfer la Moncelle, Daigny, Givonne, Illy und Floing, den linken Flügel auf einen terrassenförmigen Bergvorsprung zwischen den letztgenannten beiden Dörfern gestützt und im Rücken die festen Mauern von Sedan, so glaubte er, selbst den Angriff eines überlegenen Feindes abweisen zu können, und behielt endlich für den unglücklichsten Fall immer noch die Möglichkeit eines Rückzugs auf Mezières oder des Übertritts auf das neutrale belgische Gebiet. In der ungünstigen Lage, die er sich selbst bereitet hatte, war dies vielleicht der ehrenvollste Entschluß, der ihm noch übrig blieb, und nicht ohne jede Aussicht auf Erfolg. Ein bedenkliches Zeichen war aber die schon in einem Teile seiner Armee um sich greifende Entmutigung. Man sah bereits ganze Haufen von Marodeuren hungernd und abgemattet sich in den Dörfern über die Vorräte stürzen, ohne auf den Ruf und das Kommando ihrer Offiziere zu achten, und bei Annäherung einer Ulanenpatrouille die Waffen wegwerfen und davonlaufen oder sich widerstandslos ergeben.

Der Kaiser befand sich bei der Armee und war entschlossen, ihr Schicksal zu teilen; aber seine Erscheinung trug nicht dazu bei, den Mut der Truppen zu erheben. Fast unbeachtet fuhr der kaiserliche Wagen an den Kolonnen vorüber, ohne daß auch nur ein „Vive l'Empereur!“ sich hätte hören lassen.

Noch trostloser war die Lage des kaiserlichen Prinzen. Das tapfere Kind von Frankreich, dessen Heldenmut in jener berühmten Schlacht bei Saarbrücken am 2. August den bärtigen Kriegern Thränen entlockt hatte, irrte jetzt ruhelos von einem Grenzorte seines Vaterlandes zum andern in der Begleitung jener prächtigen Hundertgarden, die auch lieber etwas Besseres gethan hätten, als Wärterdienste bei einem Kinde zu versehen.

Die Schlacht bei Sedan. Am 1. September mit Tagesanbruch verließ der König sein Hauptquartier zu Vendresse und wählte seine Aufstellung auf einer Bergkuppe zwischen Frenois und Donchery westlich Sedan, welche eine weite Rundschau über das Schlachtfeld gestattete. Unten im Thale wand sich die Maas, in deren Wasser sich die grünen Wälle und die zwischen Baumpflanzungen halbversteckten altertümlichen Bastionen von Sedan spiegelten. Im Südosten der Festung lagen die Dörfer Balan und Bazeilles, ersteres so nahe, daß es als Vorstadt von Sedan angesehen werden konnte; bunte Wiesenflächen breiteten

sich auf dem rechten Ufer der Maas bis zu diesen Dörfern aus; weiterhin im Halbkreise um die Festung, halb im Busche versteckt, halb mit den Türmen und grauen Ziegeldächern über die Baumkronen hervorschauend, lagen die Dörfer la Moncelle, Daigny, Givonne, Jlly, St. Menges, Iges und Floing.



Übersichtskarte zur Schlacht bei Sedan.

In der Ferne erhoben sich amphitheatralisch, zu immer höheren Stufen ansteigend, die mächtigen Bergrücken der Ardennen, mit ihren dunklen Waldungen die Aussicht begrenzend.

Die Eroberung des Abschnittes von Bazeilles bis Givonne war Aufgabe

der Bayern und der Maasarmee, die oberhalb Sedan die Maas überschritt; die Einnahme von St. Menges, Illy und Floing, sowie der Hochfläche, auf welche der linke Flügel der Franzosen sich stützte, fiel der dritten Armee zu, die bei Donchery und Dom le Mesnil ihren Übergang über die Maas bewerkstelligte. In Illy hatten sich beide Armeen die Hände zu reichen. Wenn dieser Plan gelang, so war dem Feinde sowohl die Möglichkeit des Ausweichens nach Mezières, als des Übertritts auf belgisches Gebiet genommen. An ein nochmaliges Zurückgehen auf das linke Ufer der Maas war nicht zu denken, da sämtliche Übergänge entweder vorher von den Franzosen zerstört oder nachher von den deutschen Truppen besetzt waren. Es blieb ihm also nichts übrig, als unter den Mauern von Sedan eine entscheidende Schlacht zu schlagen und an irgend einer Stelle die deutschen Armeen zu durchbrechen, die in eiserner Umarmung ihn zu umschließen drohten.

Ein dichter weißer Nebel wehte in der Morgendämmerung noch über den Feldern, die zum Schauplatz der blutigen Schlacht werden sollten, hin und wieder zu seltsamen Gebilden sich gestaltend, gleich zerrissenen Heerfahnen oder gleich einem zerfetzten bleichen Purpurmantel. Hier und da blitzte im Südosten von Sedan ein roter Feuerschein durch die Nebelwand. Es waren die Batterien der Bayern, die in aller Frühe den Angriff auf Bazeilles eröffneten. Das Dorf Bazeilles wurde genommen, verloren, wieder genommen, endlich konnte es nur noch mit der größten Anstrengung gegen die überlegenen Angriffsstöße der Franzosen behauptet werden. Der Kampf wurde um so wütender, da die Einwohner selbst zu den Waffen griffen und aus Dach- und Kellerluken auf die bayrischen Soldaten feuerten.

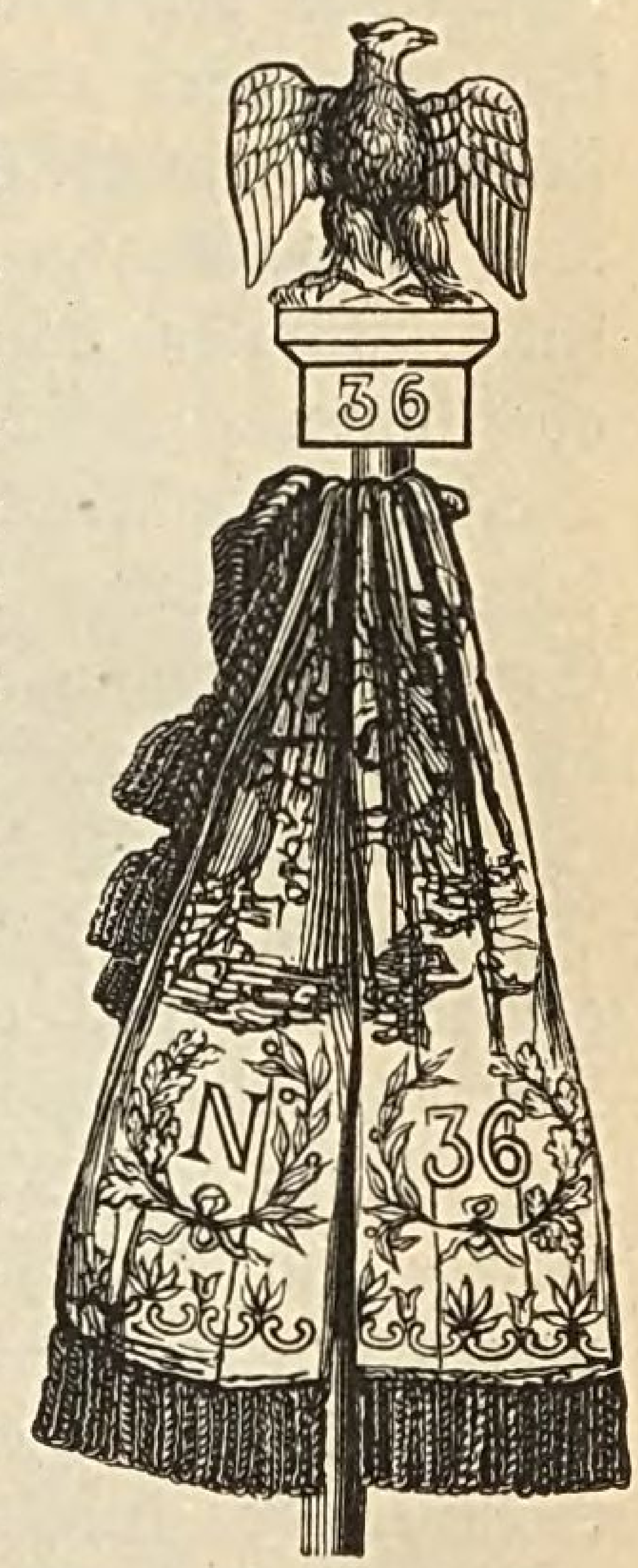
Als die Bayern ihre Kameraden auf schmähliche Weise hingemordet sahen, da regte sich auch bei ihnen Wut und wilder Grimm. Die Häuser, aus denen geschossen wurde, gaben sie schonungslos den Flammen preis. Bald stand das ganze Dorf in lichten Flammen. Aber auch in dem brennenden Dorfe wütete der Kampf mit allem Entsetzen fort.

Solange die Bayern hier allein und ohne Unterstützung kämpften, glaubten die Franzosen noch an einen glücklichen Ausgang der Schlacht; indessen allmählich hatten die Spitzen des XII. Korps, die Sachsen, über Douzy und Lamecourt von Osten vorrückend, das Schlachtfeld bei la Moncelle, rechts von den Bayern, erreicht, eroberten la Moncelle und gingen zum Angriff auf Daigny über.

Rechts neben den Sachsen traten ihre Waffengefährten von St. Privat ins Gefecht, erstürmten Givonne und die dahinter liegenden Höhen und unterstützten durch das Feuer ihrer Artillerie den Angriff der Sachsen auf Daigny. Der Kommandeur der Gardeartillerie, Oberst von Scherbening, fand hier den Heldentod. Ein Geschoß zerriß ihm die Brust in dem Augenblicke, als er den Befehl zum Abprotzen erteilte. Mit Thränen in den Augen sahen die Kanoniere die Leiche ihres geliebten Kommandeurs von dannen tragen, in den sie bei seiner entschlossenen Festigkeit und ruhigen Milde ein unerschütterliches Vertrauen setzten. Auch der Hauptmann von Roon, ein Sohn des preußischen Kriegsministers, wurde hier tödlich verwundet und hauchte bald darauf in den Armen seines herbeigeeilten Bruders sein Leben aus.

Um 11 Uhr war das Dorf Daigny von den Sachsen genommen. Unter dem Schutze des Feuers von mehr denn hundert Geschützen breiteten sich jetzt die Garden immer weiter rechts gegen Illy und Fleigneux aus, auf ihrem rechten Flügel suchte schon die Gardekavalleriedivision die Fühlung mit der Armee des Kronprinzen von Preußen und schickte sich an, dem Feinde sein letztes noch offenes Thor nach Belgien zu schließen.

Schon machte sich das Eingreifen der dritten Armee auf dem linken Flügel Mac Mahons immer fühlbarer. Nachdem in der Nacht die Pontonbrücken bei Donchery vollendet worden, waren das XI. und V. Korps in aller Frühe des 1. September auf das rechte Ufer der Maas übergegangen. Die württembergische Division hielt als Reserve bei Dom-le-Mesnil und hatte zugleich etwaigen Ausfällen der französischen Besatzung von Mezières entgegenzutreten.



Eroberter französischer Adler.

Auf den ersten Widerstand stieß die Avantgarde des XI. Korps bei St. Menges. Das Dorf wurde genommen, aber den Schlüssel der Stellung des Feindes auf dem linken Flügel bildete die weit gegen Westen vorspringende steile Bergnase zwischen Illy und Floing. Schon um 9¼ Uhr morgens waren zwei Kompanien des 1. nassauischen Infanterieregiments Nr. 87 unter dem Schutze des fallenden Nebels in das wichtige Dorf Floing eingedrungen und hatten sich, nachdem die Häuser am Markte, wo Soldaten und Bauern aus den Fenstern schossen, jedes einzeln genommen waren, während des ganzen Verlaufs der Schlacht gegen die wiederholten Versuche der Franzosen, mit dichten Massen den wichtigen Punkt wieder zu nehmen, tapfer behauptet, obgleich sie alle Offiziere verloren, die letzte Patrone verschossen und den Angriffen des Gegners keine andre Waffe mehr entgegenzusetzen hatten als das Bajonett. Unter dem Schutze dieser kleinen tapferen Schar, welche erst gegen Mittag Verstärkung und Patronen erhielt, fuhren die Batterien des XI. Korps nördlich von Floing auf und richteten ihr Feuer gegen die Stellung des Feindes auf dem terrassenförmigen Bergvorsprung bei Illy. Um Mittag wurde der Sturm auf diese Höhe unternommen. Auf der Hochfläche leisteten die Franzosen noch eine verzweiflungsvolle Gegenwehr. General von Gersdorf, welcher das Kommando des XI. Korps an Stelle des verwundeten Generals von Bose führte, fand den Heldentod. Endlich wurde der Berg von den dichten Schützenschwärmen der verschiedensten Regimenter, Hessen und Nassauer, Stufe für Stufe erstiegen. In regellosen Haufen wandte sich der Feind zur Flucht, teils in der Richtung auf Sedan, teils in den Wald von Garenne. Vergebens warfen sich mehrere Kavallerieregimenter, namentlich die Chasseurs d'Afrique, mit Todesverachtung auf die anrückenden Massen des V. und XI. Korps; aber diese setzten allen Angriffen stets dieselbe unerschütterliche, kaltblütige Ruhe entgegen und überschütteten die anstürmenden Reiterscharen teils mit vernichtendem Schnellfeuer, teils mit rollenden,

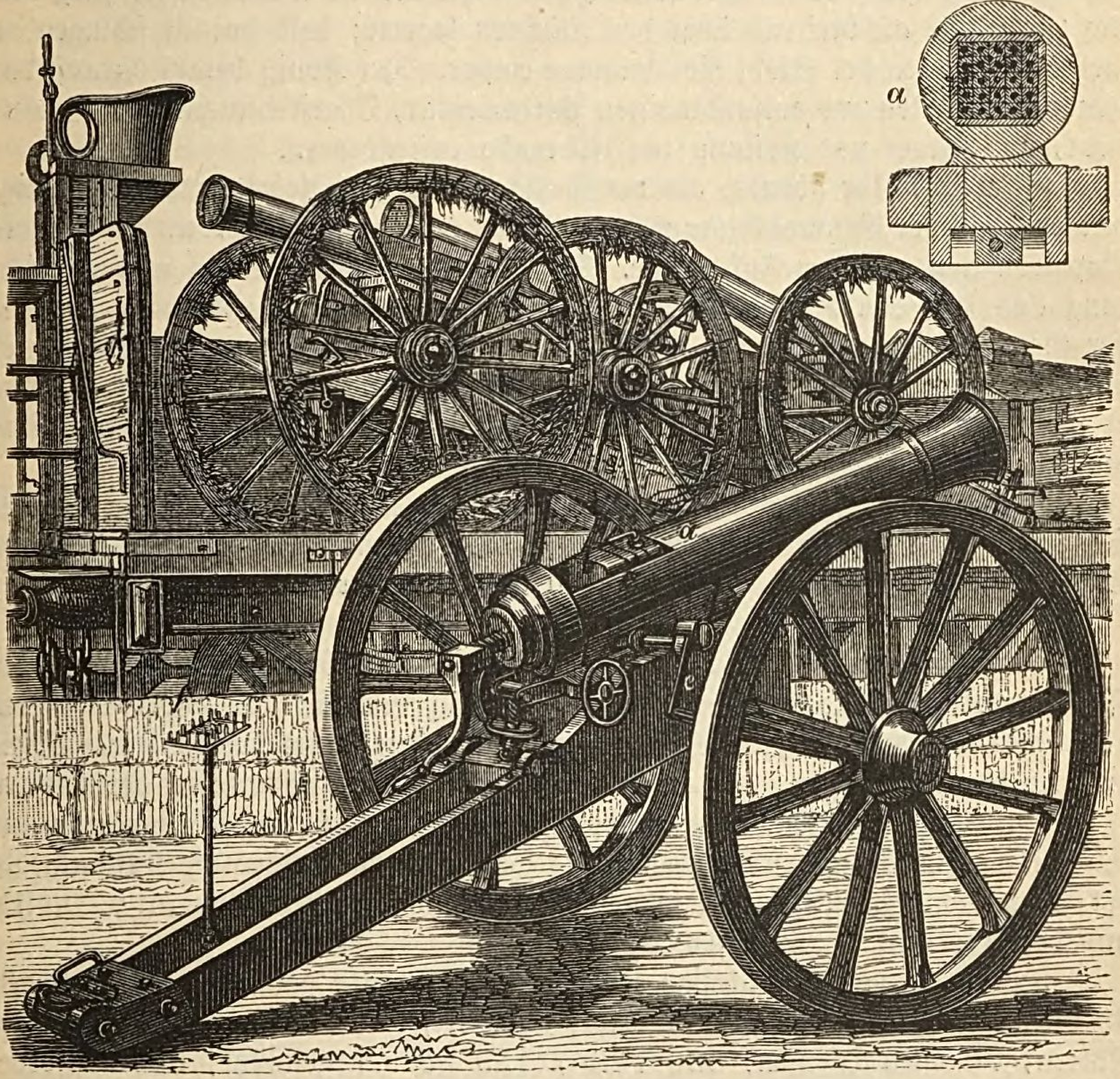
Verderben bringenden Salven. Die stolzen Regimenter sind bald zersprengt oder in blutige Trümmerhaufen verwandelt.

Der Wald von Garenne, welcher sich nordöstlich Sedan gegen Givonne und Illy erstreckt, ward jetzt die letzte Zuflucht der aus allen Stellungen vertriebenen feindlichen Scharen. Hier wimmelte es von den buntesten Uniformen. Zuaven, Turkos und französische Liniensoldaten ballten sich in dichte Haufen zusammen, und bald rechts, bald links sich wendend, suchten sie vergebens einen Ausweg aus dieser „drangvoll fürchterlichen Enge“. Sobald sie das Freie erreichten, schlugen unfehlbar die Granaten in die Gruppen und trieben sie wieder auseinander, wie der Wolf die Herde. Auch der Wald bot keinen Schutz mehr. Überall platzten die Granaten zwischen den Bäumen, und schon schickten sich die Infanterie der Garde, die Avantgarde der 1. Gardedivision und die Gardejäger an, ihnen auch diese letzte Zuflucht zu nehmen. Als ob der Anblick eines sichtbaren Feindes, nachdem sie lange Zeit durch das Granatfeuer gelitten hatten, ohne etwas dagegen thun zu können, ihnen plötzlich doppelten Mut gegeben hätte, stürzten sich die verzweifelten Scharen wutknirschend ihnen entgegen, aber unter den sicheren Kugeln der Jäger sanken sie nieder, wie hingemäht. Tausende von Feinden wurden während der Schlacht in jenem Gehölz zu Gefangenen gemacht. Als man einen gefangenen Trompeter dort die französischen Signale „Sammeln“ und „Gewehr in Ruh'“ blasen ließ, strömten sie von allen Seiten herbei und ließen sich widerstandslos gefangen nehmen.

Es war 12 Uhr mittags. Mit der Erstürmung der Höhenstellung von Illy hatten sich die letzten Glieder in der verhängnisvollen Kette zusammengefügt; von jetzt ab gab es nur noch eine Gegenwehr der Verzweiflung. Immer enger schloß sich jetzt der eiserne Gürtel um die feindliche Armee. Im Westen und Norden stürmte der Kronprinz von Preußen mit der dritten Armee, im Nordosten und Osten der Prinz August von Württemberg mit den preußischen Garden, im Südosten der Kronprinz Albert mit seinen Sachsen, im Süden Tann mit den Bayern — Alldeutschland im Sturme gegen das letzte Bollwerk des französischen Kaisers. Ringsum schlossen die Batterien den Feuerkreis um die Festung; rund um Sedan rollte der Donner der siegreich fortschreitenden Feldschlacht, ein unaufhörliches, tobendes Gewitter, das den Erdboden dröhnen und die Luft zittern machte.

In zügelloser Flucht drängte alles, Soldaten, Offiziere aller Grade, über die niedergelassenen Zugbrücken nach den Thoren hinein oder stieß sich gegenseitig in die Festungsgräben. Manche zerbrachen schon jetzt ihre Gewehre und Säbel; keiner achtete des andern. Wagen mit Verwundeten mußten unterdessen draußen im Granatfeuer halten bleiben, weil sie keine Einfahrt fanden. Kürassiere setzten in voller Rüstung vom Rande in die Gräben hinab, wobei die Pferde zerschmettert unten ankamen, und kletterten dann an der andern Seite mühsam an den Wällen empor. Umgeworfene Wagen, gestürzte und tote Pferde sperrten die Straßen der Stadt, in denen immer neue Züge mit Geschützen und Fahrzeugen aller Art sich stopften und unter dem Geschrei ihrer Führer durcheinander fuhren. Eine einzige Granate in einen Pulverwagen hätte jeden Augenblick eine neue furchtbare Katastrophe herbeiführen können.

Marschall Mac Mahon war schon am Frühmorgen durch einen Granatsplitter verwundet worden und hatte den Oberbefehl dem General Ducrot übertragen, welcher ihn jedoch nach kurzer Zeit an den erst vor 48 Stunden aus Algier eingetroffenen General von Wimpffen auf Grund einer Verfügung des Kriegsministeriums abtreten mußte. Dieser beschloß in der trostlosen Lage, mit einigen Tausend Mann einen Durchbruch in südöstlicher Richtung zu versuchen.



Eroberte französische Mitrailleusen.

Den Kaiser ließ er auffordern, sich in der Mitte dieser Truppen vor der Gefangennahme zu retten. Aber derselbe hatte schon jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Auch die wenigen Truppen, die General von Wimpffen mit Mühe und Not zusammenbrachte, waren bald auseinander gesprengt. Die 8. Division (v. Schöler) des IV. Armeekorps war im Laufe des Nachmittags zur Unterstützung der Bayern eingetroffen und ließ den Franzosen kaum Raum und Zeit, sich zum Angriff zu ordnen und zu entwickeln.

Es war gegen 4 Uhr. Ringsum am Horizont schlugen die Flammen der Dörfer auf; überall eilten die Franzosen in hellen Haufen nach der Festung.

Von der Höhe bei Donchery aus überblickte der König mit seinem Gefolge die wilde Flucht des Feindes. Da sich noch immer keine Andeutung zeigte, daß der Feind zur Kapitulation geneigt sei, so ließ der König jetzt an die bayrischen und württembergischen Batterien auf dem linken Maasufer den Befehl ergehen, die Stadt zu bombardieren.

Nur eine kurze Weile hatte das Feuer der Batterien gedauert, da zeigte sich über der Stadt eine dichte schwarze Rauchsäule, die immer höher stieg und sich zur Wolke ausbreitend über den Dächern lagerte; bald darauf schlugen an mehreren Stellen der Stadt die Flammen empor. Der König befahl darauf, das Feuer einzustellen und entsandte einen Parlamentär, Oberstleutnant von Bronsart, um Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern.

Es war 7 Uhr abends, als der Parlamentär zurückkehrte und dem Könige meldete, daß der Generaladjutant Graf Reille mit einem Schreiben des Kaisers Napoleon ihm auf dem Fuße folge. Sogleich darauf sah man in gerader Richtung aus der Stadt drei Reiter unter Parlamentärflagge sich nähern. Als der General Graf Reille, ein stattlicher Offizier mit der Krim- und Solferinomedaille auf der Brust, auf ungefähr 80 Schritte dem König genaht war, stieg er vom Pferde, nahm weit vor dem Könige sein Käppi ab und übergab ihm mit entblößtem Haupte ein Schreiben. Es lautete:

Mein Herr Bruder! Da es mir versagt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Euer Majestät zu legen. Ew. Majestät guter Bruder

Sedan, den 1. September 1870. Napoleon.

Der König gab in tiefster Bewegung seiner Umgebung Kenntnis von dem Inhalte des empfangenen Schreibens. Darauf erwiderte er sofort in einem Handschreiben, daß er den Degen annehme und den Kaiser ersuche, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln.

Da der Kaiser kein Kommando bei der Armee führte, so konnte er nur sich selbst dem Könige übergeben. Die Verhandlungen über die Kapitulation der Armee wurden noch in der folgenden Nacht zwischen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen geführt.

Infolge dieser Kapitulation wurden zur Übergabe genötigt: 1 Marschall, 39 Generale, 230 Stabs-, 2095 andre Offiziere, 84450 Mann mit sämtlichen Adlern, 70 Mitrailleusen, 330 Feld-, 139 Festungsgeschütze, 6000 Pferde. 2 Adler, 25 Geschütze waren schon während der Schlacht erobert worden und 21000 Mann in Gefangenschaft geraten. Mehrere Tausend Mann mit einiger Artillerie und Fahrzeugen waren auf belgisches Gebiet geflüchtet und dort entwaffnet worden. Den Deutschen hatte dieser ruhmreiche Kampf ungefähr 460 Offiziere und 8500 Tote und Verwundete gekostet.

Noch nimmermehr, solange Kriege geführt werden, war es vorgekommen, daß ein so starkes Heer samt seinem Oberhaupte auf dem Schlachtfelde selbst sich ergeben hatte. Alle Kapitulationen in früheren Kriegen beschränkten sich auf weit geringere Grenzen. Hier war eine deutsche Großthat vollbracht worden, wie noch niemals in der Weltgeschichte. Zwei Kronprinzen, die zur Führung edler deutscher Volksstämme in der Zukunft berufen sind, hatten unter

Oberbefehl des greisen Heldenkönigs Wilhelm von Preußen ihre Heere zu dem herrlichsten Siege geführt, und jeder Deutsche — Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberger — hatte einen ruhmvollen Anteil daran.

Unsäglich war der Jubel des siegreichen Heeres auf dem Schlachtfelde. Von Heerschar zu Heerschar wurde unter endlosen Hurras und Hochs die Kunde weiter getragen von der Gefangennehmung Napoleons und seiner Armee. Wo der greise Heerfürst auf seiner Rückfahrt in das Hauptquartier Vendresse sich zeigte, überall begrüßte ihn der begeisterte stürmische Jubel seiner Truppen, der von Fahne zu Fahne immer lauter und mächtiger auf dem ganzen Schlachtfelde sich erhob wie das Wogengebraus der erregten Meerflut. Überall bildeten die Soldaten Spaliere zu beiden Seiten des Wegs, schwangen die Helme und Feldmützen in die Lüfte und jedes schwellende Herz rief: „Heil Dir, Du Schirmherr und Retter deutscher Ehre! Du, Deutschlands Führer und Haupt!"

In den Dörfern, wo der König noch am späten Abend hindurchfuhr, hatten sie viele Tausend Lichtchen verteilt und in die Mündungen ihrer Gewehre gepflanzt, wie zur feierlichen Beleuchtung. Das flimmerte und leuchtete von ferne schon, wie der Glanz eines mächtigen Christbaumes und warf einen heiteren Schein in des greisen Königs Herz.

Aber es war nicht allein Jubel, was die Herzen der Krieger bewegte und schlagen ließ. Sie alle standen unter dem frischen Eindruck des großen welterschütternden Ereignisses, sie spürten das Wehen des Geistes Gottes in der Geschichte, und im stillen Dank schlugen die Herzen zu dem, durch dessen Hilfe allein so große Thaten vollbracht worden waren. Über den Gefilden, die heute unter dem Donner von nahe an 1000 Geschützen und unter dem ehernen Tritt von 300 000 streitenden Männern erbebt waren, lag wieder die ernste Stille einer friedlichen sternklaren Nacht. Da stimmte ein Soldat den alten frommen Feldgesang an: „Nun danket alle Gott!" — und ein zweiter, ein dritter fiel ein, ganze Bataillone nahmen ihn auf, dann scholl es weithin über das Schlachtfeld, soweit die Heerscharen lagerten, himmelan in vollem deutschen Männerchor:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden!"

Und die verwundet lagen und nicht sterben konnten, die wohl die Siegeskunde vernommen hatten, aber den Sieg nach Gottes Ratschluß nicht überleben sollten, sie vergaßen Schmerzen und Todespein und stimmten mit ein:

„Nun danket alle Gott!" —

Am folgenden Tage fand in dem Lustschlosse Bellevue zwischen Frenois und Donchery die Begegnung zwischen dem siegreichen König Wilhelm und dem gefangenen Kaiser statt. Unfähig, den Krieg fortzuführen, vermochte Napoleon auch jetzt noch keine Vorschläge zur Herbeiführung des Friedens zu machen, sondern überließ alles dem Schattenspiel von Regentschaft zu Paris, wohl wissend, daß auf die erste Kunde seiner Gefangennehmung die Wogen der Revolution über seinem Throne zusammenschlagen würden. Wohl mochte der Kaiser eine Fügung des Schicksals darin erkennen, daß König Wilhelm ihm die

Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort anwies. Derselbe Ort, der zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands Schauplatz der üppigen Feste seines schwelgerischen Oheims, des Königs Jerome von Westfalen, gewesen war, sollte jetzt des gefangenen Kaisers Kerker werden.

Die Schlacht bei Noisseville. Die Bedeutung des Sieges bei Sedan sollte noch durch einen wichtigen Erfolg gesteigert werden, der an demselben Tage auf den Feldern vor Metz errungen wurde. Bald nach der Schlacht vom 18. August war die Umschließung der Armee Bazaines bei Metz vollendet worden; sämtliche Straßen, die aus der Festung führen, waren durch starke Truppenabteilungen gesperrt, die Eisenbahnen zerstört, die Telegraphenverbindungen — mit Ausnahme einer unterirdischen Leitung nach Thionville, die erst zu Anfang des September entdeckt wurde — unterbrochen; alle Dörfer, die in der Entfernung von einer Meile im Umkreise der Festung lagen, waren von deutschen Truppen besetzt. Der Marschall Bazaine war in betreff seiner Verbindungen mit der Außenwelt allein auf den Luftballon, in betreff der Unterhaltungsmittel für seine Armee auf die Vorräte beschränkt, die in den Magazinen der Festung aufbewahrt oder in den Dörfern ihres nächsten Bereichs noch vorhanden waren. In den letzteren war bald weder ein Huhn, noch ein Ei mehr zu haben. Solange die Vorräte der Festung noch reichten, empfand man wenigstens den bittersten Feind, den Hunger, nicht. Wenn aber das letzte Rind geschlachtet war und man anfangen mußte, von dem Fleisch der mitgeführten Pferde zu leben, dann mußte die Armee nicht nur an Kräften, sondern auch, insbesondere was die Kavallerie und Artillerie betrifft, an Gefechtsfähigkeit verlieren, und wovon sollten endlich auch die Pferde ernährt werden? — Aber auch abgesehen von diesen traurigen Aussichten für die Zukunft, war es anzunehmen, daß dieser hab- und ehrsüchtigste unter allen französischen Marschällen an der Spitze von 180 000 kampffähigen Soldaten sich nicht gutwillig in die ihm auferlegte Rolle ruhmloser Unthätigkeit finden, sondern alles daran setzen werde, um den Einschließungsgürtel zu durchbrechen.

Auch die umschließenden Truppen lagen nicht auf Rosen. Für ihre Verpflegung war zwar, dank der vortrefflichen preußischen Einrichtungen, Sorge getragen, aber in betreff mancher Artikel, von denen sich Herz und Magen des Soldaten im Felde so gern labt, eine gute Zigarre, ein kräftiges Getränk, ein warmer Grog, blieben die Soldaten auf die Liebesspenden aus der Heimat angewiesen, die oft nur mühsam durch Feindesland unter Begleitung wackerer Bürger das Ziel ihrer Bestimmung erreichten. Die von den Truppen besetzten Dörfer, soweit sie nicht schon an den Schlachttagen von den Flammen aufgezehrt und von den Bewohnern völlig verlassen waren, hatten ihr Letztes hergegeben, nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch Thüren und Bretter zum Bau von Baracken für die im freien Felde lagernden Mannschaften. Die Witterung wechselte; auf heiße Tage folgten kalte Nächte mit Regenschauern, aber die wackeren Soldaten vor Metz hatten keinen Schutz dagegen, die Erde unter sich zum Lager, den Himmel über sich zum Zelt. Dabei war die äußerste Wachsamkeit dringend geboten; denn da die Einschließungsarmee in weitem Umkreise, d. h. außerhalb der Schußweite des schweren Festungsgeschützes, die

Festung umlagerte, so hatte Bazaine immer den Vorteil, sich mit weit überlegenen Kräften auf einen einzelnen Punkt der weit ausgedehnten Stellung werfen zu können, um den Gürtel zu durchbrechen. Die Überlegenheit der deutschen Truppen war nur gering. Ein großer Teil der zweiten Armee war zur Bildung einer neuen Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen abgegeben worden, und die zum Ersatz derselben bestimmten Truppen, Landwehren und Küstenbesatzung, konnten nur nach und nach eintreffen. Bis Ende August war von diesen Verstärkungen die Division des Generals von Kummer vor Metz angekommen, welche aus einer Linieninfanteriebrigade (den Regimentern Nr. 19 und Nr. 81) und aus zwei Landwehrbrigaden (posensche und niederschlesische Regimenter) sowie aus drei Reservekavallerieregimentern und der zugehörigen Artillerie gebildet war.

In Erwartung eines Versuchs zum Durchbruch mußten die Truppen der Festung gegenüber sich selbst eingraben und verschanzen, und man sah die wackeren Krieger jetzt ebenso rüstig zu Hacke und Spaten greifen, wie sie vorher in der Schlacht die Waffe geführt hatten. Bald erhob sich den alten finsteren Mauern von Metz gegenüber und dieses von allen Seiten einschließend eine neue Festung von Erdwerken, hinter welcher die umlagernden Truppen mit gewaffneter Hand bereit standen, dem ausfallenden Feinde einen blutigen Kampf zu bereiten. Die äußerste Wachsamkeit war geboten. Von der Dunkelheit bis Mitternacht stand die eine Hälfte der in erster Linie aufgestellten Bataillone mit Gewehr in der Hand, die Kavallerie neben den gesattelten Pferden, die Kanoniere bei den Geschützen, von Mitternacht bis Tagesanbruch die andre Hälfte. Kavalleriepatrouillen streiften Tag und Nacht rings um die Festung; Infanterietrupps schlichen sich unter dem Schutze der Nacht bis nahe an das Lager heran, um zu horchen, was dort vorging.

Gegen Ende des August mehrten sich die Anzeichen von einem beabsichtigten Durchbruch des Feindes. Aufgefangene Briefe und die Aussage der Gefangenen deuteten auf ein derartiges Vorhaben in nahe bevorstehender Zeit hin. Dagegen war es am wenigsten zu erwarten, daß dieser Durchbruch auf dem rechten Moselufer, also in der Richtung nach Luxemburg und dem belgischen Gebiete, versucht werde. Ein solches Unternehmen ließ sich nur dann erklären, wenn man sich dasselbe in Verbindung mit dem gleichzeitigen Zuge Mac Mahons nach den Ardennen dachte. Hier waren daher verhältnismäßig auch die geringsten Kräfte zur Einschließung verwandt worden, nämlich: auf dem rechten Flügel zunächst der Mosel, also die Straße nach Thionville deckend, die Division Kummer auf der Linie Malroy-Charly, links von dieser die 1. Infanteriedivision (v. Bentheim) auf der Linie Failly-Servigny-Noisseville, noch weiter links die 2. Infanteriedivision (v. Pritzelwitz) auf der Linie Colombey-Aubigny-Ars-Laquenexy bis Mercy le Haut, endlich von dieser bis wieder zur Mosel die 28. Infanteriebrigade (v. Schmeling). Die Verbindung dieser Truppen untereinander, insbesondere zwischen den beiden Divisionen des I. Korps, sowie die Deckung des Terrains auf dem linken Flügel bis zur Mosel war der Kavallerie übertragen. Das Kommando über die sämtlichen Truppen auf dem rechten Ufer der Mosel führte der General von Manteuffel.

Am Morgen des 31. August sah man vom Fort St. Julien und von Bellecroix her das Heranziehen dichter Staubwolken; gleichzeitig eröffneten die schweren Geschütze von Fort St. Julien, im Osten der eigentlichen Festung, ein lebhaftes, aber erfolgloses Feuer, welches wohl nur den Aufmarsch der französischen Kolonnen und ihre Entwickelung zum Angriff gegen beide Flügel beschützen sollte. Auf beiden Flügeln entspann sich ein lebhaftes Schützengefecht, welches aber nach einigen Stunden schon wieder mit dem Rückzuge der Franzosen unter den Schutz ihrer Festungswerke endigte. Gegen 2 Uhr konnte man durch Ferngläser die Franzosen bei Fort St. Julien ihr Mittagsmahl abkochen sehen, so friedlich, als ob nichts vorgefallen wäre, und doch lag schon wieder mancher Tote und Verwundete auf den Feldern in der Nähe. — Was dem einen recht, ist dem andern billig! — dachten die preußischen Führer und ließen ihre Truppen ebenfalls abkochen; denn es ist ein wahres Wort für den Soldaten im Felde: „tot kann er sein, satt muß er sein!“ — Dieses Mal aber warteten die Franzosen unhöflicherweise nicht, bis die Deutschen satt waren, sondern sie hatten zuerst gegessen, waren zuerst satt und griffen nun auch sogleich wieder an.

Das Einleitungsgefecht am Morgen hatte nur dazu gedient, um unter dem Schutze desselben die ganze französische Armee auf das rechte Ufer der Mosel zu ziehen und in Schlachtordnung aufzustellen. Jetzt brachen sie in starken Kolonnen unter einem lebhaften Artilleriefeuer gegen die 1. Division vor, um sich einen Ausweg in nordöstlicher Richtung zu bahnen. Gleichzeitig ging das ganze III. Korps (Leboeuf) auf der Straße nach Saarlouis vor und bemächtigte sich des nur von einem Bataillon des 1. Infanterieregiments (Kronprinz) tapfer verteidigten Dorfes Noisseville. Aus den Weinbergen bei Noisseville eröffneten die französischen Tirailleure ein Rückenfeuer gegen die zwischen Noisseville und Servigny aufgestellten Batterien und nötigten auch diese zum Abfahren. Unter dem Schutze der schon einbrechenden Dunkelheit fuhren französische Batterien bei Noisseville auf und bewarfen auch die Besatzung von Servigny nördlich Noisseville mit Shrapnels.

Es lag nicht in der Absicht der preußischen Heerführer, den Franzosen Noisseville als Nachtquartier zu belassen. General von Memerty führte seine Ostpreußen von neuem gegen das Dorf vor, wo die Franzosen bereits starke Truppenmassen angehäuft hatten, und entriß es ihnen mit stürmender Hand. Doch konnten sich die Truppen dort nicht lange halten und gingen mit Dunkelwerden wieder in ihre weiter westwärts liegenden Stellungen zurück. Ein neuer, bei völliger Dunkelheit unternommener Vorstoß bewies, daß die Franzosen Noisseville noch stark besetzt hielten. Auch das südwestlich Noisseville gelegene Flanville war in die Hände des übermächtigen Feindes gelangt. Man stand sich auf dem linken deutschen Flügel während der Nacht dicht gegenüber. Alles wachte mit Gewehr bei Fuß und machte sich bereit, den Angriffsstößen des zum äußersten entschlossenen Gegners die Stirn zu bieten.

Unter dem Schutze der Nacht gingen die Franzosen dann auch zum Angriff des rechten deutschen Flügels vor. Auf der ganzen Linie entbrannte hier ein erbitterter Kampf. Der Feind setzte seine ganze Kraft an die Eroberung des Dorfes Servigny, nördlich Noisseville. Von allen Seiten drangen gleichzeitig große Massen im umfassenden Sturmangriff gegen dieses Dorf vor.



Die Landwehr unter General von Kummer bei Noisseville.

Das Gewehrfeuer verstummte; nur das „En avant!“ der Franzosen, das preußische Hurra und ein finsteres wildes Gewoge im Innern des Dorfes ließen darauf schließen, daß hier ostpreußische Kolben und französische Bajonette im furchtbaren Handgemenge gegeneinander wüteten. Auch die außerhalb des Dorfes stehenden Bataillone drangen unter Trommelschlag und Hurraruf abermals in dasselbe ein und vertrieben die Franzosen aus den letzten Häusern. Alle weiteren Angriffe auf das Dorf wurden teils mit Kartätschen, teils mit dem Bajonett zurückgewiesen. Ebenso scheiterten alle übrigen Vorstöße der Franzosen auf der ganzen Linie. Nach Mitternacht ward es wieder still auf dem Schlachtfelde. Man hörte nur das Wer da! und Qui vive! der einander begegnenden Patrouillen.

Mit grauendem Morgen des 1. September begann der Kampf von neuem. Ein dichter Nebel lag noch über dem Felde und ließ nur die Türme der Dörfer und die Kuppen der Berge erkennen. General von Manteuffel hielt die Wiedereroberung von Noisseville für dringend geboten, um dem Feinde dieses Ausfallsthor zu schließen. Aber schon hatte der Feind hier während der Nacht starke Truppenmassen angehäuft; die Umzäunung war von den Schützen, Mann an Mann, besetzt und an den Eingängen waren die Mitrailleusen aufgefahren. Die ostpreußischen Infanterieregimenter Nr. 3 und Nr. 43 versuchten trotz aller Tapferkeit vergebens, ihm das Dorf wieder zu entreißen. Dreimal wurden der Saum und auch ganze Teile des Dorfes genommen, aber immer brachte der Feind neue Kräfte vor, um es zu behaupten. Auch die Angriffe der Posener Landwehr blieben erfolglos. Eine Menge von Braven, die Weib und Kind daheim hatten, fanden hier ihren Tod vor den Mündungen der feindlichen Mitrailleusen.

Inzwischen hatte das IX. Armeekorps (v. Manstein) in aller Frühe die Mosel überschritten; an der Spitze desselben traf die hessische Division bei St. Barbe ein, bald darauf die 18. Division (v. Wrangel) bei Failly. Außerdem war die Hilfe des X. Korps in Aussicht gestellt. Die Artillerie der neu angekommenen Truppen wurde sogleich vorgezogen; 78 Geschütze vereinigten ihr Feuer gegen Noisseville und brachten zuvörderst die feindlichen Batterien und Mitrailleusen zum Schweigen. Im Dorfe selbst schlugen die Flammen auf. Jetzt war auch der Mut der französischen Infanterie erschöpft: einem neuen umfassenden Sturme vermochte sie nicht zu widerstehen. Um $10^1/_4$ Uhr war Noisseville wieder in den Händen der Preußen.

In Flanville und Retonfay vermochte sich gleichfalls der Feind nicht gegen die Angriffe der 28. Infanteriebrigade zu behaupten. Besonders kräftige Vorstöße der Franzosen erfolgten wiederholt auf Servigny und Failly, die aber mit Hilfe der Division Kummer und der 18. Division glücklich abgewiesen wurden. Alle Erfolge, die von den Franzosen durch List und Überzahl hier und da in der Nacht errungen, wurden ihm durch die Tapferkeit der deutschen Truppen am hellen Tage wieder entrissen. Hin und wieder entflackerte dann noch an einzelnen Stellen das Kleingewehrfeuer, aber es waren nur Schützengefechte, mit denen der Feind seinen Rückzug hinter die Festungswerke zu decken suchte. Zuletzt dröhnten nur noch die tiefen Baßstimmen der Kanonenrohre auf Fort St. Julien.

Die Verluste des I. Korps betrugen an beiden Tagen im ganzen 90 Offiziere, 2202 Mann; diejenigen der Division Kummer 25 Offiziere, 419 Mann.

Von Tagesanbruch des 31. August bis zum 1. September mittags hatten die Truppen fortwährend im heißen Gefecht gestanden, bis endlich die Kräfte Bazaines im blutigen Ringen erschöpft waren. Manche Truppenteile, insbesondere die ganze 28. Infanteriebrigade, waren seit 48 Stunden nicht zum Abkochen gekommen und wurden erst jetzt durch die hessische Division und durch die soeben mit der Eisenbahn von den Ostseegestaden neu angekommene Division des Großherzogs von Mecklenburg abgelöst.

Die Lage Bazaines und seiner Armee gestaltete sich von diesem Tage an immer trauriger. Schon kurze Zeit darauf machte ihm der Oberkommandierende der Einschließungstruppen vor Metz für die schon früher aus der Festung freigegebenen preußischen Kriegsgefangenen ein Gegengeschenk von 753 Franzosen aus den verschiedensten Regimentern der bei Sedan gefangenen Armee, an deren Spitze ein riesiger Turko mit der weißen Parlamentärflagge marschierte. Durch diese eigentümliche Sendung erlangte Bazaine die unzweifelhafte Bestätigung von der Gefangennehmung Napoleons und der Armee Mac Mahons, der er bisher hartnäckig jeden Glauben versagt hatte. Vielleicht auch, daß eine Ahnung ihn erfüllte von dem gleichen Schicksal, das ihm über kurz oder lang bevorstand!

Mit dem Tage von Sedan und Noisseville schließt der erste Akt des deutschen Volkskrieges gegen Frankreich. Sechs Wochen nach der französischen Kriegserklärung ist die französische Armee geschlagen und zertrümmert, der eigentliche Urheber des Krieges, Napoleon III., gefangen auf der Wilhelmshöhe. Die Armee, welche unter dem berühmtesten der französischen Marschälle stand, tritt schon jetzt als gefangen von Sedan aus den Weg nach den deutschen Festungen an; der eigentlichen Hauptarmee hinter den umlagerten Mauern von Metz steht dasselbe Geschick drohend bevor. Die übrigen Teile der französischen Streitmacht sind in Trümmer zerschlagen, in die eignen Festungen gedrängt und genötigt, dort die schwere Zeit einer Belagerung und Beschießung durchzumachen.

Eröffnung der Belagerung von Straßburg. Am ehesten brach eine solche Zeit schwerer Bedrängnis für unser deutsches Schmerzenskind Straßburg herein, welches nicht allein als Schlüssel des Elsaß und als Ausfallsthor der Franzosen in ihren früheren Kriegen gegen die Deutschen eine militärische Bedeutung, sondern auch als alte deutsche Reichsstadt durch seine Geschichte und seine Erinnerungen für das deutsche Nationalgefühl ein besonderes Interesse hatte. Sogleich nach der Schlacht bei Wörth war die badische Division unter General von Beyer zur vorläufigen Berennung dieser Festung aufgebrochen, und schon am 8. August erschienen die ersten badischen Reiter vor ihren Mauern.

Die Stadt Straßburg liegt in fruchtbarer Thalebene an der Ill, einem kleinen Zufluß des Rheins, welcher in der Entfernung von etwa einer Meile ziemlich gleichlaufend mit demselben fließt. Weithin sichtbar erhebt sich das Meisterwerk Erwin von Steinbachs, der altehrwürdige Prachtbau, das Münster. Von dem 142 m hohen Turme, oder vielmehr von dessen Dachstuhl, schaute, auf einem Balken reitend, einst der jugendliche Goethe auf die Elsaßlandschaft

unter sich herab. Auch die alten Befestigungen von Straßburg sind von einem Deutschen, dem daselbst geborenen Daniel Speckle, demselben, der das erste Buch über Kriegsbaukunst — „Architectura von Festungen“ — geschrieben hat, nach dem damals allgemeinen Bastionärsystem erbaut worden. Nach der räuberischen Besitzergreifung Straßburgs durch die Franzosen unter General Montclar am 30. September 1681 ließ der berühmte Kriegsbaumeister Ludwigs XIV., General Vauban, diese Befestigungen durch mehrere Außenwerke vor den schwachen Punkten verstärken. In neuerer Zeit war wenig geschehen, um die Befestigungen, den Fortschritten der Kriegskunst und des Geschützwesens entsprechend, zu erweitern und zu verbessern. Insbesondere fehlte es gänzlich an sogenannten „detachierten Werken“ (wie bei Metz und Paris), durch welche der Festungskrieg weiter hinaus in das Vorterrain verlegt und der Angreifer genötigt wird, seine Arbeiten in weit größerer Entfernung von der eigentlichen Festung zu eröffnen, und durch welche daher auch die Nachteile einer Beschießung für die Stadt und Einwohnerschaft verringert werden. Ebenso mangelte es zum großen Teil an Hohlbauten, um der Besatzung Schutz gegen die Wirkung der neueren Sprenggeschosse zu gewähren. Trotz alledem waren die Festungswerke gut erhalten und bewehrt und — was das Wichtigste ist — brav verteidigt. An der Spitze der unter Mitrechnung der Mobilgarden und Nationalgarden ungefähr 18 000 Mann starken Besatzung stand ein energischer Kommandant, General Uhrich, „der Eisenkopf von Straßburg“, welcher Stadt und Festung so lange zu verteidigen erklärte, als noch ein Soldat, ein Laib Brot und eine Patrone vorhanden seien.

Solange die badische Division allein vor der Festung lag, konnte die Einschließung nur eine unvollständige sein. Vom 17. August ab trafen aber auch die preußischen Reserven ein, nämlich die Gardelandwehrdivision (General von Loën) und die 1. Reserve- (Landwehr-) Division (General von Tresckow). An Stelle des erkrankten General von Beyer übernahm General Laroche das Kommando der badischen Division. Der Oberbefehl über das gesamte, jetzt etwa 40 000 Mann starke Belagerungskorps wurde dem Generalleutnant von Werder übertragen, der schon 1866 für seine Verdienste bei Gitschin und Königgrätz mit dem Orden pour le mérite geschmückt war. Ihm wurden als Chef der Belagerungsartillerie der Generalleutnant von Decker und als erster Ingenieuroffizier der Generalmajor von Mertens beigegeben, derselbe, welcher schon 1864 die Belagerungsarbeiten gegen die Düppeler Schanzen geleitet hatte.

Das Hauptquartier nahm General von Werder zu Mundolsheim an der Suffel, das eine gute halbe Meile nördlich Straßburg am Fuße einer Hügelkette, der sogenannten Hausberge, liegt.

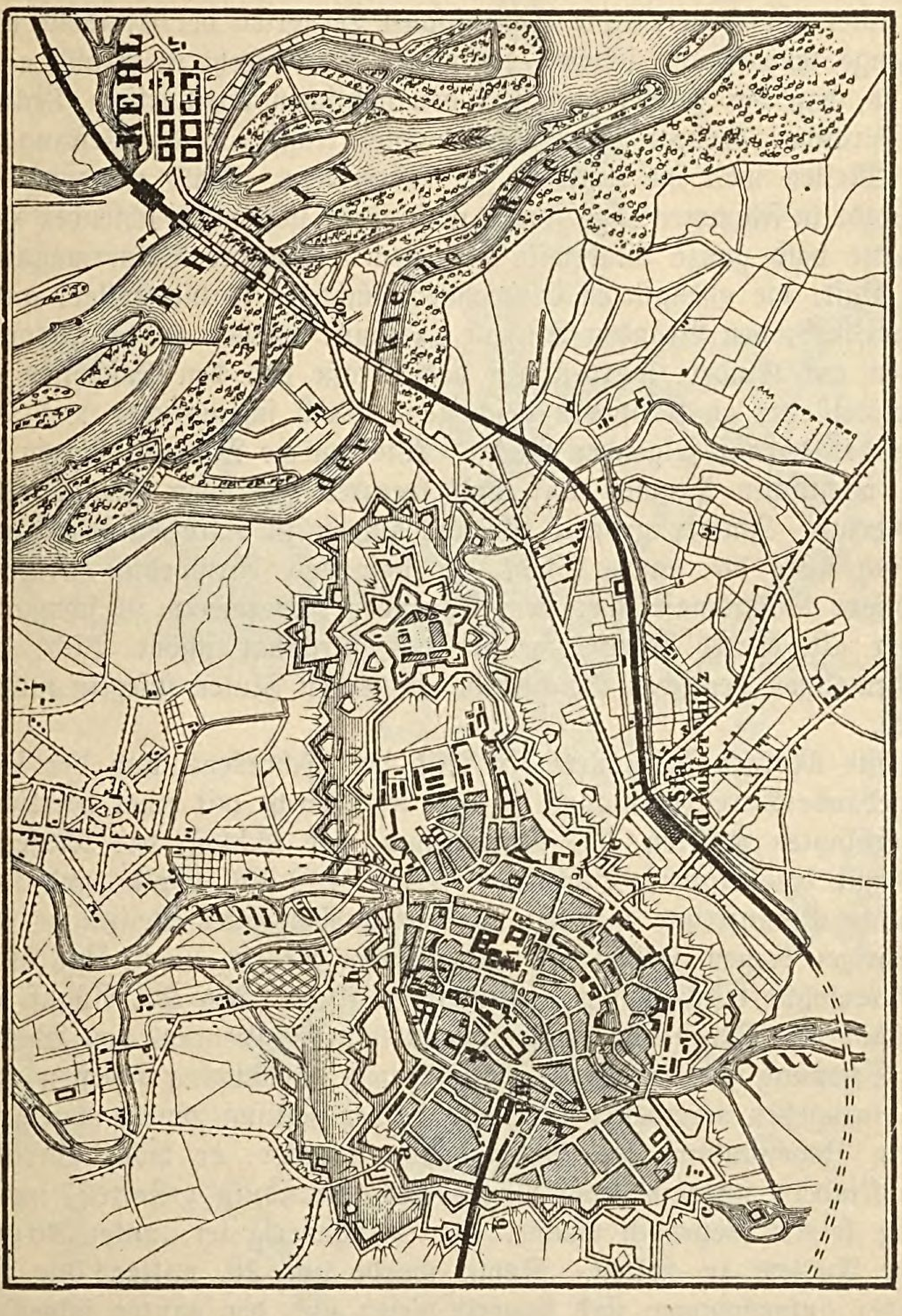
Vom 21. August ab traf nach und nach die Belagerungsartillerie vor Straßburg ein, nämlich 241 Belagerungsgeschütze, unter denen 44 badische. Zum erstenmal kamen hier zwei gezogene 21-Zentimetermörser zur Verwendung, welche die Wirkung der Bomben auf eine weitere Entfernung übertragen sollten, als bisher mit dem hohen Bogenwurf der glatten Mörser erreichbar war.



Das deutsche Heer unter Kaiser Wilhelm I.

Preuß. Artillerie. Train. — Preuß. Ulan. — Hessischer Dragoner-Trompeter. — Preuß. Kürassier u. Husar. — Bayr. Infanterist. — Sächs. Schütze u. Karabinier. — Württemb. Dragoner. Preuß. Jäger.

Nachdem die Einschließung der Festung in ihrem ganzen Umkreise vollendet war, entschloß sich General von Werder, am 23. August mit den bis dahin eingetroffenen Belagerungsgeschützen zunächst die Wirkung einer Beschießung zu erproben, um durch dasselbe die Einwohnerschaft zu schrecken und zu veranlassen, einen Druck auf den Kommandanten zur Übergabe auszuüben.



0 500 1000 1500 2000 2500 Schritte oder 1/4 Meile.
Maßstab 1 : 50000.

Plan von Straßburg und Umgegend.

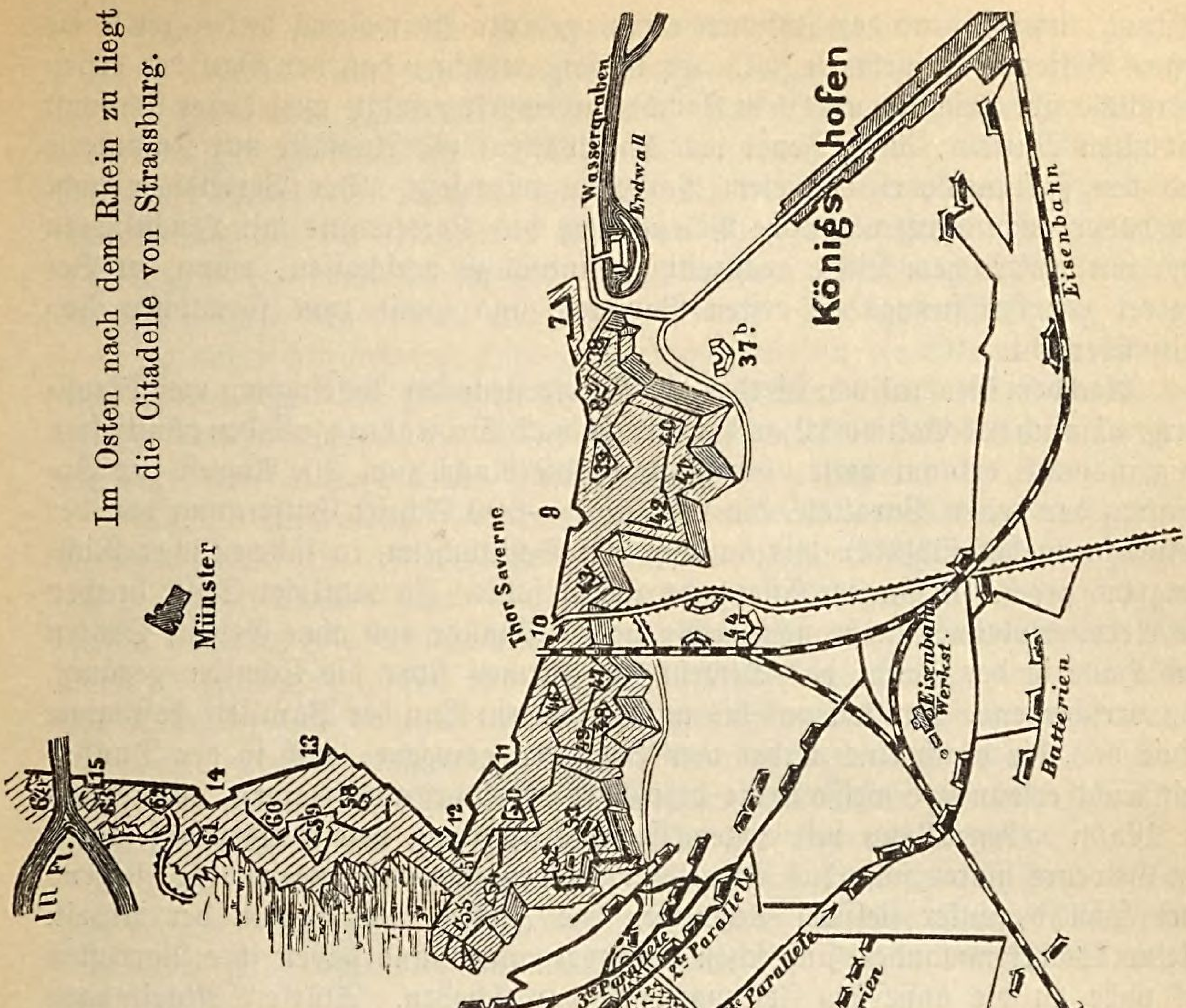
Nordwestlich liegt Schiltigheim; südwestlich Königshofen. — Thore: a Steinthor. b Thor von Saverne. c Nationalthor. d Hospitalthor. e Thor von Austerlitz. f Schleusenthor. g Fischerthor. h Judenpforte. — Gebäude: 1 Münster, 2 Protest. Kirche. 3 Schloß. 4 Präfektur. 5 Stadthaus. 6 Artillerieschule. 7 Theater 8 Akademie. 9 D.-H. Bahnhof.

Er ließ den General Uhrich von seiner Absicht, die Stadt zu beschießen, unterrichten und auffordern, das auf dem Münster zur Beobachtung der deutschen Belagerungsarbeiten errichtete Observatorium zu entfernen, damit er nicht genötigt sei, auf dieses herrlichste Denkmal gotischer Baukunst feuern zu lassen, ebenso das Militärhospital, nahe der Citadelle, zu verlegen, weil dasselbe in der

Schußlinie der deutschen Batterien liege und doch von diesen aus nicht genau gesehen werden könne. Beide Forderungen wurden abgelehnt.

Am 24. August in der Morgenfrühe begann die Beschießung. Während die preußischen Batterien am linken Rheinufer ihr Feuer gegen die Stadt richteten, nahmen die badischen Batterien, welche auf dem rechten Rheinufer nördlich Kehl aufgestellt waren, die Citadelle sowie die Baulichkeiten und Magazine in derselben unter ihr Feuer. Die französischen Batterien der Citadelle antworteten anfangs lebhaft und schossen die offene Stadt Kehl in Brand unter dem Vorwande, daß die Häuser derselben den badischen Artilleristen Deckung gewährten. Furchtbar dröhnte der Geschützdonner rings um die Festung, so daß er zehn Meilen weit im Umkreise zu hören war. Bald standen viele Häuser der Stadt in Flammen; das Feuer verbreitete sich mit wachsender Heftigkeit und hatte bald ganze Stadtteile ergriffen. Mehrere Pulvermagazine flogen in die Luft, die geängsteten Einwohner flüchteten in die Keller, andre versuchten vergeblich, den Bränden Einhalt zu thun; wieder andre, darunter Greise, Frauen und Kinder, wurden auf der Straße von den Geschossen erreicht und getötet oder zu Krüppeln geschossen. Noch schauerlicher war das Schauspiel in der darauf folgenden Nacht. Wie feurige Meteore stiegen die Geschosse am nächtlichen Himmel auf und kreuzten sich über den dunklen Wogen des Rheins. Immer größere Brände gingen in Straßburg auf und verbreiteten sich über die ganze Stadt, so daß das ehrwürdige Münster wie ein mächtiger Schiffsmast über dem wogenden Feuermeere zu schwanken schien und der alte Vater Rhein, welcher das furchtbar schöne Bild, den Brand der ehemaligen deutschen Reichsstadt, in seinen Fluten spiegeln mußte, zornig errötete.

Der nächste Morgen beleuchtete ein Bild des Schreckens und der Öde. Viele Privatgebäude waren vernichtet, so die neue Kirche mit einer herrlichen Orgel und berühmten Fresken, das Gymnasium, das Schloß, das Museum, das Theater, auch die berühmte Bibliothek, welche 400 000 Bände und kostbare, unersetzliche Manuskripte enthielt; von diesem wertvollen Besitztume, der Frucht langjährigen treuen Fleißes und andauernder Arbeit, war nichts übrig geblieben als verkohlte Einbände und glimmende Asche. Am 25. August erschien der Bischof von Straßburg im Hauptquartier des General von Werder und bat um Schonung für die Stadt. Die einzige Bedingung indessen, auf welche dieser einzugehen vermochte, die Übergabe der Festung, wurde abgelehnt. Auch von dem Zugeständnis des General von Werder, er wolle Greisen, Weibern und Kindern ungehinderten Abzug aus Straßburg gestatten, wollte General Uhrig keinen Gebrauch machen, da es schwierig sei, unter 80 000 Menschen eine Auslese zu halten. Somit wurde am 26. mittags die Beschießung wieder aufgenommen und dauerte diesen und den ganzen folgenden Tag mit allen seinen Schrecken ununterbrochen fort. General von Werder überzeugte sich indessen, daß mit einer Beschießung allein ein schneller Erfolg nicht zu erreichen sei, und beschloß daher, auf dem zwar langsamen, aber sicheren Wege einer förmlichen oder regelmäßigen Belagerung die Festung zu Falle zu bringen.



Plan der Belagerungsarbeiten von Straßburg.

Die förmliche Belagerung beginnt mit der Aushebung der **ersten** Parallele, d. h. ein Laufgraben mit einer nach der Festung hin aufgeworfenen Brustwehr, welcher die angegriffene Front in einer Entfernung außerhalb der Schußweite der gezogenen Handfeuerwaffen, also etwa 800—1000 Schritt von der

Festung, umfaßt und der Infanterie eine gedeckte Aufstellung bieten sowie die ersten Batterien aufnehmen soll. Es ist sehr wichtig, daß der Bau der ersten Parallele überraschend und vom Feinde unbemerkt erfolgt, weil dieser sich sonst mit allen Mitteln, durch Feuer von den Wällen und Ausfälle mit Infanterie aus den Festungswerken, diesem Vorhaben widersetzt. Der Verteidiger sucht sich daher auch durch nächtliche Beleuchtung des Vorterrains mit Leuchtkugeln oder mit elektrischem Lichte rechtzeitig Kenntnis zu verschaffen, wann der Belagerer zur Eröffnung der ersten Parallele und somit zum förmlichen Angriff übergeht.

Nachdem General von Werder die Nordwestecke der Befestigung von Straßburg, nämlich das Bastion 12 an der Straße nach Weißenburg, als den günstigsten Angriffspunkt erkannt hatte, bestimmte er die Nacht zum 30. August zur Eröffnung der ersten Parallele, die sich auf 7—800 Schritt Entfernung von der Festung von der südlichen Umzäunung von Schiltigheim, in südwestlicher Richtung bis gegen die Pariser Eisenbahn ziehen sollte. In lautloser Stille brechen die Arbeiterkolonnen in bequemem Anzuge, Feldmütze und ohne Gepäck, Spaten und Hacke in der Hand, das Gewehr am Riemen über die Schulter gehängt, von verschiedenen Punkten aus bis an die für den Bau der Parallele bestimmte Linie vor, die durch eine vorher von Pionieren gezogene, auch in der Dunkelheit leicht erkennbare weiße Leine bezeichnet ist. Dort angekommen, marschieren sie Mann neben Mann mit angemessener Entfernung voneinander auf, legen die Gewehre hinter sich, das Arbeitszeug neben sich und erwarten so, liegend oder knieend, unter tiefstem Schweigen das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Kleine Wachtkommandos sind schon vorausgegangen und haben ihre Vorposten bis nahe an die äußersten Festungswerke vorgeschoben. Stärkere Abteilungen stehen rückwärts von den Arbeitern unter dem Gewehr bereit, jedem Ausfall aus der Festung sofort mit Bajonett und Salve entgegenzutreten. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt nun rührig die Arbeit. Jeder sucht sich so schnell wie möglich in die Erde einzugraben und wirft die ausgegrabene Erde als Brustwehr vor sich auf. Ist man erst bis zu 1 m Tiefe hinabgestiegen, dann ist immer schon eine hübsche Deckung gewonnen, hinter welcher man schon sicherer einem Ausfalle Trotz bieten kann. Sei es nun, daß die Franzosen sich noch nicht von den Schrecken der Beschießung erholt hatten, sei es, daß sie sich über die Wahl des Angriffspunktes täuschten, kurz, sie störten die Ausführung in keiner Weise, und in der Morgenfrühe des 30. August war die schwierige Arbeit vollendet. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ein Teil der Arbeiter einen durch französische Granaten zerstörten Bierkeller entdeckten; den noch vorgefundenen edlen Gerstensaft ließen sich die wackeren Krieger in der Parallele trefflich munden.

Gleichzeitig mit der Parallele waren 2—300 Schritt hinter derselben 10 Batterien für gezogene Geschütze erbaut, mit 44 Geschützen armiert und bis zum Morgen des 30. August schußfertig gemacht worden. Von hier aus konnte nun der eigentliche Geschützkampf gegen das feindliche Geschütz auf den Wällen beginnen, während bei dem Bombardement aus weiterer Entfernung das Feuer nur gegen die Stadt gerichtet war.

Nunmehr nahmen die Erdarbeiten, mit welchen der Belagerer sich der Festung näherte, ihren regelmäßigen Fortgang. In der Nacht vom 31. August zum 1. September hoben die Belagerer die Approschen (Zickzacklaufgräben) von der ersten zur zweiten Parallele aus. In der Nacht vom 1. zum 2. September wurde die zweite Parallele, auf 400 Schritt vom Hauptwall in geringerer Ausdehnung als die erste, quer über den St. Helenenkirchhof fort, eröffnet. Der Spaten des deutschen Kriegers stieß dabei auf manches verwitterte Gebein, das vor langen Jahren dort zur „ewigen Ruhe" hinabgesenkt wurde.

Je näher der Festung, desto gefährlicher wurden die Belagerungsarbeiten, nicht allein wegen der größeren Wirkung der Feuerwaffen, sondern auch weil es dem Feinde leichter wurde, dieselben durch energische Ausfälle, zu denen er sich unter dem Schutze seiner Werke sammelte, zu stören.

Am 2. September, dem Tage der Kapitulation von Sedan, unternahmen die Belagerten den ersten größeren Ausfall. Eine Kolonne brach nordwärts auf der Insel Wacken gegen die linke Flanke der Belagerungsarbeiten aus und wurde von dem 30. Infanterieregiment empfangen und zurückgeschlagen. Eine andre Kolonne griff südlich auf dem rechten Flügel den Bahnhof vor dem Thore von Austerlitz an. Eine Kompanie badischer Grenadiere, welche denselben besetzt hielt, verteidigte ihn tapfer gegen den überlegenen Gegner, bis Oberst Renz mit einem Bataillon des 2. badischen Grenadierregiments zur Unterstützung herbeeilte und den Feind bis in die Festung zurückwarf.

Schon in diesem Abschnitte der Belagerung hatte es sich herausgestellt, daß es einen tapferen und hartnäckigen Gegner in Straßburgs Mauern zu bezwingen galt; aber trotzdem wuchs Schritt für Schritt das Vertrauen auf den Erfolg.

Mit gespannter Teilnahme folgte das deutsche Volk dem Schicksale der umlagerten Stadt und Festung Straßburg, mit mächtigem Jubel begrüßte es die Kunde von den Siegen bei Metz und Sedan und von der Gefangennehmung des französischen Imperators. Aber durch die begeisterte Freude über den gewaltigen Triumph der deutschen Waffen zog sich, wie ein goldener Faden, die Hoffnung auf einen nahen Frieden. Anders dachte man in Frankreich. Die französische Nation und ihre Wortführer waren noch weit davon entfernt, aus dem Unglück Demut zu lernen. Während der gefangene Kaiser seinen Weg nach Wilhelmshöhe antrat, vollzog sich am 4. September in der Hauptstadt Frankreichs eine Revolution, durch welche sein Thron gestürzt und der Übergang vom Kaisertum zur Republik ausgesprochen wurde, mit einer Geschwindigkeit, wie ein Kulissenwechsel auf der Bühne. In der neu eingesetzten Provisorischen Regierung übernahm Jules Favre das Äußere, Leon Gambetta das Innere, General Leflô den Krieg, Admiral Fourichon die Marine u. s. w. Die neue Regierung, welche sich „Regierung der nationalen Verteidigung" nannte, betrachtete es als ihre höchste Aufgabe, den Widerstand bis aufs äußerste fortzusetzen.

„Nicht ein Zoll unsres Gebietes, nicht ein Stein unsrer Festungen darf abgetreten werden!" — so lautete die berühmte Prase in einem Rundschreiben, welches Jules Favre an die diplomatischen Vertreter Frankreichs im Auslande

richtete, und der kundige Geschichtschreiber Thiers trat vergebens eine Rundreise bei den Höfen von London, Petersburg, Wien und Turin an, um für dieses Programm die Hilfe der auswärtigen Mächte anzurufen.

Eingedenk der Massenerhebung von 1792 glaubte auch die Republik von 1870 Armeen aus dem Boden stampfen zu können, die den deutschen Heeren gewachsen wären. Alle unverheirateten, waffenfähigen Männer vom 20. bis 40. Jahre sollten zur Mobilgarde einberufen werden. Zur Organisation der noch vorhandenen Streitkräfte des Landes wurden vier Militärgouvernements errichtet mit den Hauptsitzen zu Lyon, Bourges, Brest und Lille, welche ebensoviel neue Armeen zu bilden hatten. Ungeheure Waffeneinkäufe wurden gemacht. Die Flotte ward aus den deutschen Gewässern zurückberufen, weil man die Mannschaften, insbesondere die Marineartillerie, zur Verteidigung der Forts von Paris gebrauchen wollte. In den Wäldern und Bergschluchten, vorzüglich in den Vogesen und im oberen Elsaß, sollten die Franctireurs ihr unheimliches Wesen treiben, die nach ihrer ursprünglichen Einrichtung eine ähnliche Bestimmung wie die ehrsamen Schützengilden in unsern deutschen Städten hatten, bald aber aus allerlei heimatslosem Volke, Holzdieben, Wildschützen und dergleichen bestanden, die „den Wald zu ihrem Nachtquartier, den Mond zur Sonne" machten. Die eigentliche Tracht dieser Freischützen bestand in einer dunklen wollenen Bluse, weiten, schwarzen Beinkleidern, grauen Gamaschen oder geschnürten Halbstiefeln und einer blauen Schärpe um den Leib. Viele aber kehrten sich an diese vorgeschriebene Bekleidung nicht, sondern so, wie sie gingen und standen, griffen sie zu den Waffen, sobald sich ihnen Gelegenheit bot, den deutschen Truppen aus dem Hinterhalt Schaden zuzufügen, ihnen Zufuhren abzuschneiden, Gefangene zu befreien, Schienenwege und Telegraphenleitungen zu zerstören. „Auf, ihr Franctireurs!" so rief ihnen Victor Hugo zu, „durchbirscht die Wälder, durchschreitet die Waldbäche, benutzt den Schatten und das Zwielicht, kriecht längs den Schluchten, gleitet auf dem Boden dahin, legt an, schießt, vernichtet den Eindringling! Verteidigt Frankreich mit Heldenmut, mit Zärtlichkeit, mit Verzweiflung!"

Den Mittelpunkt der Landesverteidigung bildete die befestigte Hauptstadt Paris. Das Kommando über sämtliche Truppen in und um Paris war schon seit Mitte August dem General Trochu übertragen worden, der sich durch eine Schrift über die Mängel in den französischen Heereseinrichtungen unter den Gegnern des napoleonischen Systems einen gewissen Namen erworben hatte. Den Kern der Armee von Paris bildete das ungefähr 25000 Mann starke XIII. Korps (Vinoy), welches zu seinem Heil den Anschluß an die Armee Mac Mahons nicht mehr erreicht hatte und von Mezières aus nach Paris zurückgeeilt war. Außerdem befanden sich in Paris noch 30—40000 Mann größtenteils neuformierter, regulärer Truppen, zu denen einzelne noch im Lande befindliche Truppenteile den Stamm gebildet hatten, ferner gegen 150000 Mobilgarden und endlich nahe an 300000 Nationalgarden, auf deren Teilnahme an der Verteidigung von Paris allerdings wenig zu rechnen war. Die künstliche Befestigung von Paris — so prahlte man dort — sollte durch allerlei Mittel verstärkt werden, die in der Kriegführung bisher noch nie

dagewesen seien. Man sprach von der schrecklichen Rolle, die das Petroleum spielen werde; von den Sprengstoffen, die sich in den Kellern gehäuft befänden; von neuen Höllenmaschinen, mit denen man die Deutschen begrüßen wollte, wie die durch Dampfkraft in Bewegung gesetzte Lokomotivmitrailleuse oder Dampfkugelspritze, und welche Vernichtungsmittel sonst noch der menschenfreundliche Geist der zivilisiertesten Nation erfunden hatte. „Ihr Deutschen, Paris ist fürchterlich!“ — so rief der Dichter der französischen Republik, Victor Hugo, in die Welt hinaus. „Ihr werdet die Forts nehmen und dahinter den Ringwall finden; ihr werdet den Ringwall nehmen und die Barrikaden finden; ihr werdet die Barrikaden nehmen und ihr findet die zur Mine gewordene Kloake, welche ganze Straßen in die Luft sprengt. Ihr werdet Paris Stein um Stein zu nehmen, Frankreich Mann um Mann zu töten haben, in jeder Straße, in jedem Hause! — Paris ist die Stadt der Städte, Paris ist die Stadt der Menschen, der Mord von Paris — welches Verderben!“

Dessenungeachtet schien die Regierung sich selbst in Paris nicht sicher zu fühlen, denn sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht wohl daran thue, ihren Sitz aus der „Stadt der Menschen“ fort nach den westlichen Departements von Frankreich zu verlegen, entschied sich indessen später dafür, nur eine Vertretung nach Tours an der Loire abzuordnen, um während der voraussichtlichen Umschließung von Paris die Verbindung zwischen der Regierung und den Departements zu unterhalten. Unter den Einwohnern aber suchte man jeden Wunsch nach friedlicheren Zuständen durch eine Schreckensherrschaft niederzuhalten, welche jetzt begann und von Tag zu drückender wurde. Alle Privatleute, die es irgend ermöglichen konnten, verließen daher Paris. Alle Dörfer der Umgegend wurden verlassen und verödet, das Vieh fortgetrieben.

Der Krieg selbst aber gewann auf die Weise, wie er von Paris aus geschürt wurde, noch an Heftigkeit und Ausdehnung. Die aufgeregte Bevölkerung ließ sich an manchen Orten zu Ausschreitungen fortreißen, die sie später oft schwer zu büßen hatte. Auf beiden Seiten stieg hierdurch die Erbitterung und gab dem Kriege einen immer blutigeren und grausameren Charakter.

Gegenüber den gewaltigen Kriegsrüstungen Frankreichs hatte die deutsche Kriegführung nach der Katastrophe von Sedan im wesentlichen drei Aufgaben zu erfüllen. Es galt zunächst, die einzige noch kriegstüchtige Feldarmee der Franzosen unter den Mauern von Metz gefesselt zu halten und durch fortgesetztes Abschneiden aller Zufuhren allmählich zur Übergabe zu zwingen. Diese Aufgabe war bekanntlich der Armee des Prinzen Friedrich Karl zugewiesen.

Sodann kam es darauf an, sich der befestigten Hauptstadt Paris selbst zu bemächtigen; denn es schien klar, daß nur an dem Herde selbst der eigentliche Kriegsbrand gelöscht werden könne. Für die Einnahme einer befestigten Stadt, die mit den sie umgebenden Forts einen Flächenraum von $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen beherrscht und einen zehnmeiligen Umkreis hat, hatte die Kriegsgeschichte aller Zeiten noch kein Beispiel aufzuweisen. Die gewöhnlichen Angriffsformen, etwa wie wir sie bei Straßburg kennen lernten, das Bombardement der Stadt oder die regelmäßige Belagerung eines oder einiger Forts, schienen dieser Riesenfestung gegenüber nicht anwendbar oder doch unzureichend. Dem Genie der

deutschen Heerführung blieb es vorbehalten, auf andre Mittel zu sinnen, um auch die übermütige, trotzige Hauptstadt zum Falle zu bringen.

Je weiter die deutschen Heere ihren Marsch in Feindesland fortsetzten, desto schwieriger wurde es aber auch für sie, die rückwärtigen Verbindungen mit dem eignen Lande zu erhalten, von wo Truppen, Material und Lebensmittel nachgeschickt werden mußten, zumal da bei dem aufgeregten Geiste der französischen Bevölkerung und dem Unwesen der Franctireursbanden häufige Unterbrechungen der Eisenbahn- und Telegraphenlinien zu befürchten waren. Zur Sicherstellung dieser Verbindungen sowie zur militärischen Beherrschung des besetzten Landes war daher die Einnahme mehrerer Festungen dringend erforderlich. Die Bedeutung Straßburgs ist bereits hervorgehoben. Die belagerte Festung Metz war durch Anlage einer provisorischen Zweigbahn umgangen worden. Eine gleiche Anlage war bei der Festung Toul wegen der Terrainverhältnisse nicht ausführbar. Die Besitznahme dieser Festung war um so dringender geboten, als dieselbe die einzige Eisenbahnverbindung beherrschte, auf welcher die vor Paris eintreffenden Truppen ihre Kriegsbedürfnisse, vor allem auch das Belagerungsmaterial, heranziehen konnten.

Von Sedan nach Paris. Nach Paris! — so hieß die Losung für alt und jung, für General und Soldaten, traten sie doch auf dem Vormarsch dahin zum großen Teil in die Spuren ihrer Väter, die den Weg schon zweimal gemessen hatten. Selbst die noch Wunden trugen aus den früheren Kämpfen bei Wörth, Saarbrücken und vor Metz, sie eilten jetzt wieder dem Heere nach, um beim Einzuge mitzuhelfen. Schon wenige Tage nach der Gefangennehmung Napoleons und der Armee Mac Mahons rückten die Armeen der beiden Kronprinzen im breiten Anmarsch gegen Paris, die Maasarmee (des Kronprinzen von Sachsen) auf dem nördlicheren Wege an der Aisne entlang über Chateau Porcien, an der Festung Soissons vorbei, über Villers-Cotterets, Crespy und Senlis, die dritte Armee (des Kronprinzen von Preußen) über Reims, Epernay, Chateauthierry, Montmirail, La Ferté sous Jouarre und Coulommiers.

Am 4. September erblickten die Spitzen der dritten Armee die Kuppel der alten Kathedrale von Reims. Am 5. September verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach dem erzbischöflichen Palaste neben der Kathedrale und bezog daselbst die nämlichen Zimmer, die ehedem von den französischen Königen, wenn sie zur Krönung nach Reims kamen, bewohnt wurden.

Während noch das königliche Hauptquartier hier verweilte, traf die erschütternde Kunde von einem Ereignisse ein, das sich auf dem Vormarsch der Maasarmee zugetragen. Von der 6. Kavalleriedivision (Herzog Wilhelm von Mecklenburg), welche die rechte Flanke der Maasarmee während ihres Vormarsches zu sichern hatte, war eine Abteilung nach Laon entsandt worden, um diese Stadt und die Citadelle, welche dieselbe beherrscht, in Besitz zu nehmen. Der Kommandant, General Theremin d'Hame kapitulierte, und am 9. September vormittags 11½ Uhr sollte die Citadelle mit Truppen und Kriegsmaterial übergeben werden. Eine Kompanie des magdeburgischen Jägerbataillons Nr. 5 besetzte die Citadelle, ihr schloß sich der Herzog von Mecklenburg mit seinem

Gefolge an. Kaum aber hatte der letzte Mann der französischen Mobilgarde das Thor der Citadelle verlassen, als eine furchtbare Explosion erfolgte. Die halbe Jägerkompanie lag tot oder verwundet auf dem Platze, der Herzog von Mecklenburg wie fast sämtliche Offiziere seines Stabes hatten Verletzungen erhalten, aber auch von der französischen Mobilgarde waren einige Hundert der ruchlosen That zum Opfer gefallen. General Theremin erlag einer Kopfwunde nach kurzer Zeit. Der Verdacht, als habe dieser selbst das Auffliegen eines Pulvermagazins veranlaßt, erwies sich als unbegründet; vielmehr stellte es sich als wahrscheinlich heraus, daß ein französischer Artillerieunteroffizier, der den Schlüssel zum Pulvermagazin führte, als der alleinige Urheber des nichtswürdigen Verbrechens anzusehen sei.

Je näher an Paris, desto eigentümlicher wurde das Bild, das sich vor den Augen der deutschen Truppen entfaltete. Die prachtvollen Kunstbauten über die Marne und den Ourcqkanal waren gesprengt worden, ohne den Vormarsch der Armeen aufzuhalten, denn unter der fleißigen Hand der Pioniere spannte sich bald wieder ein haltbarer Notbrückenbau über die stehen gebliebenen Trümmer der gesprengten Bogen. Zu den landschaftlichen Reizen der Flußthäler und dem behaglichen Reichtum der Landhäuser bildete die Verwüstung und Verödung der Umgegend einen traurigen Gegensatz. Überall rauchten noch die Kornschober, weil man die liebe Gottesgabe lieber verbrannte, als sie dem Feinde gönnte; selbst die Kohl- und Kartoffelfelder waren verwüstet, die Wegweiser an den Straßenkreuzungen umgekehrt worden, so daß sie nach falschen Richtungen zeigten. In den leeren Schlössern mit den herbstlich gefärbten Parks herrschte Totenstille, nirgends ein lebendes Wesen; es sei denn, daß ein Jagdhund durch die Gänge des Parkes kroch, um seinen Herrn zu suchen.

Die nächste Aufgabe der deutschen Heere, die völlige Umschließung der großen, volkreichen Hauptstadt, gehört zu den großartigsten Unternehmungen, die jemals in der Kriegsgeschichte vorgekommen sind. Allein schon die Besetzung der Hauptstraßen und der Eisenbahnen, welche von dem Mittelpunkte Frankreichs nach allen Gegenden des Landes führen, erforderte eine außerordentlich starke Heeresmacht, und die Unterhaltung der Verbindung dieser in einem Umkreise von zwölf Meilen, d. h. außerhalb des Geschützbereiches der Forts, aufzustellenden Truppen wurde durch die vielfach gewundenen Wasserläufe der Seine und Marne und durch zahlreiche Kanäle, von denen die Umgegend durchschnitten wird, erschwert.

Die Spitzen der beiden Armeen hatten sich im Norden, Osten und Süden bis auf zwei Meilen der feindlichen Hauptstadt genähert. Die Maasarmee hatte die Stellungen im Nordwesten, Norden, Nordosten und Osten einzunehmen, mit ihrem linken Flügel (XII. Korps, Sachsen) an der Marne, mit dem Zentrum, den preußischen Garden, bei le Bourget und Pierrefitte gegenüber St. Denis, und mit ihrem rechten Flügel, dem IV. Korps, bis an das rechte Ufer der Seine bei Argenteuil. Die dritte Armee hatte auf dem linken Ufer der Seine im Südosten, Süden und Südwesten von Paris den Ring zu schließen; auf dem rechten Flügel sollte das VI. Korps von Villeneuve le Roy und Orly, links von diesem das II. bayrische Korps von Corbeil über Longjumeau gegen Chatenay sich wenden

und die von Süden nach Paris einmündenden Straßen besetzen; endlich auf dem linken Flügel sollte das V. Korps von Bièvre und Palaiseau nach Versailles vorrücken und die Einschließung vollenden. Zur Unterhaltung der Verbindung der Armeen untereinander und zwischen den einzelnen Korps diente die Kavallerie. Bis zum 19. September sollten die Stellungen rings um Paris nach der genauen Angabe des Chefs des Generalstabes der deutschen Armeen von den einzelnen Korps eingenommen werden. Das königliche Hauptquartier sollte an diesem Tage von Meaux nach dem Rothschildschen Schlosse La Ferrières bei Lagny, drei Meilen östlich von Paris, dasjenige des Kronprinzen von Preußen nach Versailles verlegt werden.

Das Gefecht bei Chatillon und die Einschließung von Paris am 19. September. Schon am 17. und 18. war es bei dem Seineübergang der dritten Armee zu leichten Scharmützeln gekommen, welche vorzugsweise die Posenschen Infanterieregimenter Nr. 58 und 59 siegreich durchfochten. Bis zum 19. waren alle Vorbereitungen zur vollständigen Umschließung von Paris so weit gediehen, daß es nur noch die letzten Maschen des Netzes zusammenzuziehen galt. Der General Trochu erkannte es für seine Aufgabe, den Feind nicht ungestört diese Bewegungen vollenden zu lassen, um so mehr, als die Verschanzungen auf der Südfront von Paris noch manche schwache Stelle zeigten.

Seit einigen Tagen war der General Ducrot, nachdem er sich unter künstlicher Deutung seines Ehrenworts der Kriegsgefangenschaft entzogen hatte, unter der Verkleidung eines Bauern in Paris eingetroffen. Ihm vertraute General Trochu die Ausführung eines Ausfalls mit vier Divisionen aus den Forts Vanvres und Issy über Chatillon an, um die Vollendung der Einschließung auf der Südseite von Paris zu hindern.

Die 18. Brigade des V. Korps (Königsgrenadierregiment Nr. 7 und 2. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 47), auf dem Marsche von Villeneuve nach Versailles, hatte soeben bei Petit Bicêtre den Kreuzpunkt dieser Straße mit derjenigen von Bièvre über Chatillon nach Paris erreicht, als sie von französischen Linientruppen sich heftig angegriffen sah, die ihr den Weg nach Versailles streitig machen sollten. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, aber sogleich darauf mit weit überlegenen Kräften so lebhaft wiederholt, daß die beiden Regimenter einen schweren Stand hatten. Mit lautem Jubel begrüßten sie daher die 3. Division der Bayern, als diese, von Longjumeau kommend, sofort mit ihrer 6. Brigade gegen die linke Flanke des Feindes vorgingen. Das 3. bayrische Jägerbataillon brach plötzlich aus dem Walde von Malabry vor und trieb die Franzosen von Petit Bicêtre wieder gegen Chatillon zurück.

Die Artillerie des V. Korps und mehrere bayrische Batterien richteten ihr Feuer nun gegen die feindliche Hauptstellung auf den Höhen von Sceaux und dem Gelände von Plessis Piqué. Auf dem letzteren hatte General Ducrot die Hauptkräfte zum Vorstoß gesammelt. Hier waren sechs französische Batterien aufgestellt worden; die 3 m hohen Parkmauern der auf der Höhe so anmutig gelegenen Sommerschlösser hatten die französischen Soldaten mit Schießlöchern durchbrochen oder auch dahinter aus Brettern, Karren und Balken Schießbänke hergerichtet, um über den Rand der Mauer fortzufeuern.



Artillerieübungen der Nationalgarde in der Nähe von Notre Dame in Paris.

Aber schon das erste Unglück bei Petit Bicêtre hatte den Mut der Ausfalltruppen gelähmt. Jetzt entwickelte sich auch die 4. Division der Bayern bei Bourg, Sceaux und Chatenay zum Angriff. Die 5. Brigade von der 3. Division aber schwenkte auf dem Kamm der Höhe von der Straße nach Versailles ab und überschritt von Südwesten her die breite Hochfläche von Plessis. Sie drangen unaufhaltsam vorwärts, nahmen Mauer und Park von Plessis mit Sturm und trieben die Franzosen bald auf der ganzen Linie vor sich hin. Die neuen Verschanzungen bei Moulins la Tour drüben sprühten noch ihr Geschütz- und Mitrailleusenfeuer gegen die Bayern auf der Hochfläche; als diese aber auch hierdurch sich nicht abhalten ließen, die steile Thalsenkung zu überschreiten, da hielten die Franzosen es für besser, ihre sieben zwölfpfündigen Kanonen in der neuen Schanze zu vernageln und sich der allgemeinen Rückwärtsbewegung anzuschließen.

Es war 3 Uhr nachmittags. Rings um die Stadt wendeten sich die Verteidiger von Paris mit geflügelten Schritten den schützenden Forts zu; rechts von den Bayern war auch das VI. Armeekorps (General von Tümpling) zum erstenmal in diesem Feldzuge ins Feuer gekommen und hatte nach kurzem Gefecht den Feind in die Forts zurückgedrängt; ebenso hatten im Norden der Stadt Abteilungen des IV. Korps den Feind nach St. Denis geworfen.

Auf dem Trocadore, gegenüber dem Marsfelde, hatte sich, wie zu einer Volksbelustigung, eine Menge von Parisern eingefunden, um zu sehen, wie Generol Ducrot die Preußen schlagen würde. Jetzt sahen sie die Helden in atemloser Flucht zurückkehren, die es sehr eilig damit zu haben schienen, sich unter den Trümmern von Paris begraben zu lassen. „Oh malheur, oh malheur!“ so rief der erste; „Sauve qui peut, sauve qui peut!“ ein zweiter; „Trahison, trahison!“ ein dritter von diesen modernen Trojanern, und „Lâches, canailles!“ schallte die Antwort aus den wütenden Volkshaufen zurück. „Man hat uns keine Patronen gegeben“, entschuldigte sich einer, den der noch völlig unberührte Inhalt seiner Patronentasche Lügen strafte. „Man hat uns ohne Unterstützung gelassen, ich habe allein gegen furchtbare Übermacht gekämpft“, versicherte ein andrer, dessen Gewehr nicht ein einziges Mal abgefeuert worden war, als ob für diese Helden „die Gründe so wohlfeil wären wie Brombeeren.“

Nicht weniger ermutigend mochte der Anblick sein, der sich den tapferen Parisern am folgenden Morgen aus ihren Beobachtungsposten oder aus dem Luftballon des Herrn Nadar bot, der beobachtend über der Stadt schwebte; ringsum nichts als die blanken Helmspitzen und Bajonette der deutschen Heere und die schwarz-weißen Lanzenfähnlein der Ulanen, die ihre Rosse in der Seine tränkten. Der eherne Ring um die Stadt war geschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten. „Die Schrecken des Krieges sind uns näher gerückt“, berichtete das Morgenblatt einer ernsthaften Pariser Zeitung — „die Milch ist heute ausgeblieben.“

Den Siegern aber bot sich zum Lohn für die Anstrengungen des Tages von dem eroberten Gelände aus zum erstenmal die Aussicht auf die prächtige, sündenvolle Stadt zu ihren Füßen. Die glitzernden Schlangenlinien der Seine und Marne verschwanden in dem endlosen Häusermeer, über dem die mächtige Kuppel des Pantheon, der Dom der Invaliden und die Türme von Notre Dame

hoch emporragten. Fern am Horizont zeichnete sich am klaren Herbsthimmel der hohe Triumphbogen wie ein zerreißbares Gespinst, und im Norden der Stadt tauchte, von der Abendsonne umglänzt, in nebelhaften Umrissen verschwindend, der Montmartre empor.

Kein Waffenstillstand! In den Tagen, als die deutschen Heersäulen sich auf allen Straßen zur Einschließung von Paris in lebhaftem Vormarsch befanden, begegneten dieselben auch einem von Paris kommenden Wagen, dessen Lenker es besonders eilig zu haben schien, vorwärts zu kommen; denn so oft die lange Wagenreihe hielt oder sich stopfte, suchte derselbe auf Seitenwegen an derselben vorüberzufahren, ein Versuch, der jedesmal von den auf strenge Ordnung haltenden Feldgendarmen zurückgewiesen wurde, zum großen Verdruß des Wagenlenkers, der sich vergebens auf die hohe Würde und die besonderen Eigenschaften des Herrn im Wagen zu berufen schien. Dieser war nämlich kein andrer als der französische Minister des Auswärtigen, Jules Favre, der sich auf dem Wege nach dem deutschen Hauptquartier befand, um Unterhandlungen daselbst anzuknüpfen. — Die Begegnungen Jules Favres mit dem Bundeskanzler Grafen Bismarck fanden am 19. und am 20. September in la Haute Maison bei Montry und in Ferrières statt.

Ihre Unterredungen hatten vor allem das Zustandekommen eines Waffenstillstandes zum Ziel, welcher der französischen Regierung die Zeit zur Berufung einer konstituierenden Versammlung verschaffen sollte, durch die erst eine gesetzliche Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs ausgesprochen werden konnte. Der Kanzler machte auf die Nachteile aufmerksam, welche ein Waffenstillstand für die im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee mit sich führe, und verlangte zur Entschädigung für dieselben die Übergabe der Festungen, deren Besitz für die Erleichterung der Verpflegung der deutschen Heere und für die Verbindung mit Deutschland wichtig war, nämlich Toul und Straßburg. In diesen maßvollen Bedingungen erblickte Jules Favre eine unerträgliche Demütigung für Frankreich und glaubte, die Verhandlungen abbrechen zu müssen. Die Regierung in Paris billigte sein Verhalten und die Delegation in Tours erließ ein geharnischtes Manifest: „Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf bis aufs äußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder."

Die Einnahme von Toul. Was man auf dem Wege der Unterhandlungen verweigert hatte, mußte nun mit Gewalt der Waffen genommen werden. Aus der am Tage der Schlacht bei Noisseville von den Ostseegestaden vor Metz eingetroffenen 17. Infanteriedivision (v. Schimmelmann), der 2. (brandenburgischen) Landwehrdivision (v. Selchow) nebst der 17. Kavalleriebrigade (v. Rauch) war unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin ein XIII. Korps gebildet worden, dessen Aufgabe es wurde, den Rücken der gegen Paris marschierenden Armee zu sichern, Chalons und Reims zu besetzen und Toul zu nehmen.

Die alte Bischofsstadt Toul liegt in einer fruchtbaren Ebene und wird vollständig von Hügeln beherrscht, welche sich zu zwei steilen Bergkegeln erheben.

Von den Gipfeln dieser beiden Höhen hat man einen vollständigen Einblick in die etwa 2000 Schritt entfernte Festung. Der westlich gelegene Berg führt den Namen Mont Barine, der nördliche Mont Michel. Toul ist auf allen Seiten von Mauerwällen umgeben, welche teils durch den nahen Rhein-Marne-kanal, teils durch die Mosel und künstlich hergestellte Wassergräben geschützt sind. Die Stadt ist klein, aber schmuck gebaut, und zählt 7700 Einwohner.

Wiederholte Versuche, die Festung durch Beschießung aus Feldgeschützen oder durch gewaltsamen Angriff zur Übergabe zu zwingen, waren an der Energie des Kommandanten de Huck gescheitert, welcher erklärte, er werde den Platz verteidigen, bis ihm der Befehl Napoleons zur Übergabe eingehändigt sei oder ihm das Hemde am Leibe brenne.

Am 12. September traf der Großherzog von Mecklenburg mit einem Teile der 17. Infanteriedivision (Mecklenburger) vor Toul ein, mußte sich jedoch bis zur Ankunft des Belagerungsgeschützes von Köln und Magdeburg darauf beschränken, die engere Einschließung zu vollenden und die Stadt aus Feldgeschützen vom Mont Michel aus beschießen zu lassen. Mit dem 23. September begann die eigentliche Beschießung aus dem inzwischen eingetroffenen Belagerungsgeschütz. Schon gegen 9 Uhr morgens ging eine Kaserne in hellen Flammen auf, und bald brannten die angrenzenden militärischen Gebäude nieder. Der Feind schoß im Laufe des Vormittags die von den Mecklenburgern besetzten Vorstädte Mansuy und St. Evre in Brand. Das betäubende Gekrache währte ununterbrochen den Tag über fort, bis plötzlich in der vierten Nachmittagsstunde auf einem der Türme der Kathedrale eine große weiße Flagge sich zeigte und, wie auf einen Zauberschlag, alle Batterien schwiegen.

Der Großherzog von Mecklenburg, welcher dem Bombardement vom Mont Barine aus beigewohnt hatte, entsandte sofort seinen Chef des Generalstabs, Oberst von Krensky, gegen die Porte de France vor; schon unterwegs begegnete demselben ein andrer Parlamentär aus der Festung, die Meldung bringend, daß der Kommandant unter den Bedingungen, wie sie bei Sedan der französischen Armee gewährt worden seien, kapitulieren wolle. Unter dem Hurra der Truppen begab sich bald darauf der Fürst nach dem Festungsglacis, wo bereits die feindliche Garnison (109 Offiziere und 2240 Mann, nebst 120 Pferden) zur Übergabe aufgestellt war. Hier unterzeichnete er auf einem Brett, welches als Tisch dienen mußte, bei dem Lichte einer Stallaterne die Urkunde der Übergabe. Außer dem aufgeführten Material an Menschen und Tieren fielen noch 197 Geschütze, 3000 Gewehre, 3000 Säbel, 500 Kürasse, ansehnliche Munitionsreste und sonstige Ausrüstungsgegenstände nebst Proviant in die Hände des Siegers.

Den Augenblick, als der Großherzog mit dem französischen Kommandanten zusammentraf, schildert der Herzog von Altenburg sehr anschaulich in einem Briefe an seine Gemahlin, dem wir die nachfolgende Stelle entnehmen:

„Am Thore begrüßte Fritz (der Großherzog) den Kommandanten, ihm die vollste Anerkennung für seine vorzügliche Haltung und trefflich geleitete Verteidigung aussprechend und ihm dabei die Hand reichend. Der arme Mann — übrigens eine angenehme Persönlichkeit — bewahrte eine sehr gute Haltung,

sagte aber nichts als: „Oui, je suis très, très malheureux!" was ich ihm sehr gut nachfühlen konnte. Als ihm aber Fritz die Erlaubnis erteilte, den Degen behalten zu dürfen, verklärte sich sein ganzes Gesicht — nie im Leben habe ich ein „Merci!" mit solcher Innigkeit aussprechen hören. Der arme Mann stürzte sich dabei auf Fritz, dessen rechte Hand mit seinen beiden Händen umklammernd. Unwillkürlich wurde ich ganz weich gestimmt. Der Kommandant geht in die Gefangenschaft in Begleitung mehrerer Offiziere, die ihn nicht verlassen wollen."

Am 24. September hielt der Großherzog an der Spitze des ganzen Belagerungskorps seinen Einzug in die eroberte Stadt. Die geängsteten Einwohner aber, unter denen leider auch durch die Beschießung acht getötet und zwölf verwundet worden und welche die letzten Tage in den Kellern zugebracht hatten, jauchzten auf in dem frohen Gefühl wiedererlangter Sicherheit, und die wackeren Mecklenburger wurden wider Erwarten gut aufgenommen.

Die Einnahme von Straßburg. Die Kunde von der Katastrophe von Sedan hatte auf den Eisenkopf in Straßburg keine Wirkung geübt. Die deutschen Annäherungsarbeiten schritten daher fort, und in demselben Verhältnis vermehrte auch die Artillerie ihre Batterien und verlegte dieselben nach vorwärts. Am 9. September waren auf seiten des Belagerers 178 Geschütze, darunter 48 Mörser, in Thätigkeit. In den Nächten zwischen dem 9. und 11. September wurden die Laufgräben von der zweiten zur dritten Parallele, und in der Nacht vom 11. zum 12. September die dritte Parallele, welche am Fuße des Glacis der Lünetten 53 und 52 entlang lief, ausgehoben. (Unter Glacis versteht man bekanntlich den brustwehrähnlichen, sich in das Vorterrain allmählich verflachenden Aufwurf, welcher die Festungswerke, gleichlaufend mit dem äußeren Rande des Hauptgrabens, umgibt und das Mauerwerk gegen den direkten Schuß und die Einsicht von außenher deckt. Die Lünetten, d. h. Halbmondschanzen, sind vorgeschobene Außenwerke, die der angegriffenen Front eine größere Verteidigungsfähigkeit geben sollen; sie stehen in unmittelbarer Verbindung mit den Hauptwerken und sind daher nicht zu verwechseln mit den vorgeschobenen Forts der neueren Befestigungskunst.)

Diese Arbeiten innerhalb des wirksamen feindlichen Gewehrfeuers wurden immer gefahrvoller und blutiger. Man kann in solcher Nähe der Festung nicht mehr wie bei den Erdarbeiten der ersten Parallele verfahren, sondern der Arbeiter nimmt von vornherein einen 1 m hohen Sappenkorb mit, den er zu seiner Deckung vor sich aufstellt und so schnell wie möglich mit der ausgegrabenen Erde füllt. In noch größerer Nähe muß dann jeder Korb einzeln, einer nach dem andern gesetzt werden, und die Arbeiter decken sich dabei in der Flanke durch einen schweren Roll- oder Wälzkorb, der mit Haken und Stangen jedesmal um einige fußbreit vorgerollt wird, sobald ein neuer Korb gesetzt werden soll. Von der Festung aus sieht man nur die langsam, aber mit unheimlicher Sicherheit, Korb an Korb, vorschreitende Arbeit, aber nicht die Hand, welche die Körbe setzt. Wo sich ja ein Kopf oder eine Hand zeigt, da wird auch sogleich von der Festung her darauf gefeuert; denn es sind bestimmte Schützen auserlesen mit dem Auftrag, nur hierauf allein zu achten.

Nunmehr wurde es auch Zeit, in das Mauerwerk Bresche zu legen und den Weg zu öffnen, auf welchem später die Sturmkolonnen den Wall zu ersteigen und in das Innere der Festung einzudringen hatten. Bei den früheren Belagerungen wurden die Breschebatterien erst auf dem Glacis, nahe vor dem äußeren Grabenrande, angelegt, weil das Mauerwerk durch die vorliegenden Erdwerke gedeckt und daher aus größerer Entfernung nicht sichtbar war. Vor Straßburg kam zum erstenmal der indirekte Schuß in Anwendung mit einem Erfolge, daß er in der Geschichte des Festungskrieges Epoche macht. Indem man im Bogen über die das Mauerwerk deckenden Erdwerke hinwegfeuerte, gelang es, schon aus größeren Entfernungen das unsichtbare Mauerwerk in Trümmer zu legen.

Am 11. September wurde die erste Breschbatterie gegen Lünette 53 — auf ungefähr 1100 Schritt Entfernung von derselben — an der Weißenburger Chaussee mit vier kurzen 24-Pfündern ausgerüstet. Sie erfüllte ihre Aufgabe mit überraschendem Erfolge.

Am folgenden Tage wurden zwei neue Breschbatterien gegen Bastion 11 und 12 auf 1000 und 900 Schritt von ihren Zielen, in der Nähe von St. Helenenkirchhof, angelegt und mit sechs, bez. vier kurzen 24-Pfündern ausgerüstet.

Während die preußischen Batterien der Nordwestecke der Straßburger Befestigung immer näher rückten, nahmen die badischen von der Ostseite her die Citadelle zum Ziel. In der Nacht zum 14. September setzten die Badener vom rechten Ufer des Rheins nach der Isle des Epis (Sporeninsel) über, die durch einen Arm des Rheins, den Kleinen Rhein, gebildet wird, und errichteten daselbst eine neue Batterie. Ein Ausfall, den die Belagerten am 15. dahin unternahmen, wurde zurückgewiesen.

Die badischen Truppen erhielten in diesen Tagen den Auftrag, die Einwohner aus den der Ostseite zunächst gelegenen Dörfern zu vertreiben, welche bei dem Fortgange der Belagerung voraussichtlich eine wichtige Rolle spielen würden. Der Brief eines badischen Soldaten zeigt uns, in welcher edlen Weise sich die braven Badener dieses schweren Auftrags entledigten. Er schreibt:

„Gestern mußten wir nach Neudorf, welches hart an der Festung liegt und ganz unter Wasser steht, um die Einwohner aus ihren Häusern zu vertreiben und nach Grafenstaden zu schaffen. Herzzerreißend war die Klage der Bewohner, sie fluchten Napoleon, der den Krieg veranlaßt habe, nahmen ihr Wertestes zusammen und gingen mit uns. Besonders ergreifend war die Klage einer Frau, die mit einem zum Tode erkrankten Mann und fünf Kindern, von denen das älteste erst sieben Jahre zählte, ausziehen mußte. Die Leute in der Gegend sind so ungefällig, daß wir zwei Stunden brauchten, einen Wagen zu erhalten, auf den wir die Habseligkeiten der Familie luden und den wir in Ermangelung eines Pferdes selber fortzogen. Sie dankten uns unter Thränen; da sie gar kein Geld hatten, so gaben wir zehn Badener ihnen, was wir gerade hatten, und brachten so fünf Gulden zusammen. Die Leute wurden im nächsten Orte untergebracht.“

Wie wohlthuend sind solche Züge echter Menschlichkeit gerade in dem wilden Getümmel des Krieges!

Ehe die Erdarbeiten des Belagerers von der dritten Parallele aus weiter vorschreiten konnten, war es notwendig, das Minensystem der Festung zu untersuchen, da der Belagerte durch eine erfolgreiche Sprengung seiner Minen, die er gewöhnlich von dem äußeren Grabenrande aus in mehreren Gängen unter dem Glacis vorgetrieben hat, leicht noch in diesem letzten Abschnitt der Belagerung eine für ihn günstigere Wendung herbeiführen kann. Die glückliche Auffindung der Minengänge vor Straßburg ist das Verdienst des preußischen Ingenieurhauptmanns von Ledebur und eines Sergeanten der schlesischen Pioniere, Namens Proske, aus Neiße. Dieselben gingen in einer unheimlichen Regennacht gegen Lünette 52 vor und gelangten bis an den Graben. Vom Feinde zeigte sich keine Spur. Der mutige Hauptmann ließ sich nun mit seinem Begleiter an einem mitgenommenen Seile in den 47 m breiten, mit Wasser gefüllten Graben hinab. Hier untersuchte er die Minen, von denen zwei bereits zerstört waren, und legte die letzte lahm. Das Wasser hatte nur eine Temperatur von 10° R., allein dies kümmerte unsern Helden nicht; ziemlich zwei Stunden brachte er unter der Erde zu; als er mit seinem Begleiter den finsteren Festungsgraben wieder verlassen wollte, riß der Strick und beide waren genötigt, sich erst von Steinen und Erdwerk mühsam eine Treppe zu bauen, um den Rückzug antreten zu können. Der Feind war mittlerweile aufmerksam geworden und feuerte, ohne jedoch die mutigen Deutschen zu treffen. Held Ledebur, welchem das Eiserne Kreuz erster Klasse zuerkannt worden ist, erhielt im ferneren Verlaufe der Belagerung einen Schuß in die Wade und starb leider an dieser Verwundung. Proske freut sich noch heute des Lebens und seines wohlverdienten Ehrenschmuckes.

Nunmehr konnten die preußischen Pioniere am 17. September vor Lünette 52 und 53 zur Krönung des Glacis übergehen, d. h. eine aus Erde und Schanzkörben aufgeworfene, am Kamme des Glacis entlang laufende Deckung, hinter welcher an erhöhten Punkten die letzten Angriffs-, nämlich die Bresch- und Kontrebatterien, angelegt werden. Hier zeigte es sich aber, daß die Anlage von Breschbatterien in der Glaciskrönung nicht mehr nötig war. Denn der indirekte Schuß hatte schon eine vollständige Bresche in Lünette 53 geschaffen. Von der Krönung stiegen die preußischen Pioniere bis auf den Spiegel der Wassergräben vor den Lünetten 53 und 52 hinab, warfen mittels zweier Minen die gemauerte Kontreskarpe (d. i. die äußere Mauer des Festungsgrabens) ein und begannen nun den Bau eines 7 m breiten Dammes über den 20 m breiten Wassergraben nach der Bresche in Lünette 53. Noch ehe der Damm vollendet war, fand sich jedoch bei einer Erkundung (20. September), daß Lünette 53 von den Franzosen verlassen sei. Sofort ward die Bresche besetzt, am Abend auch das Innere des Werkes, und die Pioniere begannen sich in demselben zu verbauen, was unter dem Feuer der dahinter liegenden Werke geschehen mußte und daher nicht ohne Verluste abging. Lünette 53 befand sich in einem Zustand vollständiger Zerstörung; ebenso war Lünette 52 zerstört und verlassen. Über den 60 m breiten Graben des letzteren Werkes wurde am 21. September abends eine Tonnenbrücke geworfen und dann diese Lünette gleichfalls besetzt. — Am 27. September waren die Werke der Angriffsfront vollständig unhaltbar

geworden. In Bastion 11 war eine 10 m breite, für die Sturmkolonne vollständig gangbare Bresche erzeugt; das Innere war ein Trümmerhaufen. Auch in Bastion 12 war die Bresche fertig, es fehlte nur noch das Zusammenschießen der stehen gebliebenen Erdwälle, welches kurz vor dem Sturme vorgenommen werden sollte.

Der folgende Tag war zum Sturme bestimmt. Da — es war am 27. September nachmittags 5 Uhr — wehte vom Münster und von den Bastionen 11 und 12 die weiße Fahne. Mit welchen Gefühlen dieselbe von den Truppen begrüßt wurde, die sechs Wochen hindurch alle Mühseligkeiten und Gefahren der schwierigsten Belagerung bestanden hatten, ist unbeschreiblich. Der Kanonendonner — diese ewige, nervenabspannende Musik, an welche sich das Ohr im Laufe von sechs Wochen gewöhnt hatte — verstummte plötzlich; vieltausendstimmiger Hurraruf erfüllte die Lüfte, so jauchzend, so freudig, wie er wohl selten oder nie gehört worden ist; die Regimentsmusiken ertönten und die Klänge alter Volksweisen zogen um den ehrwürdigen Münsterturm.

In der Nacht um 2 Uhr wurde die Übergabeurkunde ausgefertigt und unterzeichnet, derzufolge 451 Offiziere, 17 111 Mann die Waffen streckten (außerdem 2100 Verwundete und Kranke) und das sehr bedeutende Kriegsmaterial der Festung, darunter 1200 Geschütze, 200 000 Handfeuerwaffen u. s. w., überliefert wurden. — Das Blut von etwa 900 deutschen Streitern hatte fließen müssen, um dieses Ziel zu erreichen; französischerseits zählte man 2500 Mann von der Besatzung und 1800 Bürgerliche als tot und verwundet. Die deutsche Artillerie hatte seit dem Beginn der Belagerung 193 722 Schuß gethan, der Schuß im Durchschnitt zu 36 Mark.

Am 28. morgens wurden die Citadelle und die Thorwachen von den deutschen Truppen besetzt. Von 11 Uhr vormittags ab begann der Ausmarsch der französischen Besatzung von Straßburg, welche auf dem Glacis die Waffen strecken sollte. Die Gardelandwehr hatte zu beiden Seiten des Glacisweges Spalier gebildet; General von Werder mit seinem Stabe und der Großherzog von Baden hielten ebendaselbst, um dem Vorbeimarsch beizuwohnen. An der Spitze des Zuges schritt der General Uhrich mit seinem Stabe, begleitet von dem Maire der Stadt sowie von dem Admiral Excelmans und General Barral; diesen folgten noch etwa 50 andre Offiziere höheren und niederen Ranges; dann begann der Zug der verschiedenen kriegsgefangenen Truppen. Das Benehmen derselben während des Vorbeimarsches entsprach leider wenig der Tapferkeit, welche sie bei der Verteidigung bewiesen hatten, und entbehrte der Würde, die dem Unglück so wohl ansteht. Viele zerschellten unter wütenden Ausrufen ihre Gewehre auf dem Pflaster und an den Brückenpfosten, oder warfen alles, was sie an Wehr und Waffen hatten, in den Festungsgraben. — Am würdigsten hielten sich die Artilleristen und Pioniere, meistens wohlgekleidete, kräftige Männer; aber dahinter, welcher wirre Knäuel wälzt sich heran! Es sind die Zuaven, Turkos, Zephirs, wie die Kamele bepackt, teilnahmlos oder betrunken, wie sollte in ihnen auch in den Wüsten Afrikas das Gefühl für Frankreichs Größe oder Erniedrigung genährt sein? Nur ein kleines Bruchteil bildet die Kavallerie — ohne Pferde, etwa zehn bis zwölf Lanziers, nicht einmal ebenso viele Chevaulegers, traurige Überreste der bei Wörth geschlagenen

Armee. Weitere Züge Gefangener nahen, noch einmal erscheinen die Zuaven, hinter ihnen fünf bis sechs Wagen mit Marketenderinnen, ekelhaften Weibsbildern mit Uniformsjacken, kurzen Röcken, roten Hosen und schwarzen Straußfedern auf den Hüten! So dauerte der Zug wohl $1^1/_2$ Stunde lang.



Einmarsch badischer Truppen in Straßburg.

Am 30. September — gerade 189 Jahre nach jenem Tage, als die Franzosen mit Gewalt und List die deutsche Reichsstadt überrumpelten — erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Straßburg. In strenger Ordnung, mit festem Tritt marschierten hier von der Westseite die preußischen Gardelandwehren, von der Rheinseite die badischen Truppen in die Stadt ein. Ihr erster Blick fiel auf Trümmer und Asche. Noch wehte ihnen jener häßliche Geruch entgegen, wie er den Brandstätten eigentümlich ist. Die Häuser zeigten die Spuren der Beschießung, hier eine fortgerissene Ecke, einen geborstenen Pfeiler, ein zertrümmertes Fensterkreuz, wo die Granate ihren verheerenden Gang in das Innere der Wohnung genommen hatte, dort nur noch die stehen gebliebenen Grundmauern mit den öden Fensterhöhlen. Die Luken der Keller,

in denen die Einwohner sich allmählich häuslich eingerichtet hatten, waren mit Sandsäcken und Mist verstopft, die Fenster mit starken Bohlen geblendet, um gegen die Sprengstücke geschützt zu sein. Weiterhin lockte wohl der Hufschlag der Rosse einzelne von den Einwohnern an die Thüren, und die geschlossenen Fensterläden öffneten sich hier und da, um ein neugieriges Gesicht durchblicken zu lassen, aber kein deutsches Willkommen begrüßte die deutschen Krieger — Straßburg war fremd geworden in den zwei Jahrhunderten französischen Besitzes. Unverändert und beinahe auch unbeschädigt über dem Bilde der Verheerung und Verwüstung ragte nur das mächtige Münster zum Himmel empor, wie ein Wahrzeichen deutscher Kraft, Gottesfurcht und Treue.

Die erlangte Kriegsbeute war bedeutend: 1200 Kanonen, 200000 Handfeuerwaffen, 6000 Zentner Munition, 50 Lokomotiven, große Tuchvorräte, 300000 Zentner Tabak und 2 Millionen Frank, die sich in der Staatsbank vorfanden. — Die Kraft von 241 Geschützen und 193721 in die Festung gesandte Schüsse hatten diesen großen Erfolg herbeigeführt; freilich mußten wir ihn mit dem Blute von 906 tapferen deutschen Streitern bezahlen.

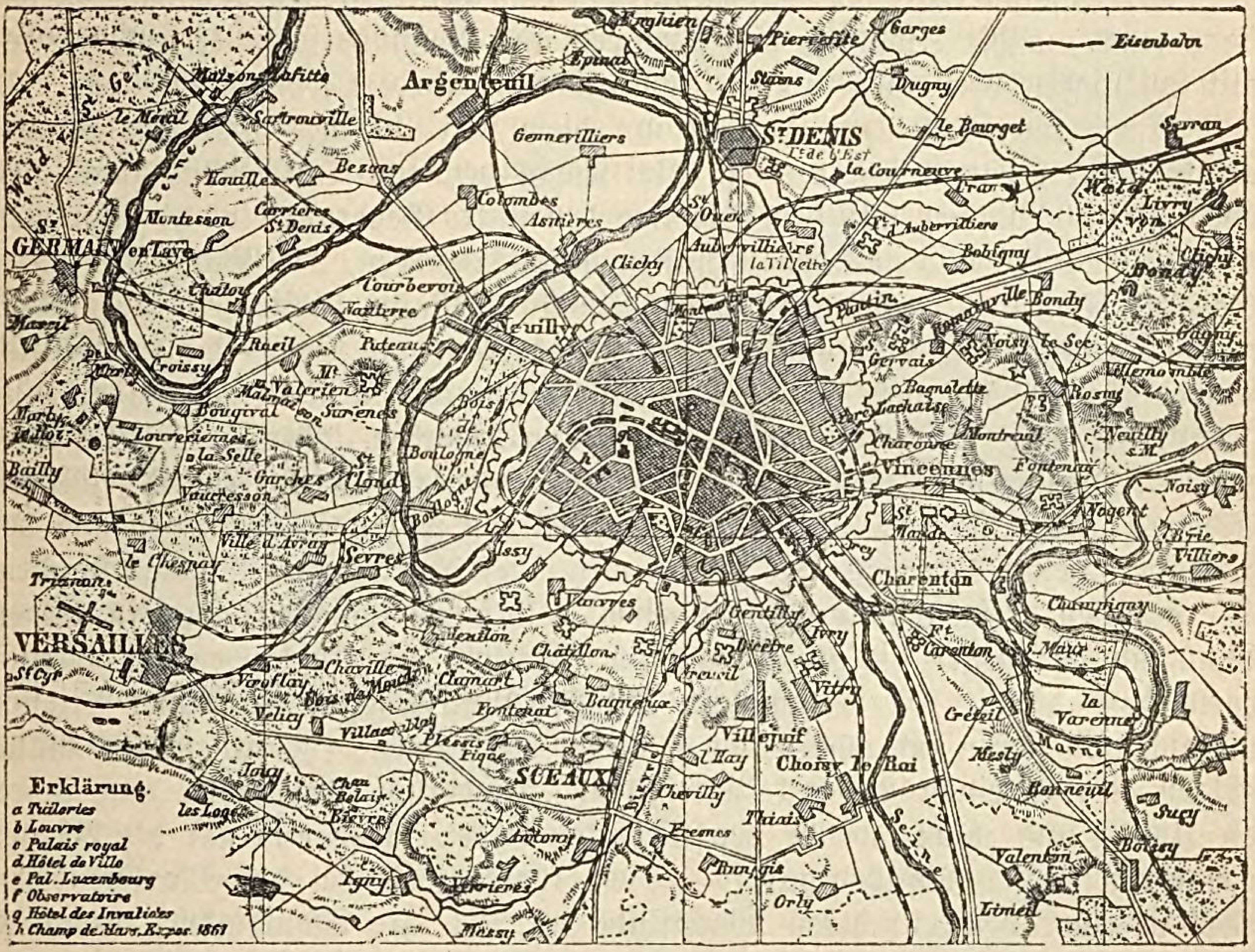
Zum erstenmal seit sieben Wochen läuteten wieder seine Glocken, und das deutsche Kriegsvolk, voran sein Führer, sammelten sich in den altehrwürdigen Räumen zum Dankgottesdienst. „Ja, es ist Frühling geworden im deutschen Vaterlande“, so schloß der deutsche Feldgeistliche seine Predigt. „Eine Gefahr, ein Kampf hat uns vereint. Daß wir als ein einig Volk haben ringen dürfen um diese Stadt, daß sie unser geworden durch vereinte Kraft, darum sprechen wir unter Lob und Dank: Bis hierher hat uns der Herr geholfen! — Er wird weiter helfen!“ —

Vor Paris bis zum Falle von Metz. Acht Tage, nachdem Jules Favre die deutschen Waffenstillstandsbedingungen abgelehnt hatte, waren Toul und Straßburg, um deren Übergabe es sich damals handelte, in der Gewalt der deutschen Heere. Aber noch pochte die Regierung der nationalen Verteidigung auf die Unüberwindlichkeit der Mauern von Paris.

Rings von Hügeln umschlossen, die bald steil abfallen, bald sanfter sich verflachen, liegt die Riesenstadt gleichsam in einem Becken. Von Süden kommend, zieht die Seine ihr silbernes Band durch die Stadt, nimmt aber noch kurz vor ihrem Eintritt, bei Fort Charenton, als rechten Zufluß die Marne auf, die sich in vielfachen Windungen zwischen den Hügeln im Osten der Stadt hinschlängelt. Durch eine dieser Windungen kurz vor ihrer Mündung wird die Halbinsel St. Maur gebildet, welche ihren eng zugeschnürten Hals gegen Nordwesten dem Fort Vincennes zukehrt. Die Seine verläßt Paris mit der Richtung nach Südwesten, aber schon bei Sevres und Schloß St. Cloud nimmt sie wieder die entgegengesetzte Richtung nach Nordosten bis St. Denis an, wo sie mit einem ebenso scharfen Bogen sich abermals nach Südwesten kehrt, um bei Bougival und St. Germain en Laye von neuem in der Richtung nach Nordosten weiter zu fließen. Durch diese Windungen werden dicht unterhalb Paris drei Halbinseln gebildet. Auf der ersten liegen die Vorstädte Auteuil und Passy und unmittelbar vor der Stadtumwallung das berühmte Bois de Boulogne, der Wallfahrtsort der Pariser schönen

Welt. Auf der zweiten Halbinsel erhebt sich das starke Fort Mont Valerien und das liebliche Nanterre, die Heimat der Rosenköniginnen. Auf der dritten ist Argenteuil erbaut.

Die eigentliche Stadtbefestigung, wie sie unter Ludwig Philipp begonnen, unter Napoleon III. verstärkt wurde, bestand in einer zusammenhängenden bastionierten Umwallung (Enceinte) mit 94 Bastionen und mit gemauerten Gräben. Wichtiger noch als diese war der Gürtel von vorgeschobenen Forts, welche die Festung in einem Umkreise von acht deutschen Meilen umgeben und unter sich wieder durch verschanzte Linien, Redouten und kleinere Erdschanzen verbunden waren. Es waren 15 dieser Forts vorhanden.



Paris und Umgegend.

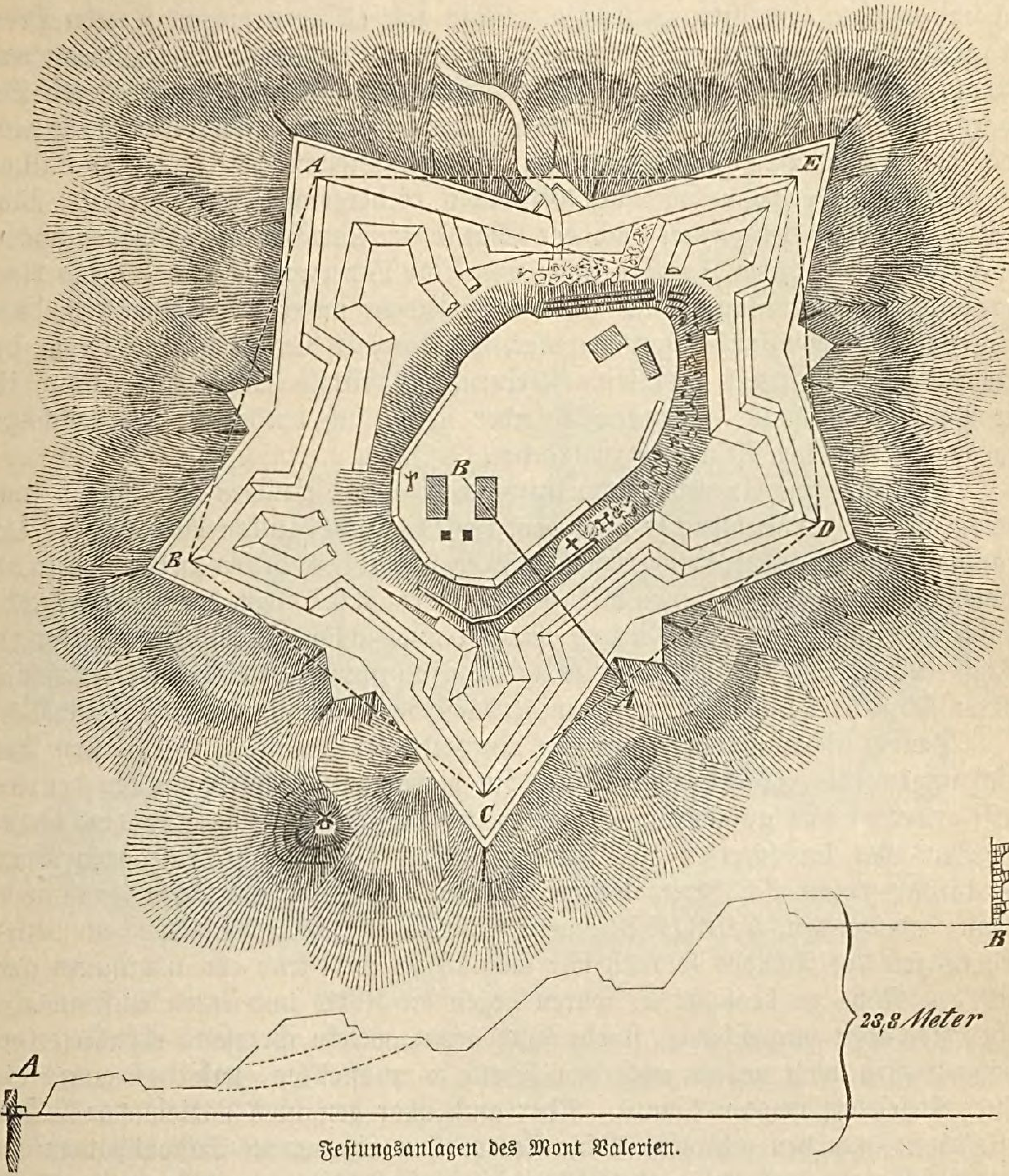
Vor der Ostseite lagen von der Straßburger Eisenbahn bis zur Marne die Forts Romainville, Noisy, Rosny und Nogent, ferner in dem Winkel zwischen Seine und Marne das Fort Charenton und endlich das Fort Vincennes, südlich der Stadt dieses Namens. Vor der Südfront befanden sich die fünf Forts Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanvres und Issy. Als vor 30 Jahren die Pariser Forts angelegt wurden, hatte man noch keine Ahnung von der Tragweite der gezogenen Geschütze, sonst hätte man die Höhen südlich der Stadt in die Befestigung hineinziehen müssen. Der Versuch, sie jetzt noch vor Beginn der Belagerung zu verschanzen, war zu spät unternommen worden. So blieb diesen Höhen, in den Händen des Angreifers, eine wichtige Rolle für die Zukunft vorbehalten. Vor der Westseite, auf der durch den Bogen der

Seine gebildeten Halbinsel von Nanterre, liegt nur ein Fort, der Mont Valerien, auf dem linken Seineufer, der aber wegen seiner Stärke den Namen einer Festung für sich verdiente. Endlich im Norden lagen die Befestigungen von St. Denis, einer Stadt von 27000 Einwohnern, deren Umwallung von drei Forts umgeben war und durch Überschwemmung und Ansumpfung des Vorterrains noch künstlich verstärkt werden konnte, und das Fort Aubervillers, welches wieder seinen Anschluß an das Fort Romainville vor der Ostfront hatte. Die Entfernung der Forts von der Stadtbefestigung wechselte von 1800 Schritt bis 1/4 Meile, beim Mont Valerien sogar 1/2 Meile. Der Raum zwischen den Forts und der Ringmauer bildete ein befestigtes Lager für eine große Armee; innerhalb der Umwallung lief eine Militärstraße und eine Gürtelbahn rund um die Stadt, so daß Truppen und Geschütze sowie Kriegsmaterial mit Leichtigkeit von einem Punkte zum andern befördert werden konnten.

Die Armee von Paris bestand um diese Zeit aus dem Reste der Linienarmee unter General Ducrot (in drei Korps bez. acht Divisionen, zusammen etwa 60000 Mann), aus dem Mobilgarden unter General Vinoy, zusammen 150000 Mann, und aus den seßhaften Nationalgarden, 276 Bataillone unter General Thomas, zusammen etwa 300000 Mann. Wie sehr die allgemeine Entmutigung, die nach den Tagen von Metz und Sedan die französische Armee ergriff, sich auch den noch in Paris befindlichen Resten derselben mitgeteilt, das hatte schon der Tag von Chatillon bewiesen. Nur die 12000 Seesoldaten, welche die Kanonen in den Forts bedienten, waren ein zuverlässiges Element in der Armee. Unter den Mobilgarden waren es diejenigen aus der Provinz, welche körperlich und sittlich weit über dem Pariser Schlage standen. Sie brachten großenteils aus ihrer Heimat noch jenen schlichten, gottesfürchtigen Sinn mit, der gegen die großsprecherische Art und den Unglauben der Pariser vorteilhaft abstach. Die bretagnischen Scharen führten sogar ihre eignen Priester mit sich und ließen sich jedesmal von diesen erst segnen, ehe sie auf die Wälle gingen oder zu einem Ausfalle vorrückten. Immerhin aber fehlte auch ihnen die Übung und Zucht, welche den Soldaten bildet. Und nun gar die Bürger von der seßhaften Nationalgarde! Diese thaten wohl bei der Marketenderin oder in einer bombensicheren Wachtstube zur Not ihre Schuldigkeit, wenn es aber vor den Feind ging, dann that man besser, sie zu Hause zu lassen.

Was unter andern Verhältnissen unmöglich geschienen hätte, hier war es ausgeführt worden: Paris war eingeschlossen; aber noch machten sich die Folgen der Einschließung bei der Bevölkerung und der Armee von Paris sehr wenig fühlbar. Alle Wege und Straßen waren von den deutschen Truppen besetzt und gesperrt, eine Zufuhr an Lebensmitteln unmöglich; aber Paris hat nicht bloß einen großen Mund, sondern auch einen großen Magen (die Stadt Paris verzehrt nach glaubhaften Quellen täglich 490 Ochsen, 130 Kühe, 430 Kälber, 2963 Hammel, 2150 Zentner gesalzenes und geräuchertes Fleisch, 1190 Zentner Wildbret und Geflügel, 1490 Zentner Fische, 19725 Zentner Brot, 4990 Sack Speisemehl, 2950 Zentner Kartoffeln, 1120 Zentner Butter, 280 Zentner Käse u. s. w.) — aber noch zehrte man von den Rinder- und Hammelherden, welche die Regierung in weiser Voraussicht hatte in die Stadt

treiben lassen, noch fehlte es nicht an Pferde- und Eselfleisch und verschiedenen andern Tieren, die erst später auf die Tafel kommen sollten, von den Elefanten im Zoologischen Garten bis zur Ratte im Kellernest.



Festungsanlagen des Mont Valerien.

Die Eisenbahnen waren von den deutschen Kriegern zerstört, die Telegraphenlinien über und sogar unter der Erde unterbrochen, aber anstatt mit der Eisenbahn zu reisen, schiffte man mit der Luftpost zwischen Erde und Himmel dahin, und anstatt des Telegraphendrahtes benutzte man die zarte Taube zur Vermittelung der Depeschen.

So manchen gewohnten Vergnügungen mußten die Pariser infolge der Einschließung entsagen. Die strahlende Gasbeleuchtung büßte mit dem zunehmenden Kohlenmangel von Tag zu Tag mehr von ihrem Glanze ein, bis

sie endlich ganz erlosch; öffentliche Vergnügungslokale und Theater schlossen sich mit dem zunehmenden Mangel an Beleuchtungsmaterial von selbst. Auf die Freuden der Oper, des Zirkus mußte man verzichten, selbst die Restaurationen und Cafés chantants wurden des Abends früh geschlossen. Aber man wußte sich mit andern Genüssen zu trösten. Man sah es gern, wenn Trochu Heerschau über seine Bataillone abnahm; man sah mit Wohlgefallen zu, wenn vom Mont Valerien die weißen Wölkchen aufstiegen, und man hörte es mit Behagen, wenn der Kanonendonner von den Forts die Luft erschütterte; hatte dann doch die erregte Phantasie Spielraum, sich vorzustellen, wie ganze Bataillone der verhaßten Prussiens von den Granaten niedergeschmettert würden. Man zog in feierlicher Prozession nach der Statue von Straßburg und legte Immortellenkränze vor ihrem Sockel nieder; wenn die Lärmtrommel aus irgend einer geringfügigen Veranlassung die Pariser Volkswehr unter die Waffen rief, dann umarmte der bewaffnete Familienvater, wie dereinst die Helden von Troja, vor allem Volke sein Weib und seine Kleinen und stürzte dann „zum Kampf für die Penaten“ hinaus — versäumte aber nicht, sich vorher in dem nächstgelegenen Wirtshause Stärkung zu trinken.

Die deutschen Armeen hatten inzwischen noch diejenigen Stellungen inne, welche sie am 19. September nach dem Gefecht bei Chatillon einnahmen. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen befand sich zu Grand Tremblay, dasjenige des Kronprinzen von Preußen in Versailles, dem berühmten Prachtschloß Ludwigs XIV. Der König von Preußen nahm sein Hauptquartier zunächst in Ferrières, auf dem feenartigen Lustschloß des Pariser Rothschild; später (vom 5. Oktober ab) verlegte er dasselbe gleichfalls nach Versailles.

Deutscherseits waren hinter den Vorposten an verschiedenen Stellen Verteidigungspunkte hergerichtet worden. In diesen sollten bei Ausfällen der Angriff erwartet und aufgenommen, also der Hauptkampf geführt werden; darum lagerten oder kantonierten hier von den Vortruppen der verschiedenen Korps die Gros, welche sich bereit halten mußten, auf das erste Lärmsignal in die ihnen bezeichneten Gefechtsstellungen einzurücken. Um die etwaigen Unternehmungen des Feindes so früh wie möglich zu entdecken, ihn überhaupt ganz aus der Nähe zu beobachten, waren gegen die Forts und deren Außenwachen Vorposten weit vorgeschoben, starke Feldwachen, welche ihrerseits eine Kette von Doppelposten noch weiter nach den Forts so ausstellten, daß das ganze Gelände übersehen werden konnte. Aber auch über den Gesichtskreis der Postenkette hinaus wurden zahlreiche kleine Patrouillen, sogenannte Schleichpatrouillen, vorgeschickt, um mit List und Schlauheit in Erfahrung zu bringen, was der Feind that und vorhatte. Zur Vervollständigung der Beobachtungen wurden auf hochgelegenen Punkten Beobachtungsposten eingerichtet, von wo aus man mit dem Fernglas bis in die Stadt hineinguckte. Auch die Dächer der Häuser und Türme wurden dazu benutzt. So anstrengend und aufregend auch der Dienst bei den Vorposten war, so war er doch abwechselungsvoller als das Einerlei in den langweiligen Quartieren. Dort hatte man doch immer die neuesten Pariser Nachrichten, dort wurden die Jagden auf Luftballons unternommen, dort gab es doch hin und wieder kleine Späße, Überlistungen, Gefangene u. dergl.

Trotz der scheinbaren Ruhe herrschte auch bei den Einschließungstruppen eine große Thätigkeit. Sie hatten damit zu thun, sich in ihren Stellungen zu verschanzen, die Dörfer zur Verteidigung gegen die zu erwartenden Ausfälle einzurichten und sich gegen das unaufhörliche Feuer zu decken, das von den Forts aus den schwersten Kalibern der Festungs- und Marinegeschütze auf unglaubliche Entfernungen trug und das außerdem auch von den feindlichen Vorposten und Patrouillen in der bekannten freigebigen Weise unterhalten wurde.



Umherstreifende Ulanen vor Paris.

Ferner kam es darauf an, die von den Franzosen unterbrochenen Verbindungen nach rückwärts wieder zu öffnen, die Wege, Eisenbahnen und Brücken herzustellen, auf welchen die Belagerungsartillerie mit ihrer unermeßlichen Munition, sowie das Kriegsmaterial zur Erbauung der Batterien herangeschafft werden sollte. Namentlich war die Verbindung bei Meaux durch den gesprengten Tunnel in störendster Weise unterbrochen; die Aufräumung und der Neubau desselben mußten nach vieler vergeblich angewandten Mühe aufgegeben und die Strecke von dort, bis wo die Eisenbahn wieder fahrbar war, mit Vorspann auf der Straße zurückgelegt werden.

Die Truppen der Gros richteten sich in ihren Ortschaften für ein längeres Bleiben so wohnlich wie möglich ein, für Feldansprüche auch wohl gemütlich. Es war zwar von dem Gouvernement der Hauptstadt eine vandalische Verwüstung der ganzen Umgegend angeordnet worden: alle Ortschaften hatten

zerstört werden sollen, um den fremden Eindringlingen weder Obdach noch Schutz zu gewähren. Aber das alles war nur sehr unvollständig zur Ausführung gekommen. So fanden die deutschen Krieger die Häuser und Wohnungen zwar verlassen, aber nicht verwüstet. Daß sie vor den Prachtmöbeln wenig Achtung zeigten, sondern es sich auf Samt- und Seidenpolstern bequem machten und alles in ihrer Weise benutzten, wird man ihnen nicht verdenken können. Nicht ganz reglementsmäßig dürfte es dagegen gewesen sein, daß sie beim Quartierwechsel zuweilen die Sachen, die ihnen gefielen, in das nächste Quartier mitnahmen; ihre Nachfolger brachten vielleicht ebenfalls Sachen zu ihrer Einrichtung mit; wo nicht, mußten sie sehen, wie sie sich halfen. Auf diese Art ist mit der Zeit eine Verschleppung des Hausgeräts von einem Orte zum andern um Paris entstanden, so daß es den zurückgekehrten Eigentümern schwer möglich geworden sein wird, das bunte Gemisch zu ordnen und jedem das Seine wieder zu schaffen. Warum dies geduldet wurde? — die Franzosen hatten für solche und schlimmere Ausschreitungen, als sie in Deutschland waren, eine böse Entschuldigung. Sie sagten einfach: C'est la guerre!

Trotz des Heroismus, mit dem die Pariser prahlten, kam es doch in der ersten Zeit der Einschließung noch nicht zu ernsteren Kämpfen. Eine Erkundung der Pariser Besatzungsarmee von den Süd- und Südwestfronten am 23. und 24. September, welche von den deutschen Vorposten zurückgewiesen wurde, hatte keinen andern Zweck, als um durch erdichtete Siegesberichte der Pariser Regierung den üblen Eindruck der Flucht von Chatillon und gewisser Unruhen in der Hauptstadt verwischen zu können.

Am 30. September unternahm der General Vinoy einen größeren Ausfall auf der Südseite in drei Kolonnen. Ein Hauptangriff aus den Forts Montrouge und Bicêtre gegen die Stellungen des VI. Korps zwischen Chevilly und Choisy le Roi wurde gleichzeitig durch zwei Scheinangriffe, auf dem rechten Flügel von Fort Issy gegen das V. und auf dem linken Flügel von Fort Charenton gegen das XI. Korps unterstützt. An allen Punkten wurden die Franzosen mit großem Verlust in die Forts zurückgetrieben.

Die erste Hälfte des Oktober verging in und um Paris ziemlich ruhig. Ein besonders anziehendes Schauspiel für die Pariser Bevölkerung bot um diese Zeit noch jedesmal der Abgang eines Luftballons. Lauter Jubel ertönte aus der schaulustigen Menge, sobald die kühnen Männer, welche den Flug in das Reich der Lüfte unternehmen wollten, erschienen. Da naht auch ein Mann und befestigt an einem der Seile des Ballons einen Käfig, in welchem munter girrend ein halbes Dutzend Brieftauben sich wiegt. Manche dieser Tauben haben schon wiederholt die Reise von Tours bis Paris gemacht und sind stets wohlbehalten an ihrem Bestimmungsorte angelangt. Jetzt ist alles bereit, der Luftkurier mit den Depeschen von Favre und Trochu ist eingestiegen, neben ihm nimmt der Luftschiffer Platz. Das letzte Seil, welches den Ballon an diese Erde bindet, wird gelöst. Majestätisch erhebt sich der Riese, noch eine Schwankung, und er schwebt gerade hinauf in den Ätherraum.

Daß die Franzosen aus den Forts auf jede deutsche Patrouille, die sich zeigte, mit den schweren Kalibern ihrer Geschütze feuerten, betrachteten die

Deutschen zuletzt als ein harmloses Vergnügen. Ein Akt blinder Zerstörungslust aber war es, als am 13. Oktober der Kommandant des Mont Valerien das schöne Schloß St. Cloud mit seinen Brandgeschossen in Asche und Trümmer legen ließ. So manche geschichtliche Erinnerung knüpfte sich an das alte Schloß. Einst die Residenz der unglücklichen Königin Marie Antoinette, später Napoleon Bonapartes, der von hier aus das Direktorium auflöste, und der Kaiserin Marie Luise, welche sämtlich an Schloß und Park große Summen wendeten, war es zugleich der Ort, wo 1815 die Kapitulation von Paris unterzeichnet wurde. Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp bewohnten nacheinander das Schloß. Napoleon III. nahm hier als Präsident der Republik den Senatsbeschluß entgegen, das ihm die Krone des zweiten Kaiserreichs übertrug. Er erkor es zu seinem Lieblingsaufenthalt und stattete die Gemächer mit allem denkbaren Schmuck und mit den herrlichsten Kunstschätzen aus.

An demselben Tage, dem 13. Oktober, ordnete auch General Trochu einen Ausfall an, welcher unter Oberleitung des Generals Vinoy unternommen werden sollte. Trochu hatte Nachrichten erhalten, daß ein Teil der deutschen Einschließungstruppen, insbesondere die Bayern, nach Süden abgerückt wäre, um das Beobachtungskorps zu verstärken, welches die Deutschen gegen die an der Loire in der Bildung begriffenen französischen Streitkräfte aufstellten. Er versprach sich daher von einem auf der Südfront aus den Forts Issy, Vanves und Montrouge gegen die bisher von dem v. d. Tannschen Korps innegehabten Stellungen bei Clamart, Chatillon und Bagneux einen besonders glücklichen Erfolg.

Die Nachricht an sich war nicht unrichtig. Schon damals fabelte man in Frankreich viel von einer sogenannten Loirearmee, die sich in furchtbarer Stärke an der unteren Loire gesammelt habe und bald einen gewaltigen Schlag in den Rücken der Einschließungsarmee führen werde. Für die Deutschen blieb aber diese Loirearmee vorläufig nur ein Gespensterspuk. Sobald die im Rücken der Deutschen zu ihrer Sicherung weit umherstreifende Reiterei dieser seltsamen Gebilde, welche die Vorläufer eines großen Heeres vorstellen sollten, ansichtig wurde, verschwanden dieselben wieder in Dunst und Nebel, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. Da stieß am 5. Oktober die 4. Kavalleriedivision, welche Prinz Albrecht, ein Bruder des Königs, befehligte, bei Toury, zwischen Paris und Orleans, auf eine ziemlich starke feindliche Kolonne, die sich im Anmarsch auf Paris befand. Dies waren keine Spukgestalten, sondern wirklich Fleisch und Blut, die Keime der Loirearmee.

Die Kavalleriedivision zog sich zurück, und wurde nun vom großen Hauptquartier eine Armeeabteilung, bestehend aus dem I. bayrischen Korps, der 22. Division des XI. Korps, der 2. und 4. Kavalleriedivision dem General v. d. Tann unterstellt, welche dem Vordringen der Loirearmee entgegentreten sollte.

Man sieht, General Trochu war, dank den Pariser Ballonnachrichten, gut unterrichtet, aber in der Hoffnung, die er auf die Verminderung der Streitkräfte vor der Pariser Südfront setzte, täuschte er sich. Die ausfallenden Kolonnen drangen zwar in Bagneux und Chatillon ein und bemächtigten sich der Steinbrüche zwischen Chatillon und Clamart, hier aber stießen sie auf den kräftigen Widerstand des II. bayrischen Korps (v. Hartmann) und sahen sich

zu eiligem Rückzuge genötigt. Die Bayern verloren bei diesem Ausfall 10 Offiziere und 356 Mann.

Am 21. Oktober ordnete Trochu einen neuen größeren Ausfall an, diesmal auf der Halbinsel von Nanterre. Derselbe war gegen Bougival und Malmaison gerichtet und schien keinen geringeren Zweck zu haben, als sich Versailles zu bemächtigen und vielleicht das deutsche Hauptquartier zu überrumpeln. Nachdem der Mont Valerien den Vormittag über wieder ein gewaltiges Feuer unterhalten hatte, das von Kanonenbooten auf der Seine unterstützt wurde, kamen 12 Bataillone mit 40 Feldgeschützen vom Fuße des Berges her und drangen gegen Malmaison und Bougival am Südende des Seinebogens vor. Auf die Meldung des Ausfalls wurde in Versailles Generalmarsch geschlagen, die Truppen besetzten die Plätze und Zugänge, Artillerie wurde aufgefahren und die Gardelandwehrdivision unter General v. Loën, welche nach dem Falle von Straßburg in die Gegend von Versailles gezogen war, rückte zur Unterstützung der bei Bougival im Kampfe begriffenen Vortruppen des V. Korps (Kirchbach) ab. In Versailles bildeten sich Gruppen der Einwohner, die mit feindseligen, schadenfrohen Gesichtern die Preußen beobachteten, deren Niederlage und Rückzug mit Bestimmtheit erwartet wurde. Der König begab sich nach dem Aquädukt von Marly, von dessen Höhe er das Gefecht beobachten konnte. Es wurde von französischer Seite nicht eben kräftig geführt, meist durch Artillerie, die Infanterie schien nicht recht anfassen zu wollen und wurde von den Niederschlesiern und Posenern in dreistündigem Kampfe aufgehalten. Zuletzt erschien die Gardelandwehr, die den kleinen Franzosen wie ein Korps von lauter Riesen vorkam. Die Wehrleute gingen mit großer Erbitterung ins Gefecht; ohne sich viel mit Schießen aufzuhalten, kehrten sie die Gewehre um und schlugen, wie ihre Väter bei Großbeeren und Hagelsberg gethan, das Gewürm mit dem Kolben tot. General Vinoy, der den Ausfall kommandierte, mußte die Flucht der Seinigen sehen, sie ließen 1000 Gefangene und 3 Geschütze zurück. Als diese nach Versailles gebracht wurden, war es denn eine bittere Enttäuschung für die guten Einwohner, die sich schon heimlich gefreut hatten, beim Abzuge der Preußen ein bißchen aus den Fenstern schießen zu können.

Das Treffen bei Artenay und die Einnahme von Orleans. Die Loirearmee war inzwischen leibhaftig Fleisch und Blut geworden. Von den seit der Katastrophe von Sedan in Frankreich neu gebildeten Heerkörpern war sie es allerdings, welche noch die kriegstüchtigsten Elemente in sich aufgenommen; denn in ihr bildeten die aus dem Kirchenstaat und aus Algerien zurückgezogenen Linientruppen den Hauptkern, hierzu kamen die Besatzungen einiger Plätze im Innern Frankreichs; ferner die aus den Depots, welche den Ersatz für den eigentlichen Kriegsverlust auszubilden hatten, neu gebildeten Marschbataillone und endlich ein Teil Mobilgarden, welche nichts mitbrachten, als im günstigsten Falle den guten Willen und ein gutes Gewehr. Die Stärke, in welcher diese Armee bis jetzt auftrat, betrug etwa 30000 Mann. Das Kommando führte der 68jährige General de la Motterouge, der im italienischen Kriege eine Division unter Mac Mahon kommandiert und sich bei Magenta ausgezeichnet hatte. Daß er mit seiner geringen Streitmacht Paris nicht entsetzen könne, wußte der alte

General wohl; dennoch hoffte er, wenigstens die Einschließungsarmee in ihrem Rücken beunruhigen zu können.

Die Armeeabteilung des Generals v. d. Tann, welche am 6. Oktober in südwestlicher Richtung über Arpajon und Etampes vorgerückt war, stieß am 10. Oktober bei Artenay auf eine französische Division, die Avantgarde der Hauptkolonne von der Loirearmee; v. d. Tann griff sie an und erkannte bald, daß er Linientruppen sich gegenüber habe, darunter zwei Regimenter Zuaven, welche sich sehr brav schlugen und selbst den Bajonettkampf nicht scheuten, wobei sie dann aber fast ganz vernichtet wurden. Auch drei Kavallerieregimenter und eine gut bediente Artillerie zeigte der Feind. Die Annahme, daß man es nur mit Mobilgarden und Franctireurs zu thun habe, war also widerlegt.



Bayern auf dem Marsch nach Orleans.

Artenay liegt vor dem Walde von Orleans; es war stark verbarrikadiert und wurde, wie der Waldsaum, hartnäckig verteidigt, die deutsche Kavallerie mit reitender Artillerie ging aber auf den Flanken vor, und der Ort wurde von den Bayern mit dem Bajonett erstürmt. Der Feind zog sich in Auflösung mit Verlust von 2000 Gefangenen und drei Geschützen in den Wald von Orleans zurück.

Am 11. Oktober rückte das v. d. Tannsche Korps gegen Orleans vor. Die Division Wittich, welche zu dem Gefecht bei Artenay nicht mehr gekommen war, wurde zu einer Umgehung der linken Flanke des Feindes bestimmt, welcher vor Orleans Stellung genommen und dieselbe durch eine doppelte

Verschanzungslinie und Schützengräben gedeckt hatte. Die Bayern gingen durch den Wald von Orleans vor, während die Division Wittich bei dem Dorfe Boulay durch Franctireurs eine Weile aufgehalten wurde, bis sie diese durch Geschützfeuer zwang, abzuziehen. Hinter dem Walde stieß das bayrische Korps zuerst auf den Feind, der beim weiteren Vordringen seine erste Verschanzungslinie räumte, die zweite dagegen um so nachdrücklicher durch Geschütz- und Gewehrfeuer verteidigte.

Es entstand ein Artilleriekampf, in dessen Verlauf die Bayern auch zum erstenmal einige Mitrailleusen ins Gefecht brachten; sie waren nach einem verbesserten System hergestellt, das den Rohren einzeln verschiedene Richtung und damit Streuung der Kugeln, die den französischen fehlt, zu geben erlaubt.

Der Kampf war blutig und dauerte stundenlang. Unterdessen war auch die Division Wittich in ein hartnäckiges Dorfgefecht verwickelt worden. Nachdem sie durch das brennende Boulay weiter vorgedrungen war, fand sie den Flecken Ormes stark besetzt und zur Verteidigung eingerichtet. Ein heftiges Feuer empfing die Truppen schon von weitem, der Ort mußte also angegriffen und genommen werden. Artillerie wurde vorgezogen, die Kavallerie mit einigen bayrischen Batterien, die der Division zugeteilt waren, nahm seitwärts eine Stellung, aus welcher die Geschütze den Feind in der Flanke zu fassen suchten.

Bald zeigte sich die Wirkung der deutschen Artillerie im Orte, viele Gebäude wurden in Trümmer geschossen, an mehreren Stellen brach Brand aus. Doch war das feindliche Feuer nicht so leicht gedämpft, und vorher konnte der Sturm noch nicht unternommen werden. So stand das Gefecht stundenlang hier vor Ormes, wie drüben beim Tannschen Korps vor den französischen Verschanzungen. Endlich war der entscheidende Augenblick gekommen: die Brigade Kontzki erhielt Befehl, den Ort in der Flanke anzugreifen; sie ging unter Trommelschlag zum Sturme, auch die hessischen Schützen in der Front drängten vorwärts und stürzten mit Hurra auf die Schützengräben des Feindes, aus denen sie die Rothosen mit dem Bajonett warfen. Die Umfassung des Ortes war genommen; durch die Hauptstraße desselben, in den Weinbergen und Häusern tobte der Kampf. Wiederum schossen die Einwohner auf die Deutschen, selbst wütende Weiber mischten sich mit allerhand Wehr hinein — da konnte denn später das strenge Strafgericht nicht ausbleiben.

Ormes war genommen; die Preußen verfolgten den Feind, der sich nach Orleans zog und noch einmal hinter der Eisenbahn Stellung nahm. Das Tannsche Korps errang zu dieser Zeit auch schon den Sieg. Bayrische Pioniere hatten der preußischen Artillerie, welche nebst dem 32. Regiment beim Korps war, in den Weinbergen eine Feuerstellung zugänglich gemacht, von wo sie die Verschanzungen und die Rückzugslinie des Feindes beherrschte. Jetzt erstürmten Bayern und Preußen die französische Stellung, und die Verteidiger, die sich bis dahin tapfer geschlagen hatten, flohen in Unordnung und verfolgt von den deutschen Reitern nach der Stadt zurück.

In Orleans hielten sich die Franzosen nicht lange auf. Die 32er, in Verbindung mit Bayern, erstürmten den Bahnhof und die Vorstadt St. Jean, welche noch von den päpstlichen Zuaven besetzt waren. Eine bayrische Zwölfpfünderbatterie

fuhr gegen die Stadt auf, in welche auch schon von der Seite her, wo die Division Wittich vorgedrungen war, einige Granaten fielen. Da erschienen Abgesandte, der Bischof Dupanloup und der Maire an ihrer Spitze, und baten um Schonung für die Stadt, welche von den französischen Truppen geräumt sei. Gegen 8 Uhr hielten die deutschen Truppen ihren Einzug in Orleans. Sie lagerten auf den Plätzen der Stadt; ihre Wachtfeuer beleuchteten das Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans.

General de la Motterouge trat den Rückzug auf dem linken Loireufer durch die sumpfige Sologne auf Bourges an.

Auch westlich von Paris hatten sich Streifkorps von Mobilgarden gezeigt, welche von der Eure her gegen Versailles vorzudringen suchten. Die Kavalleriedivision von Rheinbaben warf an dem Tage des Treffens bei Artenay eine solche Abteilung, die über die Eure gekommen war, bei Cherisy zurück und nahm ihr 1000 Gefangene ab.

Die Erstürmung von Chateaudun. Andre feindliche Streifkorps zeigten sich im Norden und Nordwesten von Orleans. Deshalb wurde die Division Wittich und Kavalleriedivision Prinz Albrecht von Preußen in dieser Richtung entsendet. Am 18. nahte die der Kolonne vorausgetrabte Kavalleriebrigade von Hontheim dem Städtchen Chateaudun. Es hieß, dasselbe sei unbesetzt. Als aber die vorgeschickten Patrouillen gegen die Umfassung der Stadt heransprengten, um sich davon zu überzeugen, erhielten sie Feuer aus allen Hecken. Die Kavallerie mußte nun das Eintreffen der andern Waffengattungen abwarten; nur ihre reitende Batterie warf einige Granaten in die Stadt. Eine vom Gros herangezogene Fußbatterie fuhr am Bahnhofe auf und nahm die Vorstadt unter Feuer, worauf das erste Bataillon 95. Regiments (Sachsen-Gotha), ohne sich durch das heftige Feuer von der Umfassungsmauer her aufhalten zu lassen und ohne einen Schuß zu thun, die vordersten Gehöfte und Häuser nahm. Die Stadt, welche durch Erdwälle und Barrikaden befestigt war, wurde nun durch die Batterien des Gros mit furchtbarer Wirkung beschossen, die der Avantgarde ging gegen den Haupteingang vor, links neben ihr eine bayrische Batterie, welche drei Stunden lang Granaten in die Stadt warf. Als die Bayern ihre Munition verschossen hatten, gingen sie dennoch nicht zurück, sondern ihr Batteriechef ließ die Mannschaft, bis neue Munition herbeigeholt war, die „Wacht am Rhein" anstimmen.

Als der Abend sank, hatte die Artillerie so weit vorgewirkt, daß die Infanterie zum Sturme vorgehen konnte. Von dem nun beginnenden nächtlichen Straßenkampfe entwirft ein Mitkämpfender das nachfolgende lebendige Bild:

„Ein neuer Hagel von Geschossen empfing uns aus allen Häusern, selbst von den Dächern der Kirche herab, und tötete oder verwundete manchen braven Soldaten. Auf den Straßen war nicht vorzudringen, dieselben waren nicht nur verbarrikadiert, sondern auch durch Glasscherben und Gräben völlig ungangbar gemacht, und ein Hagel von Chassepot-, Minié- und Lefaucheuxgeschossen, Schrot und gehacktem Blei empfing jeden, welcher in denselben sich zu zeigen wagte. Aber vom Bahnhofe her begann der Oberst von Kontzki nun Schritt für Schritt Terrain zu gewinnen und die Hauptstellung des Feindes zu umgehen. Man

drang durch die Gärten, über die Mauern und führte einen erbitterten Kampf, Mann gegen Mann, der noch grausiger wurde durch das Dunkel der Nacht und den blutigen Schein der brennenden Häuser. Wütend stürmten die Unsern Haus für Haus, und mit Fluchen und Todesverachten wurde jedes derselben verteidigt. Erst die Brandfackel vermochte die Franzosen schrittweise zu vertreiben, und doch fochten hier nur die Pariser Franctireurs und Mobilgarden unter dem polnischen Grafen Lipowsky, welcher in phantastischer roter Husarenuniform so lange auf der Eisenbahn herumgaloppierte, bis ihn die preußische Kugel traf. Das Geknatter der Gewehrsalven nahm eher zu als ab, der Kampf wurde immer allgemeiner, bis endlich nach Mitternacht das erste Hurra erscholl und der erste Schlag der Sturmtrommel — um 3 Uhr war der Marktplatz erstürmt, der Feind geworfen. Todmüde sanken die Streiter auf das blutgetränkte Pflaster.

„Der Morgen brach an. Der Wind, der sich erhoben hatte, wehte kalt über die dem Verderben geweihte Stadt, er fachte den Brand zu neuer Glut und scheuchte die springende Flamme von Dach zu Dach. Überall brennende und dem Einsturz nahe Häuser, Mauertrümmer, verkohlte Leichen, ängstlich wiehernd umherlaufende Pferde, scheue Menschen, händeringende Weiber — eine reine Hölle!

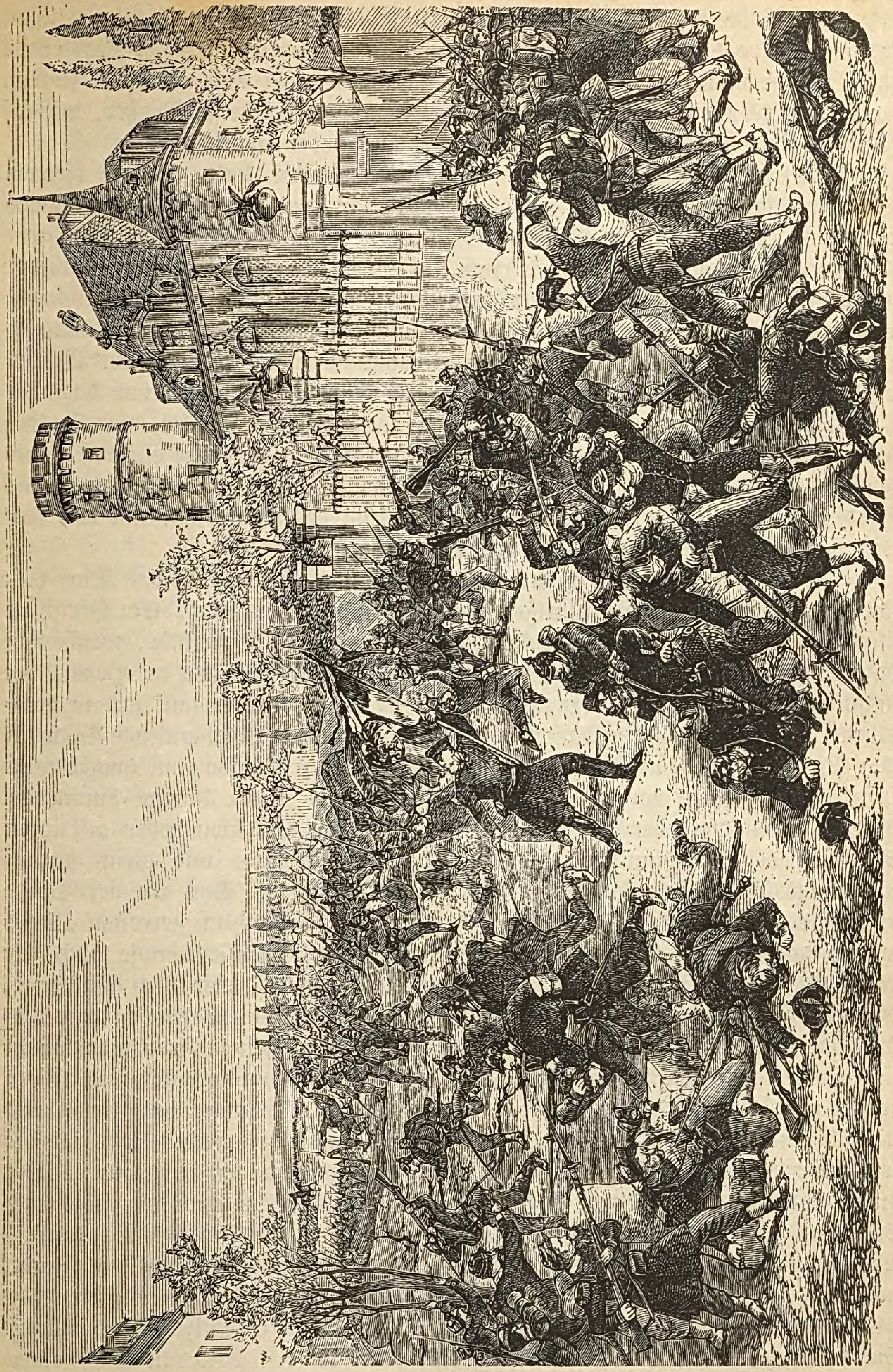
„Der Feind war unter dem Dunkel der Nacht nach Süden abgezogen. Seine Verluste waren sehr bedeutend, die unsern gottlob viel geringer.“

General von Wittich marschierte nach der Einnahme von Chateaudun nach Chartres, einer Stadt von 20000 Einwohnern, welche den Mittelpunkt des Getreidehandels in der Beauce bildet, jenem fruchtbaren Landstriche, welcher den Namen der „Kornkammer Frankreichs“ führt. Die 5—6000 Mobilgarden, welche diesen Ort besetzt hatten, marschierten bei der Annäherung der Deutschen schleunigst ab, und der Maire brachte die Schlüssel der Stadt dem preußischen General entgegen.

Die Aufgabe des v. d. Tannschen Korps war mit der Einnahme von Orleans und der Besetzung von Chartres erfüllt; ein weiteres Vorgehen auf das linke Loireufer war von der Heeresleitung nicht beabsichtigt; nur Kavallerie wurde zur Beobachtung des Feindes auf das linke Ufer vorgeschoben. In diesen Stellungen verblieben die Truppen, um einem etwaigen erneuten Vordringen der Loirearmee in dieser Richtung zu begegnen.

Der General de la Motterouge aber hatte mit Orleans zugleich sein Kommando verloren; der Advokat Gambetta, nun auch Kriegsminister und Diktator, hatte ihn abgesetzt, und Aurelle de Paladines, ebenfalls ein alter General, der im Krimkriege eine Division geführt, trat an seine Stelle.

Das Gefecht bei Le Bourget. Die Hoffnungen, welche General Trochu und die Pariser Bevölkerung auf ein glückliches Eingreifen der Loirearmee setzten, waren durch den Zug v. d. Tanns vorderhand vereitelt worden. Er beschloß daher, seinen nächsten Ausfall nicht mehr nach Süden, sondern nach Nordosten, wo das Gardekorps seine Stellungen hatte, zu richten. Am 28. Oktober griff der General de Bellemare von Aubervillers her das von den Vorposten des preußischen Gardekorps besetzte Dorf Le Bourget an und bemächtigte sich desselben durch Überfall.



General Budritzky beim Sturme auf Le Bourget.

Die Moblots zogen die Mäntel der verwundeten und gefallenen Preußen an, setzten ihre Pickelhauben auf den Kopf und marschierten in dieser Maskerade unter Juchhe nach Paris zurück. Das Juchhe sollte aber bald ein Ende finden, denn die Forts hielten sie für Preußen und begannen auf sie zu schießen, worauf sie eiligst ihre Verkleidung abwarfen und auseinander stoben.

Das an sich unbedeutende Vorpostengefecht hatte bald ernstere Folgen. Die Franzosen setzten sich in größeren Massen in dem Orte fest und richteten ihn durch Barrikaden und Schießscharten in der Umfassungsmauer zur hartnäckigen Verteidigung ein. Der Versuch, sie am 29. durch Artilleriefeuer wieder aus dem Dorfe zu vertreiben, hatte keinen Erfolg. Da eine so starke Ansammlung feindlicher Truppen nahe vor der Einschließungslinie bedenklich war, so erhielt Prinz August von Württemberg, kommandierender General des Gardekorps, Befehl, Le Bourget am 30. wieder zu nehmen. Er bestimmte dazu die 2. Gardedivision unter General von Budritzky, welche aus den vier Gardegrenadierregimentern Kaiser Alexander, Kaiser Franz, Königin Elisabeth und Königin Augusta bestand. Zugeteilt waren der Division außerdem noch das Gardeschützenbataillon sowie eine größere Anzahl von Batterien, um den Angriff durch Artilleriefeuer gehörig vorzubereiten.

Die Truppen brachen in drei Kolonnen fast gleichzeitig in das Dorf ein; hier aber erwartete sie ein blutiger Straßen- und Häuserkampf. Ein Bataillon Elisabeth näherte sich mit fliegender Fahne der großen Barrikade, welche den Haupteingang sperrte. Ein Schuß schmetterte den Fahnenträger zu Boden, der nächststehende Unteroffizier ergriff das Banner, aber auch er sank fast in demselben Augenblicke tödlich getroffen nieder. Da sprang der General von Budritzki vom Pferde, ergriff die Fahne und stürmte, von den höchsten ihn umgebenden Offizieren begleitet, voran, dicht hinter ihm folgten unter lautem Hurra die tapferen Grenadiere von Elisabeth. Zwei stämmige Soldaten hoben auf ihren Schultern den heldenmütigen General auf die Barrikade und gleich darauf flatterte hoch oben die leuchtende Fahne von Elisabeth. Dort an der Spitze seines Regiments und an der Seite des Generals sank tödlich getroffen Oberst von Zaluskowski; bald darauf fiel im mörderischen Straßenkampfe auch der Kommandeur des Schwesterregiments Königin Augusta, Oberst Graf Waldersee, der kürzlich erst von seinen bei Gravelotte erhaltenen Wunden genesen war und das Kommando wieder übernommen hatte. Aber die kleinen Franzosen waren im Handgemenge den Riesen der Garde nicht gewachsen und erlagen unter ihren Faust- und Kolbenschlägen; dennoch kämpften sie hier, solange ein Kampf noch möglich war; nur wenige baten um Pardon, die meisten feuerten noch, als die preußischen Soldaten ihnen entgegenkamen, um sie gefangen zu nehmen. Die einzige Straße, welche der Besatzung noch offen geblieben, war diejenige nach St. Denis; aber die preußischen Granaten, welche in die auf derselben zurückgehenden Kolonnen einschlugen, verwandelten den Rückzug in zügellose Flucht. Halbwegs stieß der wüste Haufen auf starke französische Truppenteile, die, von St. Denis kommend, der Besatzung von Le Bourget zu Hilfe eilen wollten. Sie wurden von den Fliehenden fortgerissen und bildeten bald mit ihnen einen verworrenen Menschenknäuel. Vergeblich versuchten die Offiziere, die Leute

zum Stehen zu bringen; niemand hörte sie, niemand gehorchte ihnen. Näher und näher wälzte sich die Menschenwoge den schützenden Wällen von St. Denis, jetzt war sie dahinter verschwunden, und nur Verwundete und Nachzügler blieben auf dem mit Waffen aller Art besäeten Felde zurück.

Beiderseitig war der Verlust sehr groß. Die Division verlor in dem siebenstündigen Kampfe 34 Offiziere (darunter 18 tot) und 433 Mann. Von den Franzosen blieben 500 Tote und Verwundete; außerdem wurden etwa 1300 Mann, darunter 40 Offiziere, gefangen genommen.

Auf den Wällen von St. Denis erkannte man Männer in Bürgerkleidung und auch Frauen. Sie waren zur Schlacht wie zum Schauspiel gekommen und konnten die Kunde von dem, was sie gesehen, in Paris verbreiten.

Die Lage von Paris wurde aber in jener Zeit von Tage zu Tage düsterer. Die Folgen der sechswöchentlichen Einschließung machten sich allmählich fühlbar, Handel und Verkehr stockten gänzlich, die Lebensmittel stiegen im Preise, an Stelle des prahlerischen Heroismus aus der ersten Zeit der Belagerung hatte allmählich eine kühle Überlegung Platz gegriffen. Sechs Wochen dauerte nun schon diese enge Einschließung, und noch war es nicht gelungen, auch nur an einer Stelle den eisernen Gürtel zu lockern. Ein finsterer Geist hatte sich der großen Volksmassen und eines Teiles der Pariser Nationalgarden bemächtigt, welche von einem Flourens, Blanqui, Ledru-Rollin, Felix Pyat und andern Volksbeglückern bearbeitet wurden. Zuerst äußerte er sich nur in dem Unwillen gegen gewisse Maßregeln der „Regierung der nationalen Verteidigung"; später schrieben diese Männer immer offener das Stichwort „die Commune" auf ihr Banner und verstanden darunter die Einsetzung eines Gemeinderates und eines Wohlfahrtsausschusses, wie zur Zeit der Pariser Schreckensregierung in der ersten Revolution.

In solcher Stimmung traf die Bevölkerung von Paris die Kunde von dem Falle von Metz.

Die letzten Tage und der Fall von Metz. Die Lage Bazaines und seiner Armee war seit der Schlacht bei Noisseville von Tag zu Tage bedenklicher geworden. Solange die Vorräte der Festung noch herhielten, empfand man wenigstens den bittersten Feind, den Hunger, nicht — wenn aber auch das letzte Rind geschlachtet war und man nur noch von dem Fleisch der mitgeführten Pferde leben konnte, dann mußte die Armee, insbesondere ihre Kavallerie und Artillerie, mit jedem Tage an Gefechtsfähigkeit verlieren, und wovon sollte man zuletzt auch die Pferde ernähren? — Die Ausfälle, welche Bazaine im Laufe des Monats September teils in derselben Richtung wie am 1. September, teils nach Süden gegen Mercy le Haut (22. und 23. September) und Peltre (27. September) unternahm, hatten keinen Erfolg gehabt. Überall fand er die ihn einschließenden Truppen wachsam und kampfbereit. Der glücklichste brachte ihm nur 40 gefangene — Ochsen ein, für 180000 hungernde Magen immer nur ein karger Bissen. Nach dem Falle von Straßburg blieb dem Marschall noch der Versuch übrig, sich in nördlicher Richtung die Verbindung nach Thionville zu öffnen, um auf diesem Wege sich neue Zufuhren von Lebensmitteln, deren seine Armee so sehr bedurfte, zu verschaffen. Er hatte zu diesem

Zwecke unterhalb Metz fünf Brücken über die Mosel schlagen lassen, um die Verbindung zwischen beiden Ufern herzustellen, und schon am 2. Oktober einen Angriff auf dem linken Ufer in der Richtung auf St. Remy unternommen, wo soeben die Division Kummer die bisherige Besatzung abgelöst hatte. Der Angriff wurde abgeschlagen. Bei der geringen Meinung, die man in Frankreich von der preußischen Landwehr hatte, versprach er sich von einem größeren Vorstoß in dieser Richtung, zu dem er über 20000 Mann und einen Teil seiner besten Truppen bestimmte, einen besonderen Erfolg. Am Mittag des 7. Oktober brachen bedeutende Kräfte über Woippy und Ladonchamps gegen die von Vortruppen der Posener Landwehr besetzten Dörfer St. Remy, les Grandes-Tapes und les Petites-Tapes vor und setzten sich, nachdem die Vortruppen der Landwehr einige Zeit Widerstand geleistet hatten, in Besitz derselben. Gleichzeitig eröffnete Bazaine auf dem rechten Ufer eine heftige Kanonade gegen Malroy und Charly, um das X. Korps zu verhindern, Verstärkungen zur Unterstützung der Landwehrdivision auf das linke Ufer zu entsenden. Aber seine Absicht ward bald erkannt. Schon bei Beginn des Gefechts war die 38. Brigade (die westfälischen Regimenter Nr. 16 und 57) auf das linke Ufer gezogen worden. Während jetzt der Rest der Division Kummer zur Unterstützung der Posener Brigade vorging, bemächtigten sich zwei Bataillone der braven Hacketauer im Bajonettangriff des Dorfes Maxe auf dem rechten Flügel der Franzosen, zwei andre westfälische Bataillone unterstützten den Angriff der Landwehr gegen die an der Straße gelegenen Dörfer, und durch das Holz von Woippy drang die 9. Infanteriebrigade (Regimenter Nr. 8 und 48) in die linke Flanke des Feindes vor. Nach neunstündigem Gefecht mußte Bazaine sich unter den Schutz seiner Wälle zurückziehen.

An diesem Tage hatten 75 Offiziere und 1703 Mann auf preußischer Seite ihr Blut vergossen. Die Verluste des Feindes waren ebenfalls sehr bedeutend.

Der Tag von Woippy war der letzte der großen Kampftage vor Metz. Umgittert und umschlossen, wie der Stier in der Arena, der bald hier, bald dort, aber immer vergebens, gegen die Schranken rennt, mußte sich Marschall Bazaine in sein Verhängnis ergeben. In den Lazaretten zu Metz befanden sich 19000 Verwundete und Kranke; die Zahl der letzteren nahm infolge der schlechten Nahrung täglich zu. Der Mangel an Lebensmitteln wurde mit jedem Tage fühlbarer; der größte Teil der Pferde war geschlachtet und aufgezehrt, der übrige Teil abgemagert und kaum noch dienstbrauchbar. Die Artillerie hatte nicht mehr ihre volle Bespannung, die Kavallerie war größtenteils abgesessen. In immer größerer Zahl meldeten sich die Deserteure bei den preußischen Vorposten und suchten ihnen schon von weitem zu verstehen zu geben, was sie in das preußische Lager trieb. „Nix pour la bouche? nix pour la bouche?“ war die gewöhnliche, mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung nach der Gegend des Mundes und des Magens noch veranschaulichte Frage, mit der sie sich bei den „tüdske Kamarads“ einführten, um dann, nachdem sie sich bei diesen gesättigt hatten, wieder mit alter Ruhmredigkeit zu versichern, daß Metz niemals fallen werde.

Sechs Tage nach dem Kampfe bei Woippy schickte Bazaine seinen Generaladjutanten, General Boyer, mit einem geheimen Auftrage nach Versailles. Am 24. Oktober ward ihm indessen durch Vermittelung des Prinzen Friedrich Karl die Mitteilung, daß man im königlichen Hauptquartier es aufgegeben habe, durch politische Verhandlungen zu einen Ergebnis zu kommen, und er sah sich nunmehr genötigt, rein militärische Unterhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Einschließungsarmee anzuknüpfen. Am 26. Oktober fand im Schlosse zu Frescaty die erste, sechsstündige Zusammenkunft zwischen den Bevollmächtigten, Generalmajor von Stiehle und Divisionsgeneral Cissey, statt, führte aber noch zu keinem bestimmten Ergebnis. Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen zwischen dem General von Stiehle und dem Chef des Generalstabes der Bazaineschen Armee, General Jarras, wieder aufgenommen und abends 11 Uhr wurde im Schlosse zu Frescaty die Kapitulation unterzeichnet, derzufolge die Armee Bazaines, 173000 Mann, drei Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere mit 622 Feldgeschützen und 72 Mitrailleusen, sowie die ganze Festung in ihrem noch völlig unbeschädigten Zustande mit ihrem reichen Kriegsmaterial, darunter gegen 900 Geschütze und 137000 Chassepotgewehre, übergeben werden sollten.

Der 29. Oktober 1870 war der Ehrentag für die Armee des Prinzen Friedrich Karl, für Preußen und für ganz Deutschland, an dem das Deutsche Reich wiederum Frankreich vor den Thoren von Metz ablösen sollte auf dem Posten, den es seit 318 Jahren innegehabt hatte. — Mit dem gehobenen Gefühl, welches das Bewußtsein gibt, nach Kämpfen, Mühen und Entbehrungen endlich an einem großen Ziele angekommen zu sein, aber mit ernstem Schweigen, sahen die deutschen Krieger ihre besiegten Feinde vorüberziehen und verharrten auch dann noch in stolzer, schweigender Zurückhaltung, wenn Rufe des Hasses und der Erbitterung zu ihren Ohren drangen.

Von den Forts, die so lange Zeit drohend auf die umlagernden deutschen Heere herabgeschaut hatten, wehte die schwarzweiße Fahne hoch in den Lüften, und die tapfere Division Kummer zog ohne Triumphgepränge, aber im festen Schritt unter den Klängen vaterländischer Märsche, zu den finsteren Thoren der alten Feste ein.

Von Straßburg bis Dijon. Schon während der letzten Periode der Belagerung von Straßburg hatten die Banden der Franctireurs sich in den südlichen Vogesen gesammelt und drohten, bei weiterem Vordringen auf Lüneville die Verbindung zwischen Nanzig und den Städten des Elsaß zu unterbrechen. Alsbald nach dem Falle von Straßburg war aus den Belagerungstruppen — mit Ausnahme der Gardelandwehrdivision, die vor Paris verwendet wurde — ein neues, das XIV. Armeekorps, unter General von Werder gebildet worden. Dasselbe bestand zunächst nur aus der badischen Division (von Beyer) und den preußischen Infanterieregimentern Nr. 30 und 34, da die gleichfalls dem Korps zugeteilten Reservedivisionen von Tresckow (1.) und von Schmeling (4.) zur Eroberung der kleinen Plätze im oberen Elsaß verwendet werden mußten. Eine fliegende Kolonne von 6 Bataillonen, $2^1/_4$ Schwadronen und 12 Geschützen unter Generalmajor von Degenfeld brach schon am 2. Oktober aus der

Umgegend von Straßburg auf und ging dem Werderschen Korps über Mutzig und Schirmeck voraus, um nach verschiedenen Richtungen bis Raon l'Etape und Etival die Vogesen zu durchstreifen und die Pässe derselben für den später nachfolgenden Hauptteil des Werderschen Korps zu öffnen.

Am 5. Oktober stiegen die Spitzen der badischen Heersäulen aus dem Plaine- und Rabodeauthale in das breite Thal der Meurthe hinab, wo das freundliche Städtchen Raon l'Etappe, rings von hohen Gebirgszügen eingerahmt, vor ihnen lag. In den Vorstädten desselben hatten die Franctireursschwärme sich eingenistet und eröffneten ihr Feuer gegen die badischen Vortruppen. Aber das entschlossene Vorgehen der badischen Grenadiere sowie das fast gleichzeitige Eintreffen der Kolonnen aus den beiden Seitenthälern machte ihrem Widerstand ein schnelles Ende. Der größte Teil barg sich in den Häusern bei den Einwohnern und wurde von den nachdringenden Badenern niedergemacht; ein andrer Teil entkam in die Wälder.

Am folgenden Tage setzte Degenfeld, unter Zurücklassung einer kleinen Abteilung in Raon, den Marsch im Thale der Meurthe aufwärts über Etival auf St. Dié in südlicher Richtung fort.

Von Epinal her waren über Rambervillers und Bruyères starke feindliche Abteilungen im Anmarsch und dieses Mal nicht bloß Franctireurs, sondern ein 12—15000 Mann starkes Truppenkorps unter General Dupré, größtenteils Linienregimenter, sowie die Mobilgarden der Vogesen und der Meurthe nebst einigen Geschützen. Dieselben hatten auf den steilen, mit Tannenwäldern bedeckten Anhöhen bei Etival und Nompatelize auf dem linken Ufer der Meurthe eine feste und gedeckte Stellung eingenommen und suchten die um mehr als die Hälfte schwächere Kolonne des General Degenfeld während ihres Marsches in der rechten Flanke anzugreifen. Die Lage der kleinen badischen Heerschar, die noch auf keine anderweitige Unterstützung zu rechnen hatte, war daher in hohem Grade bedenklich. Ein heißer Kampf entspann sich. Die badischen Grenadiere uud das 3. Regiment auf dem angegriffenen rechten Flügel hielten unter dem Feuer der Höhen tapfer stand, bis die ganze Brigade sich nach der rechten Flanke zum Gefecht entwickelt hatte und nun von allen Seiten zum Angriff gegen den hochgelegenen Tannenwald vorrückte. Das Erklimmen der steilen Anhöhen von Nompatelize im dichten Kugelhagel war eine schwere und blutige Arbeit; aber herzhaft erschallte das badische Hurra, begleitet von den Schlägen der Sturmtrommeln, bis der Feind aus seiner starken Stellung vertrieben war und in vollständiger Auflösung nach Rambervillers floh; 600 unverwundete Gefangene mit 6 Offizieren fielen in die Hände der tapferen Sieger. Der französische General Dupré war verwundet worden und hatte das Kommando an General Petevin abgeben müssen. Die badischen Truppen hatten den schönen Sieg mit einem Verlust von 25 Offizieren (darunter 5 tote), 411 Mann (darunter 92 tot, 314 verwundet, 5 vermißt) erkauft.

Das ruhmvolle Gefecht bei Nompatelize (La Bourgonce) öffnete dem nachfolgenden Werderschen Korps die Straßen über die Vogesen bis nach der Hauptstadt des Departements Epinal; aber mit demselben begann zugleich eine Reihe von mühevollen und blutigen Tagen für das Korps.

Unter täglichen kleinen Gefechten erreichte Werder am 12. Oktober Epinal, am 18. Vesoul, die Hauptstadt von Haute-Saone. Das Elsaß und das Vogesengebiet waren von Franctireurs gesäubert. Den Mittelpunkt des französischen Widerstandes bildete die kaum fünf Meilen entfernte große Stadt Besançon, eine Festung ersten Ranges. General von Werder konnte mit seinen Kräften natürlich nicht daran denken, dieselbe nehmen zu wollen; allein indem er hier vordrang, mochte es ihm immerhin gelingen, beträchtliche Teile der in diesen Gegenden neugebildeten Armee in freiem Felde zu schlagen. Er beschloß daher, die Franzosen in dieser Richtung zu verfolgen.

Am 22. morgens brach das Werdersche Korps aus der Gegend von Vesoul in drei Kolonnen gegen die Stellung des Feindes am Ognonfluß vor und warf den sich hartnäckig verteidigenden Gegner über denselben zurück.

Die badische Division verlor in diesem Gefechte 1 Offizier, 45 Mann, das 30. Regiment 2 Offiziere, 51 Mann.

General von Werder erhielt nunmehr am 29. von Versailles her den Befehl, bei Vesoul Stellung zu nehmen, die Festung Langres zu beobachten und namentlich den Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl, der sich nach der Kapitulation von Metz an die Seine auf Troyes wenden sollte, in der linken Flanke zu sichern. Gleichzeitig ging aber dem General von Werder von andrer Seite die Nachricht zu, daß Dijon vom Feinde verlassen sei. Diese alte Residenz der Herzöge von Burgund, jetzt Hauptstadt des Departements Cote d'or, in weiter fruchtbarer Ebene gelegen, an der großen Straße von Paris nach Genf und an der Eisenbahn von Paris nach Lyon, hatte eine zu große militärische Wichtigkeit, als daß man die Gelegenheit, sie zu besetzen, hätte vorübergehen lassen. Die badische Division erhielt daher den Befehl, den Ort in Besitz zu nehmen. Der Feind aber mochte hiervon Kenntnis bekommen haben und schickte über Nacht eine ansehnliche Truppenzahl der Stadt zu, so daß die Brigade Prinz Wilhelm von Baden am 30. Oktober bei ihrem Anmarsch gegen Dijon die nördlich derselben gelegenen Höhen von feindlicher Infanterie und Artillerie stark besetzt fand. Nachdem sechs Batterien ihr Feuer gegen die Höhen gerichtet hatten, wurden dieselben von der Infanterie der Brigade erstürmt und nun mit badischen Batterien gekrönt, die sofort ihr Feuer gegen die an ihrem Fuße liegende Stadt eröffneten. Beim Eintritt der Dunkelheit bemächtigte sich das badische Leibgrenadierregiment durch einen Bajonettangriff der verbarrikadierten Vorstadt. Am andern Morgen ward die Stadt den Siegern übergeben. Die badische Division hatte in diesem Gefechte an 250 Mann verloren.

Mittlerweile wurde von der Reservedivision v. Schmeling (4.) nach einer zweitägigen Beschießung am 24. Oktober Schlettstadt und nach einer achttägigen Belagerung am 10. November Neubreisach zu Falle gebracht. Die militärische Unterwerfung des Elsaß war damit beinahe vollendet. Nur das starke Belfort mit seinem befestigten Lager, der Schlüssel zu den Pässen des Jura und der Vogesen und der Hauptwaffenplatz für die Franctireurs in diesem Gebiete, machte den deutschen Heeren die Herrschaft des Elsaß noch streitig. Mit dem 3. November begann die Einschließung dieser wichtigen Festung durch die Reservedivision von Treskow (1.), freilich zuerst nur sehr unvollständig.

Kampf bis aufs Messer. Zu der Zeit, als vor Metz die entscheidenden Würfel fielen, fand sich im deutschen Hauptquartier zu Versailles ein französischer Waffenstillstandsunterhändler ein. Es war dies der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber des ersten Kaiserreichs Thiers, der soeben von seiner erfolglosen Rundreise an den verschiedenen Höfen zurückgekehrt war. Diesmal schien es wirklich ernst gemeint. Die französische Regierung wünschte den Waffenstillstand, aber den Waffenstillstand nicht als Mittel, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen, sondern um Zeit zu kriegerischen Rüstungen zu gewinnen und um die bedrängte Hauptstadt mit Lebensmitteln zu versehen. Thiers verlangte für die Dauer des Waffenstillstands die Aufhebung der Einschließung von Paris, ohne dafür irgend ein Gegenanerbieten, wie die Übergabe eines Forts, z. B. des Mont Valerien, wie Bismarck vorschlug, zu machen. Unter solchen Umständen scheiterten die Waffenstillstandsverhandlungen, und Thiers reiste unverrichteter Dinge nach Paris ab.

Mittlerweile hatte sich auch die Kunde von der Kapitulation Bazaines in Paris verbreitet und die daselbst herrschende Gärung zum offenen Ausbruche gebracht. Bewaffnete Volkshaufen aus den revolutionären Vorstädten, von Flourens, Felix Pyat u. a. geführt, zogen vor das Stadthaus und forderten die Abdankung der gegenwärtigen Regierung und die Einsetzung der Commune; die vordersten drangen in das Stadthaus ein und machten einen Teil der Regierungsmitglieder, darunter Trochu, zu Gefangenen, viele von denselben wurden an die Stühle festgebunden und thätlich mißhandelt. Grenzenlose Verwirrung herrschte. In allen Stadtvierteln wirbelte der Generalmarsch und rief endlich einige Bataillone der regierungstreuen Nationalgarden unter die Waffen, während draußen vor den Forts der Kanonendonner grollte und daran erinnerte, daß der Feind vor den Mauern sei. Vor dem Stadthause rissen sich einzelne Bataillone der Nationalgarde mit den Flourensschen Banden herum, ohne daß Blut floß. Endlich mußten diese weichen und die gefangenen Regenten wurden befreit. Dennoch war die Regierung zu schwach, um die Aufrührer zur Rechenschaft zu ziehen. Sie ließ bei der Pariser Bevölkerung eine Abstimmung vornehmen, ob sie noch ihr Vertrauen besitze oder nicht. 557 976 stimmten mit Ja, 62 638 mit Nein.

Mit diesem billigen Triumphe zufrieden, betrieb jetzt die Regierung mit verstärktem Eifer die Fortsetzung der Kriegsrüstungen. Die Maßregeln, welche dieselbe oder vielmehr der Kriegsminister und Diktator Gambetta ergriff, trugen einen verzweifelten Charakter. Gambetta hatte schon zu Anfang des Oktober Paris mit dem Luftballon verlassen und sich nach Tours, dem Sitz der sogenannten Außenregierung, begeben, um den Widerstand des Landes besser leiten zu können. Von hier erließ er jetzt eine Reihe von Verordnungen, durch welche ganz Frankreich in ein Heerlager verwandelt und der Krieg bis aufs Messer vorbereitet werden sollte. Marschall Bazaine, bis dahin „der Heros von Metz" genannt, wurde für einen Verräter und für vogelfrei erklärt. Alle Männer vom 20. bis zum 40. Lebensjahre wurden unter die Waffen berufen, ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris, in vier Generalgouvernements eingeteilt, um alle Kräfte des Landes militärisch zu verwenden. Den Oberbefehl führte

für die Region des Nordens mit dem Hauptquartier zu Lille General Bourbaki, der sich in abenteuerlicher Weise aus Metz durch die preußischen Posten entfernt hatte, für die Region des Westens mit dem Hauptquartier zu Le Mans General Fiereck, für die des Südens mit dem Hauptquartier zu Bourges General de Pohlès und für die des Südostens mit dem Hauptquartier zu Besançon General Cambriels. Zur Ausbildung und Instruktion für die neu einberufenen Mannschaften sollten elf Heerlager eingerichtet werden, zu St. Omer, Cherbourg, la Rochelle, Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Pas des Lanciers (bei Marseille), Sathonay (bei Lyon), Clermond-Ferrand, Nevers und Conlie (bei Le Mans). Die Lager in der Nähe der Küsten — von St. Omer, Cherbourg, la Rochelle und Pas des Lanciers — sollten zur Aufnahme von je 250 000 Mann, die übrigen von je 60 000 Mann dienen. Um dem empfindlichen Mangel an Waffen abzuhelfen, wurden alle Privatfabriken in Anspruch genommen; außerdem kamen massenhafte Sendungen aus dem neutralen England und Amerika an; allerdings entstand auf diese Weise ein buntes Gemisch von Gewehren der verschiedensten Konstruktion, das sich oft schon bei einem und demselben Truppenteil zeigte. Schwerer war dem Pferdemangel abzuhelfen; aber die Regierung verstärkte die Regimenter der Spahis aus Afrika und warb die freien beduinischen Horden, die Gums, welche die Matraque schwangen und welche „die Ulanen vernichten oder durch einiges Kopfabschneiden einschüchtern" sollten. Die Beschaffung der Geschütze, für welche das englische 7-Pfünder Reffyesystem vorzugsweise vorgeschlagen wurde, obwohl auch andre Modelle nicht ausgeschlossen blieben, sollte mit allen Mitteln, durch den Betrieb der Staatsgießereien für Landmacht und Marine, sowie durch die ausgedehnteste Benutzung der Privatindustrie und durch Ankauf im Auslande gefördert werden. Als die Ausrüstung der Artillerie trotzdem nur langsam vor sich ging, befahl Gambetta, daß jedes Departement auf je 100 000 seiner Einwohner eine Batterie von sechs Geschützen stellen sollte; er machte indessen hier dieselbe Erfahrung, wie jeder, der mehr befiehlt, wie ausgeführt werden kann. Die Pferde sollten requiriert werden, in betreff der Bespannung waltete die größte Willkür; man nahm die Geschirre, wo und wie man sie fand. Natürlich fehlte es vollständig an geschulten Offizieren; die Marineoffiziere, welche durch den Verlauf des Krieges ihrem Element entzogen waren, gewährten eine zwar tüchtige, aber der Zahl nach nur geringe Aushilfe für die Landarmee. Die frühere Beförderungsart wurde daher aufgehoben, die Beförderung sollte nur auf Grund des Verdienstes erfolgen; außerdem wurden auch militärische Grade an Personen übertragen, welche der Armee nie angehört hatten, wenn sie sich nur durch irgend eine Handlung bei der Regierung beliebt gemacht hatten. Aber auch damit kam man nicht weit; denn der Verdienste gab es nicht allzuviele zu belohnen und die Unfähigkeiten der nur durch die augenblickliche Gunst der Menge oder der Regierer emporgekommenen Befehlshaber offenbarte sich bald sehr deutlich.

Die Regierung griff daher zu dem Mittel, auch solche Offiziere anzustellen, welche wegen dunkler Ursachen früher aus dem Offizierstande entfernt oder welche aus der deutschen Gefangenschaft gegen ihr Ehrenwort, in diesem

Kriege nicht mehr gegen die Deutschen zu kämpfen, entlassen waren. Was die französische Regierung von einem aus solchen Elementen zusammengesetzten Offizierkorps zu erwarten hatte, das sollte sie nur zu bald erfahren. Ebenso übel sah es mit den Mannschaften aus. Die Wahrnehmung, daß ein bewaffneter Mann noch lange kein Soldat ist, wenn er nicht in seinen Waffen geschult und ausgebildet, in der militärischen Pflicht erzogen und von Liebe für seinen Beruf erfüllt ist, sollte hier eine traurige Bestätigung finden. In betreff der Verpflegung, des Sanitäts- und Lazarettwesens war soviel wie nichts geschehen. Die großen Massen wurden allmählich aufgebracht und ins Feld geschickt oder vielmehr auf die Schlachtbank geführt; doch war es vorherzusehen, daß solche Heerhaufen, selbst bei großer Überlegenheit, den Kampf mit den regelmäßigen, wohlgeschulten Armeen der Deutschen nicht aufnehmen konnten.

Daß mit solchen Heermassen der Sieg nicht zu erfechten war — dafür hatte aber der Diktator der französischen Republik, der frühere Advokat Gambetta, keine Einsicht. Er drohte jedem Heerführer, der nicht siegte, mit der Absetzung. Den Armeen sollten Gendarmerieregimenter auf dem Fuße folgen, um die Ausreißer zu verhaften und um ständige Kriegsgerichte im Rücken derselben zu bilden.

Aber nicht allein diesen „regelmäßigen Heeren" vertraute die französische Nation ihr Heil, sondern sie erwartete außerdem auch Hilfe von den zahlreichen Banden der Franctireurs und Eclaireurs, die unter den abenteuerlichsten Namen und in dem lächerlichsten theatralischen Aufputz die Sache der Republik zu vertreten vorgaben, im Grunde aber nur durch den Eintritt in diese Freischaren, wo die zucht- und zügelloseste Wirtschaft herrschte, sich dem Dienstzwange bei dem regelmäßigen Heere entziehen wollten. Da finden wir die Freikorps der Vogesen, der Pyrenäen, der Vendée, die Schützen von Montevideo, die Tirailleure der Republik, die Schar der Totengräber, die Legion der Schweiger, welche bei den Ausfällen aus Paris in zweiter Linie folgen und die Fliehenden mit dem Dolch durchbohren sollten u. s. w.

Ein begeisterter Allerweltsrepublikaner, der kühne Vorkämpfer für ein geeinigtes Italien, der alte Garibaldi, hatte sich zur nicht geringen Verlegenheit der französischen Machthaber der neuen Republik zur Verfügung gestellt. Man wußte nicht, wie man ihn verwerten sollte; schließlich übergab man ihm das Kommando über die sämtlichen irregulären Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze.

In Dole, einem kleinen befestigten Städtchen im Departement des Jura, wo das Thal des Doubs aus der Schweiz sich öffnet und verschiedene Eisenbahnen den Zuzug aus vielen Richtungen gestatten, schlug Garibaldi für die nächste Zeit sein Hauptquartier und Werbebüreau auf; und wirklich sammelte sich dort mit der Zeit ein Heer von Freibeutern aller Länder, die diesseit oder jenseit des Ozeans in der menschlichen Gesellschaft Schiffbruch gelitten hatten und sich daher berufen fühlten, unter Garibaldis Fahnen für die französische Republik und für die Sache der Menschheit zu kämpfen.

Den gewaltigen Anstrengungen ganz Frankreichs entsprach die Großartigkeit des französischen Kriegsplans. „Ganz Frankreich nach Paris!" kommandierte

Gambetta von Tours aus. Zwei große Volksheere waren zum Entsatz von Paris aufgeboten. Zunächst rechnete man, daß die Loirearmee, unter Aurelle de Paladines, welche von Bourges her bedeutende Verstärkungen an sich gezogen und in den ersten Tagen des November den Vormarsch wieder angetreten hatte, die Beobachtungskorps der Deutschen vor sich hertreiben und gegen Paris vordringen solle. Gleichzeitig sollte Trochu mit der aktiven Armee, die er seit dem Beginn der Einschließung allmählich mehr in den Waffen geübt und an eine etwas straffere Disziplin gewöhnt und in der er durch Einreihung von Freiwilligen der seßhaften Nationalgarde in die Mobilgarde die Lücken wieder ausgefüllt hatte, einen Massenausfall aus der Hauptstadt unternehmen, den Umschließungsgürtel durchbrechen und dann, mit Aurelle vereint, die Deutschen bis an und über den Rhein verfolgen. Um dieselbe Zeit sollte sich auch die Nordarmee, die sich in den Festungen des französischen Flandern gesammelt hatte und von den Hafenplätzen aus mit Gewehren und Geschützen gut bewaffnet war, unter General Faidherbe, zur Befreiung von Paris von Norden her in Bewegung setzen. Im Westen von Paris rückte Graf Keratry mit den Mobilgarden der Bretagne, die er im Lager von Le Mans gesammelt hatte, vor. Aus dem Berglande der Cote d'or sollte Garibaldi mit seinen Freischaren herabsteigen, die Verbindung zwischen Paris und Straßburg unterbrechen und, unterstützt von dem General Cremer, der an Stelle des General Cambriels das Kommando der von Lyon her vorgeschobenen Mobilgarden erhielt, Belfort entsetzen und die Verbindungen der Deutschen bedrohen.

Das Treffen bei Coulmiers. Schon zu Anfang des November erfuhr General von der Tann, daß die Loirearmee in bedeutender Stärke von etwa 70—80 000 Mann im Vorrücken sei und ihn von Paris abschneiden wolle. Er räumte daher am 8. November Orleans und trat am 9. bei Coulmiers der Loirearmee, jetzt aus neun Linienbrigaden, vielen Mobilgarden, sieben Reiterregimentern und 120 Geschützen bestehend, mutig entgegen. Obgleich die Überlegenheit des Feindes beinahe das Vierfache betrug, leisteten die tapferen Bayern doch hartnäckigen Widerstand. Sie schlugen mehrere Sturmangriffe hintereinander zurück, ihr rechter Flügel unter General von Orff warf sogar den Feind in voller Auflösung bis hinter die Massen seines Zentrums. Die hier aufgestellte französische Kavallerie sprengte zu ihrem Schutz an, mußte aber, als die grünen Chevaulegers, unterstützt von den Ulanen, anritten, selber fliehen und hinter ihrer Infanterie Schutz suchen. So sank der Abend des kurzen Novembertages und es war den Franzosen nicht gelungen, den Widerstand der tapferen Altbayern zu brechen. Aber an eine Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage durfte General von der Tann bei seinen geringen Kräften nicht denken. Er zog sich langsam und in vollster Ordnung in der Richtung auf Artenay und von da auf Toury — an der Straße und Eisenbahn, die von Orleans nördlich über Artenay und Angerville nach Paris führen — zurück, wo sich am 11. November die 22. Division (v. Wittich) wieder mit ihm vereinigte. Der Verlust der Bayern in diesem Gefecht betrug 46 Offiziere, 720 Mann, derjenige der Franzosen belief sich auf mehr als 1500. Auf dem Rückwege hatte eine Abteilung der bayrischen Munitionsreserve, bei welcher sich

zwei Reservegeschütze befanden, einen falschen Weg eingeschlagen und fiel in die Hände des Feindes. Die beiden Geschütze, obgleich sie nicht im Gefecht genommen worden und daher auch nicht die Bedeutung von Trophäen hatten, sowie etwa 450 Kranke, die General von der Tann in den Lazaretten von Orleans zurückgelassen und dem Schutz der Stadt übergeben hatte, dienten nun dazu, die pomphaften Siegesberichte Gambettas auszuschmücken. Die Regierung der nationalen Verteidigung frohlockte, Gambetta begrüßte „den Sieg“ als den Beginn einer neuen Ära des Krieges; Aurelle de Paladines, der 67jährige Greis, ward als eine zweite Jungfrau von Orleans gefeiert. Ganz Paris prangte im Flaggenschmuck, in allen Kaffeehäusern wurde von Tischen und Büffetts herab die Siegesbotschaft verlesen, man vergaß Trübsal und Hungersnot und schwelgte in Roßbraten und Mäusepasteten.

Die Kämpfe gegen die Loirearmee. Es war eine eigentümliche Laune der Kriegsgöttin, daß sie gerade zu einer Zeit zum erstenmal den Franzosen ein lächelndes Gesicht zeigte, als die durch den Fall von Metz frei gewordenen Armeen schon ihren Marsch in das Innere Frankreichs antraten und die Aussicht auf eine günstige Wendung des Krieges völlig schwinden machten.

Während alsbald nach der Übergabe von Metz der General v. Manteuffel mit der ersten Armee (I. und VIII. Korps) sich von Metz in nordwestlicher Richtung über Laon gegen die französische Nordarmee wendete, marschierte der nunmehrige Feldmarschall Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee (dem IX., X. und III. Korps) in südwestlicher Richtung über Pont à Mousson und Commercy auf Troyes, wo er am 10. November eintraf. (Von der ersten Armee wurde das VII. Korps zunächst teils zur Besetzung von Metz, teils zur Belagerung der Festungen an der französisch-belgischen Grenze verwendet; von der zweiten Armee war das II. Korps schon kurz vor der Übergabe von Metz zur Einschließungsarmee von Paris herangezogen und der Armee des gleichfalls zum Feldmarschall ernannten Kronprinzen von Preußen zugeteilt worden.)

Sogleich auf die Nachricht von dem Gefecht bei Coulmiers war der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf Anordnung des großen Hauptquartiers mit der 17. Division (v. Treskow) und mit zwei Kavalleriedivisionen (v. Rheinbaben und Graf Stolberg) zur Unterstützung des von der Tannschen Korps aus dem Lager vor Paris aufgebrochen, hatte sich bei Toury mit General von der Tann vereinigt und das Oberkommando übernommen. In ihren Stellungen vor Paris wurden diese Truppen durch das II. (pommersche) Korps ersetzt.

General Aurelle hatte es inzwischen vorgezogen, nicht über Orleans hinaus vorzugehen, sondern sich dort zu verschanzen und neue Zuzüge von Truppen abzuwarten, die dann auch, dank den Anordnungen Gambettas, in so reicher Zahl ankamen, daß die Loirearmee jetzt allerdings den ungeheuren Stand von 250 000 Mann erreichte. Was nur marschieren konnte, wurde zur Loirearmee geschickt, gleichviel wie es ausgerüstet und ausgebildet war. Einige führten das Miniégewehr, andre Chassepot und Remington, viele auch noch Revolver und Dolche. Fast alle trugen die kurze Tunika oder die dicke wollene Bluse, schwarz, grün, blau, braun, alles meist dunkelfarbig. Die größte Mannigfaltigkeit herrschte

in bezug auf die Kopfbedeckung: man sah Tirolerhüte, Kalabreser, Käppis in allen Formen. Am wildesten sahen die Franctireurs- und andre Freibanden aus, unter denen sich Nordamerikaner und Kanadier, Italiener, Spanier, Araber, Griechen, Brasilianer, Montevideaner u. s. w. befanden; die meisten von ihnen waren theatralisch ausgestattet und erinnerten mehr an Fra Diavolo und Rinaldini, als an Soldaten.

Die Armee bestand aus fünf Korps. Unter den Korpskommandanten waren die hervorragendsten der General Bourbaki, früher Kommandeur der kaiserlichen Garden, über dessen geheimnisvolles Entkommen aus Metz schon oben berichtet und der die Stelle als Generalgouverneur des Nordens jetzt mit derjenigen eines Korpskommandanten bei der Loirearmee vertauscht hatte, und der General Chanzy, der seine Kriegsschule vorzugsweise in Afrika durchgemacht hatte.

General Aurelle beschränkte sich zunächst darauf, seinen linken Flügel eine Bewegung nach Nordwesten ausführen zu lassen, um die Verbindung mit den vorgeschobenen Mobilgarden des Grafen Kératry zu suchen; vielleicht hoffte er auch, durch dieses Manöver den Großherzog in der Richtung nach Westen abzuziehen, um dann mit seiner Hauptmacht auf der kürzesten Linie von Orleans nach Paris gegen die Einschließungsarmee vorzubrechen.

In der That folgte der Großherzog zunächst dieser Bewegung. Am 17. November traf seine rechte Flügeldivision (v. Tresckow) auf den Feind bei Dreux, zehn Meilen westlich von Paris, und nahm mit geringem Verlust die von 7000 Mobilgarden besetzte Stadt, in deren Nähe vor 300 Jahren die Hugenottenschlacht geschlagen und der alte Connetable von Montmorency gefangen genommen wurde. Am folgenden Tage schlug die Division des Zentrums (v. Wittich) den Feind bei Chateauneuf aux Thymerais, drei Meilen südwestlich von Dreux, und trieb dann in mehreren kleinen Gefechten bei La Loupe und Bretoncelles die Mobilgarden vor sich her. In einem derselben eroberte ein Bataillon des 3. hessischen Infanterieregiments Nr. 83 eine Kanone. Am 22. besetzte der Großherzog Nogent le Rotrou, sieben Meilen von Le Mans.

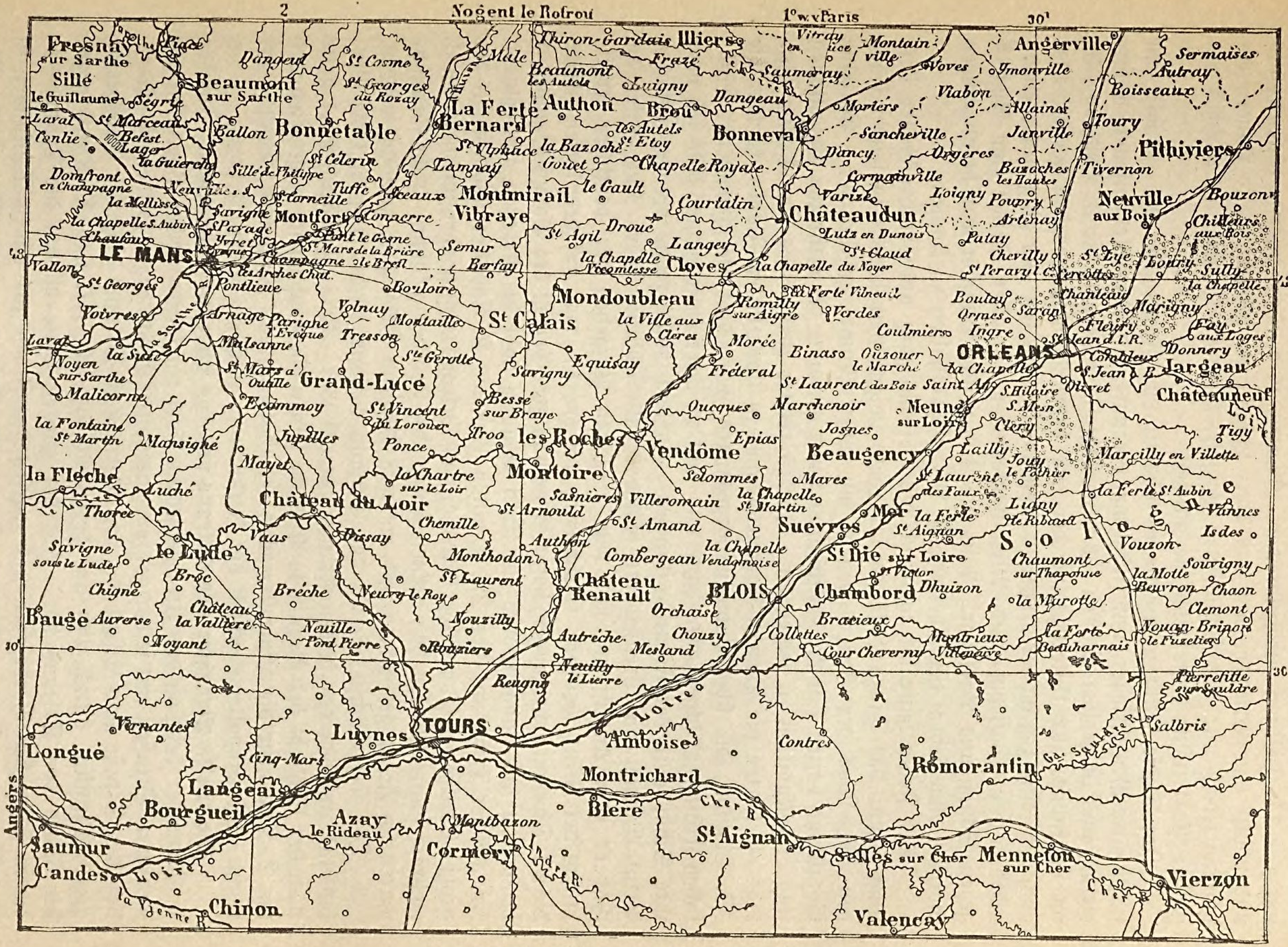
Während der Großherzog von Mecklenburg diesen Marsch in westlicher Richtung ausführte, hatte General Aurelle die Hauptmasse seiner Armee nördlich Orleans in einer durch Schanzen und Verhaue gesicherten Stellung auf der Linie von Montargis bis Orgères, also in einer Ausdehnung von zehn bis elf Meilen, gesammelt und war bereit, seinen Hauptstoß in der Richtung auf Paris auszuführen; aber zu derselben Zeit stand auch schon der Prinz Friedrich Karl mit seiner Armee ihm gegenüber.

Der Prinz war von Troyes aus in Eilmärschen unter fortwährenden Feindseligkeiten der Bevölkerung über Sens und Nemours gegen die Loirearmee marschiert und am 22. November mit seiner Armee auf der Linie Pithiviers-Montargis angekommen. Schon am 24. November traf die Vorhut des X. Armeekorps (v. Voigts-Rhetz) auf die Vorposten eines Teils der Loirearmee und trieb dieselben in kleinen Gefechten bei Ladon und Maizières auf Bellegarde, vor dem Saum des Waldes von Orleans, zurück. Eine Rekognoszierung, welche der Feind darauf am 26. in derselben Richtung unternahm, wurde von den Vorposten des X. Korps zurückgewiesen.

Die Hauptaufgabe des Prinzen Friedrich Karl war jetzt, die Vereinigung mit der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg zu suchen, um dann mit vereinten Kräften gegen den Hauptstützpunkt der weit ausgedehnten feindlichen Stellung Orleans vorzudringen.

Der Prinz beschloß deshalb, sich durch einen Rechtsabmarsch nach Westen über Pithiviers auf Toury der Armeeabteilung des Großherzogs zu nähern, der seinerseits von Nogent le Rotrou aus mittels einer Schwenkung nach Südosten dieselbe Richtung einschlug. Noch ehe er diese Bewegung ausführen konnte, wurde das X. Korps bei Beaune la Rolande am 28. November von überlegenen Kräften heftig angegriffen. Es waren das XVIII. und XX. Korps der Loirearmee, zusammen etwa 60 000 Mann, denen drei Brigaden des deutschen X. Korps mehrere Stunden allein Widerstand zu leisten hatten. Aber von vornherein zeigte sich auf deutscher Seite die Überlegenheit in der Führung und Ausbildung der Truppen. Die französischen Mobilgarden gingen größtenteils mit anerkennenswerter Bravour ins Feuer; dort aber hörte bald jede Führung auf, jeder kommandierte und manövrierte auf eigne Hand. Unter solchen Umständen konnten auch die deutschen Truppen mehr wagen, als einer regulären Armee gegenüber zu rechtfertigen gewesen wäre. Die Batterien gingen stellenweise mit den Schützenlinien zugleich unter Hurra zum Angriff vor und beschossen die feindlichen Kolonnen aus größter Nähe. Daß bei solcher Gelegenheit auch ein Geschütz verloren ging, nachdem sämtliche Bedienungsmannschaften und Pferde weggeschossen waren, darf nicht Wunder nehmen. Dennoch mußten die deutschen Soldaten der großen Überlegenheit des Feindes gegenüber tapfer ausharren, bis gegen Abend die 5. (brandenburgische) Division (v. Stülpnagel) und die 1. Kavalleriedivision (v. Hartmann) zu ihrer Unterstützung auf dem Schlachtfelde eintrafen und die drohende Niederlage zu einem glänzenden Sieg umwandelten. 1300 Tote und Verwundete mußte der Feind auf dem Schlachtfelde zurücklassen, darunter ganz junge Bürschchen, die kaum die Flinte laden und abdrücken gelernt hatten und zu Hause bei Muttern besser aufgehoben gewesen wären. 1800 Gefangene wurden von den Preußen gemacht, deren eigner Verlust an Toten und Verwundeten nahe an 1000 Mann betrug.

Auch der Großherzog von Mecklenburg konnte den Anschluß an die Armee des Prinzen Friedrich Karl nicht ohne eine neue Schlacht erreichen. Am 1. Dezember waren die Truppen des Großherzogs auf der Linie Orgères-Allaines-Toury angekommen, auf dem rechten Flügel bei Orgères stand das I. bayrische Korps, das bereits an diesem Tage bei Villepion mit dem Feinde heftig zusammengestoßen war, im Zentrum bei Allaines die 17. Division (v. Tresckow), auf dem linken Flügel bei Toury die 22. Division (v. Wittich) und die 2. Kavalleriedivision (Graf Stolberg); das Hauptquartier des Großherzogs befand sich zu Bazoches les Hautes. Am 2. Dezember wollte der Großherzog den Vormarsch auf Artenay fortsetzen, das I. bayrische Korps sollte daher von Orgères auf Loigny in der Richtung auf Orleans vorrücken. General Aurelle, dessen linker Flügel nunmehr den Versuch machen sollte, auf Paris vorzudringen, stieß bald auf die Bayern; es kam zum Angriff, der hier vorzugsweise von dem XV. und XVI. Korps ausgeführt werden sollte.



Karte des Kriegsschauplatzes an der Loire.

Der Feind versuchte auf dem deutschen rechten Flügel zwischen den Bayern und der 17. Division durchzubrechen. General v. d. Tann merkte diese Absicht und schickte eine Brigade, um das Dorf Loigny zu besetzen. Die Bayern erreichten jedoch nur das Schloß von Loigny, Chateau Goury, an welches ein großer Park stößt; dort setzten sie sich fest.

Im Dorfe selbst wimmelte es überall von Franzosen, die alsbald ein furchtbares Gewehrfeuer, unterstützt von Granat- und Mitrailleusenfeuer, unterhielten und in großen Massen sich dem Schlosse näherten; die 2. Brigade eilte im Laufschritt zur Unterstützung der arg bedrängten Kameraden herbei; aber auch der Feind zog immer größere Truppenmassen an sich und ging unter einem mörderischen Chassepot- und Mitrailleusenfeuer von allen Seiten zum Angriff gegen Schloß und Park vor. Auch die 2. bayrische Division war herangezogen worden, ohne jedoch den überlegenen Angriff aufhalten zu können.

Der Feind hatte sich während des Gefechts ganz um Chateau Goury herumgezogen; das ganze Gelände außerhalb Loigny war bereits in seinen Händen, die Lage der Bayern wurde mit jeder Minute gefährlicher. Einzelne Bataillone hatten fast die Hälfte ihrer Leute verloren, bei mehreren Bataillonen fing die Munition zu fehlen an. Da, zu rechter Zeit — es war 1 Uhr mittags — hörten die Bayern Kanonendonner in ihrer linken Flanke, es war die 17. Division, die über Lumeau vorgegangen war, dort die schwächeren feindlichen Kräfte zurückgeworfen hatte und nun zu ihrer Hilfe nahte; bald sah man ihre Schützen in der Ferne auftauchen. Zugleich rückte rechts von den letzteren Prinz Albrecht von Preußen mit seiner Kavalleriedivision vor. Nun traten die Bayern zum Angriff an, und dem vereinten Vorgehen der deutschen Kräfte mußte der Feind weichen. Gleichzeitig mit der 17. war auf dem linken Flügel die 22. Division vorgegangen, hatte sich nach kurzem Gefecht des Dorfes Baigneaux bemächtigt und nahm endlich das Dorf Poupry, nahe bei Artenay, mit Sturm. In gleicher Höhe mit der 22. Division war die 2. Kavalleriedivision an der großen Straße von Toury über Artenay nach Orleans vorgegangen und hatte durch mehrere kühne Attacken den rechten Flügel des Feindes gelähmt. Acht Geschütze waren im Feuer genommen und mehrere Tausend Gefangene gemacht worden.

Der wesentlichste Erfolg der Schlacht bestand darin, daß nun die Verbindung zwischen den beiden Armeen bewirkt war. Prinz Friedrich Karl hatte nach der Schlacht bei Beaune la Rolande seinen Rechtsabmarsch angetreten und am 2. Dezember die Linie Bazoches les Gallerandes, Pithiviers, Boynes erreicht. Die Kavallerie erhielt die Verbindung zwischen beiden Armeen.

Die zweite Einnahme von Orleans und das Ende der Loirearmee. Für den 3. Dezember beschloß der Prinz Friedrich Karl ein konzentrisches Vorrücken auf mehreren Straßen mit seiner ganzen vereinigten Macht gegen Orleans. Westlich der Straße und Eisenbahn von Paris nach Orleans ging der Großherzog gegen Chevilly, östlich und auf derselben das IX., III. und X. Korps gegen den Wald von Orleans vor. Auf der ganzen Linie blieben die Truppen in einem siegreichen Vordringen und warfen den Feind aus seinen Stellungen in den Wald von Orleans hinein. Am hartnäckigsten war der Widerstand, den er bei Chevilly und bei Chilleurs aux Bois am Eingang des Waldes der

Armeeabteilung des Großherzogs und den Truppen des IX. Korps (v. Manstein) entgegensetzte, aber auch hier mußte er mit Verlust von vielen Gefangenen und einigen Geschützen das Feld räumen.

Eine Kavalleriebrigade unter Generalmajor v. Bernhardi, bestehend aus dem westpreußischen und dem thüringischen Ulanenregiment (Nr. 1 und Nr. 6), ritt zwei Bataillone nieder, sprengte drei Schwadronen und eroberte zuletzt noch eine Batterie von vier Geschützen — „und das alles in einem Atem!“ wie König Wilhelm der Königin Augusta schrieb. Auch von der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen brach der Rittmeister Graf Wartensleben mit seiner Schwadron plötzlich, wie Zieten aus dem Busch, gegen eine feuernde Batterie vor und nahm sie samt Bedienung und Bespannung fort. Graf Wartensleben führte darauf seine braunen Husaren, die eroberte Batterie in der Mitte, in Parade dem Großherzoge vor. Alle Regimenter, an denen er vorüber kam, schwangen die Helme und die Musik blies Tusch. Wie würden sich der alte Seydlitz und Zieten über diese kühnen Reiterthaten gefreut haben, wenn sie von droben hätten zuschauen können! Am Abend lagerte die ganze Hauptmacht des Prinzen in einer Front von nur zwei Meilen auf den winterlichen Feldern drei Stunden vor Orleans.

General Aurelle erkannte, daß er Orleans nicht mehr zu halten vermochte, und da er auch nicht „unter ihren Trümmern sich begraben“ lassen wollte, wie der heldenmütige Bastard Graf Dunois, so beschloß er den Rückzug über die Loire und benachrichtigte davon die Regierungsabteilung zu Tours. Aber der kluge Advokat und Kriegsminister Gambetta glaubte es wieder besser zu verstehen als der ergraute General und sandte Depeschen auf Depeschen, daß Orleans um jeden Preis gehalten werden müsse. So sah sich der General genötigt, wider seine bessere Einsicht am 4. Dezember den Kampf von neuem aufzunehmen. Aber es war ein hoffnungsloser Kampf; die beiden Flügel der Loirearmee hatten bereits den Rückzug hinter die Loire angetreten; nur das Zentrum leistete noch hartnäckigen Widerstand zur Deckung des Rückzuges. Immer näher und näher rückten die deutschen Truppen gegen die altberühmte Stadt vor, deren Wälle so oft „das Glück der Feinde scheitern“ sahen.

Gambetta, der sich von seinen Depeschen doch noch keine ausreichende Wirkung zu versprechen schien, bestieg nun selbst zu Tours einen Extrazug der Eisenbahn, um durch sein persönliches Eingreifen alles in Ordnung zu bringen. Aber schon streiften die deutschen Reiter westlich über Orleans hinaus, und als der Zug dem Dorfe la Chapelle, eine Stunde vor Orleans, nahte, da schwirrten Karabinerkugeln der preußischen Husaren — diesmal nicht Ulanen — über den Wagen fort, in dessen Innern der Gewalthaber der Republik die Vernichtung der deutschen Heere auf französischem Boden plante, der jetzt aber eiligst wieder in derselben Richtung zurückdampfte, aus der er gekommen war, um als erster die Nachricht von der vollständigen Niederlage der Loirearmee, dem Trost und der letzten Hoffnung Frankreichs, nach Tours zu bringen.

Am Nachmittag stürmten Truppen des IX. Korps den befestigten Bahnhof von Orleans und die Vorstadt St. Jean la Ruelle, und gegen Abend standen die sämtlichen Korps bereit zum Sturm auf die Stadt. General Martin

de Pallières, der in Orleans kommandierte, sah ein, daß jeder Widerstand nur unnützes Blutvergießen sein würde, und räumte die Stadt, während von der andern Seite her schon die deutschen Truppen nachrückten und noch in derselben Nacht Orleans besetzten. Sie fanden die Straßen und Häuser noch voll von Verwundeten und Flüchtlingen. Wo ein Lichtschimmer durch ein Fenster oder durch eine geöffnete Kirchenthür auf die Straße fiel, da sah man Verwundete auf einem spärlichen Strohlager oder auf der harten Erde liegen, ohne ärztliche Hilfe, die ihnen erst durch die deutschen Truppen gebracht wurde. Die Zahl der Gefangenen stieg bald bis auf 18000; die meisten von ihnen waren froh, durch die Gefangenschaft dem Elend in ihrer eignen Armee entronnen zu sein, und nahmen begierig das Brot, welches die deutschen Soldaten mitleidsvoll ihnen darboten; 74 Geschütze waren erobert und vier bewaffnete Kanonenboote auf der Loire genommen worden.

Im Unterschiede von der Form des umfassenden Angriffs, welchem die deutschen Heerführer ihre Siege bei Sedan, Gravelotte und schon bei Königgrätz verdankten, die aber hier bei der ausgedehnten Stellung und großen numerischen Überlegenheit des Gegners nicht geeignet erschien, waren hier die Erfolge durch den keilförmigen Angriff gegen den Hauptstützpunkt der feindlichen Stellung Orleans erreicht worden. Die Loirearmee war durch denselben in zwei große Heertrümmer auseinander gesprengt worden, die auf beiden Seiten der Loire ihren Rückzug antraten, teils gegen Süden durch die sumpfige Sologne in der Richtung auf Bourges, teils gegen Westen über Blois und den Wald von Marchenoir auf Le Mans, auf allen Straßen von den siegreichen deutschen Heeren auf den Fersen verfolgt. Von der mächtigen Loirearmee war nicht einmal der Name mehr übrig geblieben.

Gambetta, der einen solchen Ausgang nicht geträumt hatte, setzte eine Kommission ein, um die Vorgänge bei Orleans zu untersuchen; General Aurelle, dessen größter Fehler es vielleicht gewesen war, daß er dem wahnsinnigen Drängen Gambettas überhaupt nachgegeben hatte, reichte seine Entlassung ein und lehnte auch später jedes neue Kommando ab. Die Regierungsabteilung zu Tours verlegte aber ihren Sitz in den nächsten Tagen nach Bordeaux. Dort fand sie ein angenehmes Klima, guten Wein und — keine Ulanen.

Der Massenausfall vor der Ostfront von Paris. Zu der Zeit, als General Aurelle seine vergeblichen Anstrengungen machte, um von Orleans auf einer von den Straßen über Artenay und Etampes oder über Pithiviers und Fontainebleau sich Paris zu nähern, schwebten über der Hauptstadt eine große Zahl von Luftballons, welche bei Nacht mittels elektrischer Apparate Feuerzeichen wechselten, um das Herannahen der Loirearmee kund zu thun, damit gleichzeitig Trochu seinen Massenausfall ausführe, die deutsche Einschließungslinie durchbreche und der Loirearmee auf der Straße von Fontainebleau die Hand reiche. Durch eine hochtönende Proklamation, in welcher er dem Könige von Preußen und seinem Kanzler die Verantwortung für alles Blut, das fließen werde, zuschob, kündigte Trochu der Bevölkerung von Paris sein Vorhaben an. General Ducrot, welcher den großen Ausfall befehligen sollte, schwur vorher feierlich — wie ehemals die alten Griechen „nur mit dem Schilde oder auf ihm“ — nur siegreich oder tot in die belagerte Hauptstadt zurückzukehren.

Ein furchtbarer Kanonendonner aus allen Forts, welcher vom 28. November abends an die ganze Nacht hindurch andauerte, sollte für die Loirearmee das Zeichen sein, daß man ihrer harrte. Am 29. morgens — dem Tage nach der Schlacht bei Beaune la Rolande — brachen starke Kolonnen an verschiedenen Stellen gleichzeitig aus den Forts aus, um die deutschen Heerführer über die wahre Richtung des Ausfalls zu täuschen und sie zu verhindern, von einem Punkte der Einschließungslinien nach einem andern Verstärkungen zu entsenden.



Die Württemberger bei Champigny.

Im Norden drang der Admiral de la Roncière gegen das IV. Korps vor und bemächtigte sich des Dorfes Epinay les St. Denis; eine andre Kolonne ging vom Mont Valerien gegen das V. Korps bei Malmaison und Buzanval; im Süden brach General Vinoy mit mehreren Divisionen von Fort Bicêtre und Ivry, unterstützt von dem Feuer der Kanonenboote auf der Seine, gegen die Stellungen des VI. Korps bei l'Hay, Chevilly und Thiais vor. An allen Orten wurde heftig gekämpft. Als der Abend des kurzen Novembertages hereinbrach, waren die Franzosen überall zurückgeworfen.

Dies alles war nur das Vorspiel zu dem Hauptausfall, der am 30. November vor der Ostfront erfolgen sollte. Unter dem Schutze der Scheinausfälle hatte General Trochu am 29. Truppen auf Truppen auf der durch die Windung der Marne gebildeten Halbinsel St. Maur und im Bois de Vincennes gehäuft; er selbst hatte sein Hauptquartier nach dem Fort Vincennes verlegt.

Die Kanonade aus den Forts wurde auch die folgende Nacht hindurch mit derselben Heftigkeit unterhalten. Am 30. November bei Morgengrauen ließ Trochu acht Brücken über die Marne schlagen. Über diese rückte um Mittag General Ducrot mit dem größten Teile seiner Armee gegen die Stellungen der württembergischen Division, bei Champigny, Villiers sur Marne und Coueilly, und des linken Flügels der Sachsen bei Brie vor, während gleichzeitig von Fort Charenton aus ein andres Korps über Créteil gegen den gleichfalls von einigen Kompanien Württembergern besetzten Mont Mesly vorbrach. Zugleich dampfte auf der nach Straßburg führenden Eisenbahn eine Lokomotive mit zwei gepanzerten Lowries (niedrigen Transportwagen) vorwärts, die mit Geschützen besetzt waren, um die Sachsen in der Flanke zu beschießen. Die Zahl der unter General Ducrot ausgefallenen Franzosen belief sich auf 60—70000, wogegen die Dörfer Brie und Champigny, die noch unter den Kanonen der Forts lagen, nur von Vortruppen besetzt waren und daher im ungestümen Anlauf von den Franzosen genommen wurden. Die Württemberger machten trotz ihrer großen Minderzahl die ruhmvollsten Anstrengungen, Champigny wiederzuerobern, mußten jedoch nach blutigem Kampfe davon Abstand nehmen. Alle Versuche des Feindes, über Champigny hinaus gegen Villiers und Coueilly vorzudringen, scheiterten an dem heldenmütigen Widerstande der wackeren Schwaben. Der Angriff gegen den Mont Mesly mißlang vollständig; die Württemberger gingen vielmehr hier, nachdem auch die 7. Brigade (du Trossel) vom II. (pommerschen) Korps aus der Reserve zu ihrer Unterstützung herangezogen war, zum Angriff vor und warfen den Feind auf Creteil zurück.

Nach sechsstündigem Kampfe mußte der Feind alle weiteren Angriffe aufgeben. Seine Verluste waren sehr bedeutend gewesen. Er suchte deshalb für den 1. Dezember einen mehrstündigen Waffenstillstand zur Aufsuchung und Bestattung der Toten nach, welcher auch gewährt wurde; — es war eine ernste, stille Pause nach dem erschütternden Kanonendonner der letzten Tage.

Die Armee Ducrots blieb die Nacht über in ihren Stellungen auf dem linken Ufer der Marne und zog noch Verstärkungen an sich, so daß sie jetzt 100000 Mann zählte. Der Winter war plötzlich mit großer Strenge aufgetreten, und die Soldaten, welche ohne Decken und Zelte ausgerückt waren, um desto leichter der Loirearmee entgegenmarschieren zu können, froren unter dem freien Himmel. Noch härter war das Los der verwundeten Franzosen, die, von ihren eignen Landsleuten verlassen, hilflos auf den kalten Feldern lagen. Noch immer hoffte Trochu auf das Erscheinen der ersehnten Loirearmee, aber die Nacht verging, ohne daß ein Zeichen von ihr kam.

Mittlerweile hatten auch die Deutschen Vorbereitungen zur Wiedereroberung der Dörfer zwischen Seine und Marne getroffen. Abteilungen des VI. und des II. Korps waren zur Unterstützung der Württemberger und Sachsen aus der Reserve herangezogen und das Kommando über diese sämtlichen Truppen dem General von Fransecky, dem Helden von Benatek, übertragen worden. Am 2. Dezember, als kaum der Tag graute, wurden die Franzosen in Brie und Champigny überfallen und hinausgeworfen. Aber schon um 10 Uhr morgens ging der Feind mit überlegenen Kräften von neuem gegen die Dörfer vor.



Vertreibung der Franzosen von den Höhen bei Villiers

Der Kampf wurde mit wechselndem Glücke und mit wachsender Erbitterung geführt. Das beiderseitige heftige Artilleriefeuer vermehrte die Zahl der Verluste.

Am heißesten wütete der Kampf um und in Champigny, wo die Franzosen jede Straße verbarrikadiert hatten und jedes Haus einzeln mit Sturm genommen werden mußte. Mit wütenden Schwabenstreichen vertrieben die Württemberger den Feind aus dem Dorfe, und die Greifswalder Jäger birschten und pommerten hinterdrein. Als der Abend einbrach, war der Ort zur Hälfte genommen; das blutige Werk zu vollenden verbot der kurze Dezembertag.

Rechts von den Württembergern rangen die Sachsen um den Besitz von Brie, auch sie wankten und wichen nicht und behaupteten sich zuletzt in einem Teile von Brie, während der andre in den Händen der Franzosen blieb.

Am 3. Dezember kam es nur noch zu Vorpostengefechten; der Feind hatte durch das Feuer und die Kälte furchtbar gelitten, die Hoffnung auf die Loirearmee schwand mehr und mehr und Generalt Ducrot zog sich mit seiner Armee wieder über die Marne zurück, indem er die Brücken hinter sich abbrach.

Die Verluste der Franzosen in diesen Kämpfen betrugen nach ihren Angaben 414 Offiziere, 6030 Mann tot und verwundet; außerdem einige Tausend Gefangene. Die deutschen Ärzte fanden auf dem Schlachtfelde noch etwa 30 französische Verwundete, die drei Tage und drei Nächte unter freiem Himmel gelegen hatten mit offenen Wunden und zum Teil mit erfrorenen Gliedern.

Auf deutscher Seite hatten die Württemberger am meisten gelitten; ihre Verluste betrugen 91 Offiziere, 1903 Mann tot und verwundet; diejenigen der Sachsen beziffern sich auf 82 Offiziere, 2042 Mann, die des pommerschen Korps auf 92 Offiziere, 1431 Mann.

König Wilhelm beglückwünschte telegraphisch den König von Württemberg zu der „glänzenden Tapferkeit, welche die württembergischen Truppen in der siegreichen Zurückwerfung des Durchbruchsversuchs des Feindes bewiesen.“ König Karl antwortete darauf, indem er zum Schluß sagte: „Ich bin stolz darauf, daß es meinen braven Truppen vergönnt war, diesen ernsten Kampf für die gemeinsame gute Sache siegreich durchzuführen. Der Verlust so vieler tapferen Krieger wird allgemein tief und am tiefsten von mir empfunden, aber ich habe den Trost, daß es die große Sache Deutschlands ist, für die sie sich opferten.“

Die Hoffnung auf die Loirearmee war geschwunden; dennoch kündigte Trochu an, daß er die Kämpfe nur unterbrochen, aber nicht beendigt habe, und die Verschanzungen und Batterien, die er auf der Hochfläche von Avron im Nordosten der Stadt anlegen ließ, deuteten darauf hin, daß er noch einen Schlag gegen die Einschließungsarmee zu führen beabsichtige. Ein neuer Hoffnungsstern war ihm nämlich aufgegangen. Er hoffte auf das Erscheinen der französischen Nordarmee vor Paris, deren Kommando soeben ein junger unternehmender Führer übernommen hatte, General Faidherbe, der seinen Kriegsruhm als Gouverneur der Kolonie Senegambien durch seine kühnen Streifzüge gegen die Mohrenfürsten begründet hatte.

Die französische Nordarmee. Den Stamm zu dieser Armee hatten diejenigen regulären Truppen gegeben, welche die Besatzungen der nördlichen Festungen und Küstenplätze bildeten, dazu einige Marinebataillone. Außerdem

fanden sich bei dieser Armee viele Flüchtlinge von Sedan sowie die nach Belgien übergetretenen und von dort wieder entkommenen Mannschaften ein und brachten die Armee allmählich auf eine Stärke von etwa 25 000 Mann. Waffen und Munition trafen in Boulogne, Dünkirchen und Calais in völlig ausreichender Zahl und guter Beschaffenheit aus Amerika ein. — Nachdem der General Bourbaki zur Loirearmee abberufen war, hatte bis zum Eintreffen Faidherbes aus Algerien der General Farre vorläufig dessen Vertretung übernommen.

Schon zu Anfang des Novembers hatte sich General von Manteuffel von Metz aus mit der ersten Armee gegen die französische Nordarmee in Marsch gesetzt. Seine Truppen bestanden zunächst nur aus dem VIII. Korps (v. Goeben) und einem Teil des I. Korps, da ein Teil dieses Korps mit der Belagerung, bezw. Beobachtung von La Fère und Mezières beauftragt war; von dem VII. Korps aber war die 13. Division in Metz und Umgegend zurückgeblieben, während die 14. Division (v. Kameke) zur Belagerung von Diedenhofen und Montmedy verwendet wurde.

Am 20. November erreichten die Spitzen der Manteuffelschen Armee die Oise bei Noyon und Compiègne. Wiederum eilte die Kavallerie weit voraus, um dem Feinde die Bewegungen zu verschleiern und Nachrichten über ihn einzuziehen. An der Spitze streiften die Ulanen der 3. Kavalleriedivision (Graf v. d. Groeben) bis St. Quentin und gegen Amiens, und bald ging im Hauptquartier auf dem Schlosse zu Compiègne die Meldung ein, daß ansehnliche feindliche Truppen bei Amiens und Rouen ständen. Dies waren also die Sammelplätze der französischen Nordarmee. General von Manteuffel wandte sich zunächst gegen Amiens. Am 23. November stieß die Vorhut der Kavalleriedivision Graf v. d. Groeben bei Le Quesnel auf feindliche Mobilgarden, die in wilder Flucht nach Bray, östlich Amiens, davonliefen. Die später zur Erkundung vorgeschickten Abteilungen brachten die Nachricht, daß der Feind südöstlich Amiens in verschanzter Stellung an der Somme stände. Die Stellung des Feindes war drei Meilen weit ausgedehnt und in der Front hauptsächlich auf die Dörfer Dury, Boves und Villers-Bretonneux gestützt; ihr rechter Flügel lehnte sich an das Flüßchen Celle, der linke befand sich an der Eisenbahn nach Reims.

Am 27. November kam es zur Schlacht bei Amiens. Auf dem linken Flügel der Manteuffelschen Armee kämpften die Rheinländer, auf dem rechten die Ostpreußen, Krieger von beiden Grenzen des Staates, einander ebenbürtig an Tapferkeit. Dort nahmen die Rheinländer eine Stellung nach der andern. Eine Schwadron des 9. Husarenregiments, das als Divisionskavallerie der 16. Infanteriedivision zugeteilt war, erspähte den rechten Augenblick, brach durch den Zwischenraum zweier Bataillone vor und stürzte sich auf ein französisches Marinebataillon, welche Truppen bekanntlich zu den besten gehörten, die Frankreich noch besaß. Dasselbe stand fest und schickte den heranstürmenden Reitern zwei Salven entgegen, aber die Pelzmützen machten nicht Kehrt, weder vor den Chassepotkugeln, noch vor den Bajonetten, sondern ritten das Bataillon über den Haufen.

Auf dem rechten Flügel griffen die Ostpreußen die Höhen von Gentelles und Villers-Bretonneux an; hier erstürmte das 44. Regiment die Schanzen von Villers-Bretonneux mit dem Bajonett und entschied dadurch den Kampf

Der preußische Verlust in dieser Schlacht betrug 76 Offiziere, 1216 Mann. Der Feind hatte mit Einschließung der Gefangenen ungefähr 2500 Mann verloren und auch die Geschütze in den Schanzen stehen lassen müssen. Er trat nun eiligst und unter teilweiser Benutzung der Eisenbahn seinen Rückzug hinter den Festungsgürtel des französischen Flandern an, um sich hier zu ordnen und durch Zuzug neuer Truppen wieder kampffähig zu machen.

Am 28. November besetzte das Goebensche Korps Amiens, die alte Hauptstadt der Pikardie. Hier befand sich noch aus alter Zeit eine Citadelle, welche die Stadt beherrscht, aber in ziemlich mangelhaftem Zustande. Schweres Geschütz zur Beschießung derselben war nicht vorhanden und Feldgeschütz hätte keine rechte Wirkung gehabt. Es mußte also anders Rat geschafft werden. Gute Schützen der Infanterie bestiegen die Kirchtürme und richteten von da ein wohlgezieltes Feuer auf die Besatzung der Wälle. Der Kommandant wurde dabei erschossen und die Besatzung, 400 Mobilgarden, ergab sich nun; 30 Geschütze wurden vorgefunden.

General von Manteuffel ließ bei Amiens nur eine schwache Abteilung stehen; mit der Hauptmasse seiner Armee wandte er sich westlich und trat am 1. Dezember den Marsch gegen Rouen, die alte Hauptstadt der Normandie, an. Beim I. Korps war inzwischen auch die 4. Infanteriedivision wieder eingetroffen, die, zur Wegnahme von La Fère entsendet, diese Festung am 27. November zu Fall gebracht hatte. Die gegen Mezières vorgeschobenen Truppen waren schon früher wieder herangezogen worden. Der Feind hielt indessen bei Rouen, obgleich er hier vielleicht ebenso stark war wie bei Amiens, nicht stand. Es kam nur zu kleineren Gefechten, in welchen das VIII. Korps die zur Beobachtung vorgeschobenen feindlichen Truppen die Seine abwärts vor sich hertrieb, viele Gefangene machte und auch einige Geschütze eroberte. Am 5. Dezember, demselben Tage, als im Südwesten von Paris die siegreichen deutschen Truppen die Stadt einnahmen, von wo die heldenmütige Jungfrau einst ihre Siegeslaufbahn begonnen hatte, wurde auch hier im Norden von der ersten Armee Rouen besetzt, wo sie, von ihren eignen Landsleuten als Hexe verurteilt, ihr unglückliches Ende auf dem Scheiterhaufen fand. Die Reste der französischen Armee flohen, von panischem Schrecken ergriffen, nach Havre, einem der wichtigsten Handelsplätze an der Nordküste Frankreichs, an der Mündung der Seine in den Kanal. Hier rüstete sich alles, die Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Es war jedoch nicht nötig. General von Goeben begnügte sich, Rouen besetzt zu halten und sich durch Entwaffnung der Einwohner den Rücken zu sichern. Die merkwürdigsten Waffen kamen da zusammen, aus der Zeit Wilhelms des Eroberers bis zu den Kämpfen der französischen Revolution, Klingen und Schießgewehre aus jedem Jahrhundert, Handkarren voll phantastischer Theaterwaffen, Kisten voll Pistolen und Revolver.

Am 9. Dezember ließ Manteuffel noch die Hafenstadt Dieppe besetzen, so daß die Flagge des Norddeutschen Bundes zum erstenmal am Kanal la Manche aufgezogen wurde. Auf diese Weise sahen sich jetzt die Franzosen verhindert, ihre eignen Häfen zu benutzen; die französische Regierung erklärte die Häfen von Dieppe, Havre und Fécamp in Blockadezustand.

Unterdessen war am 4. Dezember der neue Oberbefehlshaber der Nordarmee, General Faidherbe, von Algier in Lille angekommen und hatte sogleich mit großer Thatkraft die Neuorganisation derselben betrieben. Gleichzeitig fand sich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege mittels Luftballons ein Adjutant des Generals Trochu in Lille ein, um mit ihm einen neuen Operationsplan zu verabreden. Demzufolge hatte jetzt die französische Nordarmee einen ähnlichen Auftrag auszuführen, wie kurz zuvor die Loirearmee von Südwesten her. Der General Faidherbe sollte durch die Departements der Aisne und Oise längs der französischen Nordbahn sich der Einschließungsarmee im Rücken nähern, während Trochu gleichfalls durch einen Ausfall nach Norden und Nordosten gegen die Fronten derselben ihm die Hand bieten und die Straße Senlis-Ham sich öffnen wollte. Er benutzte den Abmarsch Manteuffels nach der Normandie, um die Vorbereitungen zu dieser Unternehmung zu treffen. Wirklich glückten ihm um diese Zeit einige kleine Nackenschläge gegen die deutschen Truppen. So wurde St. Quentin von französischen Abteilungen besetzt, die Gegend der kürzlich von den deutschen Truppen eingenommenen kleinen Festung La Fère unsicher gemacht und in dem Städtchen Ham, das seine Berühmtheit einem alten Gefängnisturm und seinen Bewohnern aus verschiedenen Zeiten, von der Jungfrau von Orleans bis zum Prinzen Louis Napoleon (1840—46) verdankt, gelang es ihnen sogar, eine Feldeisenbahnabteilung mit der Bedeckung gefangen zu nehmen und nach Lille abzuführen. Endlich wurde in Etrepagny, an der Straße von Rouen nach Paris, eine kleine sächsische Abteilung in der Nacht von stärkeren Abteilungen mit Hilfe der Ortseinwohner überfallen und mußte trotz tapferer Gegenwehr 100 Mann und 70 Pferde sowie auch ein Geschütz in den Händen des Feindes lassen. Das Dorf wurde am nächsten Tage wieder besetzt und zur Strafe für die Verräterei der Einwohner niedergebrannt.

Sobald General von Manteuffel den Aufbruch Faidherbes erfahren hatte, eilte er sofort aus der Normandie mit dem größten Teile seiner Armee herbei, um ihm den Weg zu verlegen. Unweit des ersten Schlachtfeldes kam es am Tage vor dem heiligen Weihnachtsabend zu einer zweiten Schlacht. Die diesmal weit überlegene, mit zahlreicher Artillerie ausgerüstete Nordarmee hatte eine sehr ausgedehnte feste Stellung hinter der Hallue, einem Zufluß der Somme, $1^1/_2$ Meile nordöstlich Amiens. Den Mittelpunkt derselben bildete das stark verschanzte Dorf Pont Noyelles an der Straße von Amiens nach Arras. Sieben Stunden lang, von 11 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends, dauerte der Kampf, in dessen Verlauf von den deutschen Truppen acht Dörfer gestürmt und behauptet wurden. Als endlich auch Pont Noyelles genommen war, sah sich Faidherbe in seinem Rücken bedroht und mußte den Rückzug befehlen, den er auf Arras und Douay über Bapaume antreten ließ. Die früh einbrechende Dämmerung gestattete den Deutschen nicht mehr die Benutzung des Sieges. Am 24. versuchte der Feind durch verschiedene verfehlte Angriffsstöße seinen Rückzug zu decken. Am ersten Weihnachtsfeiertage begann General von Manteuffel die Verfolgung, erreichte am 25. Bapaume und setzte sie in der Richtung auf Arras fort. Die kleine Festung Peronne an der Somme zwischen St. Quentin und Amiens wurde von Truppen seiner Armee eingeschlossen.

Der Massenausfall vor der Nordfront. Unterdessen ordnete Trochu, der noch keine Ahnung von Faidherbes siegreichem Rückzuge hatte, einen neuen Ausfall an. Der Hauptstoß sollte sich diesmal gegen die Stellungen des Gardekorps bei Stains und Le Bourget richten und von einem großen Teile der Armee Ducrots und von der in St. Denis stehenden Division des Admirals La Roncière ausgeführt, sowie durch gleichzeitiges Vorgehen gegen die sächsischen Linien bei Sevran und Chelles unterstützt werden. Um 7 Uhr morgens eröffnete La Roncière den Angriff auf Stains und Le Bourget, aber er fand das Gardekorps auf seinem Posten und gelangte nicht über die Vorposten desselben hinaus. Am hartnäckigsten war der Kampf bei Le Bourget, das von zwei Bataillonen der Gardegrenadierregimenter Königin Elisabeth und Königin Augusta verteidigt wurde, für die sich noch die ruhmvollen Erinnerungen jener früheren Waffenthat (am 30. Oktober) an den Namen Le Bourget knüpften. Um 3 Uhr nachmittags war der Sieg hier entschieden.

Ein Kampf um die Ortschaften Maison blanche und Ville Evrart dagegen, welchen der sächsische General von Nehrhoff mit fünf Bataillonen zu bestehen hatte, mußte wegen Überschwemmung des Geländes durch die Marne noch abends spät abgebrochen werden.

Die Verluste der Deutschen in diesen Gefechten beliefen sich auf etwa 500 Mann; von 350 Granaten, welche der Mont Valerien gegen die Stellungen des V. Korps geschleudert hatte, war nur ein Mann verwundet worden. Sehr viel bedeutender waren die Verluste der Franzosen, welche wieder über 1000 unverwundete Gefangene in den Händen der Deutschen zurückließen.

Pariser Weihnachten. Immer trostloser war die Lage von Paris geworden. In fast unheimlicher Stille liegt die umklammerte Weltstadt, als müßte sie Atem schöpfen nach dem verzweifelten Ringen der letzten Tage. Die Gasflammen, deren Widerschein sonst allnächtlich den Himmel leuchten machte, sind erloschen. Von öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten ist schon längst keine Rede mehr. Der Winter ist gekommen, kälter, strenger als je; aber es fehlt an Kohlen und Holz; die Hospitäler sind voll der Verwundeten, Kranken und Elenden, und durch die Straßen schleicht ein bleiches, hohläugiges Gespenst — der Hunger in immer entsetzlicherer Gestalt. Weihnachten ist nahe, das Fest der Freude und des Friedens für alle Christenheit, aber in Paris gilt der Wunsch nach Frieden für gleichbedeutend mit Verrat am Vaterlande. „Kämpfen, immer kämpfen, nichts als kämpfen!“ — das ist die Losung, welche die Gewalthaber in Paris ausgegeben haben und in die ganz Frankreich einstimmen muß.

Auch die deutschen Krieger vor Paris lagen nicht auf Rosen; sie waren bald auf Vorposten, bald im Gefecht, fast immer dem Granatfeuer der Forts ausgesetzt. Für ihre warme Bekleidung und hinreichende Verpflegung war, dank der vortrefflichen Einrichtung in der Verwaltung gesorgt, aber für alles, was nicht im Reglement und doch auf dem Wunschzettel des Soldaten im Felde steht, war schwer Rat zu schaffen. Wohl wurde auch hier von der Feldpost das Möglichste geleistet, wie groß aber die Leistungen unsres Train- und Transportwesens sein mußten, um die Christbescherung für 600 000 liebe Landeskinder nach Frankreich zu befördern, das wird der leicht begreifen, der erwägt, welche

ungeheuere Arbeit daheim um Weihnachten die Post hat. Aber trotz Anstrengungen und Entbehrungen, trotz Gefahren und Kälte: der deutsche Krieger wußte es, daß er auch auf dem fremden Boden vor den Mauern der feindlichen Hauptstadt nur kämpfte für seinen väterlichen Herd, für den Frieden seiner Heimat und, so Gott will, auch seiner Nachkommen. Darum ließ er sich auch seine Weihnachtsfreuden nicht verkümmern. Als die Weihnachtszeit herankam, da sanken Tausende jener schlanken, spitzen Tannenbäumchen in den Wäldern vor Paris unter dem schneidigen Beil der deutschen Pioniere. Und am heiligen Abend selbst — da glänzte und schimmerte der Christbaum mit seinem strahlenden Friedensgruß überall in der Beiwacht und im Quartier bei jedem deutschen Krieger.

Im Westen von Paris bis zum Jahresschluß. Von den beiden großen Heertrümmern, in welche die Loirearmee nach der Niederlage bei Orleans auseinander gesprengt war, hatte sich der eine Teil, bestehend aus den Resten des XV., XVIII. und XX. Korps, über den nunmehr der General Bourbaki den Oberbefehl übernahm, auf Bourges gewandt. Diesen Teil ließ der Prinz Friedrich Karl durch die 6. Kavalleriedivision, welcher einige Bataillone zugeteilt waren, in südlicher Richtung auf Vierzon und durch das III. Korps die Loire aufwärts auf Gien verfolgen; das IX. und X. Korps verblieben vorläufig in Reserve in und bei Orleans. Schon in den nächsten Tagen nach der Schlacht bei Orleans kam es zwischen der französischen Nachhut und den verfolgenden Truppen zu Gefechten, durch welche die Flucht der Franzosen noch beschleunigt wurde. Zu Vierzon, wo sich die Straßen und Eisenbahnen von Orleans und Tours nach Bourges und nach Bordeaux kreuzen, war das Gewühl der Fliehenden so groß, daß auf dem Bahnhofe neun Soldaten erdrückt wurden.

Der andre Teil der ehemaligen Loirearmee, bestehend aus den Resten des XVI. und XVII. Korps, jetzt von dem General Chanzy befehligt, hatte sich auf dem rechten Loireufer unterhalb Orleans zwischen Beaugency und Marchenoir wieder festgesetzt und aus der Reserve das XIX., sowie aus dem Lager von Conlie das XXI. Korps zu seiner Unterstützung herangezogen. Hier folgte der Großherzog von Mecklenburg mit seiner Armeeabteilung, konnte aber bei der großen Überlegenheit des Feindes, der jetzt noch durch zwei frische Korps verstärkt war, nur langsam Boden gewinnen. Täglich kam es zu heftigen Gefechten. Schon am 7. Dezember stieß die Division v. Tresckow, welche den linken Flügel hatte, bei Meung an der Loire auf die Vorhut des XIX. Korps. Die Franzosen wurden mit Verlust von einigen Hundert Gefangenen sowie einer Kanone und einer Mitrailleuse geworfen.

Am folgenden Tage stieß der Großherzog bei Beaugency auf die ganze feindliche Armee. Diese entwickelte sich zwischen Beaugency und dem Walde von Marchenoir zur Schlacht. Die deutschen Truppen gewannen schrittweise, wenn auch unter bedeutendem Verluste, immer mehr Boden und warfen die Franzosen aus mehreren Dörfern. Am 9. suchte sich Chanzy wiederum in einer starken, auf Dörfer gestützten Stellung am Walde von Marchenoir zu halten; alle Truppen des Großherzogs kamen ins Gefecht, ein Dorf nach dem andern wurde dem Feinde entrissen und dieser abermals zum Rückzuge genötigt.

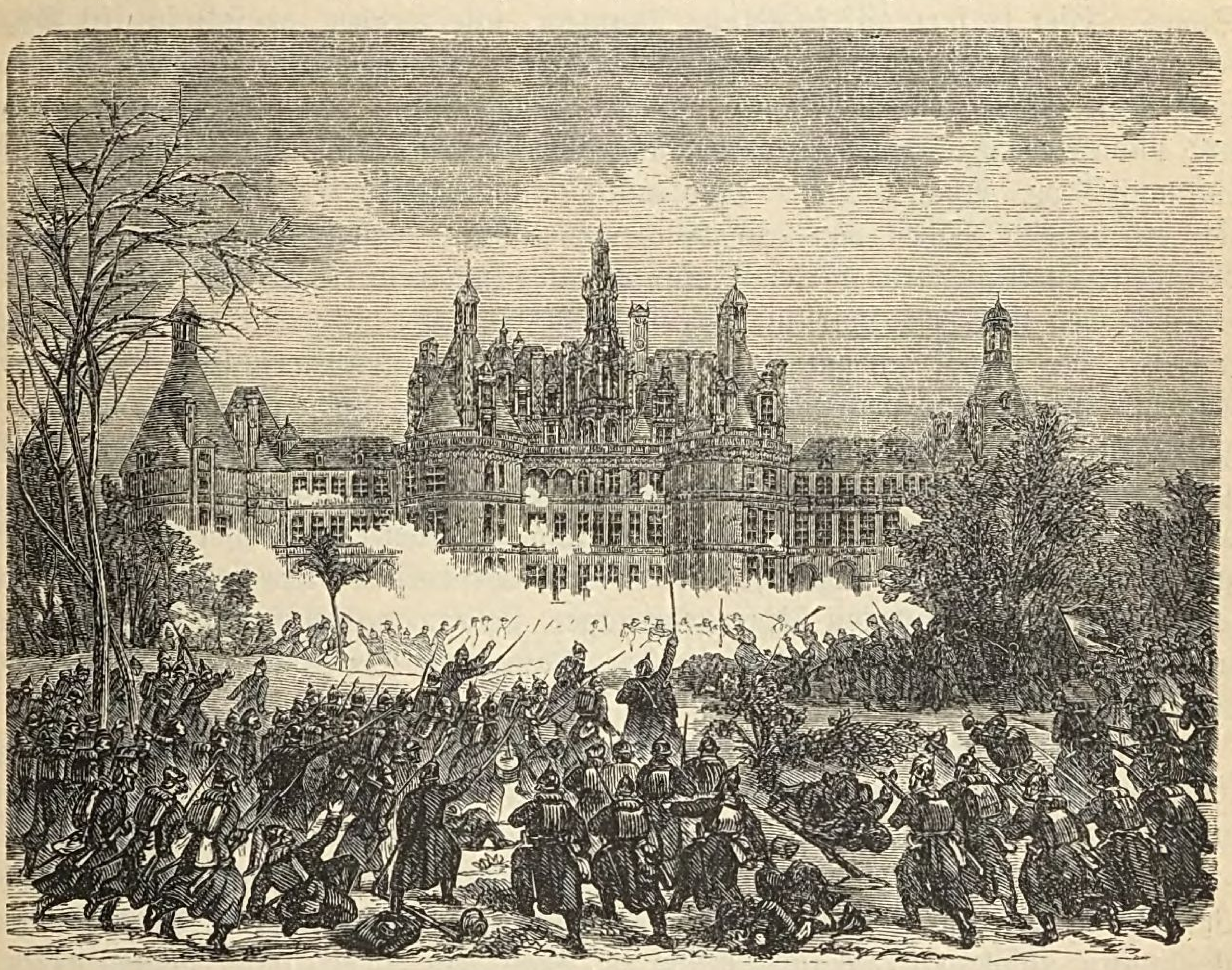
Als Prinz Friedrich Karl die Meldung von dem hartnäckigen Widerstande erhielt, den die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg bei ihrem Vordringen erfuhr, ließ er sogleich das X. Korps aus seiner Reservestellung bei Orleans zur Unterstützung desselben aufbrechen und das IX. am linken Loireufer gegen Blois vorrücken; das III. Korps hingegen sollte in der Verfolgung der Bourbakischen Heertrümmer nachlassen und sich auf Beaugency heranziehen.

Von dem IX. Korps war die hessische Division auf dem linken Loireufer schon am 9. auf feindliche Abteilungen gestoßen, deren Angriff sie bei Montlivault entschieden zurückschlug, während gleichzeitig auf dem linken Flügel etwa 50 Mann des 4. hessischen Regiments Schloß und Park Chambord stürmten, fünf Geschütze nebst zwölf Munitionswagen eroberten und 200 Gefangene machten. Das Erscheinen dieser Truppen weit hinter ihrer rechten Flanke war neben den bedeutenden Verlusten, welche die Franzosen vom 7. bis 10. gehabt, auf ihre weiteren Bewegungen von entschiedenem Einfluß. Am 11. Dezember verließ der Feind seine starken Stellungen am Walde von Marchenoir und trat den Rückzug an. Von den Mobilgarden warfen viele Gewehr und Gepäck von sich und begaben sich geradeswegs nach Hause. Alle Straßen, die von Orleans westlich führen, waren von solchen Nachzüglern bedeckt, die bei ihren eignen Landsleuten plünderten. Auf der Straße zwischen Orleans und Blois waren mehr als 6000 Verwundete aus den Gefechten bei Beaugency und Umgegend von ihren eignen Landsleuten hilflos ihrem Schicksal überlassen worden, bis ihnen durch die deutschen Ärzte und Johanniter Hilfe wurde. So sorgte die französische Republik für ihre Vaterlandsverteidiger! Nach allen Nachrichten vereinigte Chanzy seine gesamten Streitkräfte in der Gegend von Vendome hinter dem Loir, einem Zufluß der Loire. Sowohl das X. Korps als auch die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg richteten daher ihren Marsch gegen Vendome. Außerdem zog der Prinz Friedrich Karl aber auch seine übrigen Korps in derselben Richtung heran. Am 15. trafen die Avantgarden des Großherzogs von Nordosten und das X. Korps von Südosten her vor Vendome auf den Feind und drängten ihn gegen die Stadt zurück. Für den 16. erwartete man die Schlacht. Aber in einem nächtlichen Kriegsrat der französischen Generale zu Vendome, bei dem auch Gambetta nicht fehlte, wurde die Räumung der Stadt und der Rückzug auf Le Mans beschlossen. Derselbe wurde mit solcher Eile angetreten, daß die Brücke über den Loir nur sehr unvollständig gesprengt wurde. Die Herstellung derselben kostete den preußischen Pionieren kaum zwei Stunden, worauf die deutschen Truppen in Vendome einrückten. Die französische Nachhut bekam noch einige Granaten auf den Weg, und als sie einmal den berühmten retour offensif, den Rückstoß, versuchen wollte, kostete ihr dieses Manöver eine Batterie von sechs Kanonen und eine Mitrailleuse, die eine Kompanie der schwarzen Braunschweiger nebst den Jägern der alten Kaiserstadt Goslar aus dem Feuer holten.

Der Prinz Friedrich Karl beschloß, die Verfolgung mit seiner Hauptmacht nicht weiter gegen Westen auszudehnen. Schon einige Tage vorher war das bayrische Korps von der Tann, das in den Kämpfen von Orleans am meisten gelitten hatte, in Ruhequartiere nach Orleans zurückgeschickt worden, von wo

es später wieder in die Einschließungslinie vor Paris einrückte. Nun sandte der Prinz auch das III. und IX. Korps die Loire aufwärts in die Nähe von Orleans zurück und ließ nur die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg und das X. Korps auf der Linie von Chartres bis Blois dem General Chanzy gegenüber stehen. Er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Orleans.

Um zu sehen, ob bei Tours noch feindliche Truppen ständen, erhielt vom X. Korps die 19. Division (v. Schwarzkoppen) den Auftrag, dahin aufzubrechen.



Sturm auf Schloß Chambord.

Dieselbe warf am 20. bei Monnaie, zwei Meilen nordöstlich Tours, ein Korps französischer Mobilgarden mit mehreren Geschützen, das unter General Pisani zum Schutze von Tours vorgeschoben war, in Unordnung über Notredame d'Oé, eine Meile von Tours, zurück, und schickte am 21. eine Abteilung nach der Brücke vor, welche auf 15 Bogen über die breite Loire nach der auf ihrem linken Ufer gelegenen Hauptstadt der Touraine, Tours, führt. Der Einfluß der Rumpfregierung, der hier lange Zeit gewirkt hatte, zeigte sich auch jetzt noch in dem Widerstande der Bevölkerung. Nachdem indessen 30 Granaten in die Stadt geworfen waren, zog dieselbe die weiße Fahne auf und bat um deutsche Besatzung. Dieser Vorzug sollte ihr für jetzt nicht zu teil werden, sondern die Truppen begnügten sich, ihrem Auftrage gemäß, die Bahn nach Paris zu zerstören.

Der Kavallerie fiel in dieser Zeit wieder die Aufgabe zu, Nachrichten darüber zu bringen, was der Feind thue und im Schilde führe. Die zu solchem

Zwecke abgesandten Streifabteilungen hatten oft durch die Feindseligkeiten der Einwohner zu leiden. Am 26. Dezember marschierte Oberstleutnant v. Boltenstern vom 3. hannoverschen Infanterieregiment Nr. 79 mit zwei Bataillonen, einer Schwadron und zwei Kanonen über Montoire und Les Roches, drei Meilen westlich Vendome, an welchen Orten er kleine Abteilungen zur Deckung seines Rückzugs zurückließ, nach Troo, wurde hier mit Flintenfeuer aus den Häusern empfangen, ließ den Ort absuchen und ging dann weiter auf Sougé. Hier traf er auf feindliche Truppen, mit welchen er sich in ein Gefecht in der Front einließ. Während desselben gingen andre, stärkere Abteilungen in seiner rechten Flanke vor und drohten ihm den Rückzug auf Troo und Montoire abzuschneiden; er beschloß daher den Rückzug und gelangte glücklich nach Troo. Aber zwischen Troo und Montoire wurde er von den seitwärts sich erhebenden Höhen von französischer Artillerie beschossen und sah zugleich den weiteren Weg durch stärkere Infanterieabteilungen versperrt, die sich zwischen jenen Höhen und dem Loirfluß aufgestellt hatten. Er löste nun die ganze Infanterie, die er bei sich hatte, in eine dichte Schützenkette auf, ließ die beiden Kanonen, welche nur noch schwach bespannt waren, da schon viele Pferde weggeschossen waren, dicht folgen, ebenso die Schwadron, und schritt so zum Angriff. Es gelang ihm nicht allein, sich glücklich durchzuschlagen, sondern er brachte noch 250 Mann als Gefangene und außerdem 50 Geiseln ins Lager zurück; er selbst hatte ungefähr 150 Mann verloren. Diese nebst andern in jenen Tagen ausgeführten Unternehmungen stellten außer Zweifel, daß beträchtliche Massen des Feindes in der Nähe von Vendome zum Vorgehen bereit standen.

Auf dem Kriegsschauplatze des Werderschen Korps. Als in jenem nächtlichen Kriegsrat zu Vendome unter dem Beisitz Gambettas der Beschluß gefaßt wurde, daß Chanzy seinen Rückzug auf Le Mans fortsetzen solle, folgte man nicht allein der Überzeugung, daß Chanzys Heer zur Zeit nicht mehr in der Verfassung sei, eine Schlacht liefern zu können, sondern man verband damit gleichzeitig „höhere strategische Pläne". Gambetta hoffte, daß Chanzy durch seinen Rückzug die Armee des Prinzen Friedrich Karl nach sich ziehen und weiter gegen Westen von Paris entfernen würde, wodurch Bourbaki, der sich bekanntlich mit dem andern Teile der gesprengten Loirearmee (XV., XVIII. und XX. Korps) südwärts auf Bourges zurückgezogen hatte, freie Hand zu neuen kühnen Operationen erhalten sollte. Dieser sollte alsdann sich mit seiner Armee über Besançon gegen das Werdersche Korps wenden, dasselbe vermöge seiner Übermacht bewältigen, Belfort entsetzen und die Verbindungen der Deutschen bedrohen.

Im südöstlichen Frankreich standen zu dieser Zeit dem General v. Werder gegenüber das am Ognon geschlagene Korps des General Cambriels und die Freischaren Garibaldis. An Stelle des ersteren erhielt das Kommando über die in jener Gegend stehenden französischen Truppen, hauptsächlich Mobilgarden des Rhonedepartements und beiläufig 20000 Mann, zuerst der General Michel, später der General Cremer, ein junger eitler Mann, der als Geniekapitän bei Sedan auf Ehrenwort entlassen, von Gambetta aufgenommen und zum Divisionsgeneral befördert worden war.

Auch Garibaldi hatte allmählich durch Zuzug von allen Seiten sein Freibeuterkorps, das den Namen der Vogesenarmee erhielt, gesammelt und in vier Brigaden geteilt, welche von seinen beiden Söhnen Menotti und Ricciotti Garibaldi, von dem Polen Bosak-Hauke und Delpech kommandiert wurden. Sein Chef des Generalstabs war ein Apotheker Bourdon aus Avignon, der nach Italien unter dem Namen Bordone ausgewandert war. Über Stärke und Ausrüstung der „Vogesenarmee" fehlen zuverlässige Angaben. Von Garibaldi selbst in einem seiner Briefe gegen die französische Regierung auf höchstens 8000 Mann beziffert, wird sie in andern Berichten mit der doppelten und dreifachen Zahl aufgeführt. Als Anhang zu dieser Armee gehörten noch die „Francstireurs de la mort", die „Kompanie de la revanche", die „Vengeurs", die „Sternbrüder" und dergleichen Raubgesindel mehr. Seit dem 10. November hatte Garibaldi sein Hauptquartier nach Autun, dem alten Bischofssitze Talleyrands, neun Meilen südwestlich Dijon, verlegt. Es dauerte lange, bis er etwas unternahm; man sagte, er wartete auf Kapuzen und warme Kleider, weil er die Soldaten nicht zittern sehen könne.

Zuerst war es Ricciotti Garibaldi, der etwas von sich hören ließ. Auf einem verwegenen Streifzuge hatte er sich über das Bergland von Cote d'or in das Gebiet der oberen Seine gewagt und in der Morgenfrühe des 19. November in Chatillon sur Seine eine Truppenabteilung vom Landwehrbataillon Unna (Westfalen) und vom 5. Reservehusarenregiment überfallen, bei welcher Gelegenheit der Kommandeur des Husarenregiments, Major v. Alvensleben, fiel und 120 Wehrmänner in Gefangenschaft gerieten.

Dieser leichte Erfolg des Sohnes mochte den Alten zu kühnen Unternehmungen ermutigen; er wollte seine Feldherrnrolle glänzend mit der Wiedereroberung von Dijon eröffnen. Am 20. November morgens verließ er Autun und setzte sich über Arnay le Duc gegen Dijon in Bewegung. Zur Aufklärung vorgesendete Abteilungen der badischen Division brachte er am 26. zum Weichen und trieb im Abenddunkel durch plötzlichen Überfall das Füsilierbataillon des 3. Regiments aus seinen Stellungen bei Hauteville auf Daix zurück, wo das 1. Bataillon des Regiments die siegestrunkenen Garibaldianer, welche unter lautem Geschrei anstürmten, in der Dunkelheit ganz nahe herankommen ließ und dann auf 50 Schritt mit mörderischem Schnellfeuer empfing, vor welchem die Feinde eiligst zurückwichen.

Am folgenden Morgen, schon vor Tagesanbruch, wurde der Feind deutscherseits lebhaft verfolgt. Man fand die Straße noch bedeckt mit Leichen, welche in ihrer phantastischen Kleidung die bunte Zusammensetzung des Garibaldischen Korps erkennen ließen. Es gelang nur noch, die Nachhut der Garibaldianer unter Menotti Garibaldi bei Pasques einzuholen und nach kurzem Gefecht in die Flucht zu schlagen.

Der Versuch Garibaldis war gänzlich mißglückt; die Brigade Keller ging am 1. Dezember noch bis Autun vor, das sie von überlegenen Kräften besetzt fand. Sie begnügte sich daher, mit einigen Granaten ihre Visitenkarte in das Hauptquartier des alten Freischarenführers zu schicken, und trat dann auf Befehl Werders den Rückmarsch gegen Dijon an, auf welchem sie am 3. Dezember

in einem engen Thale, zwischen Vandenesse und Chateauneuf, einen plötzlichen Überfall feindlicher Mobilgarden mit außerordentlicher Tapferkeit, durch todeskühne Erstürmung steiler Anhöhen, energisch zurückwarf. Jene feindlichen Kolonnen gehörten zu dem linken Flügel des Cremerschen Korps, welches über Nuits, drei Meilen südlich Dijon, im Anrücken war. General Werder aber wollte auch diesen Angriff nicht abwarten, sondern ging ihm entgegen. Am 18. Dezember kam es zu einem heftigen Gefecht bei Nuits, in welchem die badische Division (von Glümer) mit außerordentlicher Tapferkeit den Feind aus verschiedenen Stellungen von den Weinbergen und hinter dem Eisenbahndamm vertrieb und endlich den Bahnhof erstürmte. Freilich kostete besonders der letzte Angriff, über freies Feld unter dem Schnellfeuer der Franzosen, auch viele Opfer. Prinz Wilhelm von Baden, ein Bruder des Großherzogs, Kommandeur der 2. badischen Brigade, wurde verwundet; Oberst v. Renz, der an seiner Stelle das Brigadekommando übernahm, fiel nebst seinem Adjutanten. Auch General v. Glümer befand sich unter den Leichtverwundeten. Außerdem zählte die Division 55 Offiziere und 885 Mann Tote und Verwundete. Die Franzosen verloren etwa 1700 Mann, unter denen 650 Mann Gefangene.

Auch ein andrer Theil des Werderschen Korps war zu gleicher Zeit siegreich gewesen. Nördlich von Dijon, in der südlichen Champagne, liegt auf dem steilen Vorsprung einer Bergfläche, 412 m über dem Meeresspiegel, die Festung Langres, ehemals der Mittelpunkt eines römischen Lagers, zur Zeit ein Herd und Stützpunkt der Franctireursbanden. Gegen diese ging die Brigade Goltz vor und griff am 16. Dezember den Feind, welcher außerhalb der Festung in der Stärke von 2000 Mann eine feste Stellung bei Longeau (zwei Meilen südlich Langres) genommen, an und warf ihn nach dreistündigem Gefecht unter Eroberung von zwei Geschützen in die Festung zurück.

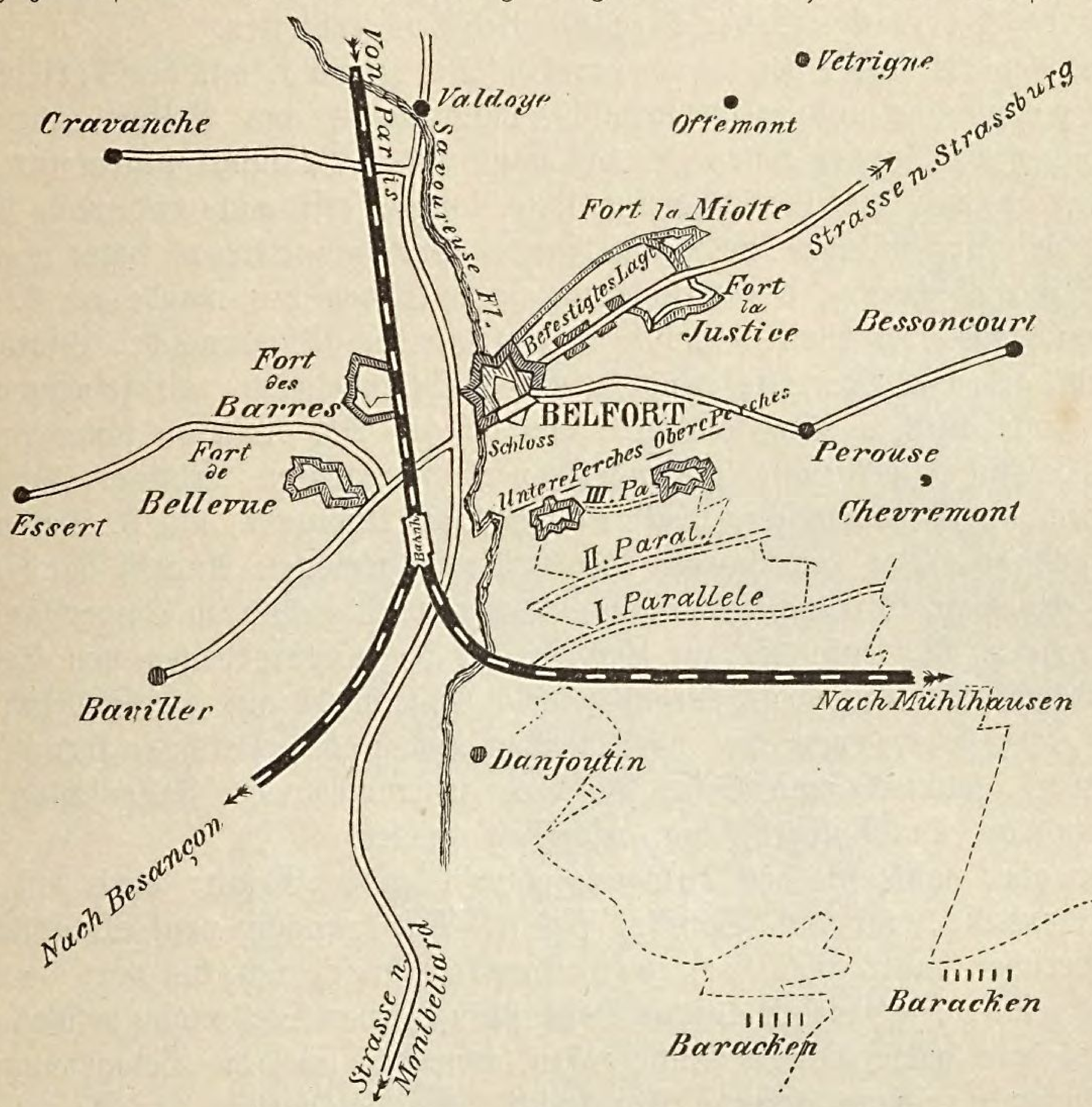
Bis jetzt war das tapfere Werdersche Korps in allen Unternehmungen siegreich und glücklich gewesen. Da zog von Südwesten her, wie eine finstere, unheilschwere Gewitterwolke, die nahe an 120000 Mann starke Armee Bourbakis heran, und auch von Lyon her, auf der Eisenbahn Lyon-Besançon, und längs der Schweizer Grenze, näherten sich große Truppenzüge des in Lyon neu gebildeten XXIV. Korps (Bressolles), etwa 30000 Mann.

Sobald man im großen Hauptquartier zu Versailles Kenntnis von dem Abmarsch Bourbakis gegen Werder hatte, wurden Maßregeln ergriffen, um letzterem Hilfe zu schicken. Eine neue Armee wurde aus den Truppen des VII. Korps (v. Zastrow) und des II. Korps (v. Fransecky) gebildet und mit dem Werderschen Korps als „Südarmee" unter das Kommando des General v. Manteuffel, bisherigen Befehlshabers der ersten Armee, gestellt. Doch konnten die Truppen zum Teil erst Anfang Januar aus der Umgegend von Paris aufbrechen; bis zu ihrem Eintreffen mußte das Werdersche Korps sich also selbst helfen.

Von den kleinen französischen Festungen war inzwischen eine nach der andern gefallen, wie Blätter aus einem welken Kranze. Soissons hatte schon am 15. Oktober, Verdun am 8. November seine Thore geöffnet. Die kleine Festung La Fère, bekannt als Sitz der ältesten Artillerieschule Frankreichs, an

der Eisenbahn zwischen Laon und St. Quentin, kapitulierte am 27. November. Am 24. November ergab sich Diedenhofen, am 14. Dezember Montmedy. Mezières wurde heftig beschossen, hielt sich aber noch bis über den ersten Tag des folgenden Jahres. Am 12. Dezember ergab sich Pfalzburg auf Gnade und Ungnade.

Eine der schwersten Aufgaben, welche den deutschen Truppen im Elsaß noch zu lösen blieb, war die Belagerung und Einnahme von Belfort.



Situationsplan der Belagerungsarbeiten vor Belfort.

Diese Festung liegt am Eingange aus dem mittleren Frankreich in den oberen Elsaß, in einer sattelförmigen Bodensenkung zwischen Vogesen und Jura, welche (das „Loch von Belfort" genannt) einen etwa drei bis vier Meilen breiten, sieben Meilen langen, für Heeresmassen aller Waffengattungen wegsamen Durchgang zwischen den beiden genannten Gebirgen bildet. Die eigentliche Stadt Belfort zieht sich auf dem linken Ufer der Savoureuse hin, eines kleinen Zuflusses des Doubs, und ihre ursprüngliche Befestigung stammt von Vauban. In der Südostecke der bastionierten Umwallung liegt die Citadelle La Roche, wie ein großartiges altes Bergschloß; vor der Nordostseite das verschanzte Lager mit den beiden Forts La Justice und La Miotte, südlich und nördlich der Straße nach Straßburg. Als die neue Befestigungskunst sich, gemäß den Fortschritten des Geschützwesens, veränderte, begann man auch bei

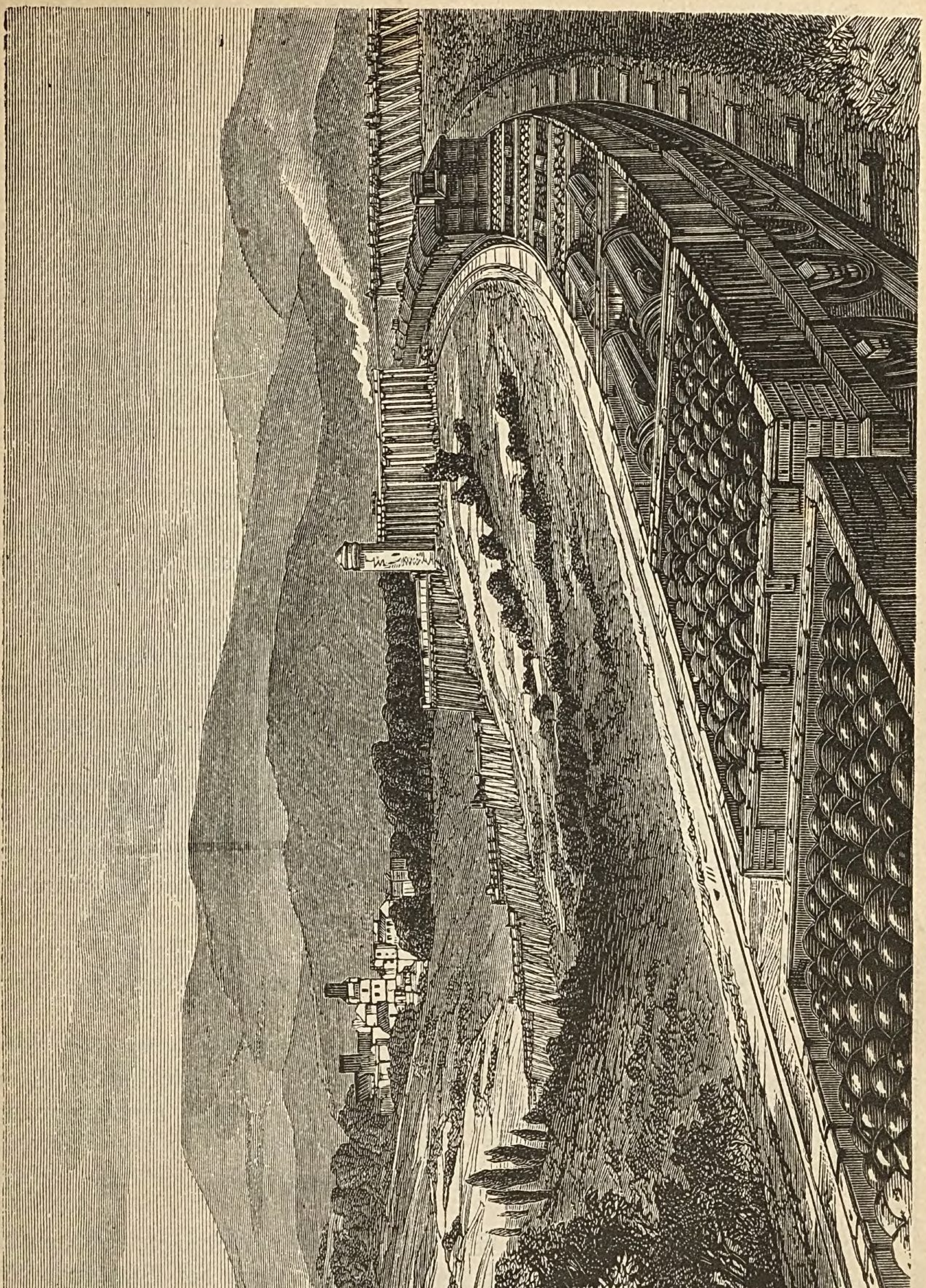
Belfort mit der Anlage vorgeschobener Forts. Noch vor Beginn des Krieges wurde das im Jahre 1868 begonnene Fort des Barres, vor der Westseite an der Pariser Eisenbahn, vollendet. Nach der Kriegserklärung wurde die Befestigung noch durch mehrere sogenannte provisorische Werke, namentlich durch das Fort Bellevue verstärkt. Auch befestigte man den Höhenzug der Perches (im Südosten der Festung auf dem linken Ufer der Savoureuse zwischen den beiden Dörfern Danjoutin und Perouse) durch zwei Forts, welche den Namen der Hautes-Perches und der Basses-Perches erhielten.

Seit dem 3. November lag General v. Treskow I. mit der 1. Reservedivision (pommersche und magdeburgische Landwehren) vor Belfort, aber die Einschließung war in der ersten Zeit des ungünstigen Geländes wegen nur eine unvollständige und der Einschließungskreis konnte erst nach und nach unter häufigen Gefechten mit den Besatzungstruppen und Franctireurs enger gezogen werden. Zur Sicherung der Belagerung nach Süden hin wurde am 9. November auch das drei Meilen südlich Belfort, an der Mündung der Lisaine in den Doubs gelegene Montbeliard (eigentlich Mömpelgard) mit seinem alten festen Schlosse durch v. Treskows Division besetzt. Als dann die schweren Belagerungsgeschütze zu Anfang Dezember eingetroffen waren, eröffnete General v. Treskow, nach vergeblicher Aufforderung zur Übergabe, am 3. Dezember die Beschießung. Der zuerst gegen die Westfront gerichtete Angriff hatte aber nicht die erwartete Wirkung, so daß sich General v. Treskow im Einverständnis mit General v. Mertens, der zur Leitung der Ingenieurarbeiten von Straßburg herbeigerufen war, bald entschloß, sein Augenmerk auf die Südfront zu richten. Dort konnte von den vorliegenden Höhen der Perches, wenn ihre beiden Forts, Hautes- und Basses-Perches, genommen, das Felsenschloß von Belfort und die Stadt überhöhend, beschossen werden.

Nun aber nahte für das Belagerungskorps große Gefahr durch den Anmarsch Bourbakis, und das Schicksal Belforts hing zunächst vom Standhalten des Werderschen Korps ab. General v. Treskow mußte sich, bis dort die Entscheidung gefallen, wesentlich auf die Behauptung seiner Stellungen beschränken.

Das Jahr sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß auch die Belagerung der wichtigsten und größten Festung Frankreichs, die Belagerung von Paris, in einen neuen und letzten Zeitabschnitt getreten wäre.

Nach und nach war unter großen Schwierigkeiten eine beträchtliche Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze in dem großen Artilleriepark zu Villacoublay angekommen. Man sah dort die verschiedensten Geschütze, von dem schlanken kurzen 24-Pfünder (15-Zentimetergeschütz) bis zu dem unförmigen gezogenen Riesenmörser (21-Zentimetergeschütz), der schon bei Straßburg die Probe bestanden hatte. Besondere Aufmerksamkeit erregte die Munition für den letzteren, die länglichen, fast eleganten Bomben, jede in einer eignen Kiste sorgfältig in Heu verpackt, wie Flaschen kostbaren alten Weins als Liebesgaben für die Pariser. Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von den Schwierigkeiten, welche die Fortschaffung eines so ungeheuren Belagerungsmaterials verursacht. Wenn die Beschießung im Gange war, so würde es mindestens fünf starker Doppeleisenbahnzüge erfordert haben, um nur den Tagesbedarf an Munition herbeizuschaffen.



Ein deutscher Munitionstrain auf dem Wege nach Paris.

Immer lebhafter hatte man in Deutschland nach dem Beginn der Beschießung der Hauptstadt verlangt. Bei denjenigen, die am meisten dazu drängten, war es teils Unkenntnis, indem sie glaubten, daß man auch, ohne vorher die Forts zu bekämpfen, sogleich in das Innere der Stadt nur hineinzufeuern brauchte, teils die Besorgnis, daß die deutsche Heeresleitung nur aus Rücksicht für die „heilige Stadt, die Stadt der Menschheit" vor dieser letzten Maßregel zurückscheute, und auch aus dem Munde der deutschen Soldaten hörte man: „Lieber Moltke, sei nicht dumm, mach' doch endlich bum bum bum!" Nichts aber lag der deutschen Heeresleitung ferner, als nur eine Schreckwirkung; sie beabsichtigte vielmehr, die Beschießung nicht früher zu eröffnen, als bis auch sogleich ein wirklicher, sichtbarer Erfolg dadurch erreicht würde. Jetzt befanden sich Geschütze und Munition in reichlicher Menge vor Paris, auch waren feindliche Unternehmungen zum Entsatz von außen sobald nicht zu erwarten, und gegen etwaige Ausfälle Trochus standen die Deutschen in ihren wohlverschanzten Stellungen.

Die Hauptbeschießung sollte gegen die Südfront gerichtet werden, wo die Höhen von Chatillon und Clamart die Anlage von Batterien gegen die Forts Issy, Vanvres und Montrouge begünstigten. Außerdem sollte aber auch zur Unterstützung des Hauptangriffs mit Batterien gegen die Ost- und Nordfront vorgegangen werden.

Der artilleristische Angriff wurde mit der Wegnahme des Mont Avron vor der Ostfront eröffnet. In aller Stille wurden die Batterien dem Mont Avron gegenüber meistens versenkt und dem Auge des Belagerten entzogen angelegt, während die sächsische Infanterie teils in Schützengräben, teils weiter rückwärts in Reserve zum Schutze der Arbeit aufgestellt war. Der Mont Avron war französischerseits mit 74 schweren Geschützen armiert worden, 76 wurden jetzt deutscherseits ihm gegenüber in umfassendem Kreisbogen in Batterie gebracht.

Am 23. Dezember wurde General von Kameke, bisher Kommandeur der 14. Division, der zuletzt die Wegnahme von Diedenhofen und Montmedy geleitet hatte, zum Chef der Ingenieurarbeiten, der General Prinz Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen zum Chef der Belagerungsartillerie vor Paris ernannt.

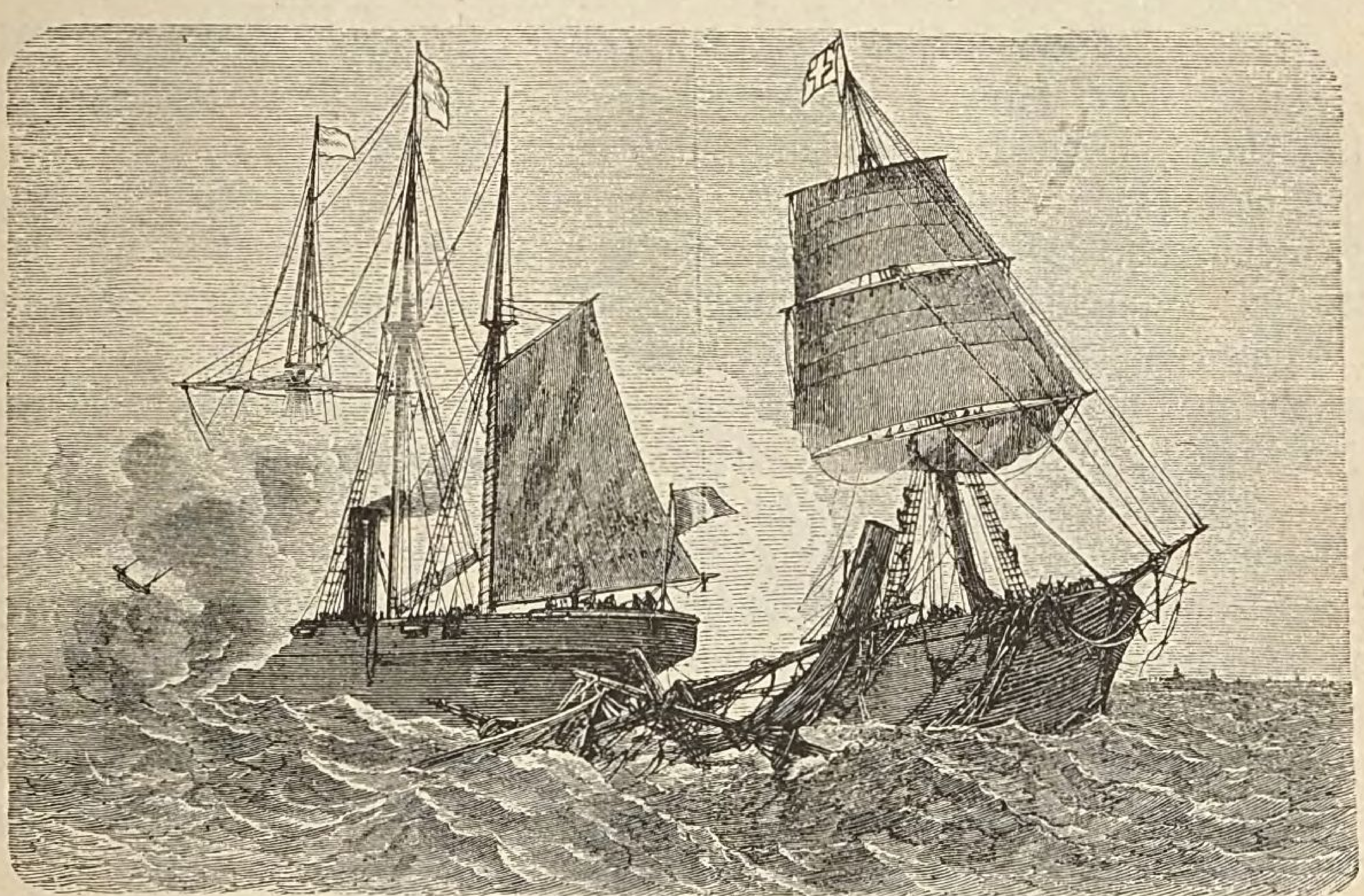
Still und beinahe friedlich gingen die Festtage vor Paris vorüber. Aber schon am 27. Dezember morgens 7½ Uhr erhoben die 76 Geschütze dem Mont Avron gegenüber plötzlich ihre eherne Stimme. Der Feind war überrascht; dennoch antworteten seine Batterien anfänglich lebhaft. Bald aber zeigte sich die Überlegenheit der deutschen Artillerie und machte das feindliche Geschütz allmählich verstummen.

Am 28. erschien Trochu auf dem Mont Avron, überzeugte sich von der Wirkung der deutschen Geschütze und befahl die Räumung des Plateaus. Am 29. nahmen darauf Truppen des XII. (sächsischen) Korps Besitz von demselben.

Gegen Mittag kam eine jener gepanzerten Eisenbahnbatterien von Paris auf der Ostbahn bis Noisy le Sec herausgedampft und eröffnete gleichzeitig mit den Forts ein heftiges Feuer; sie wurde jedoch bald durch die deutschen Geschütze genötigt, wieder hinter die deckenden Mauern zurückzudampfen.

Die Einnahme des Mont Avron verbreitete in Paris ungemeine Bestürzung, und doch war dies erst das Vorspiel zu der eigentlichen Beschießung; noch war nicht eine Granate in die Stadt selbst gefallen. Hunger und Kälte hatten bereits das Elend der Bevölkerung in der belagerten Weltstadt geweckt; jetzt bemächtigten sich auch Schrecken und Furcht der Gemüter und brachten den Glauben an die Unüberwindlichkeit der „heiligen Stadt“ zum Wanken.

Der Seekrieg. Als im Juli die französische Kriegserklärung erfolgte, da rechnete der damalige Kaiser bei seinem Kriegsplane nicht bloß mit Turkos, Zephirs und Mitrailleusen, sondern auch mit der mächtigen französischen Kriegsflotte. Man fabelte insbesondere sehr viel von einer beabsichtigten großen Landung.



Zweikampf zwischen „Meteor“ und „Bouvet“.

Vizeadmiral Graf Bouet-Willaumez sollte mit der Flotte von Cherbourg aus in die deutschen Gewässer vorausgehen, Einverständnisse mit Dänemark anknüpfen, das sogleich den Krieg an Deutschland erklären würde, und die deutsche Flotte in der Nordsee aufsuchen. Vizeadmiral La Ronciere sollte mit Transportschiffen und mit 30 000 Mann Landungstruppen nachfolgen, an der Nordseeküste landen, die Hannoveraner zum Kampfe für Frankreich gegen die Preußen aufrufen und sich im Innern Deutschlands mit der französischen Rheinarmee vereinigen. Indessen die Dinge kamen anders. Das kleine Dänemark wollte erst einen Sieg der französischen Waffen abwarten, ehe es den Krieg erklärte, die Hannoveraner erwiesen sich als ehrliche Deutsche, die Rheinarmee blieb aus und die zur Landung bestimmten Truppen endlich wurden in Paris wichtiger gebraucht.

An den norddeutschen Küsten waren außerdem alle Vorbereitungen getroffen, um jedem Landungsversuch zu begegnen. Zum Gouverneur des Küstengebiets war der General Vogel von Falckenstein ernannt worden; dieser

traf alle Maßregeln zur energischen Abwehr durch Armierung der Häfen, Anlage von Strandbatterien u. s. w. Der Kunst kam die natürliche Beschaffenheit der Küste zu Hilfe. Die Ufer der Nordsee sind flach und sandig, die Sandbänke reichen oft eine Meile weit ins Meer hinein. In friedlichen Zeiten dienen Bojen und Leuchtfeuer den Schiffen zu Warnungszeichen und Wegweisern. Jetzt wurden diese alle entfernt und die Häfen durch versenkte Schiffe und Torpedos gesperrt. Letztere bestehen in Minenladungen (durchschnittlich zu 100 Pfund Pulver), welche sich in eisernen Behältern befinden, die, mittels eiserner Bänder an Schwimmkloben oder schirmförmigen Ankern befestigt, vermöge eines luftleeren Raumes etwa 3 m unterm Wasserspiegel schwimmen. Die Entzündung erfolgt durch Stoß oder Reibung, oder auf elektrischem Wege.

Vizeadmiral Bouet ging zwar mit seiner Flottendivision in die Ostsee, wurde aber durch Stürme an der Ausführung seiner Pläne verhindert und verließ endlich gegen Ende des September die Ostsee für immer.

Eine andre Flottendivision unter Admiral Fourichon erschien bei Helgoland, begnügte sich aber, die Blockade der Elb- und Wesermündung aufrecht zu halten; die Hauptthätigkeit der französischen Flotte bestand in dem Wegkapern von Handelsschiffen.

Wo aber deutsche Kriegsschiffe mit französischen zusammentrafen, da zeigte sich, daß es in unsrer jungen Flotte an Mut und Unternehmungsgeist nicht fehlte — griff doch die aus dem dänischen Kriege bekannte kleine „Grille“ am 17. August bei Hiddensee, westlich Rügen, die große französische Panzerflotte an; desgleichen neckte die kleine Korvette Nymphe am 21. August im Putziger Wyk zwei französische Panzerfregatten. Daß es unsern Teerjacken nicht an Herz fehlt, hat endlich auch ein Zweikampf zur See bewiesen, welchen Anfangs November in den fernen Gewässern Westindiens das preußische Kanonenboot Meteor mit dem französischen Avisodampfer Bouvet kühn und siegreich ausfocht.

Überall, zu Wasser und zu Lande, waren die Hoffnungen, deren sich die französische Republik vor vier Monaten noch getröstete, als schon die kaiserlichen Heere von Weißenburg bis Sedan geschlagen waren, beim Ablauf des Jahres dem Scheitern nahe. Alle Zeichen deuteten darauf, daß schon der erste Monat des kommenden Jahres die Entscheidung und das Ende des Krieges bringen werde.

Das Kriegsjahr 1871. Sobald im großen Hauptquartier zu Versailles bestimmte Anzeichen vorlagen, daß General Chanzy bei Le Mans sich zum erneuten Vorgehen anschicke, erhielt Prinz Friedrich Karl den Befehl, diesen Absichten zuvorzukommen. Am 6. Januar eröffnete er von der Linie des Loir aus, wohin die Korps seiner Armee zu Anfang des neuen Jahres herangezogen waren, seine Angriffsbewegungen gegen den Mittelpunkt der französischen Stellungen, Le Mans, die Hauptstadt des Departements der Sarthe, nahe der Vereinigung dieses Flusses mit der l'Huisne gelegen. Auf dem rechten Flügel rückte das XIII. Korps (Großherzog von Mecklenburg), im Zentrum das III., dem das IX. Korps als Reserve folgte, auf dem linken Flügel das X. Korps vor. Vier (1., 2., 4. und 6.) Kavalleriedivisionen sicherten die beiden Flügel und unterhielten die Verbindung.

Bei diesem Vordringen hatten die deutschen Truppen nicht nur ein äußerst unwegsames Gelände mit vielen Hindernissen zu durchschreiten, sondern außerdem auch noch von den Unbilden der Witterung, bald heftigen Schneestürmen, plötzlichem Tauwetter mit Regenfluten, bald scharfem Frost und Glatteis, stark zu leiden. Deutsche Kraft und Ausdauer überwand jedoch auch hier alle Hindernisse und Mühseligkeiten.

In dem Gelände zwischen Loir und l'Huisne fanden jeden Tag heftige Gefechte statt, in welchen die Franzosen aus einem Abschnitt in den andern zurückgedrängt wurden, bis ihre Widerstandskraft sichtlich zu ermatten anfing.



Kampf um Montbeliard.

Die Spitzen der drei Hauptkolonnen des Prinzen näherten sich einander bei diesem Vordringen immer mehr und standen am 10. abends nach hitzigen Gefechten, in welchen allein die mittlere Kolonne (III. und IX. Korps) bei Champagné und Parigné l'Evêque mehrere Tausend Gefangene gemacht und außerdem auch mehrere Geschütze und Mitrailleusen erobert hatte, nur noch eine Meile von Le Mans.

Am 11. Januar wurde im Zentrum der Übergang über den Naraisbach bei Champagné erkämpft und die Schlösser Les Arches und Les Noyers erstürmt, während die beiden Flügelkolonnen, rechts am rechten Ufer der l'Huisne abwärts, links die Straßen von Grand Lucé und Ecommay nach Le Mans aufwärts, die Stellung des Feindes vor Le Mans immer mehr umfaßten.

General Chanzy wollte vor Le Mans eine Hauptschlacht liefern und hatte seine Armee dort in vorteilhafter Stellung vereinigt. Alle Straßen waren glatt gefroren und ein dichter Nebel erschwerte am 12. morgens die Übersicht. Dennoch beschloß Prinz Friedrich Karl den Angriff. Nach langem vergeblichen Ringen auf dem rechten Flügel, wo das Gelände dem siegreichen Vordringen der Deutschen hinderlich war, fiel endlich auf dem linken Flügel die Entscheidung. Es gelang dort nach einem heftigen Gefechte dem X. Korps, sich in den Besitz von Le Mans zu setzen. Dieser Erfolg der Deutschen rief auf dem rechten Flügel der Franzosen einen panischen Schrecken hervor. Nach allen Richtungen flohen sie auseinander und warfen Gepäck und Gewehre von sich. Viele Soldaten fanden auf der Flucht in den Wellen der l'Huisne ihren Tod.

Als General Chanzy die wilde Flucht seines rechten Flügels sah, mußte er eiligst den Rückzug seines Zentrums und linken Flügels anordnen. Ein Teil der geschlagenen Armee floh nordwärts auf Alençon, der andre westwärts auf Laval zu.

Prinz Friedrich Karl ließ sogleich die Verfolgung aufnehmen. Der Großherzog von Mecklenburg mit einem Teile der Kavallerie und dem XIII. Korps folgte die Sarthe aufwärts auf Alençon, General v. Schmidt mit einem andern Teile der Kavallerie und mit Abteilungen des IX. Korps verfolgte den Feind auf Laval zu; die Hauptmacht des Prinzen Friedrich Karl blieb hinter der Sarthe vereint.

Die Armee des Prinzen hatte bei ihrem siegreichen Vordringen von Vendome bis Le Mans vom 6. bis 12. Januar etwa 200 Offiziere und 3200 Mann verloren. Dem Feinde wurden zwei Fahnen, 17 Geschütze, viele beladene Fahrzeuge, Waffen und Munition und über 20000 unverwundete Gefangene abgenommen; auch das große neugeschaffene Lager von Conlie fiel mit seinen aufgehäuften Vorräten den deutschen Truppen in die Hände.

Auf eine Hilfe von Westen konnte hiernach das belagerte Paris nicht mehr hoffen; um so sehnsüchtiger blickte es nach Norden, wo ein thatkräftiger Feldherr immer neue Versuche zum Durchbruch machte.

Die Schlacht bei St. Quentin und die Niederlage der französischen Nordarmee unter Faidherbe. Auch im nördlichen Frankreich hatte das neue Jahr mit neuen Waffenerfolgen für die deutschen Truppen begonnen. In der Normandie hatten noch am letzten Tage des Jahres 1870 fünf Bataillone der 1. Division (v. Bentheim) von Rouen aus einen Vorstoß auf dem linken Seineufer gegen feindliche Truppen bei Moulineaux und Grand Couronne geführt und diese teils zersprengt, teils in das feste Schloß Robert le Diable geworfen, welches darauf von den Ostpreußen erstürmt wurde. Auf die Nachricht, daß der Feind von Havre her auf beiden Ufern der Seine gegen ihn im Anmarsche sei, brach General v. Bentheim von Rouen auf und überfiel am 4. Januar in der Morgenfrühe das Korps Roys bei Moulineaux, wobei er ihm drei Fahnen, vier Geschütze und gegen 300 Gefangene abnahm. Er verfolgte den Feind darauf energisch, überfiel ihn am selbigen Nachmittage nochmals und nahm ihm abermals viele Gefangene ab.

Unterdessen hatte auch General Faidherbe im Lager von Vitry seine Armee durch 12000 Matrosen und Seesoldaten aus den Seeplätzen verstärkt und die

Offensive ergriffen. Am 2. Januar stieß er bei Sapignies, nördlich Bapaume, auf die 30. preußische Infanteriebrigade (v. Strubberg), welche den überlegenen Angriff siegreich zurückwies. Gegen Abend und in der Nacht zogen beide Teile Verstärkungen an sich, und am 3. Januar vormittags schritt Faidherbe von neuem zum Angriff.

General v. Goeben vermochte der Armee Faidherbes nur die 15. Division (v. Kummer) seines Korps nebst einer gemischten Truppenabteilung, welche der Prinz Albrecht (Sohn) von Preußen führte, und die 3. Kavalleriedivision (Graf v. d. Groeben) entgegenzustellen. Diese Truppen hatte der General während des tapferen Widerstandes der Brigade v. Strubberg am Tage vorher in guter Stellung bei Bapaume zusammengezogen und schlug in derselben am 3. während eines neunstündigen Kampfes alle Angriffe zweier feindlichen Armeekorps zurück. Gegen Abend nahmen die Preußen noch zwei Dörfer mit dem Bajonett. Faidherbe, der die Ordnung in seiner Armee sehr gelockert sah, zog sich auf dem Wege gegen Arras und Douay zurück. Die Verluste in den beiden Gefechten am 2. und 3. betrugen auf deutscher Seite 52 Offiziere, 696 Mann; Faidherbe gab den seinigen auf 2066 an und schrieb sich den Sieg zu. Von einer weiteren Verfolgung nahm General v. Goeben Abstand, da er die Belagerung von Peronne zu decken hatte.

Diese Festung ergab sich am 10. und war mit ihr die ganze Sommelinie im Besitz der Deutschen. Am 2. hatte Mezières sich ergeben; am 6. wurde die kleine Festung Rocroy, drei Meilen nordwestlich von Mezières, durch Handstreich genommen.

In diesen Tagen war es, daß General von Manteuffel vom Oberkommando der ersten Armee abberufen und nach Versailles befohlen wurde, um den Oberbefehl über die neugebildete Südarmee anzutreten. An seiner Stelle übernahm General v. Goeben den Oberbefehl der ersten Armee.

Der unermüdliche Faidherbe plante nach seiner „siegreichen" Retirade von Bapaume bald ein neues Unternehmen. Er beabsichtigte, die rechte Flanke der ersten Armee umgehend, sich über Reims auf die Verbindungen der Deutschen mit ihrer Heimat zu werfen. Dabei bediente er sich der Kriegslist, durch Telegramme in den belgischen Zeitungen die falsche Nachricht aussprengen zu lassen, daß er von neuem auf Amiens marschiere. General v. Goeben war aber nicht der Mann, sich durch derartige Manöver irre führen zu lassen, und traute nur den eignen Augen, sich allein auf die Nachrichten seiner weit umherstreifenden und spähenden Reiter verlassend. Sobald er sichere Kunde von dem Aufbruche Faidherbes in südlicher Richtung hatte, vereinigte er sofort alle verfügbaren Kräfte seiner Armee, ging bei Ham auf das rechte Ufer der Somme und traf am 18. Januar bei Tertry und Poeuilly mit seiner Vorhut auf die Vortruppen Faidherbes, die er sofort angriff und mit Verlust von einem Geschütz und 500 Gefangenen auf St. Quentin zurückwarf.

Am 19. kam es zu einer Hauptschlacht bei St. Quentin. In siebenstündigem Kampfe wurde der Feind vollständig geschlagen und in die Stadt hineingeworfen. St. Quentin wurde noch in der Nacht von den Deutschen besetzt. Der Feind floh in voller Auflösung nach Norden und Osten, hauptsächlich

nach Cambray und Lille; er hatte sechs Geschütze im Feuer verloren und mehr als 9000 Gefangene teils während der Schlacht, teils auf der Flucht. Der Verlust der Deutschen bei St. Quentin betrug an Toten und Verwundeten 96 Offiziere, 2304 Mann.

Der Zustand der fliehenden Franzosen erschien wahrhaft bejammernswert. Die einen liefen barfuß, andre in Holzschuhen, noch andre trugen einen Holzschuh und einen Lederschuh. Die Moblots beschwerten sich, daß man ihnen Schuhwerk mit Sohlen von Pappendeckel geliefert hatte, welche sich nun auf den schmutzigen Wegen vollständig in Stücke auflösten. In solcher Auflösung kamen die Trümmer der französischen Nordarmee in den schützenden Festungen an, unfähig und unwillig, den Kampf noch fortzusetzen. Nicht besser war es inzwischen ihren Waffenbrüdern im Südosten ergangen.

Die Kämpfe an der Lisaine. Als General von Werder das gegen ihn heraufziehende schwere Ungewitter gewahr wurde, zog er die entferntesten Abteilungen (also auch die Brigade Goltz) aus der Gegend von Langres und die 4. Reservedivision (von Schmeling) an sich, und jede Nebenrücksicht beiseite setzend, faßte er um so schärfer seine Hauptaufgabe ins Auge: die Deckung der Belagerung von Belfort und die Verhinderung eines Durchbruchs der feindlichen Armee auf Lüneville und Nanzig. Auf die Nachricht von Bourbakis Vorrücken ging er am 27. Dezember in zwei Gewaltmärschen bei großer Kälte nach Vesoul zurück, wo er seine verfügbare Hauptkraft sammelte.

Unmittelbar nach der Räumung Dijons hielt Garibaldi seinen Einzug in die Stadt, an der Spitze seines Korps eine Schar Amazonen, möglichst warm gekleidet und bunt geputzt, einige allerdings durch das Genfer Kreuz gedeckt, aber die Mehrzahl entschlossen, zu siegen oder zu fallen. Dann folgten im theatralischen Aufzuge die übrigen Kriegsgesellen der Vogesenarmee. Hier blieb Garibaldi für die nächste Zeit halten oder vielmehr, er wurde gehalten, wie wir später sehen werden.

Am 2. Januar hatte Bourbaki sein Hauptquartier in Dijon; die Hauptrichtung seines Marsches ging über Besançon gegen Belfort. General von Werder beschloß, ihm durch einen Flankenmarsch zuvorzukommen und ihm in einer geeigneten Stellung den Weg auf Belfort zu verlegen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte er, Bourbaki mit einem Teile seines Korps in der linken Flanke anzufallen und bestimmte dazu den Hauptteil der Division Schmeling sowie die Brigade Goltz.

Am 9. Januar 9 Uhr morgens traf die Vorhut jener Division bei Villersexel am Ognon auf das XX. französische Korps und entwickelte sich alsbald zum Angriff. Die Füsiliere des 25. Regiments nahmen das hochgelegene schöne Schloß, im Besitztume des Grafen Grammont, mit Sturm und machten dessen ganze Besatzung (16 Offiziere und 600 Mann) zu Gefangenen. Darauf erstürmten die Rheinländer die Brücke über den Ognon von Villersexel und den Ort selbst. Jenseit desselben kam es aufs neue zu einem lebhaften Gefecht, indem der Feind auch das XVIII. Korps zur Verstärkung heranzog, während die Brigade Goltz in seine rechte Flanke auf Marat und Moinay vordrang. Zuletzt wurde noch bei Vollmondschein gekämpft. Der Verlust der Deutschen in diesem Gefechte betrug 26 Offiziere und 553 Mann.



General von Goeben bei St. Quentin.

General von Werder hatte seinen Zweck vollständig erreicht. Während Bourbaki seine Armee zusammenzog und für den folgenden Tag eine Hauptschlacht erwartete, gewann ersterer Zeit, die zur Deckung der Belagerung von Belfort ausgesuchte Stellung zu erreichen und zur hartnäckigen Verteidigung einzurichten. Diese Stellung befand sich auf dem linken Ufer der Lisaine, eines kleinen Flüßchens, das bei Montbeliard (oder Mömpelgard) unterhalb der Savoureuse in den Doubs mündet, und umspannte in einem weiten Bogen von Lure über Frahier, Chagey, Hericourt, Montbeliard bis Delle an der Schweizergrenze gegen West, Südwest und Süd auf etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen Entfernung die Festungswerke von Belfort. Die ganze Weite dieser Stellung betrug sieben Stunden, eine lange Verteidigungsfront für das etwa 30 000 Mann starke Korps; dennoch war eine so große Ausdehnung hier geboten, um den Feind an einem Vorgehen auf Belfort oder Umgehung der Flügel zu verhindern. Das Zentrum und den Hauptstützpunkt bildete die 4. Reservedivision (Schmeling) bei Hericourt; den rechten Flügel hatten die Brigaden Goltz und Degenfeld bis Frahier inne, auf dem linken Flügel waren die Höhen von Mömpelgard von einer Truppenabteilung unter Oberst Zimmermann besetzt. Als Reserve wurden die Brigaden Prinz Wilhelm und Keller zurückgehalten; auf dem äußersten linken Flügel stand unlängst angekommene schlesische Landwehr.

General von Werder war sich der ganzen Größe seiner Aufgabe, gegenüber einem um das Vierfache überlegenen Gegner, wohl bewußt und hatte von der ihm drohenden Gefahr rechtzeitig an das große Hauptquartier zu Versailles gemeldet Die einzige Ordre, welche er von dort erhielt, lautete „Festhalten!“ und er hielt fest.

Am 15. Januar eröffnete Bourbaki den Angriff mit gewaltigem Geschützfeuer; der Kampf begann um halb 9 Uhr früh und dauerte bis halb 6 Uhr abends. Im Zentrum wurden die Franzosen abgeschlagen; auf dem linken Flügel gelang es ihnen, sich der Stadt Mömpelgard zu bemächtigen, nicht aber des Schlosses. Ihrem weiteren Vordringen wurde Einhalt gethan, wie oft und wie heftig sie auch ihre Angriffe wiederholten. Am Abend dieses ersten Kampftages besuchte der Feldherr die Biwaks der wackeren Truppen, welche sich so tapfer behauptet hatten, um ihnen seinen Dank auszusprechen und sie zu weiterem Standhalten zu ermutigen.

Seine Worte hatten ihre Wirkung; überall erhielt er donnernde Hurras zur Antwort. Jeder einzelne Soldat wußte, worauf es ankam; jeder wußte, daß Belfort entsetzt werden sollte, daß Gefahr drohte, wenn es Bourbaki gelang, an irgend einem Punkte den Wall zu durchbrechen, welchen das Werdersche Korps um Belfort gezogen hatte. „Wir dürfen sie nicht durchlassen, nicht um die Welt“, war der allgemeine Ruf der tapferen Soldaten.

Mit Tagesanbruch begann am 16. Januar die Schlacht auf der ganzen Linie, der Hauptangriff wurde diesmal gegen die Mitte bei Hericourt gerichtet. Hier standen nur sechs ostpreußische Landwehrbataillone, welche sich heldenmütig gegen 23 Bataillone behaupteten. Dreimal wiederholte Bourbaki den Angriff, zuerst des Morgens in dichtem Nebel, dann zu Mittag, endlich nachmittags 4 Uhr, als der Januartag sich schon neigte. Er schien alles daran setzen zu wollen, hier durchzubrechen, und Werder mußte fast alle Reserven ins Gefecht ziehen, um seine Aufstellung nicht sprengen zu lassen.

Mit diesem Hauptangriff in der Front verband Bourbaki auch Angriffe gegen beide Flügel. Das Schloß von Mömpelgard auf dem linken wurde vergeblich angegriffen, ein Parlamentär drohte dem Kommandanten mit der Beschießung von 40 Geschützen und forderte ihn zur Übergabe auf, welche dieser jedoch ablehnte. Das Feuer nahm also seinen Anfang, zu den Kanonen gesellten sich die Chassepots der Infanterie, welche die Stadt gestern besetzt hatte, und auch die Bürger beteiligten sich an dem Kampfe. Dennoch hielt die Besatzung des Schlosses wacker aus, und die deutschen Geschütze, welche Leutnant Sauer kommandierte, machten sogar mehrere von den französischen stumm.

Auf dem äußersten linken Flügel gelang es aber dem Feinde, die nur sehr schwach besetzten Dörfer Frahier, Echevanne und Chenebier zu nehmen und die Brigade Degenfeld mit vierfacher Übermacht gegen Challonvillars zurückzudrängen. Die Gefahr, in der rechten Flanke umgangen zu werden, trat damit nahe. General v. Werder ließ aber dem Feinde diese errungenen Vorteile nicht einmal über Nacht. Hinter der Höhe von Hericourt stand als letzte Reserve noch die 3. badische Brigade; ihr Führer, General Keller, erhielt in der Nacht Befehl, die verlorenen Stellungen auf dem rechten Flügel wieder zu nehmen; die Brigade Degenfeld solle ihn dabei unterstützen. Er rückte vor, besetzte zuerst Frahier wieder und überfiel den Feind dann in Chenebier, wo er es sich zur Nacht bequem gemacht hatte; 7 Offiziere und 400 Mann wurden gefangen, die Stellungen waren wieder erobert.

Die frostig kalte Winternacht brachten die deutschen Truppen wieder biwackierend in ihren früheren Stellungen zu. Noch hatten sie keinen Fuß breit Bodens verloren. Am 17. geschahen im allgemeinen nur noch schwache Angriffe gegen die Stellungen der Deutschen. General Bourbaki, einsehend, daß er den Widerstand der Deutschen nicht brechen könne und von dem Anrücken der Truppen des Generals v. Manteuffel unterrichtet, hatte sich zum Rückzug entschlossen, und galt es zunächst, das Abfahren der Wagenkolonnen zu sichern.

General v. Werder, der von einer Anhöhe bei Hericourt aus vom ersten Kanonenschusse an die dreitägige Schlacht geleitet hatte, erkannte schon am Nachmittag des 17. durch sein Fernrohr deutlich Rückzugsbewegungen beim Feinde. Er ließ seine fast erschöpften Truppen mit Vorsicht folgen; dennoch zeigten sich auf dem Rückzuge Bourbakis auch in dieser Armee bald ähnliche Anzeichen der Auflösung, wie sie bei den Armeen Chanzys und Faidherbes nach den Niederlagen bei Le Mans und St. Quentin beobachtet wurden. Die Auflösung sollte bald durch das Herannahen der Manteuffelschen Südarmee, deren Vorboten sich schon in den Bergen der Cote d'or zeigten, den äußersten Grad erreichen.

Die Verluste des Werderschen Korps an Toten und Verwundeten in der Schlacht an der Lisaine betrugen etwa 1600 Mann.

„Werder und seinen tapferen Truppen gebührt die höchste Anerkennung“, telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin. Nun, sie ist ihnen geworden. In ganz Deutschland wurde Werders Name gefeiert und seiner tapferen Scharen rühmend gedacht. Alle Städte Deutschlands wetteiferten, ihm ihren Dank zu

bezeugen, und gaben demselben Ausdruck in dem prachtvollen Schilde, den sie ihm als Ehrengeschenk überreichten.

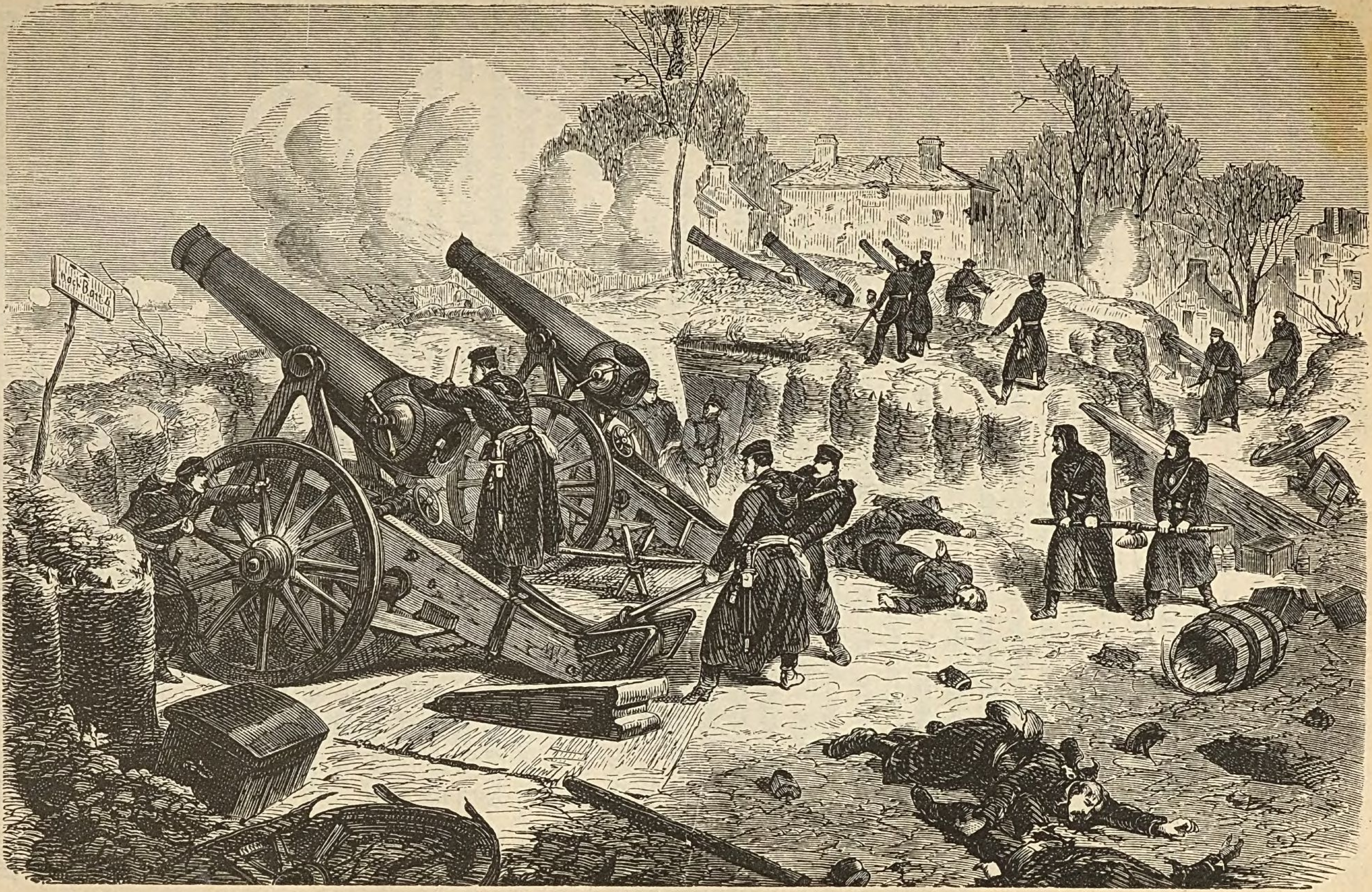
Während die badischen Truppen sich zur Verfolgung Bourbakis anschickten, nahm auch die Belagerung von Belfort wieder ihren Fortgang. Schon vor der Annäherung Bourbakis in der Nacht zum 8. Januar hatte das Landwehrbataillon Schneidemühl mit großer Tapferkeit, aber 65 Mann Verlust, das Dorf Danjoutin am Westabhang der Perches erstürmt, wobei es 18 Offiziere und 700 Mann gefangen nahm. Nun wurde am 20. Januar auch das Dorf Perouse am Ostfuße des Höhenzuges genommen. In der Nacht zum 22. Januar wurden die erste Parallele gegen die Perches eröffnet und teils in, teils hinter den Parallelen vier neue Batterien erbaut, welche dann ihr Feuer gegen die beiden Schanzen auf den Perches eröffneten.

Nach Wegnahme der beiden Stützpunkte Danjoutin und Perouse auf beiden Seiten des Höhenzuges konnte der förmliche Angriff auf die Forts eingeleitet werden. Ein Versuch am 26. Januar, die Befestigungen durch eine nächtliche Überrumpelung zu erstürmen, mißlang, und man blieb daher auf die langsame, aber sichere Arbeit der regelmäßigen Belagerung gewiesen. Hierbei mußten die Laufgräben mehrfach in den Felsen gesprengt werden, während sie bei Tauwetter unter Wasser standen. Als man den feindlichen Festungswerken auf solche Weise schon näher gerückt war, gelang es eines Tages, die zufällig nur schwache Besatzung der beiden Forts (Hautes-Perches und Basses-Perches) zu überraschen und beide Forts einzunehmen. Man brachte dann Geschütze hinauf und hatte bis zum 13. Februar den ganzen Höhenzug mit Kanonen schwersten Kalibers besetzt, welche sowohl die Citadelle von Belfort als das große Fort des Barres wirksam beschießen konnten.

Damit war auch das letzte Bollwerk Frankreichs dem Falle nahe gebracht. Allerdings hätte der Kommandant sich auch jetzt noch in die Citadelle werfen und, da es ihm an Munition und Proviant nicht fehlte, vielleicht noch einige Zeit halten können, aber die Lage Frankreichs hatte sich inzwischen so gestaltet, daß ein längerer Widerstand von Belfort doch nichts mehr daran ändern konnte.

Die letzten Kämpfe vor Paris und der Fall der Hauptstadt. Die Beschießung von Paris hatte schon in den ersten Tagen des Jahres an Umfang zugenommen. Nach der Einnahme des Mont Avron richteten die deutschen Batterien ihr Feuer gegen die Forts der Ostfront Nogent, Rosny und Noisy. In der Nacht vom 3. zum 4. Januar wurden neue Batterien auf den Höhen von Meudon, Clamart und Chatillon armiert, um ihr Feuer gegen die Forts Issy, Vanvres und Montrouge, ferner gegen den Point du jour an der südlichen Ecke der Stadtumwallung und endlich auch gegen die Stadtteile auf dem linken Ufer der Seine selbst zu richten. Sämtliche Batterien hatten mit dem Hauptquartier ihre telegraphische Verbindung, deren einzelne Stationen in bombensicheren Räumen eingerichtet waren.

Trotz aller Einsprache Jules Favres und der fremden Diplomaten, die sich in Paris hatten einschließen lassen, dauerte die Beschießung ohne Unterbrechung fort, wenn nicht Nebel die Aussicht hinderte und das Zielen unmöglich machte.



In den preußischen Batterien vor Paris.

Schon am 6. Januar mußten zwei der Südforts, Issy und Vanvres, ihr Feuer einstellen. In den andern waren die Artilleristen vollauf beschäftigt, bei Nacht die Schäden auszubessern, welche das Feuer der deutschen Batterien im Laufe des Tages angerichtet hatte; da wurden die Trümmer der zerstörten Geschütze fortgeschafft, Reservestücke heraufgebracht, die Scharten ausgeflickt, die Verwundeten zurückgebracht, und immer aufs neue schlugen die Granaten ein und richteten Verwirrung an. Am 8. Januar gerieten auch in Montrouge die Kasernen in Brand.

Schon während der Beschießung der Forts fielen einzelne verirrte Bomben in das Innere der Stadt. Je näher die deutschen Batterien rückten, desto weiter reichten ihre Bomben jetzt in die Stadt. Bald mehrte sich die Zahl der einschlagenden Sprenggeschosse und bewirkte, daß am 8. Januar eine Auswanderung der Pariser vom linken auf das rechte Ufer in die weniger gefährdeten Stadtteile begann.

Der Gouverneur Trochu suchte anfangs durch kleine Ausfälle das Näherrücken der Belagerungsbatterien zu hindern, so am 5. Januar gegen die Vorposten der Bayern auf der Höhe Notredame de Clamart, so in der Nacht zum 17. Januar gegen die Angriffsbatterie bei Clamart und Chatillon. Ein stärkerer Ausfall richtete sich am folgenden Abend aus der Nordfront gegen die Garden, insbesondere gegen Le Bourget, dessen Verlust die Franzosen nicht verschmerzen konnten; die rechtzeitige Abwehr unsrer braven Truppen trieb jedoch auch hier den Feind wiederholt mit Verlust zurück.

Infolge dieser mißglückten Unternehmungen erreichte der Unwille und das Geschrei über Verrat immer stärkere Ausdehnung in der belagerten Stadt. Während aber so auf der einen Seite die Aufregung bis aufs äußerste stieg, herrschte auf der andern Seite eine dumpfe Verzweiflung in Paris. Um sich vor der grimmigen Kälte zu schützen, fällte man die schönen Bäume auf den Boulevards, in den Elysäischen Feldern, im Tuileriengarten; man scheute sich nicht, den Hunger mit Mitteln zu beschwichtigen, von denen man sich sonst mit Ekel abwendete; man sah fette Ratten für einen Leckerbissen an und bezahlte sie mit 8—12 Groschen das Stück. Zu all diesem Elend trat noch die Angst und der Schrecken über die Beschießung, denn immer häufiger schlugen Granaten auf den öffentlichen Plätzen ein und verursachten Verwundungen und Tötungen. Fast allnächtlich gingen in den verschiedenen Stadtteilen Feuersbrünste auf und röteten den Himmel wie Nordlichtschein, und während die einen anfingen, in alle dem Unglück ein Strafgericht Gottes zu erkennen, das er über das gottlose Babel-Paris verhängte, zogen andre in wilden Rotten durch die halbdunklen Gassen und sangen die neue Marseillaise: „Vive la guerre, piff, paff!“

Zu dieser Zeit, als die Hauptstadt Frankreichs ihrem Falle merklich entgegenging, fand im Schlosse zu Versailles eine Feier von solcher Bedeutung statt, wie sie die Geschichte eines Volkes nur selten zu verzeichnen hat. Am 18. Januar 1871, also 170 Jahre nachdem der erste König von Preußen sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt setzte, that König Wilhelm feierlich kund, daß er die ihm von allen Fürsten und Freien Städten Deutschlands

dargebotene deutsche Kaiserkrone annähme „in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen." Um ihn versammelt standen in dem prachtvollen Spiegelsaal des Schlosses der Kronprinz und die nächsten Verwandten des königlichen Hauses von Preußen, die deutschen Fürsten oder deren Abgesandte, die höchsten Ratgeber der Krone und die Vertreter des siegreichen Heeres, als stumme Zeugen auch die ruhmgekrönten Fahnen der in der Nähe von Versailles lagernden Heeresteile. Alle Versailler Glocken läuteten, und rund um die Hauptstadt rollte noch der Kanonendonner, wie das Viktoriaschießen zur Auferstehung des mächtigen deutschen Kaiserreichs. Und der bronzene Ludwig unten im Schloßhofe auf seinem hohen Roß, mit dem großen Federhut, sah die deutsche Kaiserfahne emporsteigen auf der Zinne seines alten Götzenschlosses, und alle die steinernen Helden Frankreichs um ihn her hörten sie rauschen, und ihre gezückten Schwerter wurden nicht lebendig. Ja, es hatte sich erfüllt, was Brandenburgs großer Kurfürst einst ersehnt, als er zur Zeit der Zerfahrenheit Deutschlands voll Zornes über die durch den vierzehnten Ludwig ihm und dem Reiche angethane Unbill den Römervers zum Himmel rief: „Es erstehe ein Rächer aus meinen Gebeinen!" — Der Rächer war erstanden, aber nicht er selbst hatte sich dazu aufgeworfen; denn die erste Kundgebung des deutschen Kaisers lautete, daß er unter Gottes Beistand „allezeit ein Mehrer des Reichs" sein wolle, „nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des **Friedens**, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Er war zum Rächer deutscher Ehre geworden durch Gottes Fügung, und das erste Werk des deutschen Kaisers war ein Werk des Friedens.

Gleichsam als Antwort auf die Kaiserproklamation zu Versailles beschloß General Trochu oder vielmehr das Volk von Paris für den 19. Januar einen Massenausfall mit den besten Kräften. An diesem letzten Kampfe der Verzweiflung sollten Linientruppen, Mobilgarden und Nationalgarden Anteil nehmen, der Zahl nach etwa 100 000 Mann; Trochu selbst stellte sich an die Spitze der ausfallenden Truppen. Als Schlachtfeld war die Halbinsel von Nanterre, wo der Mont Valerien sich erhebt, ersehen worden, und das Ziel des Ausfalls war das kaiserliche Hauptquartier zu Versailles. Man sagte den Soldaten, daß sie die nächste Nacht in Versailles schlafen würden, daß aber der Weg dahin nur über die Leichen der Deutschen führe.

Trochu teilte für den Angriff seine Streitkräfte in drei Heersäulen. Die des rechten Flügels unter Ducrot sollte von Malmaison gegen Buzanval, die der Mitte unter Bellemare gegen die Höhen von Garches und den östlichen Teil der Hochfläche der Bergerie, die des linken Flügels unter Vinoy gegen Saint Cloud und die Schanze von Montretout vorgehen. Mit Ungestüm drangen die feindlichen Massen namentlich in der Mitte vor gegen die Linien des V. preußischen Korps, auf der weiten Strecke von Bougival bis St. Cloud. Den ersten Anprall hielten die tapferen Scharen der 10. Division wacker aus, und als zu ihrer Unterstützung die 9. Division herangekommen, gingen die

Deutschen am Nachmittag selbst zum Angriff über. Der Kronprinz des Deutschen Reiches wohnte demselben auf einer Höhe bei Vaucresson bei, in deren Nähe nicht allein die Granaten des Mont Valerien, sondern auch die Chassepotkugeln aus der noch von den Franzosen besetzten Montretoutschanze einschlugen. Der deutsche Kaiser überblickte das Schlachtfeld von einer Höhe beim Aquädukt von Marly.

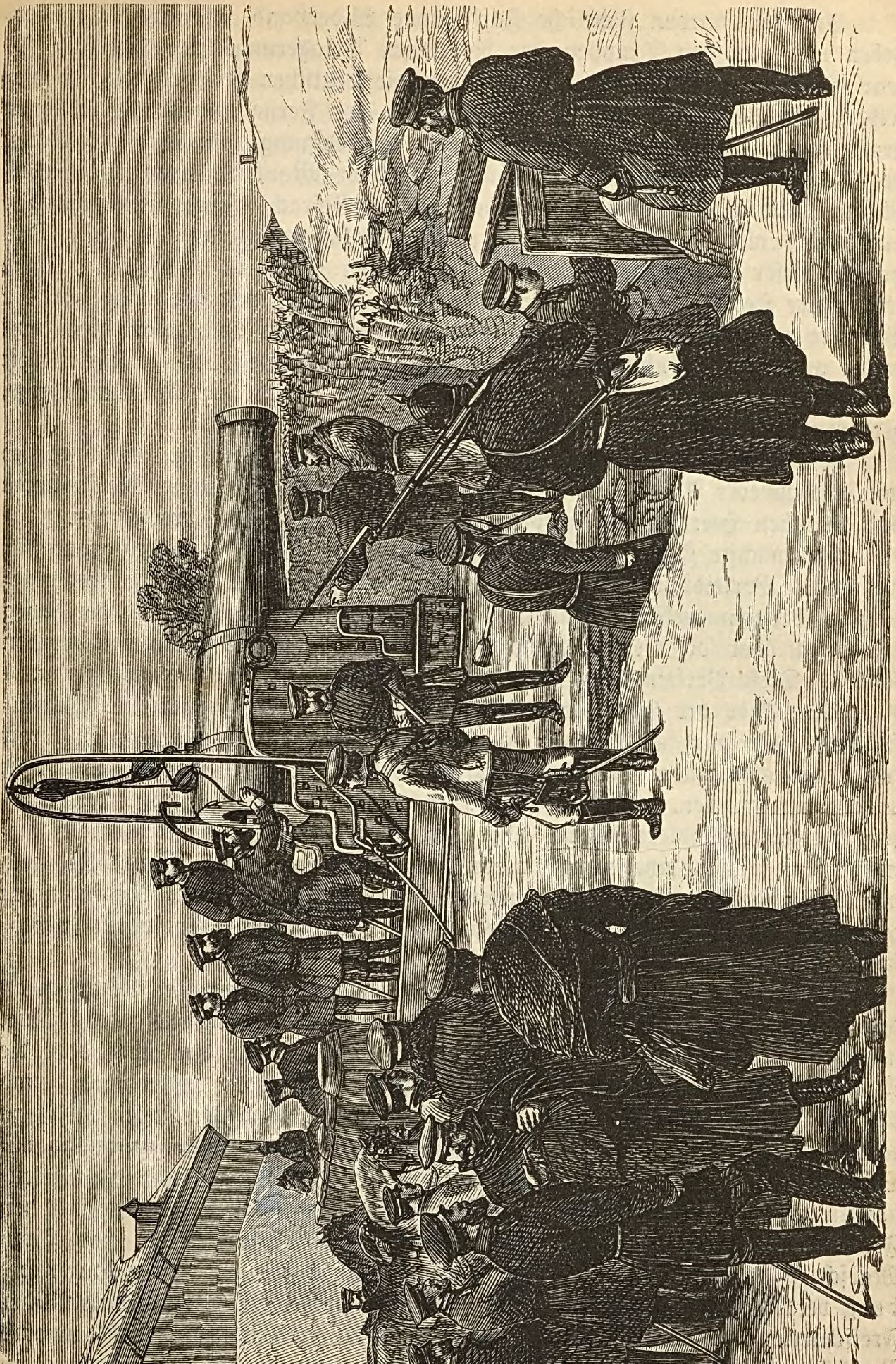
Zum Hauptkampf kam es in der Mitte auf den Höhen von Garches, wohin Trochu immer mehr Massen gezogen hatte. Dem wackeren Königsgrenadierregiment Nr. 7, welches bei Weißenburg die ersten Lorbeeren in diesem Kriege gepflückt hatte, war es beschieden, hier nahe vor Paris auch die letzten zu brechen. Unter Führung des Oberst von Köthen überstanden die Tapferen ein wahres Höllenfeuer, wie sie es beim Sturme auf den Geisberg nicht schlimmer erlebt hatten; aber hier so wenig wie damals ließen sie sich in ihrem Vorschreiten beirren. Immer neue Batterien zog der Feind ins Gefecht und unter Mitwirkung der Artillerie von beiden Seiten entspann sich ein furchtbarer Kampf um die Höhen, den erst die einbrechende Dunkelheit beendigte.

Die Kräfte der Franzosen waren in dem blutigen Ringen erschöpft; die Verluste, welche sie erlitten hatten, waren furchtbar. Sie mußten an den Rückzug denken und vermochten nicht einmal die zuletzt noch behaupteten Schanzen von Montretout und Saint Cloud zu halten. Die Zahl derer, die tod oder verwundet auf dem Schlachtfelde vor dem Mont Valerien lagen, belief sich französischerseits auf etwa 3500; die Deutschen hatten 40 Offiziere und 570 Mann verloren.

Das Bombardement, während der Schlacht ununterbrochen fortgesetzt, wurde nachher auch vor der Nordfront eröffnet. Zehn neu erbaute Batterien richteten ihr Feuer gegen St. Denis und bald brannte es dort an vier Stellen, die Einwohner flüchteten in die Keller oder nach Paris.

Die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes wurde für Paris immer einleuchtender. General Trochu, der noch vor kurzem gelobt hatte, nie zu kapitulieren, übertrug den Oberbefehl an General Vinoy, womit der erste Schritt zur Kapitulation geschehen war. In den nächsten Tagen erschien wiederholt in Versailles der französische Minister Jules Favre und verkehrte sehr angelegentlich mit dem Kanzler des Deutschen Reiches. Um Mitternacht des 27. Januar verstummten plötzlich alle Kanonen vor und um Paris: statt des gewaltigen, erdbebenartigen Getöses der letzten Wochen plötzlich eine tiefe, erwartungsvolle Stille. Am 28. Januar abends wurde zu Versailles der Vertrag unterzeichnet, demzufolge eine allgemeine Waffenruhe auf drei Wochen zwischen den kriegführenden Heeren einzutreten hatte.

Sämtliche Forts von Paris, mit Ausnahme des von Vincennes, sollten sogleich mit allem Kriegsmaterial übergeben und von den Deutschen besetzt werden. Die Linien- und Seetruppen und die Mobilgarden hatten ihre Waffen abzuliefern und blieben in Paris kriegsgefangen. Während des Waffenstillstandes durfte die deutsche Armee Paris nicht betreten. Die Feldarmeen behielten eine Neutralitätszone zwischen sich; nur die Departements Cote d'or, Doubs und Jura blieben zur Zeit noch von dem Waffenstillstand ausgeschlossen.



Die „Valerie“ in deutschem Besitz.

Am 29. wurden sämtliche Forts ohne Widerstand und Störung übergeben und von den Truppen der bisherigen Belagerungsarmee besetzt. Es war ein eigentümliches Gefühl, mit dem die deutschen Krieger jetzt in dieselben Forts einzogen, die seit Monaten in der Ferne unheildrohend ihnen gegenüber gelegen hatten. Mit besonderer Befriedigung nahmen die Soldaten des V. Korps die schweren Geschütze auf dem Mont Valerien in Augenschein, welchen sie wegen des unaufhörlichen Gekrachs seiner Feuerschlünde auch den „ollen Bullerjahn" oder „Onkel Baldrian" getauft hatten. Das größte dieser Geschütze führte den Namen der Sainte Valérie. Diese sonderbare Heilige hatte ihre Geschosse 9000 Schritt weit bis nahe vor die Barrière von Versailles geschleudert, wurde aber doch noch übertroffen von einem preußischen Gußstahlgeschütz, welches eine Granate 11 400 Schritt weit (also über eine deutsche Meile), bis dicht vor das Portal der Madeleinekirche, geworfen hatte.

So war denn der erste große Schritt zum Frieden gethan. Es löste sich wie ein schwerer Alpdruck von jeder Brust, als die Riesenfestung, die so lange den deutschen Heeren Trotz geboten hatte, endlich zu Falle gebracht war.

Der nächste Zweck des Waffenstillstandes ging dahin, der Regierung der nationalen Verteidigung die Zeit zu geben, um eine freigewählte Volksvertretung zu berufen, welche sich über die Frage auszusprechen hatte, ob der Krieg fortgesetzt oder ob die deutschen Friedensbedingungen angenommen werden sollten. Diese Versammlung trat am 12. Februar in Bordeaux zusammen.

Das Ende der letzten französischen Feldarmee. Der allgemeine Waffenstillstand, der vom 28. Januar an für die kriegführenden Armeen in Kraft trat, war allein über die Departements Cote d'or, Doubs und Jura nicht ausgedehnt worden. Diese Beschränkung war auf Veranlassung der französischen Unterhändler, welche, über den Stand der Dinge auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze nicht unterrichtet, von dem Zuge Bourbakis noch immer wunderbare Erfolge erwarteten, in die Waffenstillstandsbedingungen aufgenommen; sie sollte verhängnisvoll für das Schicksal der letzten französischen Feldarmee werden.

Während das kleine Werdersche Korps in den ruhmvollen Kämpfen an der Lisaine alle Angriffe der übermächtigen Armee Bourbakis zurückschlug, nahte in Gewaltmärschen über das beschneite Bergland der Cote d'or die Manteuffelsche Armee, das VII. und II. Korps, Söhne der „roten Erde" und des kernigen Pommerlandes, um den bedrängten Kriegsgefährten Hilfe zu bringen. Nur unter großen Schwierigkeiten, bei strenger Kälte, wechselnd mit Schneestürmen, drang sie vorwärts; dabei hatten ihre Vorhut und die Seitenabteilungen, die den Marsch in der Flanke sicherten, häufige Gefechte mit den Franctireursbanden zu bestehen, die von Dijon herüberstreiften und ihren Marsch zu belästigen suchten. Schon am 8. Januar schlug Oberst v. Dannenberg bei Montbard am Burgunder Kanal einen solchen Angriff Garibaldinischer Freischaren siegreich zurück; am 14. Januar trieb ein Bataillon des Regiments Nr. 77 eine Abteilung von etwa 1000 Mobilgarden, die von Langres in Marsch gesetzt waren, bei Marac in wilder Flucht vor sich her, nahm ihnen

eine Fahne ab und warf sie nach Langres zurück. Unterdessen drang die Hauptarmee unaufhaltsam vorwärts, überschritt am 17. und 18. Januar die große Straße zwischen Dijon und Langres und marschierte auf Vesoul, um auf diesem kürzesten Wege sich dem Werderschen Korps zu nähern. Vor Dijon, das jetzt zum Raubnest Garibaldis und seiner Scharen geworden war, mußte Manteuffel eine Truppenabteilung stehen lassen, um den Alten von Caprera zu beschäftigen, während er mit der Hauptarmee den Marsch fortsetzte. Er bestimmte für jenen Zweck die Brigade v. Kettler vom II. Korps mit nur fünf Bataillonen, zwei Schwadronen und drei Batterien. Diese kleine Abteilung wußte durch ihr kühnes Auftreten dem Alten, der in Dijon wenigstens mit einer dreifachen Überlegenheit stand, solchen Respekt einzuflößen, daß er meinte, eine ganze Armee sich gegenüber zu haben, und daher nichts zu unternehmen wagte.

Trotz der größten Anstrengungen der Führer und Truppen konnte die Armee Manteuffels zu den entscheidenden Tagen nicht mehr zurecht kommen, sondern war während derselben mit ihren Hauptmassen noch drei Tagemärsche von dem Schlachtfelde an der Lisaine entfernt. Manteuffel hatte am 19. sein Hauptquartier in Dampierre; hier erhielt er die frohe Botschaft von Werders Sieg und Bourbakis Rückzug auf Besançon und änderte infolgedessen sogleich seinen Plan; er beschloß nunmehr, dem Feinde südlich Besançon den Weg zu verlegen, ihm die Verbindung von Besançon mit Lyon abzuschneiden und ihn auf diese Weise zu einer neuen Schlacht oder zum Übertritt auf das neutrale Schweizer Gebiet zu zwingen. Er ließ zu diesem Zwecke seine beiden Korps eine Rechtsschwenkung nach Südost gegen den Doubs machen, wobei das VII. den Drehpunkt hatte. Das II. marschierte auf Dôle, um die Eisenbahnverbindungen zu unterbrechen; das VII. fand die Übergänge des Doubs südlich von Besançon unbesetzt und überschritt den Fluß, so daß es bis zum 25. Januar gelungen war, dem Feinde den Rückzug nach Süden abzuschneiden.

Während Manteuffel kühn und entschlossen handelte, hatte Bourbaki die kostbare Zeit zum Handeln und Retten versäumt. Am 21. und 22. Januar stand die Hauptmasse seiner Armee in und um Besançon vereint; noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, entweder einen kühnen Angriff zu wagen oder ungesäumt den Rückzug nach Lyon anzutreten. Aber des ehemaligen Oberbefehlshabers der kaiserlichen Garden hatte sich seit den Tagen an der Lisaine ein finsterer Trübsinn bemächtigt. „Ich befehlige nicht Menschen, sondern eine Herde", hatte er schon früher einem Freunde geschrieben; jetzt kamen die Depeschen Gambettas, welche ihm heftige Vorwürfe machten. — Das verschlimmerte seinen Gemütszustand, er hörte auf zu befehlen, gab Frankreichs Schicksal und sich selbst auf, und in einem Anfall der Verzweiflung suchte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Sein Nachfolger im Oberbefehl, General Clinchant, vermochte die Armee, welche durch Hunger und Strapazen erschöpft war, nicht zu retten. Er ordnete den Rückzug auf Pontarlier, nahe der Schweizer Grenze, an und unterhandelte mit dem Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen, General Herzog, wegen Übertritts auf das Schweizer Gebiet. Am 28. stand die Armee bei Pontarlier. Die

Manteuffelsche Armee folgte ihr auf den Fersen; während das VII. Korps auf der geraden Straße von Besançon nach Pontarlier vorrückte, versperrte ihr das II. Korps auch die letzte und einzige Straße, die Clinchant zu einem Rückzuge südwärts längs der Schweizer Grenze noch hätte benutzen können, Am 29. stieß die Avantgarde des VII. Korps auf die Nachhut des Feindes, griff sie an, erstürmte die Dörfer Sombacourt und Chaffois und nahm zwei Generale, 48 Offiziere, 2700 Mann mit zehn Kanonen und sieben Mitrailleusen gefangen. Am 30. hatte auch das II. Korps ein glückliches Gefecht bei Frasne, wobei 1500 Gefangene gemacht und zwei Fahnen erbeutet wurden. Der Armee war somit jeder Ausweg auf französischem Gebiet versperrt, und so hielt es Clinchant für die höchste Zeit, die Verhandlungen mit General Herzog abzuschließen. Am 1. Februar verließ die letzte französische Feldarmee den Boden Frankreichs, um auf dem neutralen Schweizer Gebiet der Konvention gemäß die Waffen niederzulegen und in den verschiedenen Kantonen interniert zu werden. Zur Deckung ihres Rückzugs über die steilen Gebirgspässe nach der Schweiz blieb noch eine Arrièregarde in Pontarlier zurück, welche aber von der pommerschen Brigade du Trossel bald vertrieben wurde. Diese drängte heftig nach und erstürmte gegen Abend im blutigen Gefecht den Engpaß La Cluse, den afrikanische Truppen von den Höhen hartnäckig verteidigten; 1600 Gefangene und 400 Wagen mit Vorräten aller Art und Waffen fielen den Pommern in die Hände. Ein weiteres Vordringen war nicht mehr möglich: die feindliche Armee, 80 000 Mann mit 10 000 Pferden, hatte die Grenze der Schweiz überschritten.

Auch die kriegerische Thätigkeit Garibaldis hatte in diesen Tagen ein klägliches Ende genommen. Wir erinnern uns, daß General von Manteuffel bei seinem Vormarsch die Brigade Kettler vor Dijon zurückgelassen hatte, um den Freischarenführer im Zaume zu halten. Kettler griff trotz seiner Schwäche am 21. die feindliche Stellung kühn an und machte sogar 430 Gefangene; am 23. erfolgte ein neuer Vorstoß und ging hierbei eine Fahne vom 61. Regiment verloren. Nachdem der Träger und mehrere Offiziere, die nacheinander das Feldzeichen ergriffen, erschossen waren, blieb die Fahne im Abenddunkel unter einem Hügel von Leichen begraben, wo sie am andern Tage von den Garibaldinern gefunden wurde. Wohl war es für die braven Pommern ein tiefschmerzliches Gefühl, ihre Fahne, das Sinnbild der Tapferkeit und Treue, in Feindes Händen zu wissen; aber das Bewußtsein, daß sie mit dem Leben so vieler Tapferen verteidigt worden und daß sie endlich, was der Feind selbst bestätigte, keinem Lebenden abgenommen worden, mochte sie trösten. Das hat auch ihr König anerkannt, als er dem tapferen (2.) Bataillon nach dem Friedensschluß eine neue Fahne verlieh, die am 18. September 1871 zu Belfort feierlich eingeweiht wurde!

Garibaldi aber mit seiner vielgepriesenen Vogesenarmee ließ sich durch die schwache Brigade Kettler vollständig lahm legen. Erst als auch er durch den Anmarsch der Division Hann von Weyhern in Gefahr geriet, umzingelt zu werden, und die Berufung auf den vermeintlichen Waffenstillstand ihm nichts half, zog er sich eiligst in das südliche Frankreich zurück, tauchte für

seine Person noch einmal in Bordeaux auf und kehrte dann nach seiner Ziegeninsel zurück.

So hatten auch auf diesem Schauplatze die Kriegsbegebenheiten ihr Ende erreicht. Auch die Festung Belfort nebst den Forts und allem Kriegsmaterial wurde am 16. Februar dem General von Treskow übergeben, die Garnison, 12 000 Mann, erhielt in Anerkennung ihrer tapferen Verteidigung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren.



Übertritt der Armee von Bourbaki auf Schweizer Gebiet bei Les Verrieres.

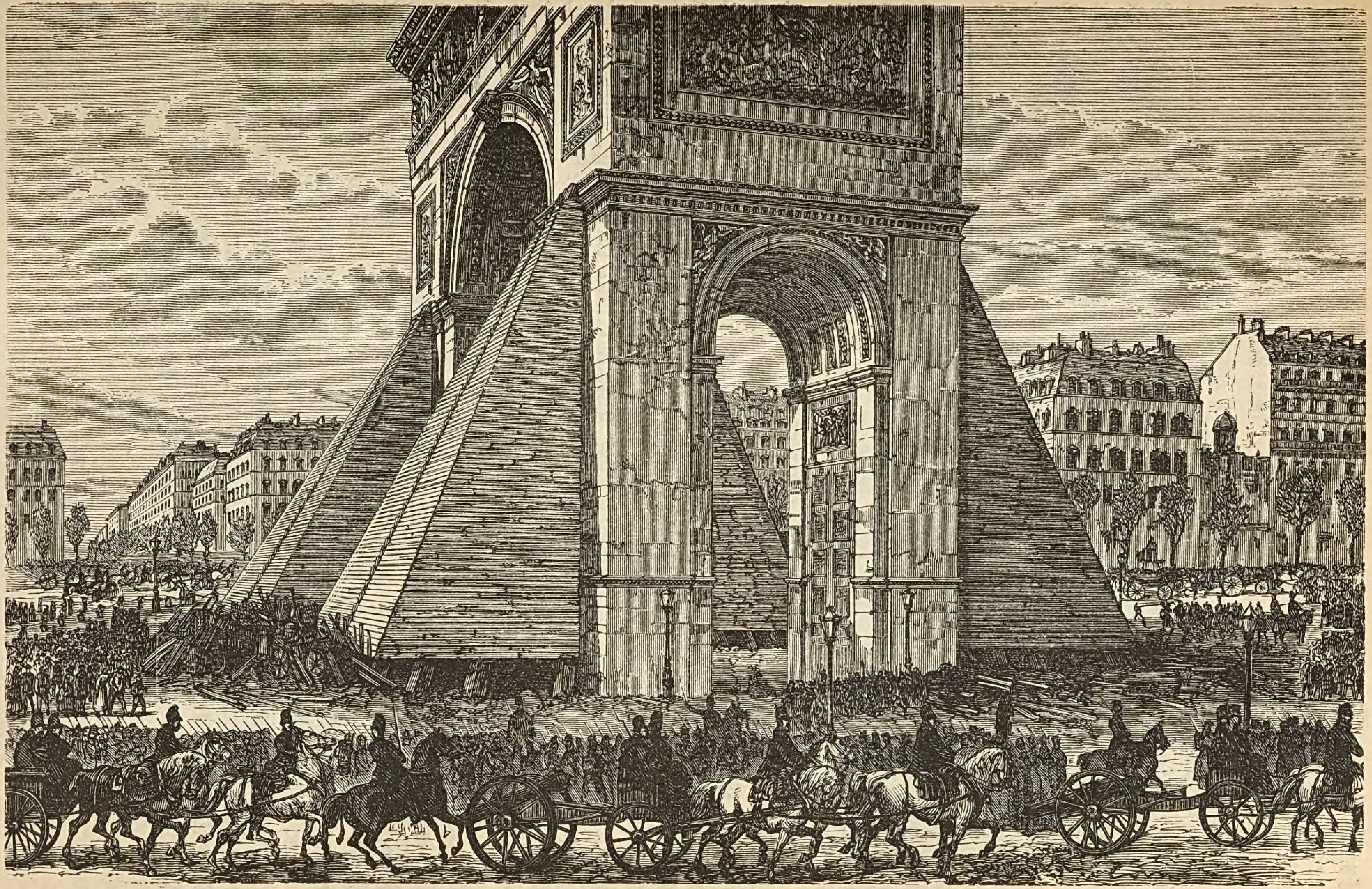
Frieden. Am 13. Februar legte die Regierung der nationalen Verteidigung ihre Gewalt in die Hände der Nationalversammlung zu Bordeaux nieder, am 17. Februar ernannte diese den Herrn Thiers, der in der Geschichte dieses Krieges schon öfters eine Rolle gespielt hatte, zum Chef der exekutiven Gewalt. Dieser vielgenannte Staatsmann hätte nicht zugleich Geschichtschreiber zu sein brauchen, um doch erkennen zu müssen, wie unerläßlich der Friede, wie unmöglich die Fortführung des Krieges für Frankreich geworden sei; er erkannte auch, wie fest der deutsche Kaiser und sein Kanzler an den einmal aufgestellten Friedensbedingungen hielten und wie jedes Feilschen, um Metz noch für Frankreich zu behalten, erfolglos sei. Das alte hochmütige Programm: „Keinen Stein unsrer Festungen, keinen Zoll unsres Gebietes!“ mußte aufgegeben werden. Am 22. Februar wurde der Waffenstillstand noch bis zum 26. mittags 12 Uhr verlängert. Unmittelbar vor Ablauf desselben

wurden die Friedenspräliminarien zu Versailles unterzeichnet; in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März sprach auch die Versammlung von Bordeaux ihre Anerkennung mit 546 gegen 107 Stimmen aus.

Die Hauptbedingungen des Friedens bestanden in der Abtretung von Deutsch-Lothringen mit Metz und vom Elsaß, mit Ausnahme von Belfort, ferner in der Zahlung von fünf Milliarden Frank Kriegskosten binnen drei Jahren, während welcher Frist Teile von Frankreich, insbesondere die Champagne, noch von deutschen Truppen besetzt bleiben sollten.

Nach dem Ablauf des Waffenstillstandes, während dessen die deutschen Truppen Paris nicht betreten durften, stand dem Einzuge der siegreichen Heere in die Hauptstadt nichts mehr entgegen. Obgleich die deutschen Heere auf diesen leichten Triumph verzichten konnten, so erhoben sich doch in Paris Stimmen, welche behaupteten, daß die Deutschen nur durch die Furcht zurückgehalten würden, und daß Paris nicht erobert sei, da sie ja nicht einzuziehen wagten. Diesem lächerlichen Gebaren wurde durch den wirklich erfolgenden Einzug am 1. März ein Ende gemacht. Es waren dazu Abteilungen vom VI., XI. Korps und von der bayrischen Armee, im ganzen 30 000 Mann, bestimmt, über welche der Kaiser kurz vorher auf den Longchamps, vor dem Bois de Boulogne, Heerschau abnahm. Welche stolze Siegesbahn hatten die Truppen durchmessen von den Weißenburger Linien bis zu den Gefilden der Longchamps, und mit welchen Gefühlen begrüßte hier am Ziele derselben das Heer seinen greisen Kriegsherrn, der mit ihm ausgezogen war und es geführt hatte in allen Gefahren des blutigen Krieges! Ein gewaltiges Hurra, das sich von Heerschar zu Heerschar dem Donner ähnlich fortpflanzte, begrüßte den Kaiser und König bei seinem Erscheinen auf dem Platze, während alle Musikchöre die Volkshymne „Heil Dir im Siegerkranz!“ anstimmten. Unter den Klängen alter Siegesmärsche zogen sie an ihm vorüber und aus jedem Auge blickte ein treues deutsches Herz zum Kaiser auf.

Der Stadtteil von Paris, welcher dem Abkommen gemäß von den deutschen Truppen besetzt werden sollte, war ein verhältnismäßig kleiner, aber er umfaßte die schönsten Straßen, die großartigsten Paläste und berühmte Denkmäler. Ihr Weg führte sie die breite, von Napoleon I. angelegte Siegesstraße entlang vom Triumphbogen bis zum Kaiserschloß. Der Eindruck, welchen die große, prächtige Weltstadt auf die einziehenden Krieger machte, war allerdings ein höchst ungastlicher und unfreundlicher. Hier pfiffen und lärmten eine Anzahl Straßenjungen, dort hörte man aus den entfernteren Volkshaufen die bekannten Rufe: „Vive la république! à bas les Prussiens!“ — dort sah man hagere, zerlumpte Gestalten mit hungerbleichen Gesichtern, aber wo waren jene Heroen geblieben, die sich unter den Trümmern von Paris begraben lassen wollten? — — In stolzer, fester Haltung marschierten die deutschen Heerscharen unter den Klängen des alten Pariser Einzugsmarsches neben dem Triumphbogen ein und die Siegesstraße entlang. In den belebteren Stadtteilen füllten sich auch die Straßen mit Leuten, die der wohlhabenderen Klasse der Pariser Bevölkerung angehörten, und an Stelle der früheren Mißtöne wurden hin und wieder Ausrufe wie „Quelle belle musique! quelles belles troupes!“ gehört.



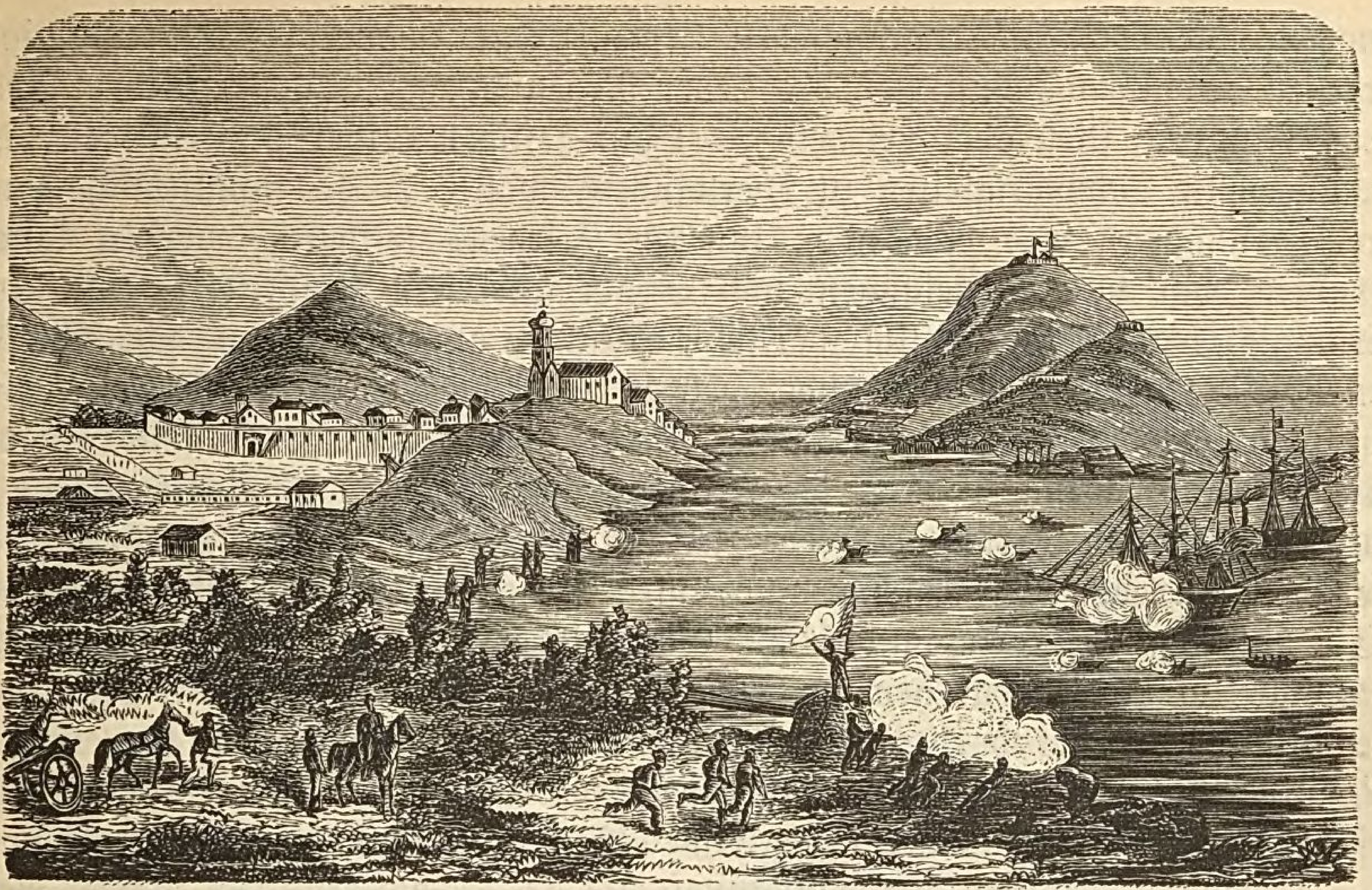
Einzug der Deutschen in Paris bei dem Triumphbogen.

Es war dafür gesorgt worden, daß Paris den deutschen Kriegern zu keinem Capua werden sollte: Am Tage des Einzugs war die Ratifikation der Friedenspräliminarien erfolgt und infolge derselben wandten sie am 3. der ungastlichen Hauptstadt des fremden Landes wieder den Rücken zu, um — größtenteils wenigstens — zur lieben deutschen Heimat zurückzukehren.

Großes und Herrliches war mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit vollbracht worden. Dem glorreichen Kriege war ein ehrenvoller Friede gefolgt. Alte Lande, dem deutschen Herzen durch Sage und Geschichte verwandt, waren dem neu erstandenen Deutschen Reiche zurückgewonnen worden. Diejenigen, welche in der Sonne zuerst die Flecken sehen, hatten den militärischen Skrupel, daß auch dieser Friedensvertrag ein Loch habe — sie meinten „das Loch von Belfort". Nun, wenn es wirklich möglich sein sollte, daß der Feind jemals dieses Loch von Belfort als Ausfallsthor benutzen könnte, um den vom deutschen Volke ehrlich gewollten Frieden zu stören, dann mag es namentlich für unsre heranwachsende Jugend eine stete Mahnung sein, auf der Hut zu bleiben und Wacht zu halten, damit — wo auch Deutschlands Grenzen eine noch offene Stelle haben sollten — doch „Deutschlands Rüstung auch künftig dem Feinde keine Öffnung biete!"

Erschütternd, wie das blutige Kriegsdrama selbst, war auch das Nachspiel. Dort ein aus den Fugen gegangenes Staatswesen, Zerrüttung und Verwirrung in allen Kreisen — hier ein mächtiges Reich, neu gegründet in deutscher Kraft, aufgerichtet in deutscher Treue und gekrönt mit Gottes Segen; dort eine von Parteihaß und Leidenschaft durchwühlte, in blutigem Bürgerkrieg sich selbst verzehrende Nation — hier ein einiges Volk im beharrlichen und sicheren Fortschritt auf der Bahn der Freiheit, der Bildung und Gesittung; dort in der Hauptstadt rauchende Trümmer, brennende Paläste, umgestürzte Ruhmessäulen, das dumpfe Läuten der Sturmglocken — hier aufsteigende Ehrenpforten, alle Straßen und Häuser geschmückt mit Fahnen und Laubgewinden, Friedensglockenklänge von allen Kirchtürmen, Palmen und Lorbeeren um das Haupt der heimkehrenden Sieger!

Wenn ein solcher Ausgang des Krieges jedes deutsche Herz hoch und mächtig schwellen macht, so wollen wir uns doch vor dem hüten, was unsre Feinde zu Falle gebracht hat, vor jener eitlen Überhebung, in der das Volk sich selbst zu seinem eignen Götzen machte. Unsre schönste Siegesfeier ist es, wenn wir im Siege Gott allein die Ehre geben, nach dem Vorbilde des Kaisers selbst, welcher die erste Mitteilung von dem erfolgten Friedensschluß an die Kaiserin-Königin in Berlin mit den Worten schloß: „Der Herr der Heerscharen hat überall unsre Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre!"



Die Kanonenboote „Nautilus“ und „Albatros“ im Kampfe mit den Karlisten.

5. Der Bürgerkrieg in Spanien.

1. Spanien unter Amadeo.

Wie „Fern im Süd das schöne Spanien“ nach Wiedereinsetzung der Bourbonen unter der Regierung Ferdinands VII. und seiner ihm auf dem Throne nachfolgenden Tochter unausgesetzt von heftigen Unruhen heimgesucht, wie Don Karlos mit Hilfe seiner Anhänger, der Karlisten, in langjährigen blutigen Kämpfen vergebens die Krone zu erstreben suchte, ist in dem zweiten Bande dieses Werkes dargethan. Nochmals versuchten dann im Jahre 1840 und 1860 die Karlisten Don Karlos bezw. seinen Sohn zur Herrschaft zu bringen; aber es gelang der Regierung, diese schwachen Versuche schnell zu unterdrücken. Im Jahre 1868 waren die inneren Verhältnisse des unglücklichen Landes infolge der Günstlingswirtschaft unter der Königin Isabella jedoch so gründlich zerfahren, daß diese sich gezwungen sah, das Land zu verlassen und dem Throne zu entsagen. Nach langem Hin und Her, in welchem auch dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Königskrone angetragen worden war, wodurch bekanntlich der deutsch-französische Krieg hervorgerufen wurde, fiel die Königswahl endlich auf den Prinzen Amadeo, dem zweiten Sohne des Königs von Italien, welcher die Wahl nach Beseitigung einiger Bedenken auch annahm. Am 2. Januar 1871 hielt er seinen Einzug in Madrid.

König Amadeo war von Anfang an nicht auf Rosen gebettet und seine ganze monarchische Laufbahn ist nur eine Reihenfolge von Enttäuschungen

gewesen, die das Ende voraussehen ließen. Das zwanglose, alle unnötigen Formen beseitigende Auftreten des neuen Regenten machte zwar bei dem Volke guten Eindruck, stieß aber bei dem Adel auf heftigen Widerstand; überall fand er ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden, wollte er das unglückliche Land der Segnungen eines dauernden inneren Friedens teilhaftig werden lassen. Spanien war von Parteiungen und Sonderinteressen zersplittert, das Volk verlangte zwar Rechte, wollte aber keine Pflichten anerkennen, und scheute selbst den politischen Meuchelmord nicht, den es an Marschall Prim ausgeübt hatte und sogar an seinem Könige versuchte. Selbst in seinem Hofstaate fand Amadeo keinen Freund; wenn er durch die Straßen seiner Hauptstadt schritt, wurde er nur von wenigen gegrüßt und jede Zeitung konnte ihn darüber belehren, daß die Bewohner der von Aufruhr und Bürgerkrieg durchseuchten Provinzen den „Eindringling“, den „Ausländer“ aus Grund ihrer Seele haßten. Der klügste und redlichste unter Spaniens neueren Staatsmännern, der obengenannte Prim, war meuchlings ermordet worden, und mit ihm hatte der junge Regent den einzigen Mann verloren, der sich in den unübersehbaren Wirren der Pyrenäischen Halbinsel zurecht finden und einen bedeutsamen Einfluß auf das Heer ausüben konnte.

Amadeos Minister waren Männer, die der republikanischen Partei mehr Rücksicht schuldig zu sein glaubten als ihrem Könige, dem sie wiederholt kleinliche Kränkungen zufügten. Zuletzt beförderten sie gar einen übel berüchtigten Artillerieoffizier zum General und riefen dadurch solches Ärgernis hervor, daß sämtliche Offiziere dieser Waffe ihren Abschied einreichten. In diesem kritischen Augenblicke boten mehrere konservative Führer dem Könige ihre Dienste an und baten ihn, die Minister zu entlassen und die Cortes aufzulösen. Amadeo wollte jedoch keinen Anlaß zu blutigen Zusammenstößen in Madrid geben, sondern erklärte am 10. Februar 1873 dem Kabinett seine Absicht, die Krone niederzulegen. Tags darauf nahmen die Cortes die Erklärung an und nun war Spanien abermals herrenlos. Amadeo nannte sich wie vor zwei Jahren wieder Herzog von Aosta und verließ mit wenigen Getreuen die Hauptstadt eines Landes (12. Februar), wo er kein liebevolles Entgegenkommen, keine Unterstützung und nicht einmal einen Priester gefunden hatte, der seinen Erstgebornen taufte.

2. Spanien eine Republik.

Die Wirren im Lande. Nach Amadeos Abdankung machte die Zersetzung in Spanien reißende Fortschritte. In derselben Sitzung, die über die Abdankung des Königs abstimmte, hatten die Cortes eine neue vorläufige Regierung gewählt, deren Präsident Cristino Martos schon nach wenigen Wochen sein Amt niederlegte. Nicht weniger als vier Parteien rangen miteinander um die Herrschaft: die unitarischen Republikaner, die sich Frankreich als Muster nahmen; die Anhänger der föderativen Republik, deren Ideal durch besondere Staatsformen vereinigte Einzelstaaten oder Kantone waren, etwa nach dem Beispiele der Schweiz oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika; die Alfonsisten, dem unmündigen Sohne der Exkönigin Isabella zugethan, und endlich die Karlisten, welche in dem Prinzen Karlos den einzigen rechtmäßigen

Herrscher von Spanien erkannten, da sein Vater, der am 15. Mai 1822 geborne Infant Johann, dem sonst die Thronfolge zugefallen wäre, am 3. Oktober 1868 ausdrücklich zu gunsten dieses seines ältesten Sohnes verzichtet hatte. Diese Partei hatte zuerst die Waffen ergriffen, um rückhaltlos den blutigen Kampf gegen die Regierung von Madrid zu führen.

In der Landeshauptstadt sah es schlimm aus. Das neue Ministerium enthielt gefährliche Elemente, die unausgesetzt für ihre Partei thätig waren und nur solche Beamte duldeten, die sich zu ihrer Farbe bekannten. An Stelle der vertagten Cortes beriet ein dauernd bestehender Ausschuß das Wohl der Republik nach den Grundsätzen der Radikalen, und auf diesen Ausschuß gestützt, versuchten die Konservativen das Ministerium zu stürzen. Am 23. April 1873 versammelte sich die Bürgermiliz in der Nähe des Cortesgebäudes, denn Rivero sollte vor den Ausschuß treten und das Ministerium öffentlich verklagen. Letzteres war gewarnt worden und auf seiner Hut. Ehe der mutlose Rivero seine Anklage aussprechen konnte, waren seine Banden umzingelt und entwaffnet, ihm selbst gelang es, zu entfliehen.

Man schritt zu Neuwahlen und diese hatten ein solches Ergebnis, daß beim Zusammentritt der Cortes am 1. Juni die Föderativrepublik mit allen gegen zwei Stimmen ausgerufen werden konnte. Ehe die Versammlung zu der augenblicklich wichtigsten Arbeit, zur Regelung der Verfassungsfrage, schreiten konnte, hatte sich Spanien in ein Wirrwarr geworfen, welches aller gesetzlichen Ordnung spottete. Um das erwähnte Wahlergebnis zu erreichen, war in allen Teilen des Landes die Föderativrepublik gepredigt worden, aber die rohen Massen faßten die neuen Staatsgrundsätze als Anarchie auf. Die kommunistischen Ansichten verbreiteten sich immer mehr, Abgaben wurden häufig nicht mehr gezahlt, der Staatskredit und vielfach auch der Privatkredit vernichtet. Wer noch etwas zu verlieren und das nötige Geld dazu hatte, suchte die Landesgrenze hinter sich zu bringen. Aufstände aller Art waren an der Tagesordnung und kein Tag verging, wo nicht da oder dort die zuchtlosen Soldaten einen mißliebigen Offizier töteten oder mindestens fortjagten. Die Artillerie blieb seit Amadeos Abdankung ohne Offiziere und deshalb eine nutzlose Waffe.

Der erste größere Aufstand ereignete sich am 9. Juli in Alcoy, wo Plünderung, Mord und Brandstiftung der Welt zeigten, was der sonst so höfliche und natürlich-anständige Spanier vermag, wenn seine Leidenschaften einmal erregt, der wilde Blutdurst erwacht und die schonungslose Grausamkeit entfesselt sind. Granada, Cadiz, Sevilla, Valencia und Cordova erklärten ihre Selbständigkeit; Murcia wurde unabhängiger Kanton, in dessen Namen Aufrührerscharen die Festung Cartagena besetzten und die Matrosen der im Hafen liegenden Kriegsschiffe zum Abfall von der Regierung aufforderten.

In den vier baskischen Provinzen Navarra, Biscaya, Guipuzcoa und Alava stand fast das ganze Landvolk, Adel und Geistlichkeit an der Spitze, auf seiten des Prätendenten Prinz Karl Maria, Herzog von Madrid, gewöhnlich nur Don Karlos genannt. Dieser, am 30. März 1848 geboren, ist ein hoher, schlanker und überaus kräftiger Mann. Er ließ zum erstenmal von sich hören, als durch den Fall Isabellas seine Aussichten auf den Thron

bedeutend zunahmen. In einem Rundschreiben lud er damals die eifrigsten Anhänger zu einer Versammlung nach London ein und beschloß, seine Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Bald rückten kleine Karlistenabteilungen von Frankreich her in Spanien ein, aber keine Festung, selbst keine offene Stadt öffnete ihm die Thore. Don Karlos' Zeit war noch nicht gekommen. — Mit Amadeos Abdankung und der Errichtung der Republik wurde jedoch seine Sache eine andre. In kürzester Zeit waren die Karlisten so zahlreich geworden, daß sie des Mannes bedurften, der ihnen das Vaterland sonniger machen sollte. Am 15. Juli 1873 befand sich Don Karlos auf spanischem Boden; unter der Eiche von Guernica beschwor er die Volksrechte der baskischen Provinzen und machte dadurch ihre Bewohner zu seinen begeisterten Anhängern. Sein Oberfeldherr Elio sammelte sofort Hirten, Bauern und Schmuggler der nördlichen Gebirgszüge und bildete sie zu leidlichen Soldaten aus. Stückgießereien und schnell errichtete Waffenfabriken lieferten das nötige Feldzeug, bis bessere Waffen zu Schiff und durch die Pyrenäenpässe kamen. Bis zum Ebro dehnte sich allmählich die karlistische Bewegung aus, ja selbst Aragonien und Katalonien zeigten sich der immer mehr wachsenden Bewegung gegenüber nicht feindselig. Aus allen Teilen Spaniens strömten junge Edelleute und karlistisch gesinnte Offiziere herbei; tollkühne und todesmutige Priester veranlaßten das Volk zum Abfall und begeisterten die bewaffneten Scharen. Auch der um ein Jahr jüngere Bruder des Prätendenten, Prinz Alfons (nicht mit dem Sohne Isabellas zu verwechseln!), eilte herbei, mit ihm seine kühne, aber blutdürstige Gattin Maria, genannt Donna Blanca, Tochter des vom Throne Portugals verjagten Dom Miguel, die einen zauberartigen Einfluß auf die Karlisten ausübte. Außer dem oben namhaft gemachten General Elio erwarben sich noch Saballs, Dorregaray und der Pfarrer von Santa Cruz einen Namen als Heerführer.

In der Landeshauptstadt war inzwischen eines der gefährlichsten Mitglieder des neuen Ministeriums, Pi y Margall, ein sozialistisch gefärbter Republikaner und Schwärmer für die unausführbarsten Pläne, am 18. Juli durch die öffentliche Meinung zum Rücktritt gezwungen worden und Salmeron an die Spitze der Regierung gestellt. Doch die fortgesetzten Parteikämpfe führten bereits am 4. September auch seinen Rücktritt herbei und an seine Stelle trat Castellar unter der Bedingung, daß man ihm in allen Dingen unbeschränkte Vollmacht zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung erteile. Mit großer Kraft suchte er sofort in seinem Vaterlande den gesetzlichen Zustand wieder herzustellen. Er gewann die Artillerie dem vaterländischen Dienste zurück, unterstützte die Generale in der Aufrechterhaltung der Kriegszucht und brachte tüchtige, uneigennützige Männer an die Spitzen der Behörden.

Die meisten aufständischen Städte konnten mit leichter Mühe zum Gehorsam zurückgeführt werden; nur in Valencia und Sevilla kam es zu blutigen Auftritten. Bald beschränkte sich der Widerstand lediglich auf die Seefestung Cartagena. Auf den dort ankernden Kriegsschiffen war die Commune verkündigt und in den benachbarten Städten Kriegssteuer erhoben worden.



Karlistenoffiziere.

Der Oberbefehlshaber, General Contreras, ein gewissen- und charakterloser Abenteurer, übte eine wahre Schreckensherrschaft. Dieser Herd des Aufstandes liegt am nördlichen Ufer eines sehr großen und allseitig geschützten, natürlich befestigten Hafens, welcher durch einen tiefen Kanal mit dem Meere verbunden ist. Ein nackter Kegelberg erhebt sich in nächster Nähe der etwa 24000 Einwohner zählenden Stadt, gekrönt mit einer mächtigen Cidatelle. Auf dem rechten Kanalufer beherrschen das Fort Santa Anna mit sechs und das Fort Santa Florentia mit einer Batterie die Einfahrt; gegenüber starren die schweren Geschütze des Fort Podadera und der Batterie de la Navidad.

Die ersten Maßregeln, welche die Regierung von Madrid gegen die Aufrührer ergriff, war die Erklärung, daß alle zu diesen übergegangenen Kriegsschiffe als Seeräuber zu betrachten und demgemäß zu behandeln seien. Infolgedessen brachte die deutsche Panzerfregatte „Friedrich Karl" unter dem Kapitän zur See Werner am 24. Juli 1873 den Dampfer der Aufrührer „Vigilante" auf, als er den Hafen von Cartagena verließ, und lieferte ihn in Gibraltar aus. Zwei andre Schiffe, die „Vittoria" und die „Almansa", wurden von französischen und englischen Kriegsfahrzeugen mit Beschlag belegt, als sie die Hafenstadt Almeria beschießen wollten. Die That des deutschen Kapitäns hat bekanntlich lange als „Affaire Werner" gespukt und wurde, um möglichst jeden Anlaß zu einem nutzlosen Streite zu vermeiden, dadurch erledigt, daß man den entschlossenen Seemann aus jenen Gewässern abberief und als Werftdirektor in Wilhelmshaven anstellte.

Fast ein halbes Jahr dauerte es noch, bevor die schweren Geschütze der Regierung vor Cartagena die Artillerie der Aufständigen zum Schweigen gebracht hatte, bis endlich am 12. Januar 1874 die Stadt sich ergeben mußte. Nach ihrem Falle konnte sich General Lopez Dominguez gegen die karlistischen Truppen wenden, deren Stärke mit jedem Tage gestiegen war und sogar eine Belagerung der wichtigen Hauptstadt Biscayas, Bilbaos, gestattete.

Die Masse der Karlisten, aus rohen und fanatischen Bauern, Hirten und Schmugglern zusammengesetzt, war von den Geistlichen bis zur äußersten Leidenschaft angespornt. So ritterlich sich der Spanier unter gewöhnlichen Verhältnissen zeigt, um so grausamer ist er, wenn seine Leidenschaften entfesselt werden und er das rote Blut rinnen sieht. Auch darf man nicht verkennen, daß die Art der karlistischen Kriegführung zum Teil durch die Not geboten war. Sie hatten von vornherein keine gefüllte Kriegskasse und nur mäßige Zuschüsse vom Auslande her, weshalb Plünderung und Brandschatzung schwer zu umgehen waren. Zerstörung von Eisenbahnen und Telegraphen lassen sich durch Annahme gewichtiger militärischer Rücksichten entschuldigen, gar viele andre Ausschreitungen indessen nicht. — Bei jeder Gelegenheit haben die Karlisten bewiesen, daß sie sich vorzüglich für das zerstreute Gefecht eignen, aber auch im Marschieren und im Ertragen bedeutender Strapazen Großes zu leisten im stande sind. Diese Eigenschaften gewinnen an Wert durch die Beschaffenheit des Kriegstheaters und durch den Charakter des ganzen Krieges selbst. Die Regeln des Sicherheitsdienstes, welche eine reguläre und angreifende Armee gegen Guerillas beobachtet, ließen sich gegen die Karlisten nur schwer ausführen, wie sie sich auch noch heute nicht mit Erfolg geltend machen können.



Regierungstruppen auf dem Marsche nach den Pyrenäen.

Vorhut und Seitenpatrouillen vermochten nicht die steilen Felswände zu erklimmen, welche die Heerstraßen da und dort einfriedigen, noch weniger aber die verborgenen Schluchten und wilden Seitenthäler abzusuchen, wo die Anhänger Don Karlos', jeden Augenblick zum Hervorbrechen geneigt, zu hausen pflegten. Da lauerten die wild aussehenden kräftigen Gestalten der spanischen Gebirgsbewohner in ihrem malerischen Kostüm und dem landesüblichen Tromblom, jener veralteten Büchse mit trichterförmiger Mündung, und überschütteten den nahenden Feind mit unförmigen, oft nur aus Steinen bestehenden Geschossen.

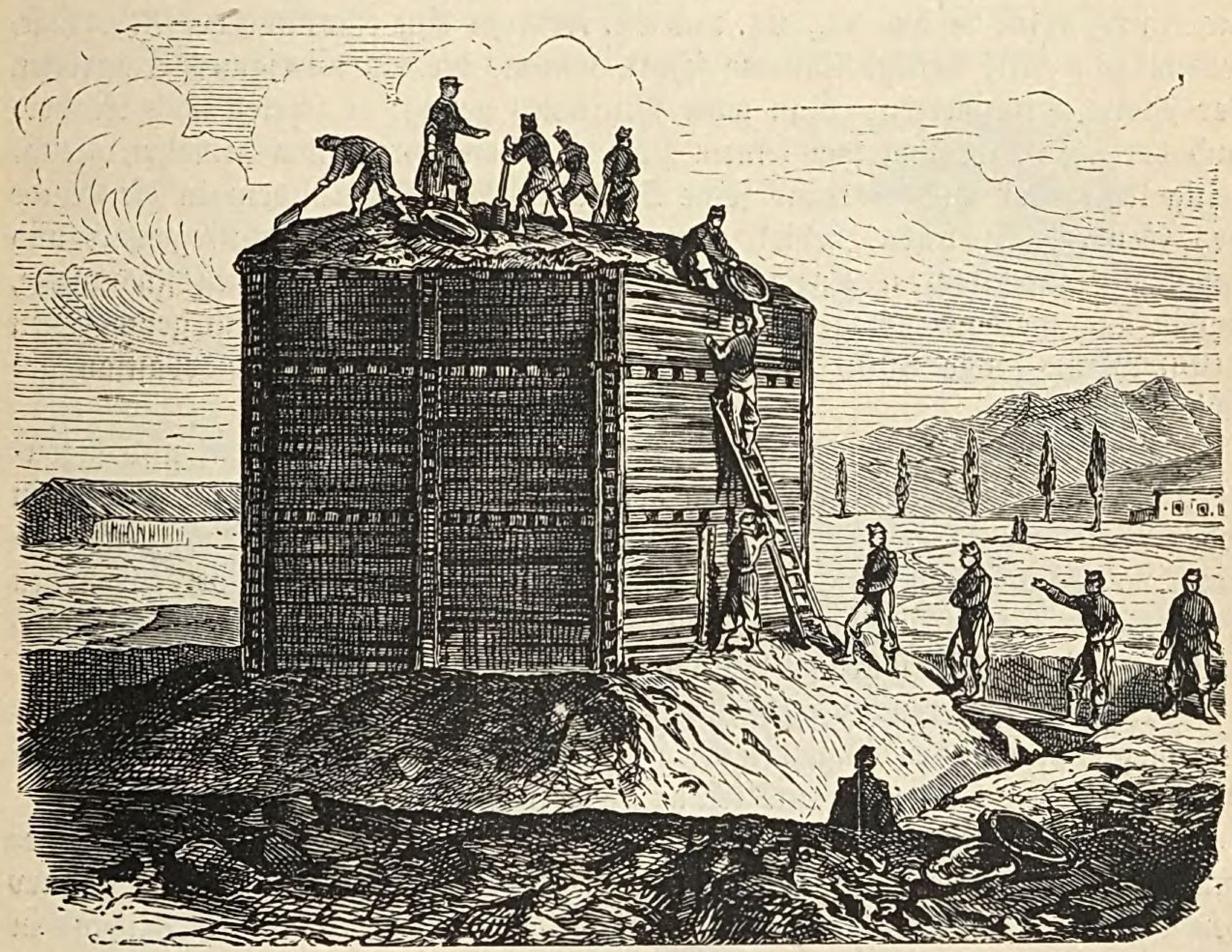
Bilbao, die reiche Hauptstadt des Baskenlandes, am Atlantischen Ozean, das Thor für die bedeutende Ein- und Ausfuhr, mußte für die an Hilfsmitteln ziemlich entblößten Karlisten höchst begehrenswert erscheinen. Die am Flüßchen Nervion gelegene Stadt brach schon vor vier Jahrzehnten das Kriegsglück des ersten Karlos und vor ihren Mauern erhielt der Achill des karlistischen Heeres, Zumalacarregui, im Juni 1835 die todbringende Büchsenkugel.

Bilbao trat in dem gegenwärtigen Kriege nur schwach gerüstet in den Kampf; erst wenige Monate vor der völligen Einschließung hatte man damit begonnen, die zu einer wirksamen Verteidigung unbedingt notwendigen Befestigungen auszudehnen und zu verstärken. Dem Oberstleutnant Mariattei war es in der kurzen Zeit von zehn Wochen gelungen, die Stadt mit einer schützenden Mauer von starken Bohlen, gefüllten Tonnen, Sandsäcken u. s. w., mit vorliegendem Graben und Glacis zu umgürten, die Ausgänge zur Verteidigung einzurichten und auf einem die Vorstadt Altbilbao überragenden Bergkegel das starke Fort Miravilla anzulegen. Bedrohter als das linke Ufer war das rechte mit der eigentlichen Stadt, denn Zeit und Arbeitskräfte hatten nicht ausgereicht, einen bis auf 1000 m an die Stadt herantretenden und in den Händen des Angreifers höchst gefährlichen Höhenzug mit Befestigungen zu krönen. Die keineswegs zu einer wirksamen Verteidigung eingerichtete Stadt gebot über eine Besatzung von etwa 2400 Mann, worunter freilich viele ganz junge Rekruten; empfindlich war der Mangel an Artilleristen zur Bedienung der vorhandenen 40 Kanonen.

Im Dezember 1873 war Bilbao vollständig von den Karlisten eingeschlossen, die Zugänge durch Barrikaden gesperrt und die umliegenden Höhen befestigt. Die Belagerer bestanden anfänglich aus etwa 6000 Mann gut bewaffneter Infanterie, entbehrten aber noch der Geschütze, die trotz der schlechten französischen Grenzbewachung nur schwer über die Pyrenäen zu bringen waren. Da nun unter allen Umständen zur Beschießung geschritten werden sollte, so blieb nichts andres übrig, als in Privateisenwerken das vortreffliche baskische Eisen zu rohen Geschützen zu verarbeiten und diese in die Belagerungsbatterien zu bringen.

Während die Karlisten Kugeln und Kanonen gossen und die Belagerten unter Androhung der Beschießung wiederholt zur Übergabe aufforderten, war man in der Stadt unausgesetzt thätig, um sich gegen die zu erwartenden Bomben zu schützen. Innere Unruhen standen kaum zu befürchten, da alle karlistisch Gesinnten vor dem Einschließen der Stadt deren Mauern verlassen hatten.

Im ganzen waren von den 30000 Einwohnern ungefähr 8000 fortgezogen. Aus den zurückgebliebenen bemittelten Bürgern bildeten sich sofort nach Beginn der Belagerung acht Kompanien sogenannte Auxiliares, die, gut bewaffnet, den inneren Dienst übernahmen. Aus den unteren Volksklassen wurden besoldete Bürgerkompanien gebildet und ihr Dienst derart organisiert, daß jede nach Bilbao abgeschossene Bombe durch Glockenschlag und Pfeifenton angekündigt wurde, worauf sich alles von den Straßen in die stets offenen Häuser flüchtete.



Errichtung eines Blockhauses an der Eisenbahn bei Miranda.

Auf dem rechten Ufer, dessen Schwäche vom Feinde sofort erkannt worden war, hatten sich die Belagerten nach Kräften verschanzt und vorzugsweise den prachtvollen gotischen Dom Begoña mit dem nahen Friedhofe von Mallones zu einem ansehnlichen Bollwerke umgestaltet. Ein Versuch des Generals Moriones, die belagerte Stadt zu befreien, war zur Zeit der Jahreswende kläglich gescheitert.

Inzwischen brachte der Staatsstreich einen längst herbeigesehnten militärischen Diktator in der Person des Marschalls Serrano an die Spitze der Regierung. Als am 3. Januar 1874 die Cortes wieder eröffnet wurden und Castelar die erfolgreichen Schritte der Regierung klargelegt hatte, beantragte die Rechte eine Dankeserklärung, die aber mit Stimmenmehrheit zurückgewiesen wurde. Castelar reichte infolgedessen seine Entlassung ein.

Marschall Serrano. Am Morgen des 4. Januar drang der Kommandant von Madrid, General Pavia, mit starker Militärmacht in das Sitzungsgebäude der Cortes und löste die Versammlung auf. Marschall Serrano trat an die Spitze der Regierung und suchte mit fester Hand Ordnung zu schaffen. Vor allem galt es nun, nach dem Falle Cartagenas kräftig gegen die Karlisten vorzugehen.

Im Monat Februar marschierte General Moriones nochmals vom Ebro aus nach dem belagerten Bilbao. Westlich von dieser Stadt, am Flusse Somorrostro, erlitt er am 23., 24. und 25. Februar eine empfindliche Niederlage, woran zum Teil heftige Stürme schuld waren, die ein wirksames Eingreifen der Flotte verhinderten. Nun hatte Moriones genug; er schrieb nach Madrid und bat um Enthebung von seinem Posten. Diese wurde ihm gewährt, gleichzeitig legte aber auch Serrano seine Stelle als Ministerpräsident in die Hände des Generals Zabala, behielt nur noch die Spitze der Exekutivgewalt und begab sich mit Admiral Topete als Oberfeldherr nach dem Kriegsschauplatze, wohin auch die vor Cartagena durch den Fall der Stadt entbehrlich gewordenen 7000 Mann sowie 3000 Mann der Brigade Loma aus San Sebastian geschickt waren.

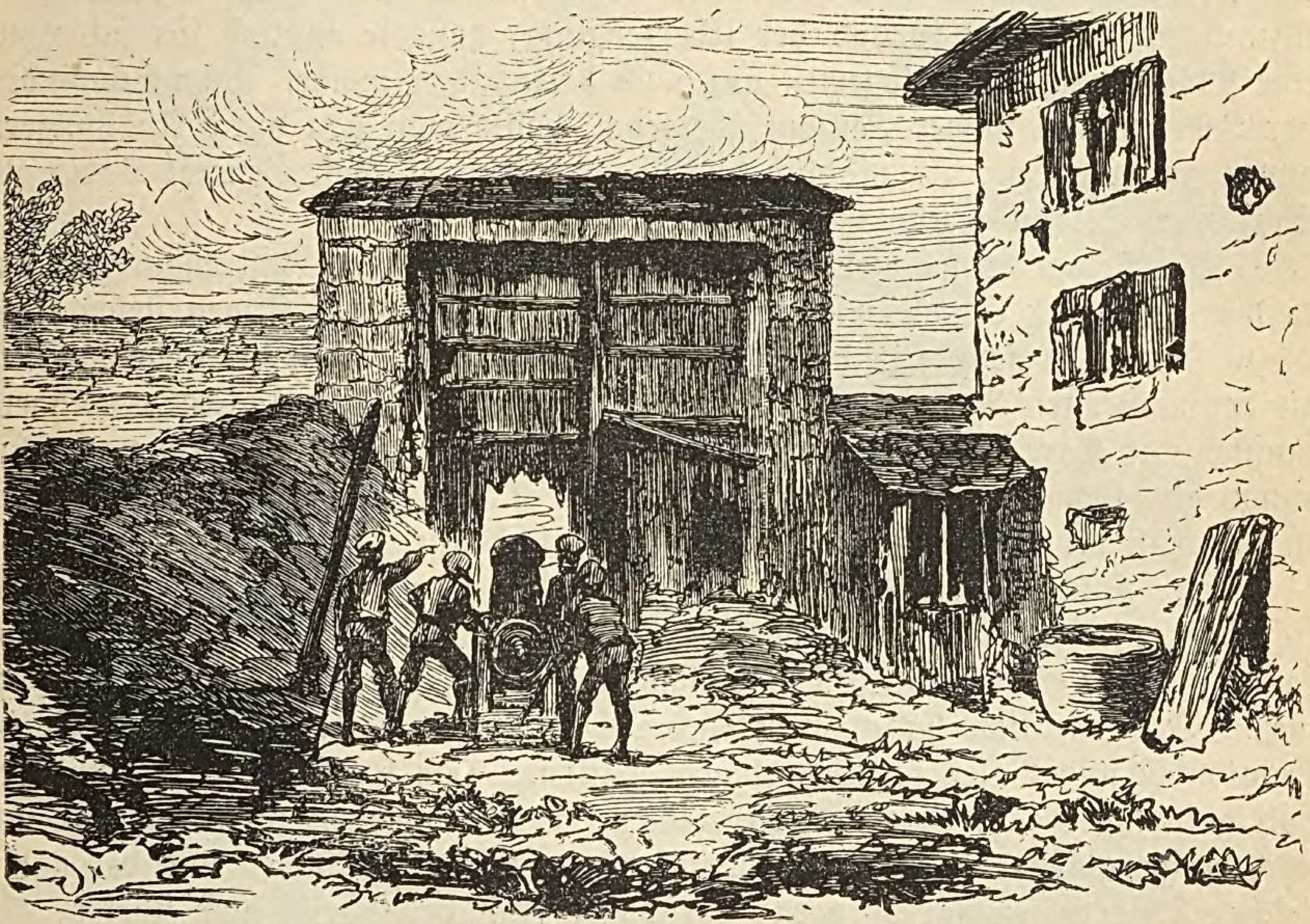
Die Karlisten hatten sich in der letzten Zeit sehr ausgedehnt und besonders die lebhaftesten Anstrengungen gemacht, um in den Besitz der für sie in jeder Beziehung so wichtigen Stadt Bilbao zu gelangen. Am 22. Februar begann die Beschießung und am 27. forderte der Karlistenchef Dorregaray den Gouverneur Castillo in hochmütigem Tone zur Kapitulation auf, ohne jedoch mehr als eine höchst würdige Antwort zu erreichen.

Auch die späteren Aufforderungen zur Übergabe, meist zu einer Zeit unternommen, wenn wegen eingetretenen Munitionsmangels die Beschießung unterbrochen werden mußte, erzielte keinen besseren Erfolg.

Als im März die Aussichten in der Stadt sich am hoffnungslosesten gestalteten und Stimmen für die Aufgabe des nutzlosen Widerstandes selbst unter den Offizieren der Besatzung laut wurden, erschienen die Damen Bilbaos in voller Toilette, schwarzem, langem Schleier und mit dem Fächer in der Hand nachmittags auf der gänzlich freiliegenden und den feindlichen Geschossen ausgesetzten Promenade, um hier eine Stunde ruhig wie in Friedenszeit auf und ab zu wandeln, während die Soldaten der Ablösung hart an die Häuser gedrängt vorbeischritten. Solches Beispiel begeisterte die Belagerten zu zähem Widerstande, noch mehr aber die inzwischen eingetroffene Nachricht, daß Marschall Serrano im Anmarsch begriffen sei.

Von der Thatkraft dieses Generals erwartete man eine schnelle Beendigung des ganzen Karlistenkrieges, sollte jedoch nur zu bald einen zweiten Fabius Cunctator in ihm erkennen. Immer zögernd trug sich Serrano mit den verwegensten Plänen herum, und als er schließlich nach dem schon durch Moriones verhängnisvoll gewordenen Somorrostro vormarschierte und mit den Karlisten Fühlung nahm, wurde er am 25., 26. und 27. März ebenso gründlich geschlagen wie jener genau einen Monat früher und an derselben Stelle.

Am 25. eröffneten die Regierungstruppen ein ununterbrochenes Artilleriefeuer gegegen die monatelang befestigte Stellung der Karlisten. Vergeblich war der Anlauf der Regierungstruppen gegen die Schanzen, Verhaue und dergleichen; sie kamen nicht vorwärts und versuchten endlich am 27. ein letztes entscheidendes Sturmlaufen. Weithin rollte der Kanonendonner durch die Berge, um den Republikanern einen Weg nach der Kirche von San Pedro Albanto zu bahnen. Die Trompeten bliesen zum Angriff, zweimal glaubten die Stürmenden den Sieg in Händen zu haben, da mußten sie sich wieder zurückziehen. Um zu den Schanzen zu gelangen, waren tiefe Wassergräben zu durchwaten und an den steilen Abhängen rollten Steine und Eisenbahnräder den Anstürmenden entgegen.



Karlistenkanone hinter dem Thore einer Meierei bei Puycerda.

Ein mörderisches Feuer begrüßte die Bataillone; Serrano stellte sich selbst einmal mit der Fahne in der Hand an die Spitze des Angriffs. Primo de Riviera erhielt einen Schuß in die Brust, dem General Loma ging eine Kugel durch den rechten Arm, eine andre durchbohrte den Überrock des Admirals Topete. Das Bataillon Estella verlor fast alle seine Offiziere, ein andres Bataillon wurde fast aufgerieben. Die ganze Armee verlor 2000 Mann. Die Verluste der Karlisten waren naturgemäß viel geringer; das Remingtongewehr zeigte sich hinter den schützenden Erdaufwürfen als eine vollendete Feuerwaffe, und wenn vielleicht einem seiner Träger der Mut zu weiterem Widerstande sinken wollte, dann erschien wie eine Kriegsgöttin die Gattin Alfonsos in langem, rotem Reitermantel und jagte auf ihrem Schimmel durch den dichtesten Kugelregen.

Drei Tage hatte Serrano vergeblich gegen die Karlisten gekämpft; nun rief ihn seine Pflicht nach Madrid, wo er in den Regierungskreisen Ruhe und Ordnung wieder herzustellen hatte. Außerdem zog er aus Madrid und Galicien alle verfügbaren Verstärkungen an sich, um den Kampf mit den Anhängern Karls VII. baldmöglichst und kräftigst wieder aufnehmen zu können, freilich mit etwas mehr Vorsicht als am Somorrostro und mit einer besseren, neu organisierten Armee.

Noch war es dem Karlistenführer nicht gelungen, die Stadt Bilbao zu Falle zu bringen, so schlecht auch die militärische Verteidigung geleitet wurde. Bis zum 8. April dauerte die Beschießung fast ununterbrochen, dann wurde das Feuer auf drei Wochen eingestellt, angeblich der Karwoche wegen, wahrscheinlicher wohl auf Grund der Überzeugung, daß die an und für sich nutzlose Beschießung die Belagerten nur noch hartnäckiger mache. Vom Schwinden der Lebensmittel in der Festung überzeugt, hoffte man jetzt durch Aushungern etwas zu erreichen, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß General Loma als Vorläufer Serranos zum Entsatz heranrücke.

Die Belagerer machten daher schleunigst die größten Anstrengungen, um in den Besitz der Stadt zu gelangen. In nicht vollen drei Tagen fielen etwa 1500 schwere Geschosse in die Stadt, deren Bewohner durch die nahende Hilfe zu den äußersten Anstrengungen begeistert wurden. Von Concha umgangen, mußten die Karlisten dann aber das Feld räumen und zogen eilig nach Durango ab. Concha führte am Nachmittag des 2. Mai seine siegreichen Truppen in die trotz der langen Belagerung wenig beschädigte, jauchzende Stadt.

Der Rückzug der Karlisten ging nach Navarra; ihre Hauptmacht schien sich fast auflösen zu wollen, obgleich sie nicht durch eine blutige Feldschlacht, sondern durch einen strategischen Schachzug zum Rückzuge gezwungen worden war. St. Sebastian hatte ihnen General Loma genommen, Don Alfonso in Katalonien und Valencia Niederlagen erlitten. Don Karlos, der sich wiederholt gezwungen sah, Unteroffiziere seiner Armee erschießen zu lassen, nur um noch einigermaßen die Mannszucht aufrecht erhalten zu können und den zahlreichen Desertionen vorzubeugen, verschanzte sich bei Estella noch stärker, als einst vor Bilbao.

Auf den Ebro gestützt, rückten die Regierungstruppen nach langen Vorbereitungen gegen den neuen Karlistenhort, fanden jedoch vom 27. bis 29. Juni einen so hartnäckigen Widerstand, daß sie sich nach schweren Verlusten zurückziehen und neu organisieren mußten. Concha, der Sieger von Bilbao, fand vor Estella den Heldentod.

Auf dem Schlachtfelde von Estella begann jetzt der Karlistenführer Antonio Dorregaray, einst General des Königs Amadeo, sein blutiges Handwerk, das den Anhängern Karls VII. vollends alle Sympathien rauben mußte. Die Gefangenen, unter welchen auch der preußische Hauptmann Schmidt, den selbst die geordnetsten Legitimationspapiere nicht retten konnten, wurden zum größten Teil erschossen und gegen alle Karlistenfeinde die kannibalischsten Verordnungen erlassen. Don Karlos sah diesen Greuelthaten nicht nur gelassen zu, sondern

dankte seinen Truppen noch in warmen Worten und erließ am 16. Juli eine Botschaft an die spanische Nation, worin er sich als König aller Spanier erklärte und die Herstellung einer unantastbaren legitimen Monarchie in Aussicht stellte.



Sturm der Karlisten auf Puycerda.

Die spanische Regierung erklärte nun am 31. Juli alle Provinzen der Halbinsel und der dazu gehörigen Inseln in Belagerungszustand, erteilte den Kommandos und Militärkommissionen besondere Vollmachten und zog die Güter der Karlisten ein, um diesen weitere Hilfsmittel zu nehmen und damit alle Regierungsfreunde, die gegen die Aufständigen stark gelitten hatten, zu unterstützen; endlich wurde zu weiteren Rekrutenaushebungen geschritten. In einem durchaus würdig gehaltenen Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter

Spaniens im Auslande suchte der Minister Ulloa diese Ausnahmemaßregeln zu rechtfertigen, die karlistischen Greuel zu schildern und in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verdammungsurteil der zivilisierten Nationen preiszugeben.

Ganz Nordspanien kam mittlerweile wieder in die Gewalt der Karlisten; ihre Streifkorps beunruhigten abermals Bilboa und Portugalete. In Katalonien beschossen sie Puycerda und bald sollte ihr Vordringen vom östlichen Kriegstheater bis in das Herz von Spanien Madrid in Schrecken setzen. Don Alfonso beschoß die Stadt Cuenca und drang am zweiten Tage (15. Juli) in sie ein, um das Werk der Plünderung zu beginnen. Für den Bischof, der mit gehobenem Kreuz um Gnade für die in seinen Palast geflohenen Freiwilligen bat, hatte Donna Blanca keine andre Antwort als: „Sei du nur zufrieden, daß es dir nicht wie jenen ergeht!“ Gleichsam zur Bestrafung dieser höhnischen Worte wurde Puycerda von den Regierungstruppen wieder genommen. Diese kleine, friedliche Stadt besaß zwar einige alte Festungsreste, konnte jedoch im übrigen für nichts weniger als für einen befestigten Ort gelten. Als aber die Karlisten mit starker Macht ihre Mauern berannten, vermochten sich die Bürger, ähnlich wie es ihre Vorfahren in Saragossa gethan, so lange zu verteidigen, bis General Lopez zum Entsatz der heldenmütigen Schar herbeieilte und die Karlisten in die Flucht schlug.

In andern Provinzen trug der Krieg bereits den Charakter eines wütenden Guerillakampfes, in dem das Kriegsglück so häufig wechselte, daß ein Zusammenhang der Ereignisse nicht mehr zu finden war. Europa, am wenigsten Deutschland, konnte dem wilden Treiben nicht mehr ruhig zusehen. Am 21. Juli hatte Fürst Hohenlohe, der deutsche Botschafter in Paris, eine erste Unterredung mit dem Herzog von Decazes über die spanische Frage und am 26. eine zweite, worin er erklärte, daß Deutschland, ohne seine guten Beziehungen mit Frankreich zu beeinträchtigen, unmöglich gestatten könne, daß die von den Karlisten besetzten Provinzen der Schauplatz barbarischen Treibens blieben, welches allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spreche. Etwas andres, als eingehende Erörterungen über die Frage, ob Serrano oder Don Karlos anzuerkennen sei, wurde durch dieses Zwiegespräch nicht erreicht. Die meisten Regierungen, Rußland ausgenommen, erkannten Serrano an und nun erschienen auch einige deutsche, französische und englische Kriegsfahrzeuge in den spanischen Gewässern, um den Karlisten die reichen Zufuhren abzuschneiden und damit ihre Lebensader zu unterbinden. Frankreich hatte seither die Bewachung seiner spanischen Grenze nur oberflächlich betrieben; jetzt erteilte es schärfere Weisungen, ließ besonders das Bidassoathal beobachten und schickte sogar ein Bataillon über die Grenze, da bei der Beschießung von Puycerda feindliche Kugeln auf französisches Gebiet herüberflogen. Auch Deutschland hätte Ursache zu ernster Sprache gehabt, da seine Kanonenboote „Albatros“ und „Nautilus“ von den Karlisten, welche in der kleinen Seefeste Guetaria saßen, beschossen und zur Erwiderung des Feuers gezwungen wurden. (S. Kopfbild S. 251.)

Irun, ein kleines Städtchen an der spanischen Grenze, nahe bei San Sebastian und dem Biscayischen Meere, war seit fünf Monaten von den

Karlisten eingeschlossen und sah sich Anfang November 1874 seinem Untergange ziemlich nahe. Um der nur schwach verteidigten und noch schwächer befestigten Stadt einige Hilfe zukommen zu lassen, hatte die Regierung 18 000 Mann unter General Laserna gegen das Belagerungskorps geschickt. Am 3. und 4. November kam Laserna mittels Eisenbahn nach Santander, setzte von hier auf Transportschiffen nach San Sebastian über und traf am Morgen des 10. auf die ersten Karlisten, die zur Deckung des Belagerungsheeres von Irun ihre Hauptaufstellung zu beiden Seiten der Straße von Irun nach Renteria am sogenannten Telegraphenturme genommen und die von Natur schon sehr starke Stellung noch durch Verhaue und Schützengräben befestigt hatten. Den vereinigten Anstrengungen der republikanischen Heerführer gelang die Einnahme des erwähnten Telegraphenhügels und der ganzen vortrefflichen Stellung, von wo aus die Kolonnen mit bestem Erfolge zum Entsatz der Stadt vorrückten und die Karlisten nach Vera zurückschlugen.

Am 12. rückte Laserna in Irun ein und überzeugte sich sofort von den traurigen Verhältnissen, die während der Belagerung in der Stadt geherrscht haben mußten. Die Bewohner hatten unter anderm alle Häuser der karlistisch Gesinnten angezündet und auch in persönlichen Angriffen ihrem Parteihaß Luft gemacht. Leider wurde den vom General zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung befohlenen Maßregeln alle Möglichkeit eines durchgreifenden Erfolgs abgeschnitten, da von Madrid aus der Befehl zum Rückzuge kam. So wurde Laserna denn gezwungen, von jeder Ausbeutung der errungenen Siege Abstand zu nehmen, die Stadt Irun wieder ihrem Schicksale zu überlassen und nach San Sebastian abzumarschieren. Gewiß hart für einen Sieger!

Am 13. langte er in der Seestadt an, am 14. setzten sich die Karlisten wieder in Besitz von Irun und sahen höhnisch auf eine Heeresmacht von 2000 Mann, die jetzt hinter den Mauern der starken Festung San Sebastian in träger Ruhe lagerten. So fanden die Karlisten beständig Unterstützung in den Fehlern ihrer Feinde, in der Planlosigkeit der Bewegungen der Regierungstruppen.

3. König Alfons.

Das Vertrauen des spanischen Volkes zu Marschall Serrano war infolgedessen stark erschüttert; die Siegeshoffnungen, mit denen sich die Freunde seiner militärischen Diktatur getragen hatten, fanden schlechte Verwirklichung in den Ereignissen auf dem Boden Nordspaniens. Feurig und aufgeregt, wie der Spanier einmal ist, mußte ihn das planlose, bald zögernde, bald ungeschickt angreifende Wesen der Serranoschen Kriegsführung endlich ermüden und damit war das Todesurteil der seitherigen Republik gesprochen. So sehr man seine Mutter Isabella haßte, Prinz Alfonso wurde inmitten der unlösbaren spanischen Wirren das Kind allgemeiner Sympathien, welches sich vortrefflich zu neuen politischen Umwälzungen benutzen ließ und auch die Regierung so viel Kraft gewinnen lassen konnte, um dem traurigen Bürgerkriege schleunigst ein Ende zu machen.

Martinez Campos war der Erste, der die alfonsistische Fahne erhob, und zwar in Valencia. General Jovellar, der Oberbefehlshaber der Zentrumsarmee, schloß sich der Bewegung gleichfalls an und wies die ihm unterstellten Befehlshaber an, seinem Beispiele zu folgen. Das Madrider Reservebataillon erklärte sich laut für Alfons XII.; bald folgte die ganze Garnison unter Generalkapitän Primo de Rivera, während die Nordarmee, bei der sich gerade Serrano befand, auch den Übertritt vorbereitete. Am 30. Dezember hielt Martinez Campos mit Daban und General Jovellar seinen Einzug in Valencia, am 1. Januar in Madrid. Obgleich in jeder Beziehung überrascht, machte doch Serrano gute Miene zum bösen Spiele und schickte sogar eine Beglückwünschungsadresse nach der Landeshauptstadt. Dort machte seine Partei noch einige vergebliche Versuche, die drohende Umwälzung aufzuhalten, fügte sich dann aber den neuen Verhältnissen und der neuen Regierung, die aus Moderatos oder Alfonsisten und gemäßigten Republikanern gebildet war und keinen ausgesprochenen Parteicharakter trug.

Mit dem Jahre 1874 war die Republik zu Ende gegangen und Alfonso trat an die Spitze des neuen Königtums. Am ersten Morgen des neuen Jahres verbreitete der Telegraphendraht in der ganzen Welt die Kunde, daß der Prinz von Asturien die Krone seiner Vorfahren angenommen habe und sich zum Einzuge in Spanien rüste. Alfons Franz de Assissi Ferdinand Pius Johann Maria de la Concepcion Gregor ꝛc., Prinz von Asturien, war am 28. November 1857 geboren und noch nicht elf Jahre alt, als seine Mutter Madrid verließ. Isabella, die am 25. Juni 1870 zu gunsten ihres Sohnes feierlich dem Throne entsagt hatte, wünschte keinen jesuitischen Einfluß auf die Erziehung des künftigen Königs, weshalb sie ihn in die Theresianische Akademie in Wien brachte, wo er 2½ Jahre fleißig lernte, um dann nach einem kurzen Besuche der Militärschule zu Sandhurst in England eine größere Reise durch Mitteleuropa zu machen (Herbst 1874). In Paris, wo er gerade das Weihnachtsfest mit seiner Mutter feierte, erreichte ihn die Nachricht seiner Ernennung zum König und die Bitte des Regierungsausschusses, unverzüglich das bei Marseille vor Anker liegende spanische Geschwader zu benutzen, um in sein Königreich einzuziehen. Am 9. Januar setzte Alfons den Fuß auf spanischen Boden, ließ sich in Barcelona und Valencia huldigen, in Madrid aber krönen.

Es wäre erfreulich gewesen, wenn Alfons zu Anfang seiner Regierung Herr der Karlisten hätte werden können; er war es aber nicht im stande. Der junge König sagte in seiner am 22. Januar an die Basken und Navaresen gerichteten Botschaft: „Wenn ihr die Waffen ergriffen, um dem monarchischen Glauben zu gehorchen, so seht ihr in mir den legitimen Vertreter einer Dynastie, welcher eure loyalen Herzen zu andern Zeiten eine ewige Treue geschworen und die so loyal wie möglich gegen euch bis zu ihrem vorübergehenden Sturze war. Ist es der religiöse Glaube, der euch die Waffe in die Hand drückte, so seht ihr in mir einen wie seine Vorfahren katholischen König, in welchem die Kardinäle und die frömmsten Prälaten die Abhilfe gegen die

Ungerechtigkeiten, die bis jetzt die Kirche betroffen, und eine ihrer festesten Stützen in der Zukunft erkennen."

König Alfons wurde in dem neuen Reiche nicht gerade begeistert, immerhin aber beifällig aufgenommen; er zeigte sich dem Volke als konstitutioneller Monarch, beachtete seine Sitten und Gebräuche, umgab sich mit dem Glanz einer Majestät und folgte schließlich auch dem Rate seiner wohlmeinenden Anhänger, die zur Befestigung der neuen Regierung einige kriegerische Erfolge gegen die Karlisten für notwendig erachteten.

Südlich von der Hauptstadt Navarras, Pamplona, in Tafalla, weilte der Oberkommandant der königlichen Truppen, General Laserna. Dorthin eilte der König, und nun wurden der Angriff auf die starken Stellungen von Estella und der Entsatz von Pamplona vorbereitet, um dem neuen Landesoberhaupte die Feuertaufe spenden zu können. Auf Grund eines nach allen Regeln der Kriegskunst entworfenen strategischen Planes führte General Moriones eine Scheinbewegung aus, rückte am Abend des 2. Februar in Pamplona ein und marschierte am folgenden Tage nach Puente la Reyna, welches die Karlisten gerade räumten, um sich bei Estella zum blutigen Strauße zu sammeln. Unter dem Oberbefehle des Generals Primo de Rivera und unter den Augen der jungen Majestät begann der Angriff auf die starke Stellung. Die Karlisten blieben Sieger, der nach seiner Hauptstadt zurückkehrende König erfuhr durch einen ziemlich kühlen Empfang, daß man Besseres und mehr erwartet hatte.

Der oben erwähnte Sieg der Karlisten brachte sämtliche Operationen der Regierungstruppen zunächst wieder ins Stocken, und man beschloß nun in Madrid, den Aufstand zunächst in Valencia und Katalonien zu unterdrücken, um dann mit sämtlichen Kräften gegen den Hauptherd des Aufstandes, die baskischen Provinzen, vorzugehen. Demgemäß rückte General Jovellar mit etwa 32 000 Mann gegen die 12 000 Karlisten vor, mit welchen sich Dorregaray in Valencia festgesetzt hatte. Einige Brigaden des Generals Martinez Campos, der sich mit etwa 30 000 Mann in Katalonien gegen die 12 000 Mann starken Karlisten unter Saballs gewendet hatte, wurden im Rücken Dorregarays herangezogen. Nach heftigen Kämpfen gelang es, den tapferen Karlistenführer aus Valencia zu verdrängen; am 6. Juli fiel Cantavieja in die Hände Jovellars, der hinter Dorregaray her nach Katalonien zog, wo er die Karlisten unter kleinen Gefechten allmählich immer mehr zurücktrieb, bis diese über die französische Grenze entwichen. Seo de Urgel war inzwischen von Martinez belagert und am 26. August zur Übergabe gezwungen worden. So war denn der Aufstand auf die baskischen Provinzen beschränkt. Dort hatten die Regierungstruppen es fertig gebracht, alle Versuche der Karlisten, ihren in Valencia und Katalonien kämpfenden Brüdern Unterstützung zu bringen, vollständig zu vereiteln. Namentlich waren die Karlisten am 7. Juni in blutiger Schlacht bei Treviño zurückgeschlagen und das von ihnen bedrohte Vittoria von Quesada besetzt worden. Als dieselben Ende Juli von neuem und zwar gegen Viana und Logroño vorstießen, wurden sie auf Los Arcos zurückgeworfen und aus ihrer Stellung bei Luco verdrängt. Einige Vorteile, die sie

dann Ende Oktober bei Pamplona errungen hatten, wurden durch Quesada bald wieder wett gemacht und Pamplona nach mehreren hartnäckigen Gefechten wieder befreit. Um diese Zeit waren, wie erwähnt, Katalonien und Valencia vom Feinde gesäubert, so daß man nun mit gesamter Macht gegen die baskischen Provinzen vorgehen konnte.

Von allen Seiten rückten mit Anfang des Jahres 1876 die spanischen Heerführer vor. General Quesada nahm nach blutigen Gefechten Durango, Placencia und Bergara; die Generale Moriones und Loma vertrieben den Gegner aus den Küstengebieten Biscayas und Guipuzcoas, wobei mehrere Abteilungen der Karlisten nach tapferer Wehr sich ergeben mußten; General Primo de Rivera griff mit großer Energie Estella an und wurde seiner nach blutigem Ringen Herr. Nachdem dann auch noch Martinez Campos von Pamplona her in Eilmärschen gegen die französische Grenze gerückt war und Esteban besetzt hatte, drangen die Regierungstruppen vereint gegen das Orejathal vor und jagten nach Wegnahme Tolosas die noch etwa 10000 Karlisten in die Bergschluchten von Alsasua, wo sie, da ihnen kein Ausweg mehr offen war, die Waffen strecken mußten. Don Karlos, den ein großer Teil seiner Anhänger in der letzten Zeit verlassen hatte, flüchtete mit wenigen Getreuen bei Roncesvalles auf französisches Gebiet. Damit war Ende Februar 1876 endlich der schreckliche Bürgerkrieg beendet. Einzelne versprengte Banden, die als Räuber noch ihr Unwesen trieben, wurden in kurzer Zeit unschädlich gemacht. Spanien hat seitdem den Frieden wieder, und wenn sich auch weiterhin die Parteien des Landes heftig bekämpften, so verstand es der junge König jedoch, durch weises Nachgeben zur rechten Zeit das Heft in der Hand zu behalten. Seine Bestrebungen, dem Lande wieder die ihm gebührende Stellung unter den Staaten Europas zu verschaffen, waren von dem besten Erfolge begleitet. Von Jahr zu Jahr gewann Spanien an Achtung im Auslande. Leider riß bereits am 25. November 1885 der Tod den jungen König aus seinen segensreichen Bestrebungen; aber seine tüchtige Gattin, Maria Christina, führte die Regentschaft bisher mit solchem Geschick, daß Spanien auf der ihm vom Könige Alfonso geebneten Bahn der Entwickelung stetig fortschreiten konnte. Am 12. Mai 1886 schenkte die Regentin dem Lande einen jungen König, in dessen Namen sie auch weiterhin an der Spitze der Regierung bleibt.





Wachthaus in Bosnien.

6. Unruhen und Kriege auf der Balkanhalbinsel seit dem Jahre 1860.

1. Der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina sowie der Krieg Serbiens und Montenegros gegen die Türkei.

Einleitendes. Die „orientalische Frage“ und die traurigen Zustände in der europäischen Türkei sind dem Leser der „Welt in Waffen“ bereits aus dem zweiten Bande her bekannte Gegenstände. Rußland ließ nach dem Pariser Frieden, der bekanntlich im Jahre 1856 den orientalischen Krieg beendigte, keineswegs seine Bestrebungen ruhen, Herr des Schwarzen Meeres zu werden, den Besitz Konstantinopels zu erstreben, die gesamte Balkanhalbinsel unter seinen Einfluß zu bringen und sich in weiterer Folge eine beherrschende Stellung auf dem Mittelländischen Meere zu erwerben. England, für dessen Welthandel die Herrschaft auf dem Mittelmeere eine Lebensfrage, erschien den Russen als der Hauptgegner dieser Bestrebungen. Der mächtigen Seemacht auf dem Meere oder irgendwie in Europa beizukommen, war fürs erste nicht möglich. Da faßte Rußland den kühnen Entschluß, durch weiteres Vordringen in Mittelasien

die ausgedehnten und wichtigen britisch-indischen Besitzungen zu bedrohen. Wie dieser Plan mit einer eisernen Festigkeit und bewundernswerter Zähigkeit im Laufe der Jahrzehnte seiner Verwirklichung nahe gebracht wurde, wird der Gegenstand einer späteren Darstellung sein. Aber auch in Europa war Rußland nicht müßig; hier ließ es im geheimen den Rubel seine Zauberkraft nicht ohne Erfolg unter der von den Mohammedanern schwer bedrückten christlichen Bevölkerung der türkischen Balkanprovinzen ausüben, so daß diese in steigender Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit erhalten wurde. Fortwährende kleine Unruhen, die gewöhnlich einen blutigen Ausgang nahmen, waren daher dort an der Tagesordnung. — Einen wichtigen und thätigen Freund besaßen die Russen durch die bezeichneten Mittel in dem kleinen Fürstentum Montenegro, das Land der „Schwarzen Berge" (Czernagora). In dem westlichsten Teile der Balkanhalbinsel, zwischen den Dinarischen Alpen und dem Adriatischen Meere, aber ohne dasselbe zu berühren, zieht sich das wilde zerklüftete Bergland in einer Ausdehnung von kaum 80 Quadratmeilen hin. Seine Bewohner erzählen: „Als der Schöpfer über die Erde hinschritt, um die Steine zu verteilen, zerriß der Sack, in welchem er sie trug, und was noch drinnen war, fiel auf Montenegro." Wild wie das Land sind seine Bewohner: ein ritterliches, Freiheit liebendes Volk von schönem Körperbau, geborne Soldaten; sie besitzen ein sehr hohes Selbstgefühl, dabei aber eine große Mißachtung gegen die Frauen; in den Kriegen legen sie eine außerordentliche Roheit an den Tag und schnitten namentlich jedem gefallenen Türken bis vor kurzer Zeit noch den Kopf ab, um ihn als Siegeszeichen heimzubringen. Im Laufe der Jahrhunderte wußte das tapfere Volk sich in blutigen Kämpfen seine Unabhängigkeit zu bewahren und selbst siegreichen Feinden ein Festsetzen in den Bergschluchten und wilden Thälern unmöglich zu machen. Der berühmte Türkensultan, Mahmud II., der Eroberer Konstantinopels, wurde blutig abgewiesen, als er das Land erobern wollte; in der Weihnachtsnacht des Jahres 1702 vollführten die Montenegriner eine sizilianische Vesper in ihrem Lande, indem sie alle dort lebenden Türken niedermachten oder vertrieben. Peter der Große schloß 1711 ein Bündnis mit ihnen und erkannte öffentlich ihre Unabhängigkeit an. Als 1808 die Franzosen unter Marmont sich in dem Lande festsetzen wollten, mußten sie nach verlustreichen Gefechten schließlich von dem Vorhaben abstehen. Nochmals versuchte die Türkei im Jahre 1852, die Montenegriner, welche fortwährend räuberische Einfälle in das türkische Gebiet machten, unter ihre Botmäßigkeit zu bringen; mit bedeutender Heeresmacht zog Omer Pascha gegen sie zu Felde, und obgleich er unter heftigen Kämpfen immer weiter in dem unwirtlichen Lande vordrang, vermochte er sich doch nicht in demselben zu behaupten, und die Türkei sah sich endlich genötigt, die Unabhängigkeit Montenegros anzuerkennen. Im Jahre 1860 trat Fürst Nikola (geb. 7. Oktober 1841) an die Spitze des Staates. Sein Vorgänger hatte der Wehrkraft des Landes eine feste Organisation gegeben, nach welcher jeder Montegriner vom 17. bis 50. Lebensjahre wehrpflichtig ist und das etwa 190000 Einwohner zählende Land zur Gestellung eines ungefähr 25000 Mann starken Heeres im Kriege befähigt wurde. Bereits im Jahre 1862 trat Nikola, der Unruhen

in der benachbarten Herzegowina unterstützte, in offenen Krieg mit der Türkei. Wieder war es Omer Pascha, der, aus der Verbannung zurückgerufen, wider sie ins Feld geschickt wurde. Er siegte am 10. Juli bei Ostrog, am 24. und 25. August bei Rijeka und rückte am 13. September als Sieger in die Hauptstadt Cetinje ein. Die sehr mäßigen Friedensbedingungen der Türkei, welche der Fürst nun annahm, ließen ihn im Besitze seiner Unabhängigkeit, tilgten aber keineswegs die erbitterte Feindschaft gegen die Türkei, welche Rußland bestens zu nähren und auch späterhin in seinem Interesse trefflich auszunutzen wußte.

An einem Haare hing es, daß der kriegslustige Fürst Nikola einige Jahre nachher auch in einen Krieg mit Österreich gelegentlich des Aufstandes in der Boccha di Cattaro verwickelt worden wäre.

Den Montenegrinern verwandt und benachbart ist das kriegerische Bergvolk in Dalmatien, jenem schmalen Küstenstriche, mit welchem sich Österreich nach Süden hin zwischen die Dinarischen Alpen und das Adriatische Meer bis in die Balkanhalbinsel hinein erstreckt: „eine Reihe von Inseln und ein Streifen Küste“ — so schildert ihn eine deutsche Schriftstellerin; — „die Inseln schroff und felsig, grün von Lorbeer und Myrte, duftend von Salbei und Rosmarin, fahl von Aloe und weißem Wein; die Küste da, wo sie eben ist, üppig von Öl und schwarzen Trauben, dunkel von Lorbeer und Cypresse, hier und da sumpfig, nirgends aber schattig, trotz der Feigen- und Maulbeerbäume; da, wo sie bergig ist, steil und bleich, heiß und blendend, einsam und unwirtbar, die Bergzüge unten düster von dem Pflanzenreichtum der Küste, oben hell von Schnee, leuchtend in wundervollen Farben.“

Die Küste ist an vielen Stellen tief eingerissen. Die Boccha von Cattaro ist eine vier Meilen landeinwärts reichende Bucht mit befestigtem Hafen und gilt als Schlüssel des Adriatischen Meeres. Österreich hat zwar diese Bedeutung erkannt, aber weder für die Zivilisation der dalmatinischen Bevölkerung, noch für die militärische Beherrschung des Landes genügend Sorge getragen. Eine Reihe von kleinen Forts und Blockhäusern, welche die Österreicher auf dem Kamme des Gebirges teils zum Schutze der Grenze gegen Montenegro, teils als Zwingburgen des trotzigen Bergvolkes der Boccha errichtet haben, liegen abgeschlossen und ohne gesicherte Verbindung mit den Hauptplätzen der Küste, Cattaro, Risano und Budua; nur schmale Saumpfade, die für Truppenkolonnen und Fuhrwerk kaum zu beschreiten sind, führen von der Küste in das Innere; und was sind Burgen gegen die mächtigen Wälle, die hier die Natur getürmt! Wo man hinschaut, in Cattaro nach dem Horizont oder nach den Wolken, überall erblickt man die finsteren, mächtigen Bergriesen von Montenegro.

Die Bewohner der Boccha oder die Bocchesen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Oft kommen die Kinder auf dem Felde zur Welt. „Alle Winde des Himmels spielen mit dem Kinde, welches von der Mutter in seiner Wiege auf den Schultern mit zur Arbeit hinausgenommen und an einem Baume aufgehangen wird. Ist kein Baum da, so gibt es doch Steine; die Wiege findet Schutz, wo man sie hinstellt. Und das Kind — das weint die Sonne an und schreit vor dem Sturme. Sonne und Sturm sind mächtig auf den Gebirgen von Dalmatien, aber sie thun dem Kinde kein Leid. Sie thun ihm gut, sie

machen sein Auge fest und seine Brust ehern. Wenn der Mann später Eiszapfen im Brusthaar trägt, so fühlt er's nicht; wenn die Sonne auf seinem Turban lastet, so drückt sie ihn nicht. Er schläft am Feuer und er schläft im Schnee." — Im fünfzehnten Jahre ist aus dem Kinde ein Jüngling geworden, — sein schönster Schmuck der Handschar, die Pistolen und das Gewehr. Selbst die Frauen sind bewaffnet: sie tragen ein Dolchmesser, die Britva. Wo die Waffe stets an der Seite hängt, liegt auch die Gefahr nahe, danach zu greifen, und allerdings achten diese wilden Söhne der Berge das Leben nicht allzu hoch; sie hassen gründlich und sie töten schnell, diese Bocchesen. Einen Türken niederzuschießen ist verdienstvoll, da er als der Erbfeind ihres Landes und ihres Glaubens gilt.

Den unbeugsamen, trotzigen Sinn der Bocchesen hatten die Österreicher, in deren dauernden Besitz Dalmatien seit 1814 übergegangen war, schon zu verschiedenen Malen bei Steuererhebungen und andern Gelegenheiten kennen gelernt. Insbesondere erbittert waren sie über die Begünstigung, welche der nur aus einem Bruchteile bestehenden italienischen Bevölkerung Dalmatiens von seiten der österreichischen Statthalterschaft zu teil wurde. Im Herbst 1869 kam diese Erbitterung zum offenen Ausbruch, als es sich um die Einführung des neuen österreichischen Wehrgesetzes von 1868 bei ihnen handelte. Sie erblickten darin einen Eingriff in ihre alten Vorrechte, wonach sie eine besondere Miliz unter selbstgewählten Offizieren bilden sollten. Nun war aber die Bildung eines gemeinschaftlichen Landwehrbataillons für Cattaro und Ragusa befohlen worden, in welchem sie also neben den verhaßten Italienern in derselben Truppe dienen sollten. Überall kam es zu Widersetzlichkeiten und zu offenem Aufstande gegen die mit der Aushebung und Einstellung beauftragten Behörden; die Beamten wurden vertrieben oder mißhandelt, die Taufbücher und Listen verbrannt, die Stellungspflichtigen flüchteten in das Gebirge oder nach Montenegro hinüber. Die Bocchesen, welche die Handhabung der Waffen von den Vätern gelernt und von Jugend auf geübt hatten, waren schnell in Abteilungen geordnet, ganze Gemeinden erhoben sich unter ihren Vorständen als fertige Kompanien (Vojska).

Das österreichische Militärkommando war auf einen solchen allgemeinen Aufstand in der Boccha nicht vorbereitet und vermochte nicht mit der verhältnismäßig geringen Zahl Truppen, die ihm zur Verfügung standen, denselben „niederzuschmettern", wie damals in den Wiener Blättern das beliebte Stichwort hieß. Dem Militärgouverneur, Feldmarschallleutnant Baron Wagner, war es darum zu thun, die abgelegenen Forts auf dem Gebirgskamme, die alten Zwingburgen Dalmatiens, nicht in die Hände der Aufständischen fallen zu lassen. Um zunächst die Behauptung des von ihnen eingeschlossenen und hart bedrängten Forts Dragalj zu erleichtern, beschloß der Feldmarschallleutnant Wagner, demselben Lebensmittel und Verstärkung zuzuführen. Dieses Fort liegt an der nördlichsten Spitze einer rings von Bergen umgrenzten Hochebene und besteht aus einem gemauerten Wachthause von drei Stockwerken, von denen nur das oberste für Geschütz eingerichtet war, mit Graben, Zugbrücke und Umwallung. Der Marsch der Kolonnen dahin mit ihren Gebirgs- und Raketenbatterien ging auf steilen und engen Pfaden von einem Felsen zum andern. Ein

orkanartiges Unwetter peitschte dabei den Truppen den Regen ins Gesicht und machte die Felspfade so schlüpfrig, daß auf ein weiteres Fortkommen verzichtet und wegen Erschöpfung der Truppen der Rückmarsch angetreten werden mußte.

Wenige Tage nach jener verunglückten Unternehmung nahmen die Aufständischen ein Blockhaus in den Bergen, indem sie den kommandierenden Offizier durch ein Pandurenweib mit Lebensmitteln auf die Zugbrücke locken ließen, ihn dort niederschossen und dann in das Fort eindrangen. Großmütigerweise gestatteten sie aber der Besatzung freien Abzug. Andre aufrührerische Haufen drangen bis in die Umgegend von Cattaro vor und bedrohten die eine halbe Meile von der Stadt entfernten Forts.

Die Elemente kamen den Dalmatinern zu Hilfe. Sturm und Wetter lähmten die Bewegungen der österreichischen Truppen und die beschwerlichen Märsche im Gebirge erschöpften ihre Kräfte, ehe sie einen Feind erblickten. Die Dalmatiner dagegen, vertraut mit jedem Steg und Schlich, unermüdlich im Ertragen von Anstrengungen, von Hunger und Durst, Regen und Kälte, suchten ihre Gegner immer tiefer in ein ihnen unbekanntes Gelände zu locken, überschütteten sie dann plötzlich aus sicheren Verstecken mit einem Hagel von Geschossen, rollten Steinmassen und Felsblöcke auf ihre Häupter oder überfielen sie mit dem Handschar. Eine österreichische Kolonne des Grafen Vetter von vier Kompanien und einer halben Raketenbatterie wurde auf solche Weise am 18. November bei Zagvozdek auf dem Wege nach dem Fort Dragalj sehr hart mitgenommen.

Sahen sich die Dalmatiner endlich auf das äußerste bedrängt, so flüchteten sie in die Berge von Montenegro, um dann plötzlich an einer andern Stelle wieder aufzutauchen. Der Fürst von Montenegro aber machte mehr als einmal Miene, sich seiner Stammesbrüder jenseit der Berge anzunehmen. Als bei einem Gefecht an der Grenze ein paar Kugeln auf montenegrinisches Gebiet hinübergeflogen waren, eröffnete er den Österreichern, daß er bei einer Wiederholung solcher Vorfälle sich mit den Waffen Genugthuung verschaffen werde.

Nach einer mehrwöchentlichen Kriegführung standen die Dinge für die Österreicher nicht anders als zu Anfang. Die Verstärkungen, welche der zum Oberbefehlshaber der Truppen in Cattaro ernannte General Graf Auersperg von Triest her erwartete, brauchten ziemlich lange Zeit, ehe sie auf den Kriegsfuß gesetzt und eingeschifft waren. Während der ungünstigen Jahreszeit aber kamen die Unternehmungen ganz ins Stocken. Der an Stelle des bisherigen Statthalters von Cattaro ernannte Feldmarschallleutnant von Rodich benutzte diese Pause, um die Boccha durch Zugeständnisse in betreff der Wehrverfassung und durch das Versprechen der Amnestie zu beruhigen. Noch lange dauerte es indes, bis volle Ruhe zurückkehrte; den Österreichern aber hatte dieser Aufstand den Verlust manches tapferen Soldaten und manche bittere Erfahrung eingetragen.

Der Aufstand in der Herzegowina, Bosnien und Bulgarien. Wiederum hatte Montenegro seine Hände im Spiel, als im Frühjahr 1875 in der angrenzenden Herzegowina ein Aufstand ausbrach, der den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme anfachte und, die mittelbare Veranlassung zu mehrjährigen blutigen Kämpfen, schließlich die „orientalische Frage" auf einen ganz neuen Standpunkt bringen sollte. Die Herzegowina bildet bekanntlich

mit Bosnien den westlichsten Teil der türkischen Balkanprovinzen. Land und Leute sind ähnlich wie in Montenegro; nur Bosnien bietet etwas wirtlichere Landstriche, schöne Laubwälder und zum Anbau geeignete Strecken. Der größere Teil der Einwohner gehört dem griechisch-katholischen Glauben an, den kleineren bilden Römisch-Katholische und Mohammedaner; letztere sind aber die besitzende Klasse. Im Dezember 1874 flüchteten einige zwanzig Herzegowiner wegen Ermordung eines Muselmans auf montenegrinisches Gebiet, und als sie dann im Frühjahr 1875 die nachgesuchte Erlaubnis erhielten, straffrei in ihre Heimat zurückzukehren, verweigerten sie dort die Steuerzahlung und widersetzten sich den Behörden. So kam es bald zu ernsten Streitigkeiten und die Unruhestifter fanden zahlreichen Anhang, mit Hilfe dessen sie die gegen sie vorgehenden Zapties (Gendarmen) angriffen. Als dann von Mostar, der Hauptstadt des Landes, schwache Truppenabteilungen gegen sie ausgesendet wurden, sahen auch diese sich zum Rückzuge gezwungen. Natürlich schwoll den hierdurch übermütig Gewordenen gewaltig der Kamm; Tausende strömten ihnen zu, auch aus Serbien, Dalmatien und namentlich Montenegro erhielten sie reichlichen Zuwachs. Dank einer heimlichen Unterstützung, wurde die anfänglich sehr dürftige Bewaffnung schnell besser und die besten Hinterladergewehre verschiedenster Art waren in ihren Reihen vertreten. Geschütze fehlten allerdings. Auch war von einer eigentlichen militärischen Organisation keine Rede; die einzelnen Banden führten den Krieg auf eigne Faust, der hauptsächlich im Plündern und Rauben bestand, wodurch der Gegner natürlich zu ebensolchen Gegenmaßregeln veranlaßt wurde; die katholische Bevölkerung hielt sich vom Kampfe fern und floh namentlich auf österreichisches Gebiet. Die geringen Streitkräfte, die in Bosnien verteilt waren, erwiesen sich bald als unzulänglich, um den Aufstand niederzuschlagen; überdies verpflanzte sich letzterer auch nach Bosnien hin und nahm die dort verfügbaren militärischen Kräfte in Anspruch. Anfangs wollte man in Konstantinopel der ganzen Bewegung keine Wichtigkeit beilegen und entschloß sich erst spät und langsam zur allmählichen Entsendung von Truppen. Diese mußten auf Kriegsdampfern bis an die dalmatinische Küste gebracht werden und von Klek aus, wo die Türkei bis an die Adria grenzte, auf dem Landwege vorrücken. Die Aufständischen, allmählich auf 10000 Mann angewachsen und hauptsächlich geführt von einem österreichischen Serben, Namens Ljubobratich, sowie dem Montenegriner Peko Pawlowitsch, einem nahen Verwandten des Fürsten Nikola, nebst einigen glaubenswütenden Popen, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die einzelnen befestigten Orte des Landes sowie die von türkischen Truppen besetzten vereinzelten Blockhäuser zu umzingeln; namentlich bedrohten sie Trebinje im Süden, unweit der dalmatinischen Grenze, sowie Nicksik, das nahe an Montenegro lag. Ersteres ist eine kleine arme Stadt mit einigen Hundert elenden Hütten und etwa 3000 Einwohnern. Die Befestigung des Ortes bildet ein verfallener Wall mit einem davor liegenden Wassergraben; etwas besser ist Nicksik befestigt, indem es starke steinerne, mit Schießscharten versehene Mauern und einen Erdwall mit Geschützaufstellungen besitzt; außerhalb desselben waren auch noch Schanzen aufgeworfen. Die militärisch vollständig ungeschulten Aufständischen konnten

natürlich, ganz abgesehen von dem Mangel an Geschützen, an einen förmlichen Angriff auf diese elenden Festungen nicht denken, sondern begnügten sich damit, dieselben einzuschließen und ihnen so die Zufuhr abzuschneiden; aber auch dies geschah in solch lässiger Weise, daß es den Türken meistenteils, wenn auch oft mit großen Verlusten gelang, Lebensmittel oder Verstärkungen in den bestimmten Ort hineinzubringen. An Wagen zum Fortschaffen der Lebensmittel u. s. w. war in dem rauhen Berglande mit seinen engen und abschüssigen Felspfaden nicht zu denken; alles mußte auf Maultiere und Pferde geladen werden, deren Beschaffung oft sehr schwierig, da man sie nur mittels baren Geldes kaufen konnte, das bei den Türken bekanntlich selten zu finden ist.



Soldaten der regulären türkischen Armee (Nizam).

Oft gelang es aber auch aufständischen Banden, die sich in Bergschluchten versteckt, Wegeengen versperrt hatten, die sorglos hinziehenden türkischen Kolonnen zu überfallen und durch furchtbaren Steinhagel sowie wohlgezieltes Feuer aus sicherem Versteck heillose Verwirrung bei ihnen hervorzurufen, die dann bald in wilde Flucht ausartete. So machten die Aufständischen im Laufe der Zeit reiche Kriegsbeute. In diesem Bandenkriege spielte namentlich der Dugapaß eine große Rolle, durch den die Straße nach Nicksik führte und in welchem die Türken mehrere kleine befestigte Posten hatten; zu einer Menge von blutigen Gefechten kam es in diesem Passe, in denen namentlich die türkischen Soldaten, trotzdem sie nicht gelöhnt und schlecht verpflegt wurden, vielfach Proben ihrer Tapferkeit und Ergebenheit zeigten. In dieser Weise wurde während des ganzen Sommers

und Herbstes ein verlustreicher, entscheidungsloser Gebirgskrieg im südwestlichen Teile der Herzegowina geführt, auf den der Aufstand im wesentlichen beschränkt blieb. Zum Winter zogen die Aufständischen sich mehr nach der äußersten südlichen Ecke des Ländchens zusammen, wo ihnen die schluchtenreiche und fast unzugängliche Zubci sichere Zufluchtsstätten bot, aus denen sie dann gelegentlich ihre Streifzüge machten. Natürlich nahm der Kampf mit der Zeit an Grausamkeit zu; von Gefangene machen war keine Rede, man konnte sie weder unterbringen, noch ernähren; übrigens nahmen sich Christen und Türken in dieser Beziehung nichts.

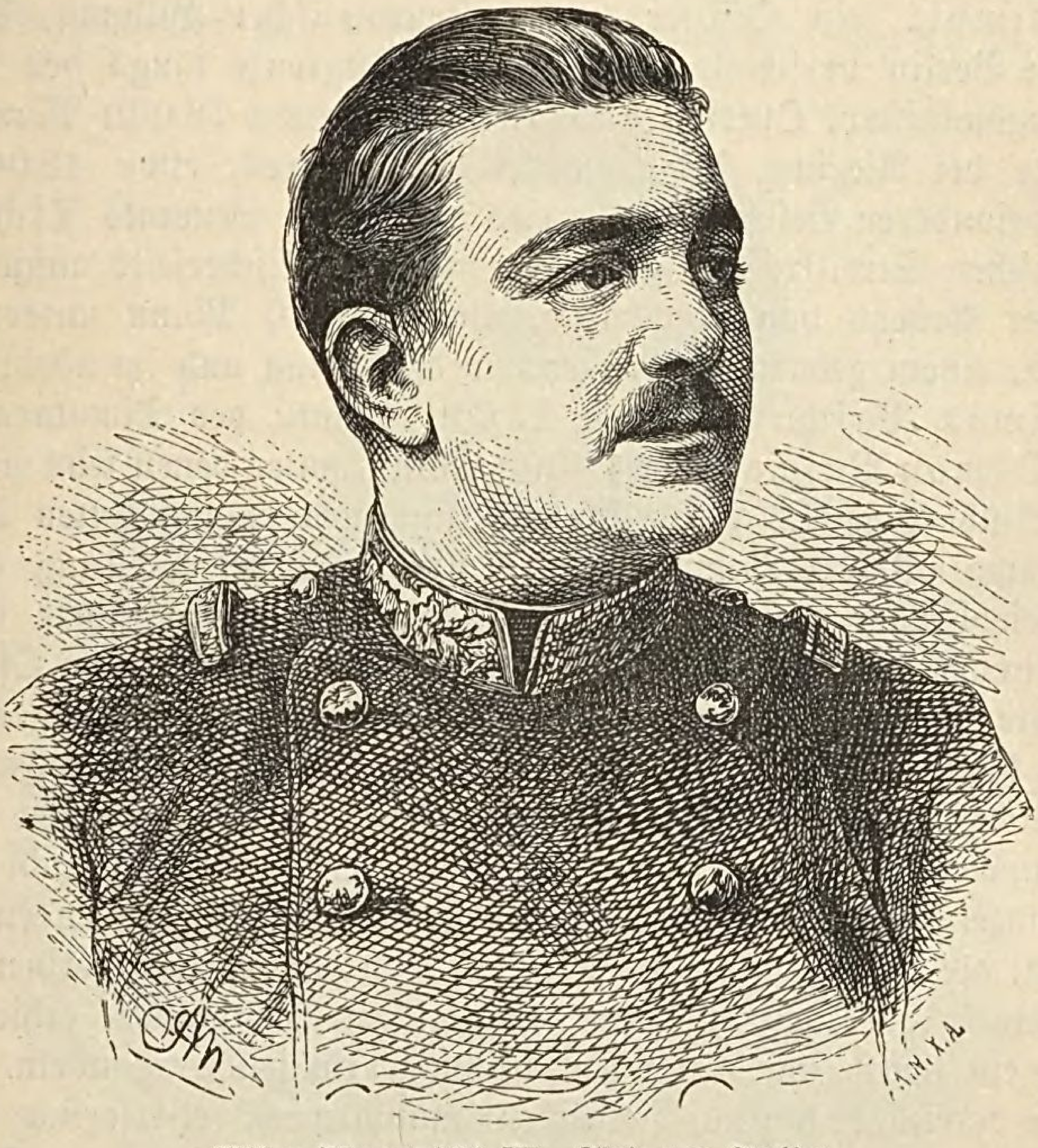
Die europäischen Großmächte hatten unausgesetzt mit Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse in dem aufständischen Lande verfolgt, und da sie sahen, wie der Kampf sich ohne Ende hinzog, legten sie sich ins Mittel und forderten die Hohe Pforte im Januar 1876 zur Verbesserung der Verhältnisse in den aufständischen Provinzen auf; die Pforte zeigte das größte Entgegenkommen und erklärte sich zu allen verlangten Änderungen bereit. Aber vergeblich waren die Versuche, die im geheimen aufgestachelten und unterstützten Aufständischen zur Annahme eines Vergleichs und zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Sie trauten dem Frieden nicht und begannen mit erneuter Heftigkeit die Feindseligkeiten im Frühjahr 1876. Dem als Fremden übrigens von seiten der Herzegowiner fortwährend mit vielem Mißtrauen behandelten Ljubobratich begegnete das Unglück, bei einem Streifzuge österreichisches Gebiet zu betreten; er wurde von österreichischen Truppen verhaftet und in Sicherheit gehalten. Während die Kämpfe in der Herzegowina in der bekannten Weise fortgeführt wurden, griff auch der Aufstand in Bosnien immer weiter um sich, und gelang es den Türken um so weniger, hier trotz der gesandten Truppenverstärkungen Herr der Lage zu werden, als nun auch in Bulgarien der Aufstand von seiten der Christen in schroffster Weise hervorgerufen und in grausamster Art von beiden Seiten geführt wurde. In der kurzen Zeit vom 5. bis 17. Mai waren allein 6564 Hütten in den Bezirken von Philippopel und Tatar-Basardschick eingeäschert; 5643 davon gehörten Christen. Aber keineswegs waren dieselben von den türkischen Tscherkessen und Baschi-Bozuks allein zerstört worden, sondern durch die Aufständischen mit voller Absicht selbst. Es kam ja nur darauf an, ganz unhaltbare Verhältnisse zu schaffen, was denn auch nur zu gut gelang. Sehnsüchtig hatten die Aufständischen schon längst ihre Blicke nach Serbien und Montenegro geworfen, von wo heimlich fortwährend reichliche Unterstützung kam. Gedrängt von dem Volkswillen, mußte Fürst Milan von Serbien immer deutlicher Kriegsvorbereitungen treffen. In ähnlicher Lage befand sich Fürst Nikola in Montenegro; aber er wollte warten, bis Serbien bereit war. Eine Zeitlang gelang es den Bemühungen Österreichs, Serbien zurückzuhalten, aber schließlich zwang die allgemeine Gärung im Lande zum entscheidenden Handeln. Wegen mangelnden Geldes hatte Serbien am 31. Mai den fälligen Tribut, 40500 Dukaten, nicht gezahlt, und als die Türkei dieserhalb sowie wegen der fortgesetzten Kriegsrüstungen Serbiens eine deutliche Note überreichte, erklärte Serbien am 30. Juni den Krieg; am 2. Juli folgte nun Montenegro mit einer gleichen Erklärung. In Konstantinopel waren inzwischen wichtige Ereignisse vor sich gegangen, die zwar auf den Aufstand und den eben

beginnenden Krieg einen erheblichen Einfluß nicht hatten, aber doch die Augen des gesamten Europas auf sich zogen. Die mit den unter russischem Einfluß in der letzten Zeit zu Tage getretenen Regierungsgrundsätzen des Sultans Abd-ul-Aziz und seiner Minister unzufriedenen Ulemas — d. i. die Gottesgelehrten — hatten ihre zahlreichen Zöglinge, die Softas, am 20. Mai zu einem Aufstand veranlaßt, infolgedessen der Sultan sich gezwungen sah, ein Ministerium nach dem Wunsche der Unruhstifter zu ernennen. Am 29. Mai versammelten sich diese Minister und die übrigen höchsten Würdenträger des Reiches im Palaste von Dolma-Bagdsche, verlangten Vorlaß beim Sultan und erklärten diesem, daß er, da das Volk mit seiner Regierung unzufrieden, abgesetzt sei. Abd-ul-Aziz wurde gezwungen, nach dem Palaste Tophatta überzusiedeln, wo man ihn, wie es in den amtlichen Berichten heißt, am 4. Juni tot fand, infolge von Wunden, die er sich mit einer Schere beigebracht habe. Der wahre Zusammenhang ist wohl nach türkischen Vorbildern ein ganz andrer und viel natürlicherer gewesen. Am 30. Mai war ein Neffe des abgesetzten Sultans als Murad V. zu seinem Nachfolger ernannt worden; aber auch dieser wurde wegen geistiger Unfähigkeit bereits Ende August 1876 entthront und an seiner Stelle sein Bruder Abd-ul-Hamid mit dem Schwerte Mohammeds umgürtet.

Der Krieg der Türkei mit Serbien und Montenegro. Ohne triftige Gründe hatten also zwei kleine Staaten, die zusammen kaum 1500000 Einwohner zählten und ein stehendes Heer nicht besaßen, der großen, wohlgerüsteten Türkei den Krieg erklärt; gewiß ein tollkühnes Unterfangen, das nur dann zu verstehen ist, wenn man annimmt, daß den beiden Friedensstörern mächtige Freunde heimlich zur Seite standen, die im Falle des Unglücks rettend eingreifen würden. Serbien, das im Frieden kaum eine Armee von 10000 Mann unter den Waffen hatte, brachte durch die Einberufung seines ersten Aufgebots etwa 100000 Mann auf die Beine und erhielt namentlich aus Rußland starken Zulauf von Freiwilligen. Dies Heer war aber eine Milizarmee schlechtester Art; denn das erste Aufgebot war in der letzten Zeit gar nicht mehr zu Friedensübungen herangezogen, so daß neun Zehntel der Armee völlig ungeschulte Soldaten waren. Waren sie auch für den Kampf gegen den Erbfeind und für ihren Glauben begeistert und opferwillig, so konnte dies doch nicht den Mangel jeder militärischen Erziehung ersetzen. Namentlich machte sich dies bei den Offizieren fühlbar; die geringe Anzahl der wirklich ausgebildeten Berufsoffiziere zwang dazu, Armeekorps von Obersten, Divisionen von Majoren, Brigaden von Hauptleuten, Bataillone von Leutnants führen zu lassen. Solche Leutnants des stehenden Heeres hatten dann Majore u. s. w. der Miliz unter ihren Befehlen. Die Bataillone des ersten Aufgebots waren mit solchen Milizoffizieren besetzt, welche im Frieden die Angesehensten in den einzelnen Ortschaften bildeten, so daß tüchtige Handwerker u. s. w. sich plötzlich in der Stellung von Bataillonskommandeuren, Kompaniechefs u. s. w. befanden, ohne eine Ahnung von den Erfordernissen des Dienstes zu haben. Der russische General Tschernajeff, der sich kurz vorher durch die Eroberung Taschkends in Mittelasien einen Namen gemacht, führte den Oberbefehl über die serbischen Truppen und wußte es bald dahin zu bringen, daß alle höheren Stellen von russischen

Offizieren bekleidet wurden, die nicht einmal der serbischen Sprache mächtig waren und russische Kommandos einführten. Welche Wirkung dies auf die vorhandenen höheren serbischen Offiziere haben mußte, die zum großen Teil ihre militärische Ausbildung im westlichen Europa erhalten hatten, liegt auf der Hand. Die Bewaffnung der Infanterie bestand zum großen Teil aus Hinterladern verschiedener Systeme, doch war ein nicht geringer Teil auch noch mit Vorderladern ausgerüstet. Auch die Artillerie besaß einige Kruppsche Hinterlader, zum größten Teil jedoch veraltete Vorderladersysteme. Verpflegungswesen und alle die Nebenanstalten, welche für die Bedürfnisse eines im Felde stehenden Heeres zu sorgen haben, befanden sich durchweg in einem sehr ungenügenden Zustande. Im allgemeinen hatten somit die Türken in den Serben keine gefährlichen Gegner. Von den Montenegrinern ließe sich ein Gleiches behaupten, da sie, wie schon erwähnt, auch nur im Kriegsfalle einberufen werden und von Taktik oder geregelten Kämpfen auch bei ihnen keine Rede sein konnte. Aber sie besaßen weit bessere militärische Anlagen wie die großrednerische serbische Nation, waren persönlich sehr tapfer und in einem wildzerrissenen Lande, wie in ihrer Heimat und in der Herzegowina, ein schwer besiegbarer Gegner. Ihre malerische Kleidung, blaue, ungeheuer weitfaltige Hosen bis zu den Knieen, eine rote Weste, ein langer, vorn offener weißer Rock und ein bunter Gürtel, in welchem ein paar Pistolen steckten und der unvermeidliche Handschar — eine kurze, doppelt gekrümmte zweischneidige Hieb- und Stichwaffe — die Lieblingswaffe des Südslawen, geben dem Soldaten ein sehr gefälliges Aussehen; eine mit schwarzer Seide überzogene rote Kappe ohne Krempe schützt das Haupt, Schnürschuhe und Gamaschen die Füße. Gewehre der verschiedensten Art, wie sie vom Auslande geschickt waren, nahmen die Montenegriner mit ins Feld; ihre geringe Artillerie, ohne jede Friedensausbildung, steckte noch tief in den Kinderschuhen. Kavallerie war in ihrem Lande nicht zu gebrauchen. Fürst Nikola, der sich wenigstens selbst an die Spitze der Armee stellte, hatte beim Kriegsausbruch etwa 25000 Mann zusammengebracht, von denen der größere Teil unter seiner Führung nach Norden vorrückte; er sollte die Verbindung mit den Serben suchen, zog es aber vor, ganz auf eigne Faust zu handeln, wodurch von vornherein seine Thätigkeit eine sehr nebensächliche werden mußte. Nach der Südgrenze des Landes waren etwa 9000 Mann unter dem Woiwoden Petrowics gerückt, um den dort versammelten Türken entgegenzutreten. In richtiger Erkenntnis der Sachlage hatten diese ihre Hauptkräfte gegen Serbien ins Feld gestellt; mit Serbiens Schicksal mußte sich auch dasjenige Montenegros besiegeln. Sie hatten daher in der Herzegowina nur etwa 20000 Mann unter Mukthar Pascha gelassen und gegen die Südgrenze Montenegros anfangs nur 5000 Mann aufgestellt, welche aber späterhin erheblich verstärkt wurden. Etwa 120000 Mann waren hingegen gegen Serbien aufgestellt. Was die türkischen Truppen anbelangt, so bestanden die Nizam-(Linien-)Bataillone aus tüchtigen geschulten Soldaten, die mit guten Hinterladern bewaffnet waren und allen Anforderungen der Kriegszucht entsprachen. Nicht so tüchtig und ohne die erforderliche Festigkeit, aber doch auch mit gutem Willen beseelt waren die Redif-(Landwehr-)Bataillone. Ein vortreffliches Material an Menschen und Geschützen

(Kruppsche) besaß die Artillerie. Hingegen waren die Tscherkessen, die Baschi-Bozuks und wie die freiwilligen Truppengebilde sonst hießen, ein böses Anhängsel der türkischen Armee. Sie betrachteten den Krieg als eine günstige Gelegenheit, um Beute zu machen; Raub und Plünderung waren bei diesen zuchtlosen Horden an der Tagesordnung, und die vielen groben und entsetzlichen Ausschreitungen gegen Zucht und Sitte fielen namentlich in den aufständischen Provinzen fast lediglich auf ihre Rechnung, doch blieb ihnen, wie schon erwähnt, der fanatisierte Gegner nichts schuldig.



Milan Obrenowitsch IV., König von Serbien.

Hätte in der Türkei eine geregelte und feste Heeresverwaltung bestanden, wie in den meisten größeren europäischen Großstaaten, so wäre es ihr ein Leichtes gewesen, Serben und Montenegriner bald zu Paaren zu treiben; aber teils die äußerst schwerfällige und unentschlossene Heeresverwaltung, teils die unsichere, schwankende Politik und vor allem das Fehlen des Haupterfordernisses im Kriege: Geld, lähmten die türkische Heerführung derartig, daß eine thatkräftige Handlungsweise und entschlossene Kämpfe so gut wie gar nicht zur Erscheinung kamen. Matt und unsicher, wie die Politik, so auch ihr Mittel, der Krieg. Es bieten daher die Züge und Kämpfe der Türken gegen die Serben und Montenegriner ein sehr geringes militärisches und ebenso ein beschränktes historisches Interesse; deshalb erscheint es nicht erforderlich, den Einzelheiten

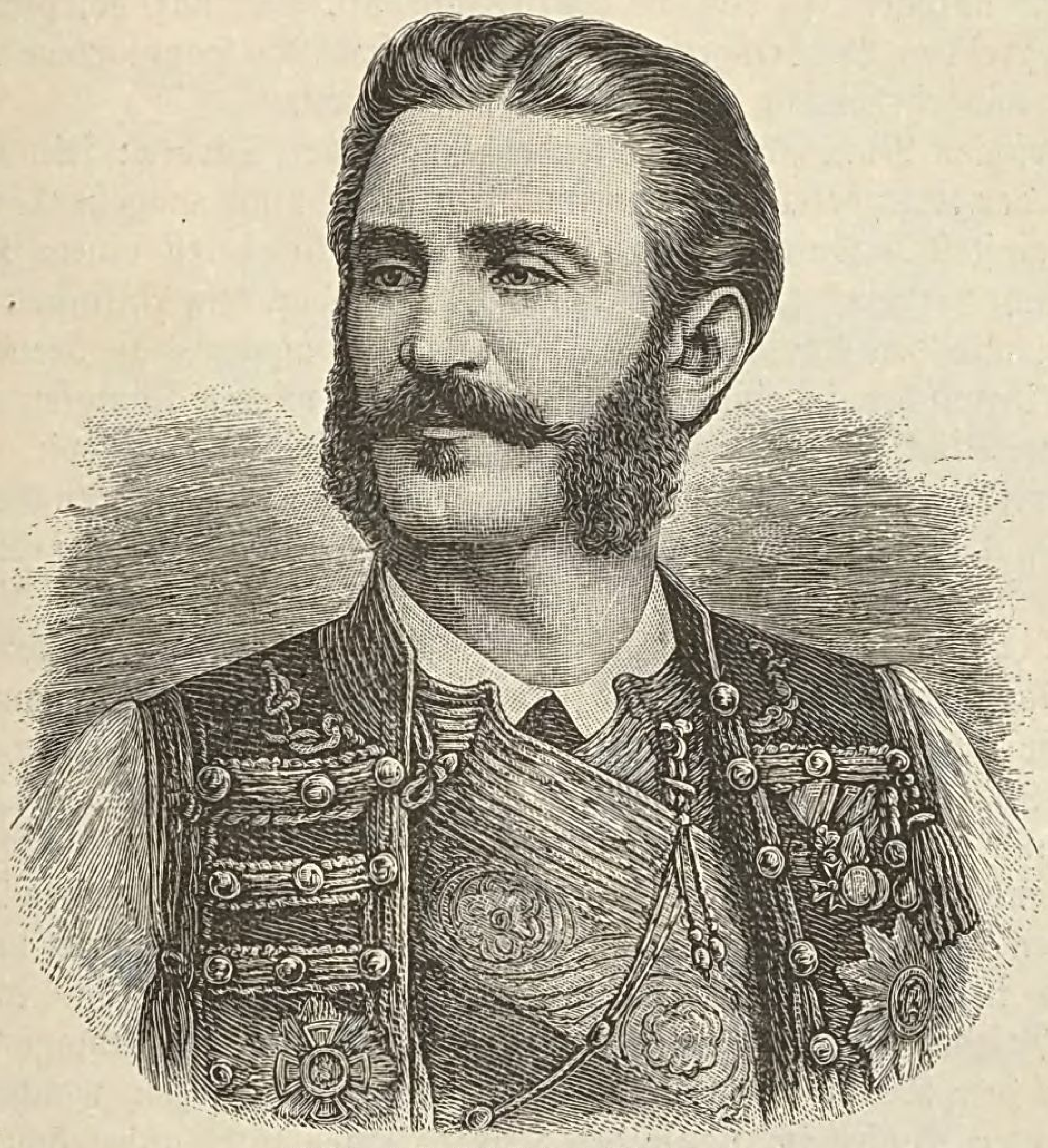
der Kriegshandlungen hier näher zu treten; es dürfte vielmehr genügen, den Verlauf des Krieges in großen Zügen zu schildern.

Was seitens Montenegros bei Beginn der Feindseligkeiten geschah, ist bereits kurz erwähnt; Serbien hatte den Krieg so weit vorbereitet, daß bei Ausbruch desselben seine Streitkräfte zum Angriff versammelt standen: An der Südgrenze am Ibar etwa 13000 Mann unter General Zach, einem tüchtigen gebildeten Offizier, der als langjähriger Leiter der Militärschule in Belgrad der Lehrer des größten Teils der jüngeren serbischen Offiziere war; an der Nordwestgrenze, der Drina, unweit Loschniza, etwa 18000 Mann unter General Alimpić, ein Offizier von westeuropäischer Bildung, die er sich zum Teil in Berlin verschafft hatte; an der Ostgrenze längs des Timok der frühere Kriegsminister, Oberst Leschjanin, mit etwa 16000 Mann; an der Südostgrenze bei Alexinaz der Hauptteil des Heeres, etwa 48000 Mann, unter dem besonderen Befehle des bereits erwähnten Generals Tschernajeff. Diesen serbischen Streitkräften gegenüber waren türkischerseits aufgestellt: Am Ibar, in der Gegend von Novibazar, etwa 20000 Mann unter Mehmet Ali Pascha, einem gebornen Preußen; an der Drina und im nördlichen Bosnien Suleiman Pascha mit etwa 27000 Mann; der Timokarmee gegenüber unter Osman Pascha etwa 15000 Mann, unter denen sehr viele Tscherkessen und Baschi-Bozuks. Bei Nisch und Umgegend endlich hatten Tschernajeff gegenüber etwa 60000 Mann unter Achmed Eyub Stellung genommen. Den Oberbefehl über die gesamten türkischen Streitkräfte führte der Pascha Abd-ul-Kerim, der den Ruf eines sehr gelehrten und begabten Offiziers mit vollem Rechte genoß, aber bereits 71 Jahre alt war und infolgedessen nicht mehr die zu kühnem Handeln erforderliche geistige und körperliche Frische besaß.

Auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes begannen die Serben die Feindseligkeiten in den ersten Julitagen. Am Ibar, an der Drina und am Timok fanden vereinzelte unentschiedene Kämpfe mit den gegenüberstehenden türkischen Kräften statt, die bald zu gunsten dieser, bald zu gunsten der Serben ausfielen, aber monatelang die Lage auf dem anfänglichen Standpunkte erhielten. Auf keiner Seite ein thatkräftiges, auf Entscheidung drängendes Handeln. Das Gesamtinteresse vereinigte sich auf die beiden Hauptarmeen bei Alexinaz und Nisch. General Tschernajeff hatte die Absicht, die dortige Stellung der Türken von Osten her zu umgehen und sich im Rücken derselben auf der Straße nach Sofia festzusetzen, um so dem Gegner den Rückzug abzuschneiden. Aber kaum hatte er diese Bewegung am 3. Juli über Knazevać begonnen, als dieselbe schon durch wenige türkische Bataillone ins Stocken gebracht und nach unglücklichen Gefechten am 8. und 9. Juli ganz aufgegeben wurde. Nach erhaltenen Verstärkungen auf etwa 70000 Mann mit 124 Geschützen gebracht, ergriff dann Achmed Eyub Ende Juli die Offensive und drängte die Serben, die namentlich unter dem Oberst Horvatović, der früher österreichischer Offizier war und den russischen Offizieren gegenüber bei seinem selbständigen, unternehmenden Wesen eine schwierige Stellung hatte, wiederholt nachhaltigen und erfolgreichen Widerstand leisteten. Ohne Unterstützung mußte aber schließlich Horvatović in der Nacht zum 5. August seine Stellung bei Knazevać aufgeben und sich an

den Hauptteil des Heeres heranziehen, der bei Alexinaz längs der Morava sich in sehr ausgedehnter Linie stark verschanzte. Infolge der ungünstigen Witterung sehr behindert, indem oft der Regen in Strömen floß, und gefesselt durch die mangelhaften Verpflegungseinrichtungen, rückten die Türken nun auch langsam auf sehr schlechten Gebirgswegen gegen die Stellung von Alexinaz, vor der sie am 20. August endlich versammelt standen.

Vergeblich versuchte Achmed Eyub wiederholt, die feste Stellung der Serben, die in ihren Schanzen schwere Geschütze mit Vorteil zu verwenden wußten, auf dem rechten Moravaufer zu stürmen; er zog daher seine Armee auf das linke Flußufer und begann von dort aus den Gegner zu verdrängen.



Nikolaus I., Fürst von Montenegro.

Dieses war ihm noch nicht gelungen, als durch Vermittelung der europäischen Großmächte am 16. September ein Waffenstillstand bis zum 2. Oktober abgeschlossen wurde. Beide Teile benutzten diese Zeit zur Heranziehung von Verstärkungen, serbischerseits wurden namentlich viele Russen eingereiht, übrigens der Waffenstillstand auch wiederholt gebrochen. Nach Ablauf desselben waren die Türken anfangs recht zaghaft in ihren Angriffen, doch als dann gleich nach Mitte Oktober von Konstantinopel die Weisung eintraf, endlich die Entscheidung herbeizuführen, kam neues Leben in die Thätigkeit der Türken, und es entwickelte sich ein heftiger Kampf um die erste Schanzenreihe, am Djunisbache, der sich am 23. Oktober zu einer blutigen und großartigen

Schlacht gestaltete. Die serbischen Miliztruppen, die nun schon vier Monate im Felde standen und durch die fortwährenden Mißerfolge und das sehr ungünstige Herbstwetter in sehr gedrückter Stimmung waren, widerstanden nicht lange; sie eilten in völliger Auflösung Alexinaz zu. Nur die tapfere Haltung der aus Russen bestehenden Abteilungen gaben der serbischen Armee noch einigen Halt, doch konnte nicht verhindert werden, daß die Türken am Abend in den Besitz der Djunisstellung gelangten. Da um diese Zeit endlich auch die von Achmed Eyub längst begehrten schweren Geschütze bei ihm eintrafen, so eröffnete er am 29. Oktober aus denselben ein heftiges Feuer auf die Schanzen bei Alexinaz. Dasselbe hatte eine solche Wirkung, daß die Serben in der Nacht auf Deligrad abzogen, so daß die Türken am 30. Alexinaz besetzten. Ihrem weiteren siegreichen Vordringen vermochte die serbische Hauptarmee nicht mehr ernstlich zu widerstehen, sie war moralisch vernichtet.

Da erschien Rußland als rettender Engel der Serben; sein Botschafter drohte mit der Kriegserklärung, wenn die Türkei nicht umgehend die Feindseligkeiten einstelle. Infolgedessen sah sich die Türkei, zu einem Kriege mit Rußland nicht vorbereitet, veranlaßt, am 31. Oktober dem Ansinnen Rußlands nachzugeben und den Kampf mit Serbien und Montenegro zu beenden. Letzteres hatte inzwischen in einem Hin und Her von wirren Kämpfen und Märschen ein gut Stück türkischen Gebietes besetzt. Spiridion Gopčević, einer alten montenegrinischen Familie angehörend, die jedoch schon in mehreren Geschlechtern in Österreich lebt, hat die Kämpfe seiner Landsleute in scharfer Schilderung genau dargestellt und den Fürsten Nikola treffend „den großen Raster“ genannt, weil er nach jeder kurzen Vor- oder Rückwärtsbewegung seines „Heeres“ stets eine lange Zeit des Rastens für erforderlich hielt. 29 namhafte Zusammenstöße während des Krieges weiß Gopčević aufzuzählen, in denen die Türken 35937 Mann, die Montenegriner nur 4520 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren haben sollen.

Während des nun eintretenden Waffenstillstandes zwischen der Türkei und seinen beiden Gegnern, Serbien und Montenegro, gelang es nach langen Verhandlungen, in welche sich auch die europäische Diplomatie mischte, am 1. März 1877 den Frieden zwischen der Türkei und Serbien auf Grundlage des Besitzstandes vor dem Kriege abzuschließen. Montenegro hingegen, welches, wie erwähnt, leichten Kaufes im Laufe des Krieges einen nicht unbeträchtlichen Teil türkischen Gebietes erobert oder besetzt hatte, verlangte bedeutende Gebietserweiterungen. Die Türkei, von England, Österreich und Italien heimlich unterstützt, konnte sich nicht entschließen, die weitgehenden Forderungen Montenegros zu bewilligen. Dieses hingegen, das mit Bestimmtheit den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei voraussah, bestand auf seinen Forderungen. Bis in die Mitte April hinein zogen sich die Verhandlungen; hierauf verließen die montenegrinischen Bevollmächtigten unverrichteter Sache Konstantinopel. Wenige Tage darauf brach denn auch in der That der russisch-türkische Krieg aus.



Russische Armee.

Pioniere. Infanterist. Artillerie-Offizier. General. Garde-Offizier. Infanterie-Offizier. Dragoner. Gardist. Infanterie.



Erstürmung der Grivitzaschanze von Plewna durch die Rumänen.

2. Der russisch-türkische Krieg 1877—78.

Als der deutsch-französische Krieg Europa in Spannung hielt, glaubte Rußland den geeigneten Zeitpunkt gekommen, seine durch den Pariser Frieden eingeschränkte Stellung am und auf dem Schwarzen Meere und der Balkanhalbinsel auszudehnen. Das Streben hierzu war wiederholt hervorgetreten. Am 31. Oktober 1870 erklärte es, daß es die Bestimmungen dieses Friedens, die das Halten einer Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meere und die Anlage von Befestigungen an dessen Küsten verboten, nicht mehr als bindend ansehe, eine Erklärung, die am 13. März 1871 auf der Londoner Konferenz die Genehmigung der Großmächte erhielt. Die Beteiligung Tausender von Russen an dem Aufstande in Bosnien und der Herzegowina, geheime Unterstützung des Aufruhrs, der Geld und Waffensendungen folgten, gaben dem Aufstande Dauer und drückten mittelbar auch Serbien und Montenegro die Waffen in die Hand. Die unhaltbaren Zustände auf der Balkanhalbinsel hatten schon im Januar 1876 die beim Pariser Frieden beteiligten Großmächte zur genauen Angabe der behufs Beruhigung der aufständischen Provinzen zu erfüllenden Forderungen bei der Pforte veranlaßt. Der gute Wille der letzteren scheiterte

jedoch an dem Widerspruch der heimlich aufgestachelten Aufständischen. Serbien wurde durch türkische Waffen bezwungen. Rußland legte sich nun ins Mittel, forderte sofortigen Waffenstillstand und erreichte diesen auch. Gleichzeitig beantragte es eine im Anfang November in Konstantinopel abzuhaltende Konferenz der Großmächte, und befahl, um seinem Willen einen besonderen Nachdruck zu geben, die Mobilmachung von sechs Armeekorps. Die Forderungen der im Dezember 1876 und Januar 1877 tagenden Konferenz waren bescheidene, wurden von der Pforte aber, als der Würde eines unabhängigen Staates widersprechend, abgewiesen. Rußlands Drängen erreichte die Erklärung der Großmächte, wonach diese, wenn die Erwartungen auf eine Verbesserung der Lage der Christen in der Türkei sich nicht erfüllten, gemeinsame Wege zur Abhilfe der Übelstände beraten würden. Die am 5. April erfolgende Überreichung dieser Erklärung durch Rußland beantwortete die Pforte schroff ablehnend. Rußland erklärte nun den übrigen Großmächten am 24. April, daß es selbständig gegen die Türkei vorgehen werde. Schlau eingefädelt, waren die Dinge bis zum Bruch gediehen; an demselben Tage erfolgte Rußlands Kriegserklärung an die Türkei. — Bei der von langer Hand her vorbereiteten Rüstung zum Kriege beging Rußland einen groben Fehler, es vergaß den Grundsatz, daß man auch einem als unterlegen angesehenen Gegner gegenüber so viele Kräfte als möglich einsetzen muß. Von seinem, ungefähr eine Million Streiter mit 2500 Feldgeschützen zählenden Heere brachte es nur sechs Armeekorps auf Kriegsfuß, die seit November 1876 nach und nach an der russisch-rumänischen Grenze aufmarschiert waren. Das die allgemeine Wehrpflicht einführende Gesetz von 1874 war noch nicht in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Die Volksbildung stand auf sehr niedriger Stufe, das Offizierkorps war aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, nicht geeignet, den lebendigen Geist des neuen Gesetzes in das Volk zu übertragen. Der russische Soldat, zäh, abgehärtet und treu, focht nach der alten Kampfweise, am liebsten in Massen, obwohl der gezogene, weittragende Hinterlader, den sowohl er wie der Gegner führte, die zerstreute Fechtart dringend gebot. Das Wehrgesetz von 1874 legte jedem wehrfähigen Russen die Verpflichtung auf, sechs Jahre im stehenden Heere (die freilich für Gebildetere bis zu neun Monaten herabgeschraubt wurden), neun Jahre in dessen Reserve und fünf Jahre in der Reichswehr zu dienen. Im allgemeinen war das russische Heer ähnlich dem deutschen gegliedert, nur erschien der Einzelkampf bei der Infanterie mehr als alleinige Aufgabe der Schützenkompanien, welche die meisten Bataillone außer den andern besaßen, war die Artillerie abweichend eingeteilt und mußte man die Kosakentruppen und Irregulären als eine besondere Zugabe betrachten. Der Verpflegungsdienst war von oben herab ganz gut angelegt; großartige Unterschlagungen ließen aber doch bald bei den Truppen die größten Entbehrungen entstehen. Die bekannte, 5000 Häupter zählende Ochsenherde, von welcher nur einige Felle bei der Armee anlangten, ist eines der Beispiele für die Wirtschaft. Der türkischen Heeresleitung fehlte die Einheitlichkeit und zunächst auch der rasche Entschluß. Hinzu trat, daß man mit zwei Kriegsschauplätzen zu rechnen hatte und sich im Laufe des Krieges auch Rumänien

und Serbien den russischen Angreifern anschlossen. Das türkische Soldatenmaterial war ein vorzügliches, anspruchslos, tapfer bis zur Vernichtung und ausdauernd, durch die Religion leicht zu wilder Begeisterung entflammt. Die Bewaffnung war derjenigen der Russen überlegen, leider aber keine gleichmäßige. Seit 1869 galt für alle Mohammedaner der Türkei die allgemeine Wehrpflicht.

Der Umstand, daß die türkische Flotte das Schwarze Meer beherrschte, schrieb den Russen eine Angriffsrichtung vor, welche ein viel weiteres Gebiet zwischen sie und die türkische Hauptstadt legte, als wenn sie durch Seetransport ihre Kräfte dem Herzen der Türkei hätten nähern können. Dabei bildete noch die Donau ein gewaltiges Hindernis und mußte zunächst rumänisches Gebiet durchschritten, die Neutralität oder die Bundesgenossenschaft dieses Landes also erreicht werden. Die einzige für Transporte und Nachschub geeignete Eisenbahn durchzog rumänisches Gebiet. Wir werden sehen, in welch schwieriger Lage der Russen die Rumänen dem Hilferufen derselben folgten, während Serbien erst in den Krieg eintrat, als Plewna gefallen, der russische Sieg sicher war. Gerade weil die lange — fast achtmonatliche — Vorbereitung auf den Krieg die Überraschung des Gegners vollkommen ausschloß, hätte man russischerseits von vornherein so viel Kräfte als immer möglich einsetzen müssen, nicht dieselben tropfenweise verbrauchen, wie dies geschah. Noch eine weitere merkwürdige Erscheinung zeigt uns dieser Krieg. Obwohl der Neuzeit, der Zeit der Massenheere angehörend, weist er keine großen Hauptschlachten auf, die entscheidenden Schläge fielen bei Plewna und war an diesen ein verhältnismäßig kleiner Teil der russischen Hauptkräfte beteiligt. Die Türkei war freilich auch nicht im stande, von vornherein ihre ganze Kraft einzusetzen, dieselbe war vielmehr auf Bulgarien, in Bosnien, gegen Montenegro, an der griechischen Grenze, auf den Inseln und in Armenien zur Deckung von Kleinasien zersplittert; in Adrianopel, Sofia und Konstantinopel sammelten sich Reserven ohne Schulung. Ende Mai standen von den türkischen Streitkräften unter der Oberleitung Abd-ul-Kerim Paschas die Korps Osman Pascha bei Widdin, Eschref Pascha in Rustschuk, Achmed Ejub Pascha bei Schumla, Prinz Hassan bei Varna, zusammen circa 130000 Mann, in der Dobrudscha Ali Pascha mit einer Division, im Balkan und südlich 30000 ungeschulte Reserven. Frontausdehnung der vier erstgenannten Korps 450 km. Der türkischen Verteidigung in Europa boten sich mehrere wichtige Linien: 1) der Donaustrom, 2) die Balkangebirge, 3) als Flankenstellung das Festungsviereck Silistria, Rustschuk, Varna, Schumla, 4) die Maritza mit Adrianopel, 5) Konstantinopel mit den Tschataltscha-Bergzügen. Dem entsprechend konnte man mehrere Entschlüsse fassen. Günstig für den russischen Angriff waren dagegen die Zuneigung der christlichen Einwohner, Überlegenheit an Zahl, die wohlwollende Neutralität Rumäniens, das am 10. April mit Rußland einen Vertrag geschlossen hatte und im Mai in der Kleinen Walachei zwei Armeekorps zusammenzog, die Möglichkeit, das bulgarische Festungsviereck von Westen zu umfassen, die zu große Ausdehnung der türkischen Kräfte, die Möglichkeit, die zweite Verteidigungslinie des Gegners an dem wichtigsten Punkte, Adrianopel, nach Überschreitung der Donau zu durchbrechen. Schon vor der Kriegserklärung hatten die Russen,

sechs mobile Korps (VII., VIII., IX., X., XI., XII.), ein Aufklärungskorps aus vier Kosakenregimentern, fünf Batterien und einer Schützenbrigade sowie einen großen Artilleriepark aufgestellt. Anfang Mai traten die Korps VI, XIII und XIV hinzu, da aber die Korps VII und X den Küstenschutz in der Krim übernahmen, so blieben für Operationszwecke nur sieben übrig, d. h. ungefähr 140 000 Mann mit rund 700 Geschützen unter Großfürst Nikolaus.

Vormarsch der Russen. Übergang über die Donau. Am 23. April rückten die Russen mit vier Korps unter einer Linksschwenkung gegen die Donau in Rumänien ein; die Kavallerie langte bald an der Donau an. Am 22. Juni überschritt das XIV. russische Korps die Donau bei Galatz-Braila zum Vormarsch in die Dobrudscha, am 27. die Hauptarmee bei Simnitza ohne ernsteren Widerstand, da das Seraskierat (türkisches Kriegsministerium, das, wie der obere Kriegsrat, von Konstantinopel aus die Heeresbewegungen leiten wollte) nach Vereinigung von circa 40 000 Mann im Festungsviereck, aus Widdin, Sofia und Adrianopel Kräfte abzog, um bei Schumla eine Reserve von 40 000 Mann zu bilden, Osman Pascha mit 35 000 Mann bei Widdin, eine schwache Division in der Dobrudscha beließ. Auf der Donau führten russische Marineoffiziere glückliche Torpedoangriffe gegen türkische Kriegsdampfer aus, welche mehrere Schiffe in die Luft sprengten und die Donau von ihnen reinigten — die Torpedowaffe nahm von da ab einen immer größeren Aufschwung.

Weiterer Vormarsch. Erste Schlacht von Plewna. Anfang Juli wandten die Russen sich mit dem IX. Korps westlich gegen Nikopolis, dem XII. und XIII. östlich gegen Rustschuk, ließen das XI. auf dem linken Donauufer und entsendeten ein besonderes Avantgardenkorps aus $10\frac{1}{2}$ Bataillonen, $31\frac{1}{2}$ Eskadrons, 32 Geschützen unter Gurko, dem das VIII. Korps auf Grabowa folgen sollte, nach Süden gegen den Balkan, besonders den Schipkapaß. Am 3. Juli von Sistowa aufbrechend, gewann Gurko, dem seine kühnen Züge in Rußland einen besonders hohen Grad von Volkstümlichkeit erworben haben und welcher heute auf dem wichtigsten russischen Außenposten gegen Deutschland, in Warschau, kommandiert, am 19. Juli durch Umgehung der schwachen Abteilung des Heerteiles Reuf Paschas den Paß, breitete sich südlich des Balkans aus, wurde dann aber von den aus Montenegro auf dem Seewege und darauf mittels Eisenbahn nach Ostbulgarien beförderten Suleiman Pascha zum Rückzug in den Balkan gezwungen, dessen Pässe er am Südausgange behauptete.

Unterdessen sollte den Russen in ihrer rechten Flanke ein Gegner erstehen, mit dem sie nicht gerechnet hatten, der brauchbarste türkische Heerführer sollte ihrem Vormarsch gegen Süden unerwartet für fast fünf Monate einen Hemmschuh anlegen und mit seiner Willenskraft, seinem Mute und seinem militärischen Verständnis für die türkische Heeresleitung eine so günstige Lage schaffen, daß bei Einheitlichkeit ihrer Entschlüsse und bei Ausnutzung des richtigen Augenblicks der Sieg ihr leicht hätte zufallen können. Daß dies nicht geschah, war nicht Schuld des heldenmütigen Osman Pascha, dem sein Herrscher mit Recht den Titel „ghazi“ (der Siegreiche) beilegte. Das IX. Korps hatte am 15. Juli Nikopolis genommen. Gegen den wichtigen Straßenknoten Plewna dessen Besetzung auch zu den Aufgaben des Generals Krüdener gehörte, war

nur in geringem Maße aufgeklärt worden, die russischen Reitermassen hatten ihre Pflicht nicht erfüllt, der Oberleitung fehlte es zudem an Übersicht.

Die Nachricht von dem Eintreffen feindlicher Abteilungen in Plewna veranlaßte Krüdener, die Division Schilder-Schuldner, drei Infanterie-, drei Kosakenregimenter, 32 Geschütze, nach Plewna zu entsenden. Am 19. breitete Schilder-Schuldner seine Truppen auf einem Bogen von 25 km um Plewna aus, am 20. greift er an; es gelingt auch, bis nach Plewna vorzudringen, dann werfen eintreffende türkische Verstärkungen durch Feuer und Gegenstoß die Russen zurück, die 3000 Mann, $^1/_3$ ihrer Stärke, einbüßen. Die Reihe der Kämpfe um Plewna, das langsam zur Feldfestung wird, nimmt damit ihren Anfang. Osman Pascha hatte mit seinem Heerteile den 200 km betragenden Marsch von Widdin bis Plewna zurückgelegt, ohne daß von der zahlreichen russischen Kavallerie auch nur eine Meldung eingegangen war; er stand nun in der Flanke jedes Vormarsches von der Donau nach Süden; solange er nicht gefangen oder vernichtet war, hatte die Türkei Zeit, einen wichtigen Gegenstoß zu führen.

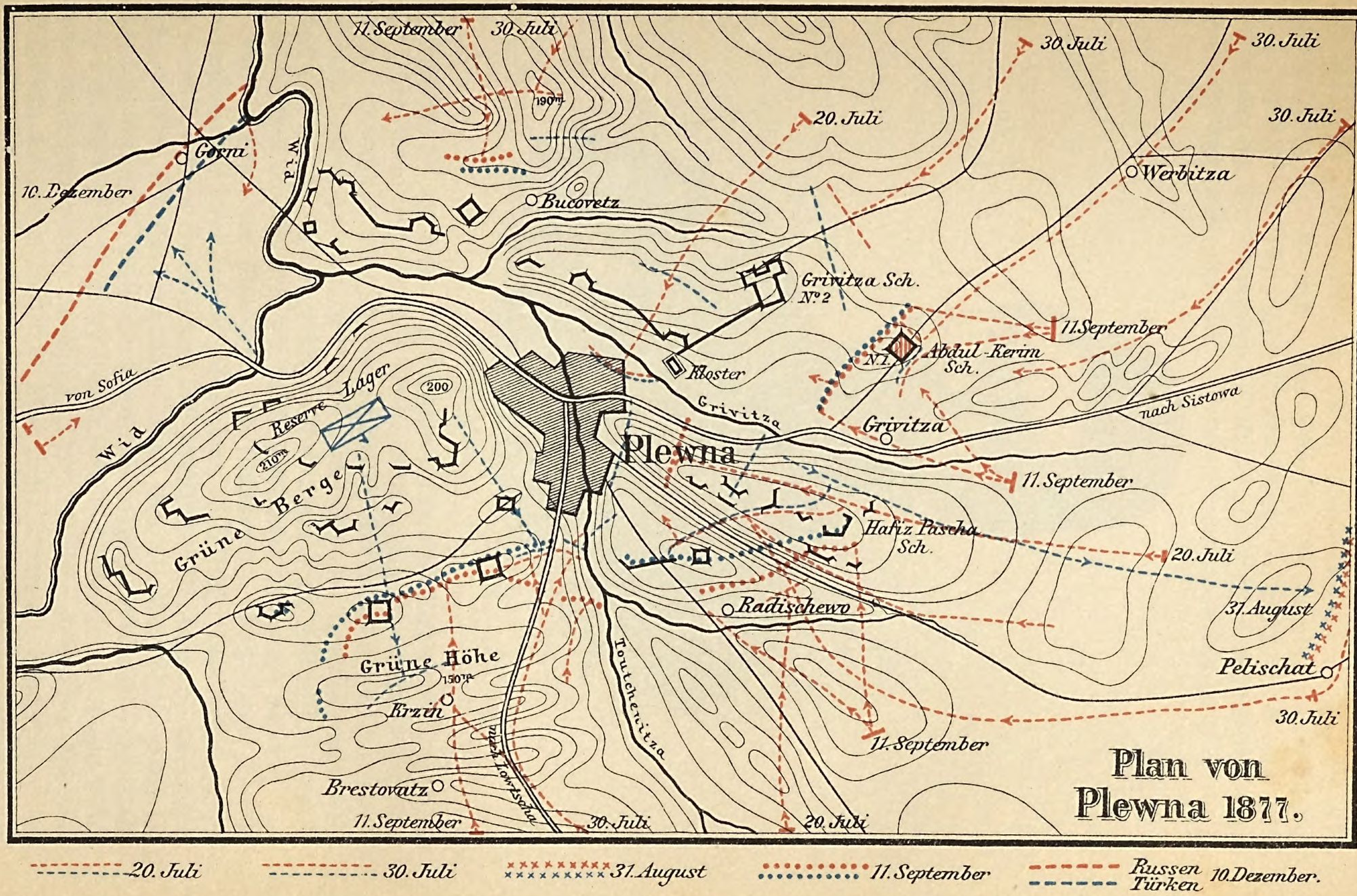
Langsam durch Zuzüge aus Sofia verstärkt, befestigte Osman Plewna im Umkreise von 28 km, von denen 17 km den Russen zugänglich waren, Schanzen mit Hohlräumen, übereinander liegende Feuerlinien gaben dem Verteidiger Schutz und Ruhe zum Schießen. Ja Osman fühlte sich stark genug, die bei Lowtscha stehenden Truppen des VIII. Korps durch eine besondere Entsendung zu vertreiben. — Durch Teile des IV. und XI. Korps auf 30000 Mann und 170 Geschütze verstärkt, schritt Krüdener auf Drängen des Oberkommandierenden am 30. Juli zur zweiten Schlacht. Zu beiden Seiten der Straße Plewna-Bulgareni, 16 km von Plewna, sich sammelnd, greifen die Russen um 10 Uhr früh die Linie von der Griwitzaschanze bis nördlich Radischewo an. Der rechte Flügel erleidet ungeheure Verluste durch türkisches Feuer, macht vier bis fünf Sturmanläufe und muß sich durch ein frisches Regiment den Rückzug auf Trestnik bei Dunkelheit erkämpfen lassen; der linke Flügel ist zu Anfang glücklich, muß dann aber auch weichen. Die Russen büßen 7500 Mann, $^1/_4$ ihrer Stärke, ein. Zu eignem Schaden verfolgen die Türken nicht. Osman Pascha verblieb in Plewna auf höheren Befehl und weil ihm Verstärkungen zugesagt waren, weil er erwartete, daß das Seraskierat die Kräfte zusammenfassen lassen werde zu wichtigem Gegenstoße, der bei der Bestürzung der Russen, bei dem Angewiesensein derselben auf die eine Brücke bei Sistowa auch Aussicht auf Erfolg hatte. Ging doch auf die Nachricht von der Niederlage am 30. Juli das große Hauptquartier von Tirnowa nach Biela zurück und wich doch der russische linke Flügel (XI., XII., XIII. Korps) bis zum Schwarzen Lom! Nach dem 20. Juli war man in Konstantinopel auch zum Gegenstoß entschlossen. Suleiman Pascha sollte, während Mehemet Ali sich zunächst auf der Linie Rasgrad-Eski Djuma verteidigungsweise verhielt und nur links ein Korps über Elena sendete, Osman in Plewna blieb und nur ein Heerteil über Lowtscha-Selvi abzweigte, die Russen aus dem Balkan vertreiben, dann auf Tirnowa vorgehen. In diesem Augenblicke hatten dann Osman und Mehemet Ali gleichfalls den Angriff zu beginnen. Zweckmäßiger wären die Kräfte Suleimans mit denjenigen Mehemet Alis vereinigt worden, man konnte dann die russischen Hauptkräfte an der Jantra

in der Richtung auf Biela angreifen, schlagen und damit den Krieg entscheiden. Mangel an Einheitlichkeit der Leitung, der Umstand, daß das Seraskierat von Konstantinopel aus den Krieg leiten wollte und Suleimans Ehrgeiz ließen den obigen Plan nicht zur Durchführung gelangen. Suleiman begnügte sich nicht mit der Rolle, die ihm der neue Plan des Oberkommandierenden der Donauarmee, der frühere Untergebene Suleimans, Mehemet Ali, zuwies, nämlich in der Front einen Scheinangriff zu führen, einen Teil seiner Truppen noch zur Unterstützung Osmans abzuzweigen, die Hauptmassen aber Mehemet Ali zuzuführen. Er wollte selbst am Balkan den Hauptschlag führen, wie er Gurko von der Tungia verdrängt hatte. Daraus ergaben sich die Kämpfe um den Besitz des Schipkabalkans, die vom 20. bis 26. dauerten und dem türkischen Angriffe sehr schwere Opfer kosteten, dann aber doch mit der Behauptung des befestigten Gebirges durch die Russen (Radetzki) und das Zurückgehen Suleimans auf Senova, südlich des Schipka, an der Straße nach Kasanlik, endeten. Für die Zähigkeit des Kampfes spricht der Umstand, daß die Russen rund 3800 Mann, die Türken das Doppelte verloren hatten.

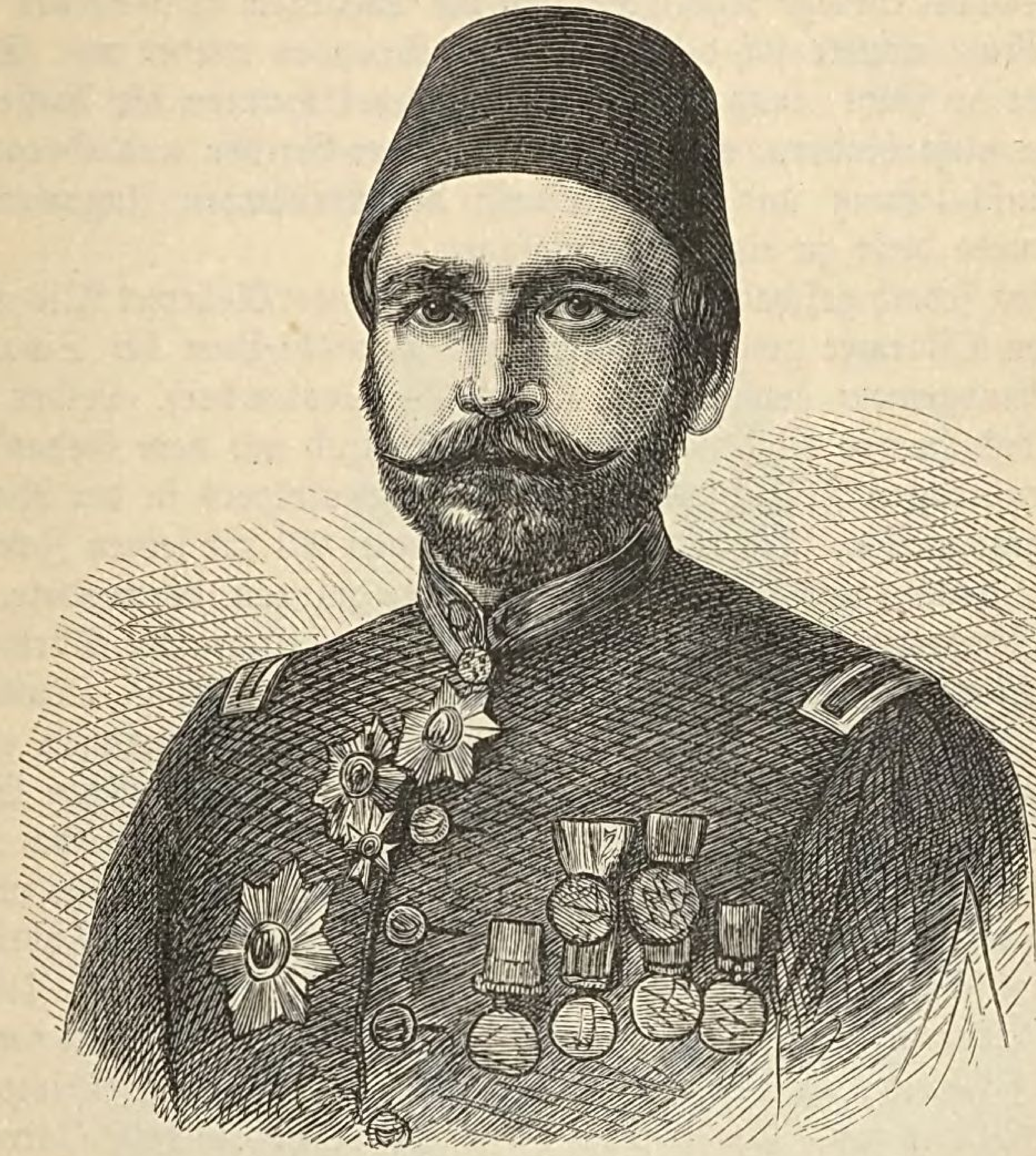
Infolge des obigen Planes und des Wechsels im Oberbefehl begann in der zweiten Hälfte des Monats August auch die türkische Hauptarmee, gegen welche seit fast zwei Monaten schon die russische Ostarmee (XII. und XIII. Korps, dann auch Teile des XI. an der Straße Osmanbazar-Tirnowa) unter dem Großfürsten-Thronfolger am Kara-Lom im Felde stand, Zeichen des Lebens zu geben. Mehemet Ali fand seine neue Armee im Festungsviereck zersplittert, schlecht organisiert, zum Teil aus ägyptischen Truppen und Baschi-Bozuks bestehend. Für die Verwendung im freien Felde blieben kaum 67 000 Mann übrig. Er sammelte diese erst auf der Linie Rasgrad-Eski Djuma.

Wir stehen in den letzten zehn Tagen des August. Der heldenmütige Osman hält in Plewna die Hälfte der russisch-rumänischen Kräfte fest (sein Erfolg vom 30. Juli hat schon Verstärkungen [drei Garde-, zwei Grenadier-, sechs Linien- und zwei Garde-Kavalleriedivisionen] heranbeordern und die flehentliche Bitte um Unterstützung an die rumänische Armee richten lassen, deren Unterstützung man früher so verächtlich abgewiesen), Suleiman fesselt gleichfalls starke Kräfte, Mehemet Ali gegenüber bleiben zunächst nur fünf Divisionen auf einer Frontausdehnung von rund 100 km. Uneinigkeit zwischen Mehemet Ali und Suleiman und eine gewisse Ängstlichkeit des ersteren, zu wagen, ließ eine günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen. In der Zeit vom 21. August bis 6. September spielten sich auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Gefechte von Ajaslar, Karahassankioi, Caczeljewo, Ablawa und Popkioi ab. Der Großfürst-Thronfolger zog sich hinter den Baniska-Lom zurück, eine Reihe von Umständen hinderte Mehemet Ali zu verfolgen. Die Lage der Russen war eine kritische, man versäumte leider türkischerseits, sie auszunutzen. Allmählich machten sich die eintreffenden russischen Verstärkungen geltend. Gegen Osman stehen nun $9\frac{1}{2}$ Divisionen.

Osmans Ausfall am 31. August. Am 14. August hatte bei Plewna ein Ausfallgefecht gegen Osten, am 21. und 22. August ein solches von Lowtscha gegen Selvi stattgefunden. Ernsterer Natur war der Ausfall vom 31. August. Osman ging um $6\frac{1}{2}$ Uhr früh mit 20000 Mann, auf den Flügeln durch


Plan von
Plewna 1877.
Plewna
Werbitza
Bucovetz
Gorni
Grivitza Sch.
Nº 2
Abdul-Kerim
Sch.
N.1.
Kloster
Grivitza
Hafiz Pascha
Sch.
Radischewo
Pelischat
Grüne Höhe
Krzin
Brestovatz
Grüne Berge
Reserve
Lager
Wid
Toutchenitza
nach Sistowa
von Sofia
nach Lowtscha
190m
200
210m
150m
10. Dezember
11. September
30. Juli
20. Juli
31. August
20. Juli
30. Juli
31. August
11. September
Russen
Türken
10. Dezember.

starke Kavallerie gedeckt, südlich der Straße Plewna-Bulgareni gegen die Stellung Sgalewitza-Pelischat vor. Hier stand das IV. Korps, nördlich schlossen sich an dasselbe das IX., dann die rumänische 4. Division bis zum Wid. Wurden auch die Vortruppen des IV. Korps geworfen, so mißlangen doch ein Angriff auf Sgalewitza und zwei allgemeine Angriffe auf die ganze Stellung.



Mehemet Ali Pascha.

Osman Pascha hat augenscheinlich nur gegen Osten einen Scheinkampf zur Unterstützung der Pläne Mehemet Alis führen wollen, hätte er größere Erfolge beabsichtigt, so mußte er mit seinen ganzen 50 000 Mann vorstoßen. Der Erfolg wäre dann möglich gewesen, da das IX. Korps nicht zur Unterstützung des IV. rechtzeitig heraneilte. Günstiger für die Russen verlief der Vorstoß Inocutinskis und Skobelews auf Lowtscha, das am 3. September genommen wurde.

Dritte Schlacht von Plewna (7.—12. **September**). Da Mehemet Ali, wie oben bemerkt, im Osten drängte, hielt man es russischerseits geboten, gegen Plewna mit besserer Vorbereitung und geschickterer Durchführung das zu erreichen, was am 30. Juli mißlungen war. Von der Griwitzaschanze bis zur Tutschenitza werden 75 000 Mann zum Sturm angesetzt. Nachdem in der Nacht vom 6.—7. September Batterien gebaut sind, wird Plewna am 7. und 8. beschossen, am 8. treffen zwei rumänische Divisionen nördlich ein, der Wid wird überschritten, Karl von Rumänien führt den Oberbefehl. Unter dauerndem Artilleriekampf begann am Nachmittag des 11. der Sturm, die Griwitzaschanze

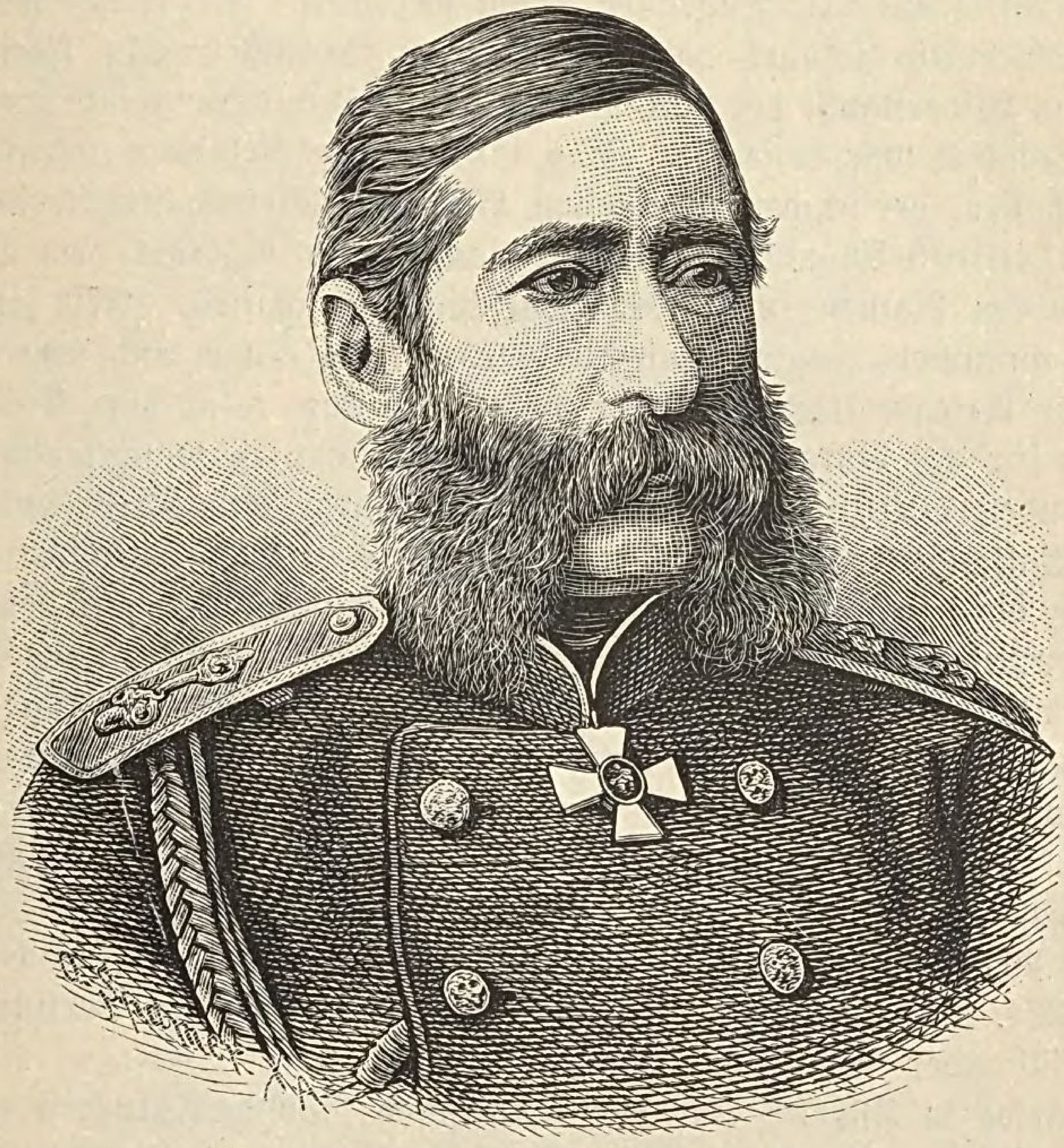
fällt in die Hände der Rumänen, bedeutet aber nichts, da sie von den rückwärtigen türkischen Werken beherrscht wird, der Erfolg des Feuergeistes Skobelews am 11., die Eroberung der Lowtschaschanzen auf dem linken Flügel, wird am 12. durch einen siegreichen Vorstoß Osmans vernichtet, die Russen büßten vom 7. bis 12. rund 13000 Mann ein, sie hatten außerdem eine moralische Schlappe erlitten. Osmans rührige Thätigkeit ließ die Schanzen bald wieder herstellen. An seinem Mute richtete sich derjenige seiner Truppen wieder auf. Trotz ihrer Überlegenheit an Zahl, trotz sehr starker Reiterei konnten die Russen Zuzüge nach Plewna nicht hindern, erst nach Ankunft der Garden und Grenadiere gelang die Einschließung und nach Ankunft des berühmten Ingenieurgenerals Todleben wurde diese zu einer zweckmäßigen.

Ehe dies jedoch geschah, waren Teile der Armee Mehemet Alis mit Teilen der russischen Ostarmee zwischen Kara- und Baniska-Lom bei Sinankioi und Tschairkioi handgemein geworden (14. und 24. September). Leider drang im Kriegsrate des Heeres Mehemet Alis Achmed-Ejub mit dem Gedanken durch, den äußersten rechten Flügel der Armee des Thronfolgers in der Richtung auf Tschairkioi anzugreifen. Hinzu kam, daß Mehemet Ali für seinen Zweck nur die Hälfte seiner Armee, und zwar weit auseinander gezogen, verwendete. Mangel an Übereinstimmung ließ den türkischen Angriff scheitern, die Türken wurden mit 2000 Mann Verlust über den Lom geworfen. Am 2. Oktober wurde Mehemet Ali in der Oberführung der Lomarmee durch Suleiman ersetzt, der unterdes einen letzten angriffsweisen Gegenstoß auf die russischen Stellungen mit keinem besonderen Erfolge versucht hatte. Reuf Pascha übernahm im Balkan den Oberbefehl. Die Gefahr eines türkischen Angriffs von Osten und Süden schien den Russen nun ausgeschlossen, in der rechten Flanke blieb aber Plewna.

Die türkischen Etappenpunkte Gorni Dubnjak (24. Oktober), Telisch (28.) und Dolnji Dubnjak (1. November) wurden von den Russen genommen, starke Abteilungen sicherten nach Westen (Lom Palanka) und Süden (Rosalitapaß) gegen türkische Entsatztruppen. Ein türkischer Vorstoß gegen die erste Grivitzaschanze mißlang, ein rumänischer Versuch, die Grivitzaschanze II zu nehmen, ebenso.

Einschließung Plewnas. Zur Einschließung Plewnas, die nun auf Drängen des russischen Kaisers mit aller Macht betrieben wurde, standen rund 120000 Russen und Rumänen mit 500 Geschützen zur Verfügung, Osman hatte 44000 Mann und 100 Geschütze, $^1/_6$ seiner Truppen muß aber als krank gerechnet werden. Nachdem Gurko, der seit dem 7. Oktober die ganze Kavallerie auf dem linken Ufer des Wid befehligte, mit sehr starken Kräften (40000 Mann) am 24. und 28. Oktober durch die Gefechte von Gorni Dubnjak, Telisch und Dolji Dubnjak Osman die Möglichkeit einer Verbindung mit den übrigen Heeresteilen in südwestlicher Richtung genommen, wurde der 70 km betragende Einschließungsring in sechs Abschnitte geteilt, elf volle Divisionen und mehrere Schützenbrigaden besetzten diese. Gurko hatte den Auftrag, mit seiner Kavallerie und zwei Gardedivisionen sich einem Entsatzversuch der türkischen Armee entgegenzustellen, die sich bei Sofia und Oranje bilden sollte, und die Besetzung des Landes westlich des Isker durchzuführen. Das Bild ist also folgendes: Eine große russische Armee schließt eine türkische in einer

Feldfestung ein und wird nach Osten, Südosten und Südwesten durch drei Armeen gegen drei Entsatzheere gedeckt. Die türkische Armee von Sofia war eine bunte Mischung der verschiedenwertigsten Truppen, sie zählte vielleicht 30000 Mann. Mehemet Ali erhielt den Auftrag, diese Armee zu führen, seine Front dehnte sich nördlich von Slatina im Etropol-Balkan bis nach Vercowizzu aus. Er setzte es sich zum Ziel, Osman Pascha nicht zu weit von Plewna einen Rückweg durch den Balkan offen zu halten. Durch die Kämpfe von Nowatschin, Etropol und Araba-Konak drängte Gurko Mehemet Alis Armee weit von Plewna ab. Am 4. Dezember wurde Mehemet Ali zur Verteidigung der Hauptstadt abberufen. Schakir Pascha folgte ihm.



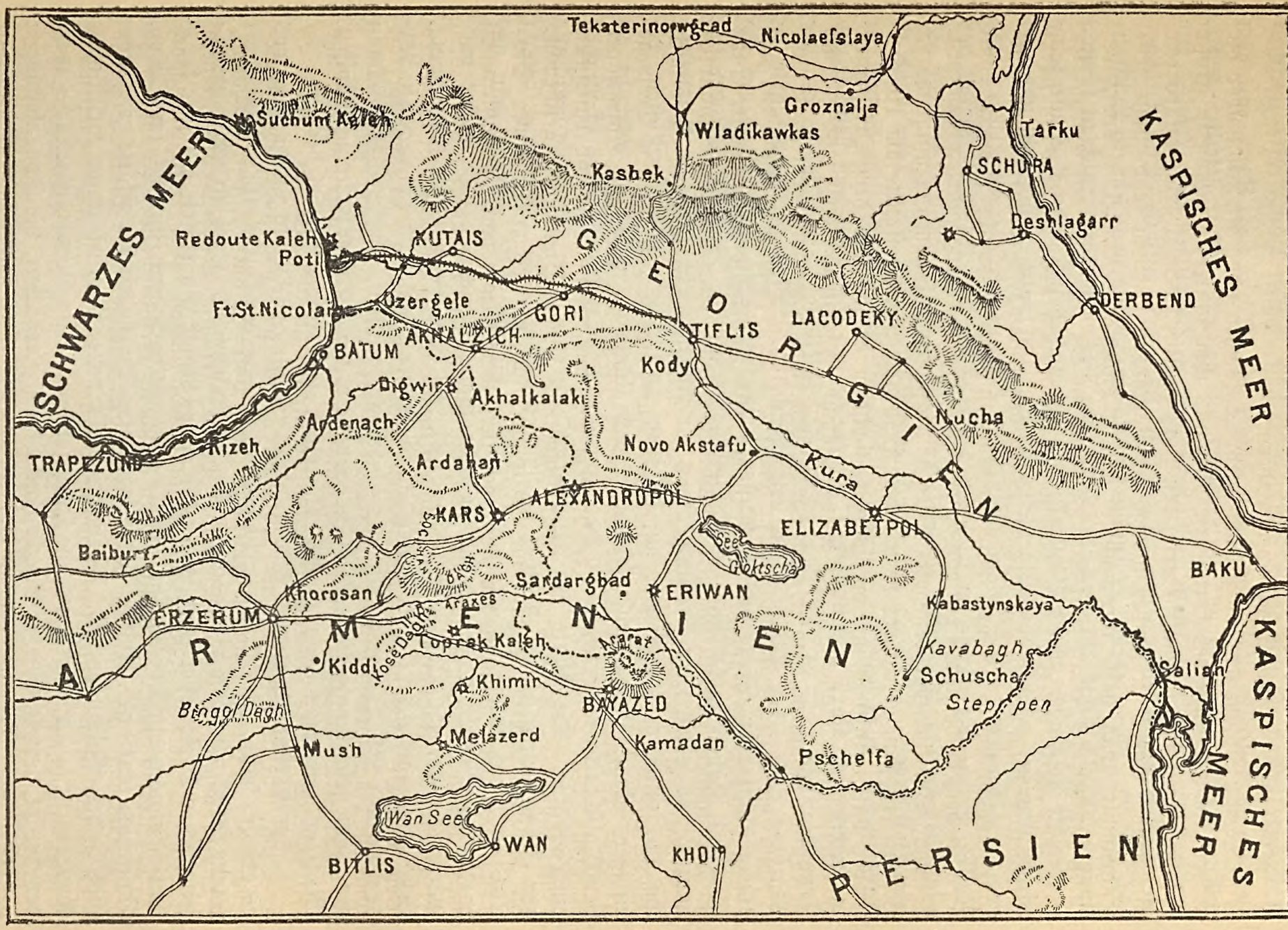
General Loris-Melikow.

Was hatte unterdes Suleiman, der neue Generalissimus der Lomarmee, begonnen? Eigentlich hätte man von dem Manne, der sich vom einfachen Gelehrten zum Feldmarschall durch Thatkraft emporgeschwungen, kühne Entschlüsse erwarten sollen. Der ganze Oktober und der größte Teil des November brachte nur Vorpostengefechte, die fast alle zum Vorteil der Russen ausfielen. Um von der türkischen Westarmee (Plewna und Mehemet Ali) Kräfte abzuziehen, erhielt Suleiman am 18. November dann den Befehl, gegen die russische Ostarmee vorzugehen. Er beschloß, gegen den linken Flügel des XII. Korps vorzugehen. Dies führte zu den Kämpfen bei Trestenik, in welchen die türkischen Angriffe abgewiesen wurden. Suleiman wollte nun den russischen rechten

Flügel werfen, auf Tirnowa vorgehen, Balkan- und Sofiaarmee hineinziehen und dann Osman entsetzen. Für die Ausführung des kühnen Gedankens fehlte es an Kräften — und an manchem andern.

Osman Pascha war in Plewna mehrere Wochen ohne Nachricht über die andern Armeen, als der Großfürst Nikolaus ihm schrieb, daß Gurko große Erfolge erzielt und ihn aufforderte, den Platz zu übergeben. Osman antwortete ablehnend. Am 7. Dezember waren die Vorräte in Plewna sehr zusammengeschrumpft, man hatte nur noch für einige Tage Lebensmittel. Osman beschloß für den 10. einen Durchbruchsversuch in der Richtung auf Gorni. Er setzte dazu 30000 Mann ein, die in der Nacht zum 10. den Widfluß überschritten. Kräftig mit Morgengrauen gegen den linken Flügel des sechsten Einschließungsabschnitts geführt, hatte der Vorstoß zunächst Erfolg, scheiterte dann aber an dem Widerstande der von Norden und Süden herangeführten Reserven, Plewnas Schicksal war besiegelt. Sieg, Entsatz oder Lebensmittelzufuhr waren nicht zu erhoffen, der schwer verwundete Held von Plewna streckte am 10. Dezember mit 40000 Mann die Waffen, nachdem er sich und dem Orte einen unverwischbaren Namen in der Kriegsgeschichte geschaffen. Erst jetzt durften die Russen aufatmen, wagten auch die Serben (vier Tage nach dem Falle von Plewna) die Kriegserklärung. Der Krieg eilt nun rasch dem Ende zu, der Hemmschuh für das Vorgehen gegen Süden, Plewna, ist ja weggeschafft. Ende Januar standen 100000 Russen südlich Adrianopel, eine Reihe von Kämpfen hatte den Balkanübergang erstritten. Man hatte in Konstantinopel zwar noch gehofft, daß die zum Teil durch Eisenbahn, zum andern Teil auf dem Seewege erfolgte Heranziehung der Armee Suleimans Gurko den Weg nach Adrianopel verlegen könne. Vergeblich. In breitem Strome ergossen sich die russischen Heere südwärts, Fuad Pascha war schon aus seinen Stellungen gescheucht, am 22. Januar brach Gurko von Philippopel auf, am selben Tage war Skobelew schon dort, während die Reste der türkischen Armee nach Konstantinopel zogen, dessen einzigen Schutz nur noch die Blumschen Tschataldschalinien bildeten. Am 31. Januar kam ein Waffenstillstand, am 3. März der Präliminarfriede von St. Stefano zustande, dessen Bestimmungen der Berliner Vertrag vom 13. Juli aber wesentlich änderte.

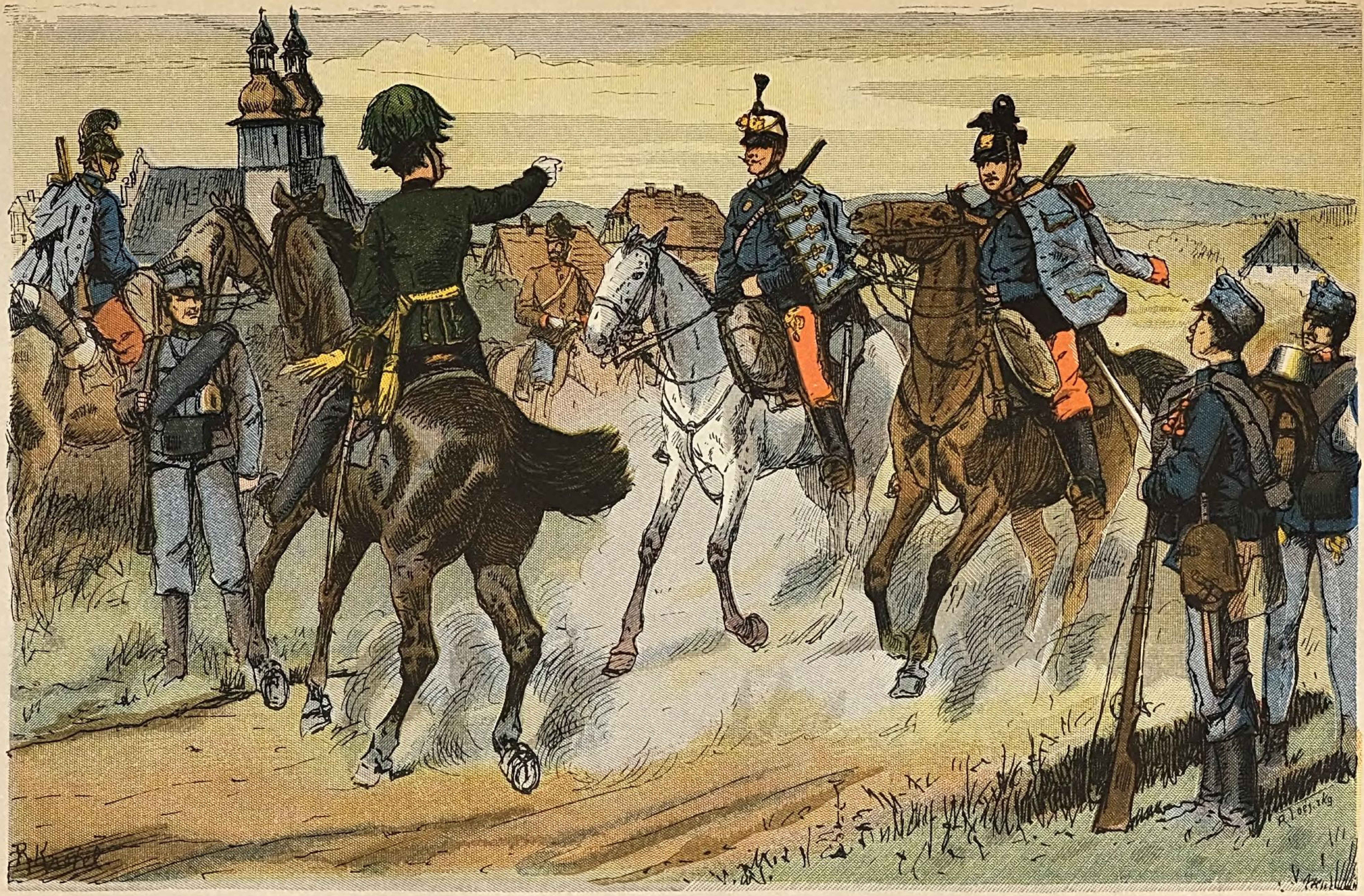
Der Krieg in Asien. Auf dem asiatischen, für den Angriff eine Reihe von Schwierigkeiten bietenden Schauplatze ergab sich als Ziel des Vorgehens Erzerum, das Straßenzentrum des Landes und die Hauptstadt von Armenien. Vier Straßen konnten benutzt werden, Poti-Batum-, Akalzik-Ardahan, Alexandropol-Kars, Erivan-Bajazid. Dem Oberführer Loris-Melikow, einem gebornen Armenier, standen fünf Infanteriedivisionen, eine Schützenbrigade, zwei Reiterdivisionen, 120000 Mann Fußvolk, 25000 Reiter, 350 Geschütze zur Verfügung, während die Gesamtkraft der Türken unter Mukhtar Pascha rund 60000 Köpfe und 200 Geschütze betrug. Am 24. April begannen die Russen den Vormarsch auf den genannten Straßen in vier Kolonnen: rechts über Batum 41. Division, über Ardahan 39. Division, auf Kars Loris-Melikow mit zwei Divisionen, links gegen Bajazid die 38. Division. Daraus ergaben sich zahlreiche Einzelkämpfe, bei Batum, bei Ardahan (16. und 17. Mai).



Skizze des asiatischen Kriegsschauplatzes.

Nach der Einnahme von Ardahan hatte Loris-Melikow die beiden mittleren Kolonnen vereinigt, um gegen Mukhtar Pascha, dessen Hauptkräfte zwischen Zevin und Delibaba mit dem linken Flügel die Straße nach Kars, mit dem rechten die nach Bajazid und so Erzerum mit gesamter Kraft geteilter deckte, vorzugehen. Die Tage von Sadischian und Zevin dürfen als Erfolge für die Türken angesehen werden, Kars war frei, der russische Einfall abgeschlagen. In übertriebener Hoffnung schwelgend, meinte man nun in Konstantinopel, daß Mukhtar mit 120 000 Mann die Russen werde vernichten können — schickte ihm aber weder Verstärkungen zu, noch beließ man ihm alle seine Linientruppen, ersetzte dieselben vielmehr zum Teil durch Landsturm und ungeordnete Haufen. Die Zeit bis September verging mit kleinem Kriege. Die Russen hatten die Pause zu benutzen verstanden, der neue Oberführer des asiatischen Heeres, Großfürst Michael, verfügte über vier Divisionen mehr als sein Vorgänger. Mukhtar stand nach dem Kampfe von Kizil Tepe nördlich Kars in sehr ausgedehnter Stellung. Der russische Versuch, ihn daraus zu vertreiben und Kars einzuschließen, führte zu den Gefechten von Yani-Kizil-Tepe-Alatschia (1.—4. Oktober), die als Vorläufer der Schlacht an der Alatschia (14.—15. Oktober) zu betrachten sind. Diese Schlacht führte zu einem glänzenden Siege für die Russen. Mukhtar ging durch Kars auf die Soghanli Höhen zurück und zog Verstärkungen an sich. Am 14. Oktober behauptete er jedoch seine Stellung gegen die Angriffe des Generals Heymann; am 15. wurde er gezwungen, auf Erzerum zu weichen, das die Russen, bei eifrigem Nachdrängen, leicht hätten nehmen können. Seit der Schlacht an der Alatschia war Kars von 41 Bataillonen, 52 Schwadronen, 146 Geschützen eingeschlossen. Die Werke der Festung erschienen veraltet, auch die Geschütze den Anforderungen der Neuzeit nicht entsprechend, die Besatzung betrug 20 000 Köpfe unter Hussein-Husni-Pascha. Russischerseits rechnete man auf hartnäckige Verteidigung und bot deshalb freien Abzug an. Da dieser verworfen wurde, entschloß man sich zum Sturme nach mehrtägiger Beschießung. Letztere begann am 11., der Sturm wurde in der Nacht vom 17. zum 18. November mit Glück, wenn auch mit schweren Verlusten, durchgeführt. Dann ging man sehr langsam vor, Erzerum wurde erst am 4. Januar eingeschlossen, Mukhtar hatte man schon am 25. Dezember nach Konstantinopel berufen.

Der Berliner Vertrag. Für Rußland brachte der Vertrag nicht das, was es erhofft hatte, die Türkei verschwand nicht von der Karte Das 1856 verlorene Stück von Bessarabien wurde seitens Rumäniens, Kars-Ardahan-Batum seitens der Türkei abgetreten, das selbständige Rumänien erhielt als sehr karge Entschädigung die Dobrudscha, Serbien — einen kleinen Zuwachs im Süden, Bulgarien ward als selbständiger Staat unter Oberhoheit der Pforte geschaffen, südlich des Balkan entsteht Ostrumelien als neue Provinz unter christlichem Gouverneur. — Bosnien und die Herzegowina — im Innern gärend — werden durch Österreich besetzt, Griechenlands Grenze reguliert, die Donaufestungen geschleift, die Mündung neutral erklärt. — Die „Östliche Frage" hatte damit eine Lösung gefunden, die man wohl nur eine vorläufige nennen kann. Rußlands Streben, die Erbschaft des kranken Mannes anzutreten, ist zu unverkennbar.



Österreichische Armee.

Dragoner. Jäger. Generalstab. Artillerie-Offizier. Husar. Ulan. Deutsche Infanterie. Ungar. Infanterie.



Übergang der österreichischen Truppen über den Bosnafluß.

3. Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch die Österreicher 1878.

Die Gärung in beiden Provinzen ließ die damals ohnmächtige Türkei Österreich die Herstellung geordneter Zustände dort übertragen — eine Besetzung war damit untrennbar verbunden. Österreich erhielt durch dieselbe unter anderm auch Gelegenheit, einen teilweisen Mobilmachungsversuch und eine praktische Probe der seit Jahren mit so vielen Kosten geschaffenen Vorbereitungen für den Gebirgskrieg anzustellen. Den Gegner dachte man sich nicht als geordnetes Heer, sondern als eine zusammengewürfelte Bande, an deren Spitze einige Beis ständen und welche durch Zuläufer aus den mohamedanischen Besatzungstruppen einen brauchbaren Zuwachs erführen. Österreich-Ungarn stellte drei Gebirgs-, eine Infanterietruppendivision, zusammen 56 ½ Bataillone, 14 ½ Schwadronen, 112 Geschütze, 12 Geniekompanien mit vier Brückentrains, 73000 Mann und 13000 Pferde. Alle Divisionen waren so selbständig als möglich organisiert. Feldzeugmeister Philippovich sollte von der Saw aus in Bosnien eindringen, Feldmarschalleutnant Jovanovich die Herzegowina besetzen; Kroatien, Slawonien und Dalmatien wurden durch besondere Abteilungen gedeckt. Die aufgebotenen Truppen erwiesen sich aber

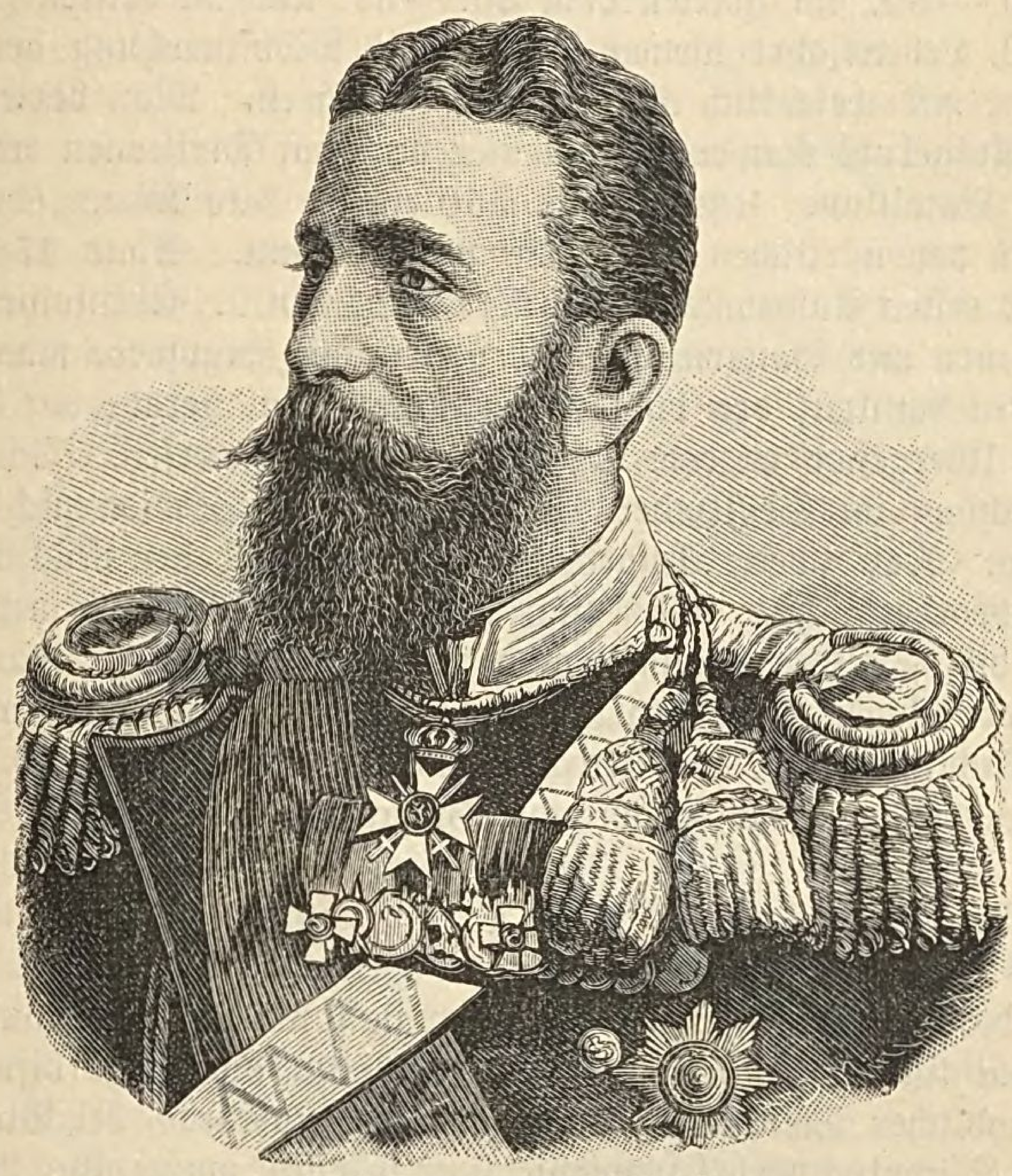
bald als unzureichend. In den armen, nur wenige Wege aufweisenden Gebirgsländern erhob sich die ganze muselmanische Bevölkerung unter islamitischen Fanatikern wie Hadschi-Loga, die bei Magloj eine österreichische Schwadron im Hinterhalt hinmordeten, gegen die Eindringenden, zwang die Christen, ihr zu folgen und stellte den Österreichern überall bewaffnete Haufen entgegen. In Bosnien mußte das Hauptziel des Vorgehens Serajewo sein, in der Herzegowina außer Mostar auch Trebinje und Livno besetzt werden; als gesichert durfte der Besitz erst dann angesehen werden, wenn die ganze aufständische Bevölkerung entwaffnet war. Die Kampfweise der Österreicher erwies sich als vorzüglich, sie scheuchten den fast immer in festen Stellungen sie erwartenden Gegner aus diesen durch Umgehung heraus. Dennoch erschienen die vorhandenen österreichischen Streitkräfte nicht ausreichend, da die Zahl der Gegner immer mehr zu wachsen begann. Mitte August befahl die österreichische Regierung daher neue Mobilmachungen und am Ende desselben Monats unterstanden Philippovich 159 Bataillone, 26 Genie-, zwei Fußartilleriekompanien, $29^3/_4$ Schwadronen, 43 Batterien mit 276 Geschützen, 20 Brückentrains in vier Armeekorps in Bosnien, eine Division und vier Brigaden in der Herzegowina, außerdem Besatzungstruppen in Dalmatien — überhaupt, die Nichtstreitbaren eingerechnet, 260 000 Mann und 100 365 Pferde. Die aufständischen Massen getrennt haltend, schlugen die Österreicher nun bald den Widerstand nieder, vollzogen, trotz verzweifelter Gegenwehr an manchen Stellen, die Eroberung der beiden Provinzen und verstanden denn bald dieselben so zweckmäßig einzurichten und zu verwalten, daß die Besatzungstruppen dauernd verringert werden konnten und Söhne des früher feindlichen Gebiets heute schon der allgemeinen Wehrpflicht genügen. Die Segnungen der geordneten Verwaltung leuchten den Bewohnern Bosniens und der Herzegowina ein und werden dieselben immer enger mit Österreich verknüpfen.

---

4. Der serbisch-bulgarische Krieg.

Gegenseitige Eifersucht hatte beim Berliner Vertrage Österreich Rußland kein starkes Bulgarien, Rußland Österreich kein starkes Serbien zugestehen lassen, daher der Grenzstrich, der die Bulgaren südlich des Balkan von denen nördlich desselben trennte, Ostrumelien unter Oberhoheit des Sultan beließ. Im April 1879 wurde Prinz Alexander von Battenberg von der Notablenversammlung in Tirnowa zum Fürsten von Bulgarien gewählt. Gleichzeitig war eine Verfassung geschaffen worden, laut welcher die Minister dem Fürsten und der Nationalversammlung (Sobranje) verantwortlich waren. Die dem Fürsten aufgezwungenen russischen Generale fühlten sich aber nur dem Zaren verantwortlich, da alle höheren Stellen im Heere und zum Teil auch in der Verwaltung sich in russischen Händen befanden, so war von Unabhängigkeit des Fürstentums kaum die Rede, nach Rußlands Willen sollte es auch nur ein vorgeschobenes Werk des Panslawismus sein. Die russischen Wühlereien nahmen von 1881 ab immer größeren Umfang, mehrfach sah sich der Fürst gezwungen, über russische Agenten in Petersburg Beschwerde zu führen. Der Höhepunkt der Spannung wurde 1883 erreicht, als der russische Geschäftsträger

mit Wissen des Kriegsministers eine Meuterei unter den zu größeren Übungen versammelten Truppen hervorzubringen versuchte, an der Ehrenhaftigkeit der höheren Offiziere und der Treue der Armee aber scheiterte. Fürst und Volk Bulgariens mußten nun mit den russischen Vertretern offen brechen. Das Ministerium der russischen Generale reichte die Entlassung ein, ein bulgarisches folgte ihm. Rußland berief nun die bedeutendsten Offiziere zurück. Der Fürst antwortete unter Beifall der Sobranje mit der Heimberufung der in Rußland kommandierten bulgarischen Offiziere. Im November kam zwar eine Einigung zustande, aber dauernd sollte der Friede doch nicht bleiben.

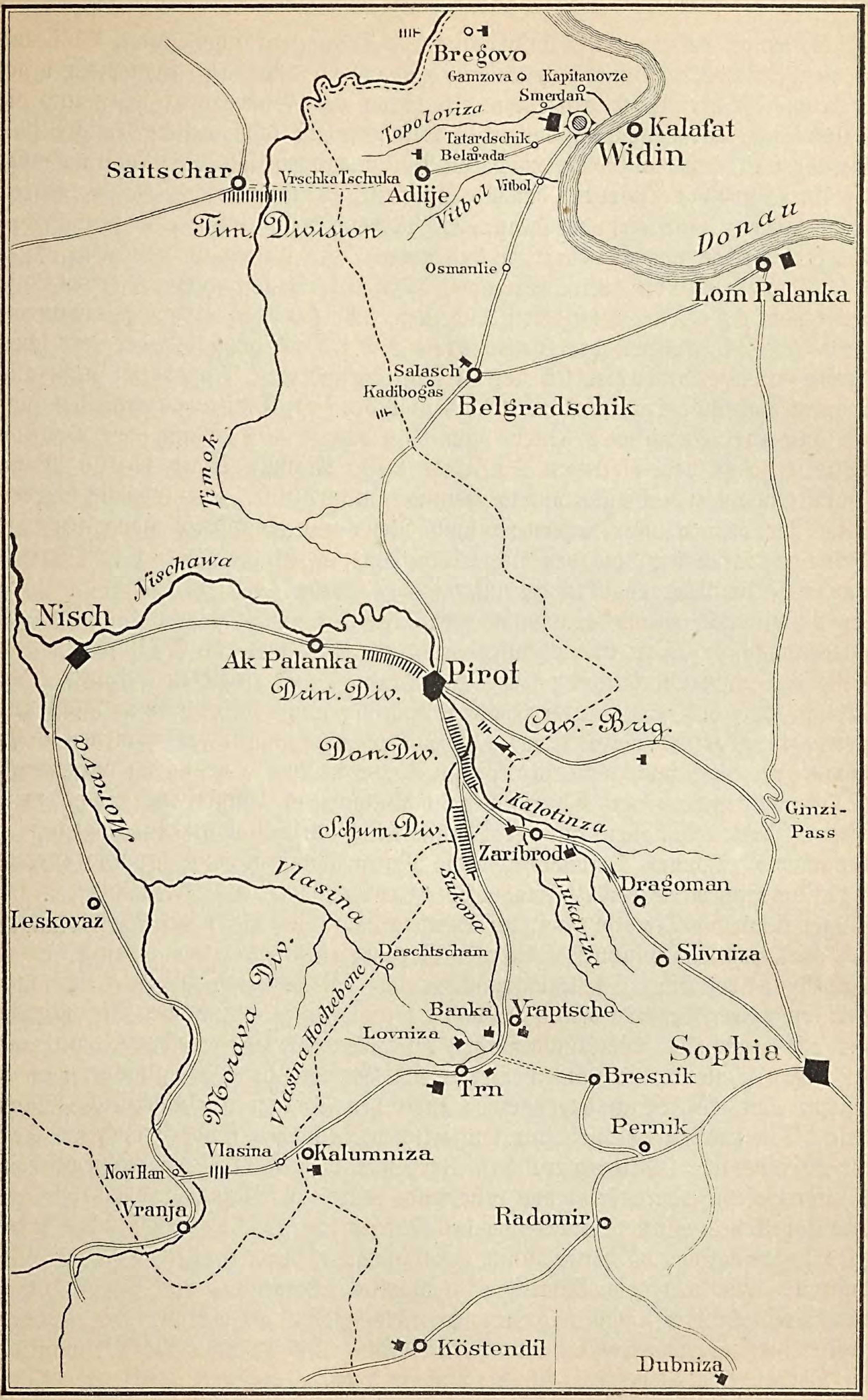


Fürst Alexander von Bulgarien.

Rußlands Wühlerein in Ostrumelien, seit 1880 durch Waffen- und Geldsendungen unterstützt, hatten zum Ziel, Rumelien und Bulgarien zu dem zu vereinigen, was es im Frieden von S. Stefano verlangt hatte, den Fürsten Alexander aber durch ein willfährigeres Werkzeug zu ersetzen. Der Aufstand in Ostrumelien kam zum Ausbruch, aber nicht in einem Augenblicke, der Rußland paßte, auch nicht mit den Folgen, die Rußland gewünscht hatte. Das nationale Ministerium Bulgariens hatte sich seiner Leitung bemächtigt, und Fürst Alexander mußte, wollte er Herrscher Bulgariens bleiben, die Sache des Volks zu der seinigen machen, den Bruch des Berliner Friedens auf sich nehmen. Daß er seinen sehnlichsten Wunsch verwirklichte und russischem Einfluß dabei die Thür wies, konnte Rußland nicht verzeihen. Die Streichung des Fürsten aus den Armeelisten, die

Rückberufung der russischen Offiziere sollte Bulgarien lahm legen, Volk und Fürsten trennen. Rußland hatte falsch gerechnet. Am 18. September brach in Rumelien der Aufstand aus, der Alexander zum Gouverneur setzen und die Vereinigung mit Bulgarien vollziehen sollte, am 22. schon befahl König Milan von Serbien, der das Gleichgewicht im Balkan bedroht sah, die Mobilmachung. Novibazar und das Amselfeld, das alte Serbien, sollte erkämpft werden. Es waren junge Armeen, die einander gegenüber standen, die serbische erst zwei Jahre vor dem Kriege neu gegliedert, in der neuen Organisation noch nicht gefestigt.

Das Gesetz von 1883 bestimmte, daß jeder Staatsbürger im ersten Aufgebot vom 20.—30., im zweiten vom 30.—37. und im dritten (Landsturm) vom 37.—50. Lebensjahre dienen sollte. Die Mobilmachung der serbischen Armee erfolgte mit wesentlich abgekürztem Verfahren. Man berief nicht alle Leute ersten Aufgebots ein, die Regimenter der fünf Divisionen erhielten statt vier nur drei Bataillone, letztere statt 750 nur je 600 Mann, der Division fehlten also an der wirklichen Sollstärke 3600 Mann. Statt 45000 Mann Infanterie des ersten Aufgebots erhielt man nur 27000. Ebensowenig wurden alle Schwadronen und Batterien mobil, Reit- und Zugpferde mangelten, die Geschütze waren veraltet, den bulgarischen unterlegen, gerade vor dem Kriege war man im Übergange zu dem System de Bange gewesen. Das Ergebnis der Mobilmachung im September 1885 lieferte in Serbien nicht mehr als 30000 Mann. Das zweite Aufgebot wurde erst nach den Rückschlägen von Sliwnitza einbeordert; hier stellte sich Mangel an Offizieren heraus. Den Monat, der bis zur Kriegserklärung noch verging, benutzte man nicht zur Vermehrung der obigen Truppenzahl, sondern nur zur unvollkommenen Vollendung der Mobilmachung, für Patronen wurde nur ungenügend vorgesorgt. Als der Vormarsch auf die Hauptstadt Bulgariens beschlossene Sache war, wurden drei Divisionen an der Straße Nisch-Bela-Palanka-Pirot gestaffelt, Schumadia-, Donau-, Drinadivision, die Morawadivision hatte ihre Vortruppen rechts bis zum Rand der Blasinahochebene vorgeschoben, als selbständiger linker Flügel stand die Timokdivision bei Saitschar, sie sollte gegen Widdin vorgehen. Die vier ersten Divisionen sollten, sich gegenseitig die Wege öffnend, durch Umgehung feindlicher Stellungen, deren man bei Zaribrod, bei Braptsche und Trn sowie bei Sliwnitza verhältnismäßig stark befestigt wußte, ihre Vereinigung vor der feindlichen Hauptstadt vollziehen. Serbischerseits rechnete man nur mit einem Teile des feindlichen Heeres als Gegner, den Rest glaubte man in Ostrumelien als Schutz gegen einen türkischen Angriff unabkömmlich. Man irrte darin sehr, nicht allein die bulgarischen Truppen, sondern auch ein Teil der ostrumelischen Milizen trat den Serben entgegen. Am 15. November in Philippopel die Kriegserklärung erhaltend, deckte sich Alexander durch sein die Oberhoheit des Sultans anerkennendes Telegramm zunächst den Rücken. Am 21. Oktober hatte er die Einberufung der Landwehr (Leute im Alter von 29—55 Jahren) angeordnet, zehn Bataillone der mobilen Armee aus Rumelien abberufen und eine starke Befestigung der obengenannten Stellungen befohlen, die auch eifrigst betrieben wurden. Zunächst der bedrohten Grenze stand die Westdivision bei Sofia, 15000 Mann.



Stellung der serbischen und bulgarischen Truppen am 14. November.

Gerade vor dem Kriege waren durch Abgang der russischen Offiziere die wichtigsten Posten frei geworden, ein neuer junger Kriegsmeister, ein neuer Generalstab, neue Führer für Bataillone u. s. w. hatten die Mobilmachung zu vollziehen; eine einzige ungenügende, über einen Paß führende Eisenbahn stand zur Verfügung und dabei mußte die ganze Armee vom äußersten Osten zum äußersten Westen verschoben werden. Fast alles hatte plötzlich neu geschaffen werden müssen und zwar mit unzulänglichen Mitteln, und dennoch gelang es, im Laufe des Feldzugs mit Stärken aufzutreten, die diejenigen des ordentlichen Mobilmachungsplans weit übertrafen. Die Regimenter rückten mit vier statt drei Bataillonen aus, die Artillerie kam auf 96 Feld- und 12 Gebirgsgeschütze, 24 Kanonen der Fußartillerie und 32 der Artilleriereserve. Aus vier Schwadronen wurden 20; die ostrumelischen Milizen eingeschlossen verfügte man im Laufe des Feldzugs über 60000 Mann. Eine staunenswerte Leistung.

Aus dem Vorgehen in breiter Front, durch das man einesteils die Schwierigkeiten der sehr gebirgigen Gegend, anderenteils den Widerstand der feindlichen Vortruppen am leichtesten überwinden und bei einem ernsten Kampfe um die befestigte Stellung von Sliwnitza starke Truppen im Süden zur Umfassung bereit haben wollte, ergaben sich Teilgefechte im Grenzgebiet, bei Zaribrod, im Dragomanpaß, bei Trn zu gunsten der Serben, die hier natürlich überlegen. Am 16. November abends traf Fürst Alexander, seinen Truppen vorauseilend, über Sofia bei Sliwnitza ein. Er hatte diese Stellung im Oktober selbst ausgewählt und stark befestigen lassen, die Front lag, quer über die große Straße Zaribrod-Sofia hinwegreichend, günstig sowohl zur Abwehr eines Angriffs in der Front, als auch für den Rückzug auf Sofia. Letzterer konnte nur durch eine Umfassung der Serben von Süden her bedroht werden. Schützengräben und Schanzen, die zum Teil auch Festungsgeschütz trugen, verstärkten die Stellung. Am Vormittag des 17. hatte der Fürst zur Besetzung der Stellung 18 Druschinen Infanterie, darunter zwei von den aus Ostrumelien in Gewaltmärschen sich nähernden, sechs Batterien und vier Schwadronen, zusammen 12000 Mann, bis zum Abend wuchs die Zahl durch Verstärkungen auf 19000. Serbischerseits war der Gedanke eines allgemeinen Angriffs für den 17. auf den Wunsch des Kommandeurs der sehr mitgenommenen Schumadiadivision aufgegeben worden. Da bis 10 Uhr früh ein Angriff nicht erfolgte, der Nebel auch die Übersicht hinderte, fürchtete Alexander, die Serben könnten sich gegen seinen linken Flügel vereinigen. Um dies zu hindern, befahl er dem Führer seines rechten Flügels, seinen nachherigen Verräter, Rittmeister Bendoreff, einen Scheinangriff auszuführen. Dieser traf auf die serbische Donaudivision, welche die bulgarischen Bataillone warf, sich dann zum Angriff entwickelte, von der serbischen Kavalleriebrigade unterstützt wurde — aber die Bulgaren nicht aus der Stellung zu vertreiben vermochte. Nicht größeren Erfolg hatte die zum Angriff gegen die Mitte und den linken Flügel vorrückende serbische Drinadivision. Am Abend warfen sogar bulgarische Bataillone die Donaudivision bis zu den Trn-Ursi-Höhen zurück. Die Schumadiadivision kam nicht zum Eingreifen, die Morawadivision erreichte Bresnik. Das Resultat des 17. war für die Serben eine Niederlage, für die Bulgaren ein mindestens mittelbarer Sieg.



Rückzug der Serben aus Pirot am 27. November 1885.

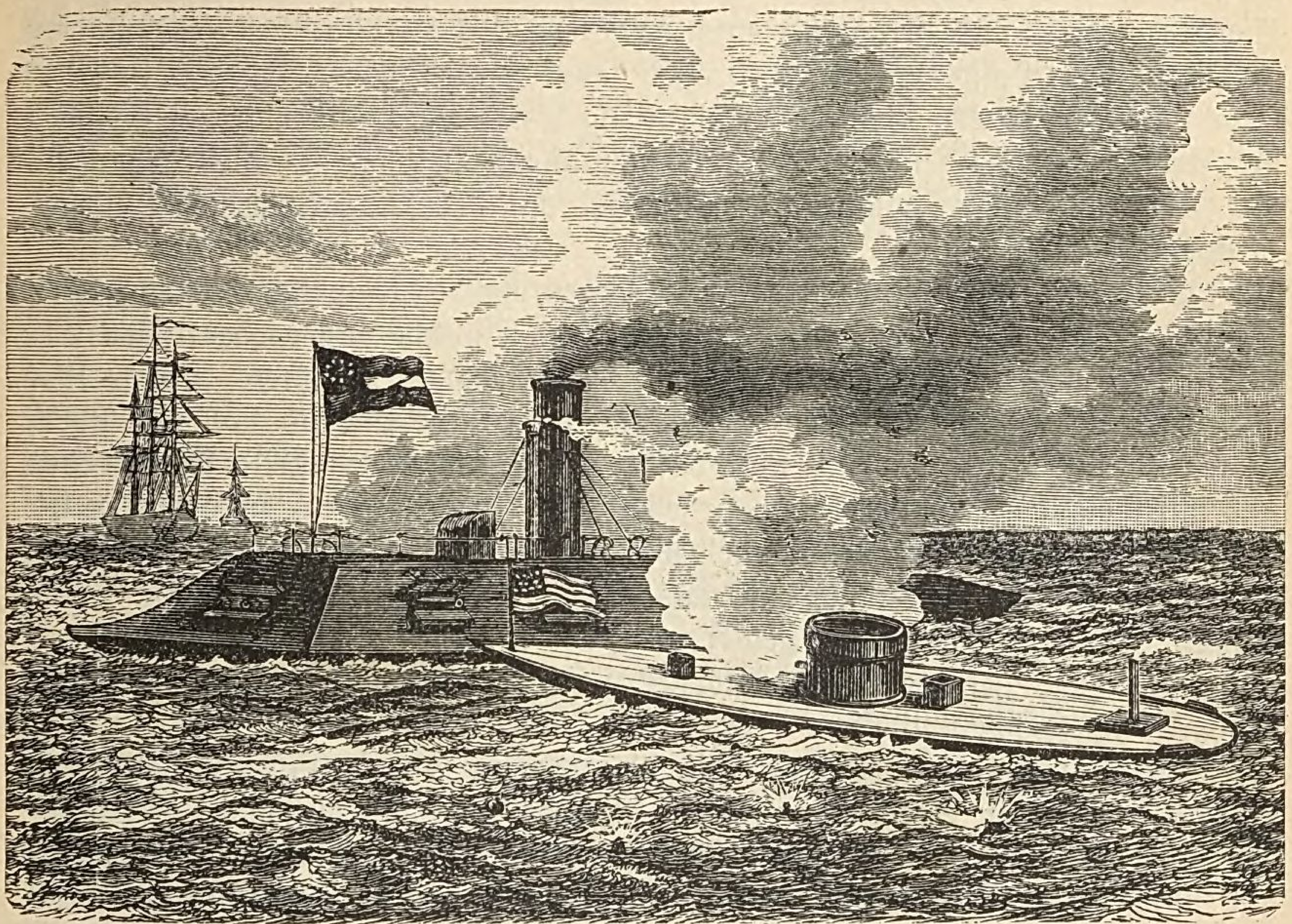
In der Nacht zum 18. trafen in Sliwnitza sieben Druschinen Infanterie und eine Batterie ein. Dank dieser Verstärkungen war es leicht möglich, die Angriffe der serbischen Drinadivision auf den linken bulgarischen Flügel, an welchem sich auch Teile der Schumadiadivision beteiligten, abzuschlagen. Die Morawadivision hatte dagegen bei Bresnik vier bulgarische Bataillone vernichtet, der bulgarische rechte Flügel am Nachmittage die Trn-Ursi-Höhen genommen. Auch dieser Tag schloß bei Sliwnitza selbst also ungünstig für die Serben.

Dritter Gefechtstag. Im bulgarischen Hauptquartier trafen in der Nacht zum 19. beunruhigende Nachrichten über das Vordringen starker serbischer Kolonnen über Bresnik auf Sofia ein. Obwohl Minister Karawelow von großer Bestürzung in der Hauptstadt meldete, ja sogar von Verschwörungen Zankoffs gegen den Fürsten, beschloß der Fürst doch in der Stellung auszuharren, und erklärte, daß er, nach Eintreffen der erwarteten letzten Verstärkungen (rund 12000 Mann) zum Angriff übergehen und mit vorgenommenem rechten Flügel die Serben an die türkische Grenze drücken wolle. Dann übergab er das Kommando an Major Panoff und fuhr am 19. früh in die Hauptstadt, die sein Erscheinen beruhigte. Geschützdonner von Sliwnitza her rief ihn dorthin zurück. Bendoreff hatte gegen den ausdrücklichen Befehl des Fürsten mit dem verstärkten rechten Flügel die Serben auf den Trn-Ursi-Höhen angegriffen, Panoff zur Unterstützung gezwungen, während gleichzeitig die serbische Morawadivision den bulgarischen linken Flügel unter Popoff scharf angriff. Als Alexander anlangte, fand er Bendoreffs Flügel in Besitz der Trn-Ursi-Höhen, aber zu weiterem Angriff kaum noch fähig, der Kampf auf dem linken Flügel war nicht entschieden. Der letzte Versuch der Serben, die Sliwnitzastellung zu nehmen, war mißlungen. Am 20. November begann der serbische Rückzug, eine sofortige Verfolgung der Bulgaren trat nicht ein, am 20. und 21. mußte eine Neuordnung der nicht in höhere Einheiten zusammengefaßten Truppen eintreten. Die aus Ostrumelien herbeorderten Regimenter hatten geradezu ungeheure Anstrengungen erlebt, ein Regiment legte z. B. in 38½ Stunden eine Strecke von 100 km Luftlinie zurück, überschritt dabei einen Paß und marschierte im Schnee.

Am 21. begann der Vormarsch der Bulgaren in drei Kolonnen. Der Fürst verfügte nun über circa 40000 Mann und 100 Geschütze, war den Serben an Zahl also weit überlegen. Im serbischen Hauptquartier hatte man sich zur Versammlung der vier Divisionen in einer Stellung bei Pirot entschlossen. Nachhuten der Serben hielten die bulgarischen Kolonnen in den Gebirgspässen einige Zeit auf; am 26. rückten die Bulgaren erst in die Ebene von Pirot ein, wo die serbische Armee Stellung genommen hatte. Der Angriff der Bulgaren am 27. umfaßte einen Flügel der Serben und trennte sie zugleich in der Mitte, der Siegeszug des Fürsten Alexander hätte weit hineingehen können in serbisches Gebiet, wenn nicht das Dazwischentreten der Mächte dem Kriege ein Ende machte. Die Ausnutzung des im siegreichen Kampfe Errungenen war dem Fürsten Alexander nicht lange beschieden. Russische Ränke schufen eine Verschwörung, in welche auch eine große Zahl von Offizieren verwickelt war, der Staatsstreich vom 21. August 1886 beraubte Bulgarien seines Fürsten, den Volk und Heer als Helden gefeiert und den dennoch ein Teil des Heeres — welcher sein bester sein sollte — verriet.

II. Abteilung.

Die Kriege in Amerika.



Merrimac und Monitor im Kampfe.

1. Unter dem Sternenbanner.

Bilder aus dem Sezessionskriege der Nord- und Südstaaten der Union während der Jahre 1861—65.

Das erste Jahr. Die modernen Kriege der westeuropäischen Kulturstaaten zeichnen sich durch die Energie aus, mit der sie geführt worden sind. Geschulte Massenheere auf beiden Seiten. Alles drängt zu einer schnellen Entscheidung. Denn Handel und Wandel, die ganze Thätigkeit der kriegführenden Nationen, ja sogar der Handelsverkehr der nicht unmittelbar beteiligten Staaten leidet unter der Geißel des Krieges. Lange ist solcher Zustand nicht zu ertragen; dazu fehlt es an Mitteln, und die Nichtkriegführenden, aber in ihrem Handelsverkehr Mitleidenden mischen sich schließlich hinein, um, sei es auf friedlichem, sei es auf gewaltsamem Wege, dem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen.

Alles dies ist ganz anders drüben in Nordamerika. Drüben kennt man keine geschulten Heere. Daher ein wildes Kriegführen, oft ohne erkennbares

Ziel, und tagelange entscheidungslose Kämpfe. — Der Kriegsschauplatz umfaßt ungeheure Räume. Vom Atlantischen Ozean erstreckt er sich, in der Luftlinie gemessen, etwa 1875 km westwärts ins Land hinein, 1500 km mißt er von Nord nach Süd. Auf diesem weiten Gebiete: unwegsame Gebirge, undurchdringbare Urwälder; das Land ist äußerst dünn bevölkert, bietet also großen Heeren keine Existenzmittel; Land- und Wasserstraßen sowie Schienenwege sind nur in dürftiger Zahl vorhanden. Von ihrer Benutzung hängt die Ernährung, die Existenz der Armeen ab. Daher sind die Unternehmungen an diese Straßen gebunden, die Zerstörung dieser wichtigen Bindemittel mit den Magazinen oft von entscheidendem Einfluß.

Schon diese Andeutungen werden genügen, um den Unterschied eines solchen Krieges gegenüber den europäischen darzuthun. Solche außerordentlichen Erscheinungen sind besonders lehrreich für die Kriegswissenschaften. Lange Zeit aber sind die Lehren jenes großen Krieges jenseit des Ozeans von uns überklugen Kriegsleuten in Europa nicht voll gewürdigt worden. Teils beschäftigten uns unsre eignen Angelegenheiten zu sehr, teils glaubten wir in unserm Dünkel, Bruder Jonathan da drüben könne wohl schöne Baumwolle, Leder und Speck, aber keine Regeln der Kriegskunst nach Europa bringen. Doch ist man in den letzten Jahren andrer Ansicht geworden. Die in dem vierjährigen Sezessionskriege zu Tage geförderten Goldkörner sind bereits zum Teil in gangbare Münze umgewandelt worden.

Es ist männiglich bekannt, wie die Königin Beß (Elisabeth) das Land drüben durch einen Seehelden in Besitz nehmen ließ und wie dann die Glaubensvergewaltigungen der Stuarts viele brave Männer aus England forttrieben, um in den amerikanischen Urwäldern den Kampf mit der Natur statt daheim mit dem Gewissen zu führen. Der „rote Mann", dem vor Ankunft der Weißen das ganze weite Land gehörte, wurde immer mehr in die Wildnis zurückgedrängt und bald kämpfte er nur noch in einzelnen Überfällen und mit ersterbenden Kräften um sein Dasein gegen die Ansiedler. Zu Macht und Ansehen gelangt, schüttelten diese das Joch des gelderpressenden Mutterlandes ab. Das große Werk Washingtons, die Nordamerikanische Union, erhob sich durch Erweiterung ihres Gebietes, unausgesetzte Einwanderungen, innere gedeihliche Entwickelung, durch regen Handel und Wandel zu immer höherer Blüte. Doch zeigten schon frühzeitig die Staaten des Südens ganz andre Interessen als die des Nordens. Die Begründung hierfür liegt in der geschichtlichen Entwickelung des Landes und der Verschiedenheit der Volkswirtschaft. Im Norden herrschte die freie bürgerliche Arbeit, Handel und Schiffahrt, Gewerb- und Fabrikthätigkeit vor, die Sklaverei war abgeschafft; im Süden war es der große Grundbesitz und ausgedehnte Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Tabak u. s. w., zu dessen Bestellung die großen Eigentümer Sklaven notwendig hatten, und der Großhandel in wichtigen Seestädten, wie New Orleans und Charleston. Erbitterte Parteikämpfe waren zwischen Norden und Süden seit Gründung der Union geführt worden; dieselben nahmen an Schärfe zu, je mehr die Frage der allgemeinen Aufhebung der Sklaverei sich einer endgültigen Entscheidung näherte. Als dann im November 1860 von der Partei des Nordens Abraham Lincoln

zum Präsidenten der Republik gewählt worden war, traten die Südstaaten aus dem Verband der Union. Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas, Nordcarolina und Tennessee bildeten zusammen die „Konföderierten Staaten von Nordamerika" und wählten sich in der Person des leidenschaftlichen Jefferson Davis ihren eignen Präsidenten. Mit Gewalt wollten sie durchführen: „Aufrechterhaltung der Sklaverei, mit andern Worten Oberherrschaft über den Norden." Sie bemächtigten sich sofort der gefüllten Zeughäuser und Forts; der Widerstand des Forts Sumter wurde mit Gewalt gebrochen. Da griff denn endlich auch der Norden zu den Waffen, und so entstand aus einer scheinbar geringfügigen Ursache ein Kampf, welcher vier Jahre währen und Hunderttausende von Menschenleben sowie Milliarden an Kriegskosten verschlingen sollte.

Diese ungeheuren Verluste an Geld und Leuten sind wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß bei der geographischen und politischen Lage der nordamerikanischen Union, ebenso wie im Mutterlande ein starkes Friedensheer als ein ganz unnötiger Luxus angesehen werden durfte. Zur Sicherung der Grenzen und Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande genügten wenige Tausend Mann. — Woher nun aber Truppen nehmen, als der Krieg ausbrach?!

Die reguläre Armee der Vereinigten Staaten betrug nur 12000 Mann; die Miliz, welche aus allen freien weißen Männern vom 18. bezw. 21. bis zum 45. Lebensjahre bestand, zählte vor dem Ausbruch des Krieges über drei Millionen Streiter; sie durfte nur infolge eines besonderen Kongreßbeschlusses außerhalb der Grenzen ihrer engeren Staaten verwendet werden. Da aber weder regelmäßige Einberufungen zum Waffendienst stattfanden, noch geordnete Listen geführt wurden, so standen die drei Millionen lediglich auf dem Papier; ihre Organisation, Ausbildung und Disziplin befanden sich auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Not trieb jetzt, als es zum Kriege kam, dazu, Armeen durch Aufgebot von Freiwilligen zu bilden. Wer ein Regiment zusammenbrachte, war dessen Oberst, wer ein Bataillon — Major, wer eine Kompanie — Hauptmann. Es kam also ein sonderbares Offizierkorps zusammen, zusammengewürfelt aus Menschen, die keine Ahnung vom Kriegsdienst und Kriegswesen hatten. Die massenhaft herbeiströmenden Freiwilligen folgten dem Rufe zum Sternenbanner zwar mit Begeisterung, aber ihr Kampfeseifer entsprang oft nur der Freude an Abenteuern. Ihnen fehlte gänzlich militärische Ausbildung. Diese sollte erst durch einen langen Krieg mit unermeßlichen Opfern gewonnen werden. Den einen Fehler brachten die zur Fahne Eilenden übrigens alle mit: daß sie es nicht vermochten, sich einem höheren Willen zu fügen. Wir wollen von der alles Erdenkliche übersteigenden Unwissenheit mancher Offiziere, die vorher nie Soldat gewesen, kein Beispiel anführen; ein nordisches Blatt riet mit bitterer Satire dem feindlichen General, seinen Leuten das Schießen auf Unionsoffiziere zu verbieten, weil sie für ihn die besten Verbündeten seien. Noch ungünstiger würde sich die Lage der Unionsarmee gestaltet haben, wenn sie nicht in dem zuletzt durch etwa 80000 Mann vertretenen deutschen Elemente einen Kern und eine Kraft besessen hätte, welche dem Feinde die höchste Achtung einflößte und in den folgenden Zeilen oft rühmende Erwähnung finden wird.

Besonders fehlte es dem Norden anfangs an Artillerie und Kavallerie. Der vom früheren Kriegsminister nach den Zeughäusern der Südstaaten geschaffte ansehnliche Vorrat an Waffen und Artillerieausrüstung war den Aufständischen in die Hände gefallen, ebenso die große Geschützgießerei in Richmond, endlich der Inhalt mehrerer Marinearsenale an verschiedenen Punkten des Unionsgebietes.

Etwas besser sah es bei den Südstaaten aus. Die Brüder und Söhne der „Baumwollbarone" dienten nach ihrer Ausbildung auf der Militärakademie zu Westpoint mit Vorliebe einige Jahre als Offiziere im stehenden Heere. Jetzt, bei der Trennung von Nord und Süd, eilten sie natürlich in die Reihen der südstaatlichen Regimenter, die meisten der vorhandenen Generale und Obersten finden wir auf dieser Seite. — Unter dem Vorwande, gegen etwaige Sklavenaufstände gerüstet sein zu müssen, hatte sich der Süden außerdem nach und nach eine stehende Miliz geschaffen. Die Konskription wurde hier als Gesetz eingeführt; auch behielt sich der Präsident die Ernennung der Offiziere vor. Präsident Jefferson Davis verordnete die Bildung einer regulären Armee von 25 000 Mann und rief 150 000 Freiwillige unter die Waffen. Als früherer General im Feldzuge gegen Mexiko besaß er Kenntnisse im Militärwesen. Dem Charakter der Bevölkerung gemäß suchte er der Armee des Südens ein Übergewicht an Kavallerie und namentlich schwere Artillerie zu verschaffen. Mit seltener Raschheit wurden an allen Küstenplätzen Kauffahrteischiffe zu Kriegsschiffen umgewandelt und die festen Plätze ausgerüstet.

Alle zu einer guten Organisation notwendigen Einrichtungen, die Vorbedingungen einer thatkräftigen Kriegführung, Fuhrwesen und Feldlazarette, Brücken- und Lagermaterial, militärische Eisenbahn- und Telegraphenbehörden, Spezialkarten u. s. w. fehlten auf beiden Seiten vollständig. Hier wie dort ließ sich die Militärverwaltung die schändlichsten Betrügereien und Unterschleife auf Kosten der Truppen zu schulden kommen.

Am traurigsten sah es mit der höheren Truppenführung aus, von welcher die Herren Generale auf beiden Seiten keine Ahnung hatten. Die ganze Kriegführung war zuerst nur ein rohes Versuchsspiel mit den armen Soldaten, welchen man die furchtbarsten Anstrengungen, ja Unmögliches zumutete. Bei einer Unternehmung im Winter, für welche der unionistische General Burnside in seinem Tagesbefehle schon den Sieg angekündigt hatte, blieb die Armee buchstäblich im Kote der grundlosen Wege stecken und kehrte nach zwei Tagen in einem schrecklichen Zustande in ihre Blockhäuser zurück. Ungeheuerliche Schlachten und Gefechte wurden oft im undurchdringlichen Dickicht des Urwaldes mehrere Tage hintereinander geschlagen. Immer dasselbe Bild: eine lange Schützenlinie, zu welcher sich allmählich Bataillon auf Bataillon auflöst; ein ungeregeltes Schießgefecht von Infanterie und Artillerie, dazwischen auch Massenangriffe bald von dieser, bald von jener Seite, ohne daß es irgend zu einem Durchbruch der feindlichen Schlachtordnung kommt, Einzelverbrauch ganzer Brigaden und Divisionen, keine zu rechter Zeit verfügbaren Reserven, überhaupt keine einheitliche Gefechtsleitung in solchem tagelangen blutigen Ringen um die Entscheidung. Und ist diese endlich errungen, dann sind die Führer geistig, die Truppen körperlich nicht im stande, sie auszunutzen; dann sind Monate

erforderlich, um die Ordnung, die Disziplin wieder herzustellen, die schweren Verluste wieder zu ersetzen.

Im Laufe des Krieges stieg zwar allmählich die Brauchbarkeit der Soldaten und die Tüchtigkeit der Generale; wie viel Blut, welche unermeßlichen Verluste hatte diese erbärmliche Kriegführung bis dahin aber schon gekostet!

Während dieses Riesenkampfes waren Schulen und andre Anstalten der allgemeinen Wohlfahrt teils geschlossen, teils ganz aufgehoben, die Schüler zerstreut, die Lehrer in die Regimenter verteilt, die Kirchen und Bethäuser in Kasernen oder Spitäler verwandelt.

So verbreitete sich Verwilderung über einen großen Teil der Bevölkerung des Südens, die Erwachsenen wurden der gewohnten religiösen Zucht entfremdet und die Jugend wuchs empor ohne alle Erziehung und Belehrung!

Um gerecht zu sein, darf man jedoch an den amerikanischen Krieg nicht den gewöhnlichen Maßstab legen. Außer den eigentümlichen, für den großen Krieg nicht geeigneten Armeeverhältnissen bot auch die erwähnte ungeheure Ausdehnung des Kriegstheaters für einen Operationsplan nach einheitlicher Idee kaum zu überwindende Schwierigkeiten.

Die Eisenbahnen und die größeren Ströme spielen bei der Kriegführung in Amerika eine noch viel wichtigere Rolle als in Europa, weil sie die Hauptstraßen und oft die einzigen Wege sind, welche die Verbindung der auf verschiedenen Kriegsschauplätzen kämpfenden Heere untereinander und mit dem Innern des Landes, behufs der Verpflegung, des Ersatzes u. s. w., vermitteln. Ähnlich verhält es sich mit den Strömen, welche bei ihrer großen Breite und Tiefe von der Mündung an bis hundert Meilen tief in das Land hinein für große Kriegsschiffe fahrbar sind. Auf dem Mississippi, dem Potomak, wie auf dem James-River, Cumberland und Tennessee traten zahlreiche Flotten auf und unterstützten aufs wirksamste die Unternehmungen der Landarmee.

Um den Besitz von Flüssen und Eisenbahnstraßen, auf denen allein der Lebensmittel- und Truppentransport erfolgen konnte, sind daher manche kriegerische Unternehmungen vollführt worden, zahlreiche Gefechte geliefert, ja sogar größere Schlachten geschlagen worden. Es galt, sowohl längere Eisenbahnstrecken für die eigne sichere Benutzung sicher zu stellen, als auch solche Linien, die im Besitze des Feindes waren, zu zerstören. Anderseits wurden behufs Herstellung der nötigen Verbindungen nicht selten Eisenbahnen unter ganz außerordentlichen Schwierigkeiten gebaut, so daß die Armeen kaum minder eifrig nach Spaten und Schaufel als nach Säbel und Schußwaffe zu greifen hatten. Oft galt es, Thäler zu überbrücken und Felsen zu durchsprengen, namentlich in den Felsenpässen des Cumberlandgebirges.

Wie die Verhältnisse lagen, war den Nordstaaten die Rolle des Angreifers zugewiesen; sie mußten die abgefallenen Südstaaten zur Botmäßigkeit zwingen und zu diesem Zwecke deren Gebiete besetzen, deren Streitkräfte vernichten und durch Abschließung von der Außenwelt ihnen die Mittel zum Kriegführen nehmen. Richmond, die in Virginien gelegene Hauptstadt der Konföderierten, bildete das Hauptangriffsziel der Unionsheere. Den letzteren rückten naturgemäß die Hauptkräfte der Südstaaten entgegen und bedrohten ihrerseits die Hauptstadt

des Nordens, das nur etwa 180 km von Richmond entfernte Washington. Infolgedessen fanden die Entscheidungsschlachten dieses verheerenden Krieges in dem auf Seite der Konföderierten stehenden Virginien statt. Von breiten, wasserreichen Strömen durchzogen, bot dieser Landstrich der mächtigen Flotte der Union treffliche Gelegenheit, die Unternehmungen des Landheeres kräftigst zu unterstützen. Die Pässe und Thäler des Alleghanygebirges, die westliche Grenze dieses Kriegsschauplatzes, spielten in diesen Kämpfen außerdem eine hervorragende Rolle.

Bedeutende Streitkräfte sendet die Union auch nach dem fernsten Westen des Kampfgebietes, nach den Ufern des mächtigen Mississippi, des Vaters der Ströme, und nach dessen Nebenfluß, dem Ohio, auf denen die reichen Mittel des Binnenlandes den Küstenlandschaften zugeführt werden. Die Konföderierten haben beide Ströme mit starken Sperren versehen, während an den Ufern mächtige Forts den Schiffen und dem Landheere des Gegners mit ihren Geschützen ein donnerndes Halt zurufen. Auch hier kommt es zu heißen Kämpfen, in denen die Kanonenboote der Nordstaaten eine ganz besondere Thätigkeit entwickeln.

Durch die weite Strecke zwischen dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatze führen mehrere Eisenbahnen, um deren wichtigen Besitz heftig gestritten wird, so daß dieses Gebiet eine dritte Kampfstätte bildete. Außerdem kommt noch die ganze Meeresküste von der Mündung des Potomak bis zu den fernen Gegenden von Texas in Betracht, eine Linie von etwa 5250 km. Hier galt es für die Union, eine strenge Blockade der Seehäfen durchzuführen, um den Konföderierten die Möglichkeit zu nehmen, Kriegsmittel aus Europa heranzuziehen. Gerade zur See hat die Union Außerordentliches geleistet und Anstrengungen gemacht, welche die ganze Welt in Staunen setzten. Bereits im Mai 1861 konnte die Blockade der Haupthäfen zur That werden. Viel länger dauerte es, bis in die Kriegführung zu Lande Klarheit über die Ziele und die anzuwendenden Mittel kam, bis eine sichere, zielbewußte, einheitliche Leitung der Heere stattfand. Man war zu sehr von den Ereignissen überrascht, zu wenig auf den Krieg vorbereitet.

Bald nach Ausbruch des Krieges hatte Präsident Lincoln in Übereinstimmung mit dem Kongreß eine Anwerbung von 42000 Freiwilligen und eine Verstärkung der regulären Armee auf 25000 Mann angeordnet. Den Oberbefehl des ganzen Bundesheeres erhielt der 75jährige General Winfield Scott.

Diese Macht wurde in drei Korps geteilt, von denen das stärkste unter General Mac Dowell bei Washington stehen blieb, ein andres auf dem rechten Flügel unter General Patterson den Potomakübergang bei Harpers-Ferry besetzte, das schwächste unter dem harten Butler von Monroe aus Richmond bedrohte. Diesen Heeren gegenüber hatten die Südstaaten ihre Hauptmacht, 60000 Mann, unter General Beauregard bei Manassas Junction, dem Knotenpunkte zweier nach Washington führenden Eisenbahnen, versammelt.

Schlacht am Bull-Run. Lange Zeit war mit der Organisation und Aufstellung dieser Truppenkörper vergangen. Die kriegerische Stimmung des Nordens drängte immer lebhafter zum Angriff. „On to Richmond!“ war der allgemeine Ruf. Der Oberbefehlshaber General Scott entschloß sich, diesem

Drängen nachzugeben. Im Juli 1861 rückte das Zentrum der Potomakarmee unter Mac Dowell langsam vor und griff am 21. Juli den General Beauregard an, der hinter dem Flusse Bull-Run eine verschanzte Stellung eingenommen hatte. Bis 11 Uhr vormittags schwankte das Gefecht; einzelne Regimenter schlugen sich brav, doch machte sich der Mangel an Führung und Übereinstimmung immer mehr geltend. Nachdem eine Umgehung mißglückt war und zwei Divisionskommandeure der Unionstruppen verwundet das Schlachtfeld verlassen hatten, nahm die Verwirrung allmählich überhand. Das Erscheinen neuer feindlicher Kolonnen und das Zurückgehen einer Brigade gab endlich das Zeichen zur allgemeinen Flucht. In voller Auflösung und von einem panischen Schrecken ergriffen, eilten ganze Regimenter den Übergängen des Bull-Run zu; die Verwirrung ward noch größer, als sie diese durch Truppenfahrzeuge völlig verstopft fanden; denn in der sicheren Erwartung des Sieges waren die Wagenführer den Truppen gefolgt, um der Schlacht, wie einem Schauspiel, beizuwohnen. Jetzt schnitten sie die Stränge ab, warfen sich auf die Pferde und jagten im langen Galopp von dannen. Mit ihnen mischte sich der bunte Troß von Neugierigen aus Washington, die ebenfalls zu Wagen und zu Pferde herausgeströmt waren, um das kriegerische Schauspiel zu sehen. Eine Menge umgeworfener Fahrzeuge und Geschütze, weggeworfener Waffen und Tornister bedeckten die Heerstraße. Unter dem unaufhörlichen Rufe: „Die Kavallerie folgt!" stürzte alles in wilder Flucht zurück nach Washington, hinter dessen sicheren Verschanzungen die Langbeinigen erst wieder zu Atem kamen. Hätte nicht die deutsche Brigade unter Blenker den Rückzug gedeckt, die Konföderierten hätten, ohne Widerstand zu finden, in Washington einrücken können. Einzelne Milizregimenter hatten es vorgezogen, vom Schlachtfelde aus den Marsch nach der Heimat anzutreten.

Aber gerade diese Niederlage am Bull-Run, die zum Gespötte der Welt wurde, trieb das Volk der Nordstaaten zu den höchsten Kraftanstrengungen, wie dies bei thatkräftigen Völkern nach harten Schicksalsschlägen immer der Fall ist. Der Kongreß ermächtigte den Präsidenten zu einer weiteren Anwerbung von Freiwilligen bis zu 500 000 Mann, aus welchen 430 Infanterieregimenter zu 10 Kompanien von je 100 Mann, 35 Kavallerieregimenter zu 12 Kompanien mit je 80—90 Pferden und 35 Artillerieregimenter zu 12 Kompanien von je 150 Mann gebildet wurden, während das stehende Heer nunmehr 40 000 Mann zählte. Der greise General Scott trat von dem Oberbefehl zurück. An seine Stelle ward General Mac Clellan berufen, dessen bisherige Leistungen große Erwartungen rechtfertigten. Mac Clellan hatte zunächst die Aufgabe, in das wüste Chaos der Unionsarmee Ordnung zu bringen.

Die anfangs sehr willkürliche Bekleidung wurde bei der regulären Armee auf eine blaue Uniform zurückgeführt; als Abzeichen trugen die Regimenter Metallnummern, und auf dem Messingschilde des Leibgurts die Metallbuchstaben U. S. A. (**U**nited **S**tates **A**rmy). Bei den Volunteers oder Freiwilligen hatte die Phantasie jedoch noch viel Spielraum; die meisten kleideten sich in einen kurzen blusenartigen Rock; die Offiziere trugen großenteils bürgerliche Kleidung und nur ein Abzeichen ihres Ranges auf der Schulter.

Die Bewaffnung blieb sehr mangelhaft. Bei der Schnelligkeit, mit welcher die Armeen geschaffen wurden, sah man sich genötigt, die glatten, vielfach untauglichen Perkussionsgewehre in den Zeughäusern der europäischen Mächte aufzukaufen, wofür die Regierung ungeheure Preise an ihre Agenten zahlte.

Nur die Verpflegung war vortrefflich und reichlich. Eine wichtige Rolle spielten in den Zeltlagern der Truppen die Marketender (Sutlers), welche die Privatbedürfnisse zu liefern und auch den Offiziertisch zu besorgen hatten. Sie hatten meistens ihre Stellen erkauft und mußten den Kommandeuren dafür Sporteln zahlen. Die deutschen Regimenter, welche durch ihre Disziplin sich besonders auszeichneten, hatten das Vorrecht erhalten, daß in ihren Lagern Bier ausgeschenkt werden durfte, während in den Lagern der amerikanischen Regimenter der Verkauf geistiger Getränke streng verboten war.

Das Kriegsjahr 1862. Drei Vierteljahre dauerte es, bevor Mac Clellan seine Armee in einen einigermaßen kriegstüchtigen Zustand versetzt hatte. Aber auch die Konföderierten waren nach der Schlacht am Bull-Run gezwungen, ihre Truppen wieder in Ordnung zu bringen. Sie begnügten sich daher vorerst damit, kleine Abteilungen bis an den Potomak vorzuschicken, welche die Genugthuung hatten, von hier aus in die Straßen der Hauptstadt zu blicken, während die Hauptarmee zunächst in ihren früheren Stellungen verblieb.

Der neue Oberbefehlshaber der Potomakarmee hatte den Plan gefaßt, die Streitkräfte des Gegners durch die auf den weit entfernten Kriegsschauplätzen kämpfenden Unionsheere nach und nach immer enger zu umfassen und so allmählich zu erdrücken, ein Plan, der von den Amerikanern spottweise Boa Konstriktorplan genannt wurde.

Die siebentägige Schlacht bei Richmond. Im Frühjahr 1862 schritt Mac Clellan endlich zur Ausführung desselben. Er selbst wollte mit der Hauptarmee von 80 000 Mann und 350 Geschützen zur See nach Monroe gehen und auf der Halbinsel zwischen dem James- und York-River von Osten her gegen Richmond vorrücken; gleichzeitig sollten zwei andre Korps (Banks und Mac Dowell) im Shenandoahthale über Frederiksburg gegen dasselbe Ziel vordringen. — Im April landete Mac Clellan bei Fort Monroe, stieß aber auf bedeutende Verschanzungen, die sein Vorrücken erschwerten. Gleichzeitig hatte jedoch auf seiten der Konföderierten der kühne und gewandte Jackson das Shenandoahthal hinauf einen Zug bis in die Nähe von Washington unternommen, zu dessen Schutz man nun eiligst die beiden Korps von Banks und Mac Dowell herbeirief. Als Mac Clellan sah, daß er auf die Unterstützung der beiden andern Korps nicht mehr rechnen konnte, beschloß er, sein Vorrücken auf Richmond einzustellen und eine feste Stellung zu beziehen, welche ihm zugleich die Mitwirkung der Kanonenboote auf dem James-River gestattete. Noch bei der Ausführung dieser Bewegung wurde er vom General Lee, der an Beauregards Stelle den Oberbefehl über die Konföderierten übernommen hatte, mit Ungestüm angegriffen. Sieben Tage, vom 25. Juni bis 1. Juli, währte diese furchtbare Schlacht bei Richmond mit wechselnden Erfolgen. Unter dem Schutze seiner zahlreichen Artillerie gelang es Mac Clellan, das ganze Heer bis hinter einen Sumpf und bis an den James-River zurückzuführen. Während er hier seine Truppen ordnete,

drangen mehrere aus Richmond kommende Kolonnen aufs neue gegen seine Stellung vor. Schon hatte er alles verloren gegeben, da erschienen im Augenblicke der höchsten Gefahr drei Kanonenboote auf dem James und bestrichen durch das Feuer ihrer Breitseiten das Schlachtfeld derartig, daß die Konföderierten ihren Angriff aufgeben mußten. Diesen Augenblick benutzte der General Heintzelmann; durch entschlossenes Vorgehen mit seinem Korps begeisterte er die ganze Schlachtlinie und riß sie zum Angriff gegen den ermatteten Feind fort. Beide Armeen waren infolge der siebentägigen Kämpfe, welche im ganzen etwa 60000 Mann auf beiden Seiten gekostet hatten, so erschöpft, daß eine Waffenruhe eintreten mußte.

An jedem der sieben Tage sah man hoch über den kämpfenden Heeren einen kleinen Ballon in der Luft schweben, von welchem aus Professor Howe auf die Stellung der Konföderierten und auf den Kampf unter sich herabschaute.

In dem heißen Kampfe hatte sich besonders ein deutsches, das New Yorker Steubenregiment unter dem Obersten v. Schack, einem ehemaligen preußischen Gardeoffizier, ausgezeichnet. Als Mac Clellan nach der Schlacht an dem Regiment vorbeiritt, nahm er, wie einst York vor dem Leibregiment nach dem Treffen bei Wartenburg, seine Mütze vor dem Regiment ab. — In geschickter Weise führte Mac Clellan sein Heer von Richmond durch Sumpf und Wald nach den Schiffen zurück und bewerkstelligte seine Einschiffung. Infolge der verunglückten Unternehmung gegen Richmond aber wurde er des Oberbefehls über die Potomakarmee enthoben.

Der Kampf des Merrimac und Monitor. Auf der See war es inzwischen gleichfalls zu heftigen Kämpfen gekommen. Beim Beginn des Jahres 1862 lag ein Teil der Unionsflotte in der Nähe der Bundesfestung Monroe, an der Reede der „Hampton Roads“, als man am Sonnabend den 8. März von den Bastionen der Festung das Herannahen der feindlichen Flotte bemerkte, die aus dem benachbarten Hafen von Norfolk herankam. Sie bestand aus zwei Panzerdampfern, einigen Kanonenbooten und einem seltsam aussehenden Fahrzeuge, welches dem schwimmenden Dache eines Hauses glich. Die Konföderierten hatten nämlich die ehemalige Bundesfregatte „Merrimac“ nach der Einnahme Norfolks in eine schwimmende Batterie verwandelt und dieser den Namen „Virginia“, später „Merrimac“ beigelegt. Das Schiff war mit Eisenbahnschienen gepanzert und mit 200pfündigen Armstrong- und acht elfzölligen Dahlgreenmörsern versehen; außerdem war das eiserne Ungeheuer am Bugspriet mit einem doppelten Stahlschnabel bewaffnet, der sich bald als überaus gefährlich erwies.

Immer mehr nähert sich das seltsame Schiff der Unionsflotte und greift zunächst zwei Segelfregatten an. Sofort schütten diese aus ihren Breitseiten einen Eisenhagel über den Merrimac aus, aber an dessen Eisenpanzer prallen die Kugeln machtlos ab. Unbekümmert um das Kreuzfeuer, das sich auf ihn richtet, rennt das Ungetüm mit voller Dampfkraft auf den „Cumberland“ los. Es stößt ihm den scharfen Schnabel in den Rumpf, wiederholt das Manöver von der andern Seite und bringt dadurch das Schiff in wenig Minuten zum Sinken. Jetzt wendet sich das Eisenschiff gegen die andre Fregatte, den

„Congreß“, dessen Verdeck bereits eine Menge Toter und Verwundeter zeigt und dessen Geschütze schon zum großen Teil untauglich gemacht sind. Der Kapitän, den sicheren Untergang vor Augen sehend, ergibt sich, und das verderbenbringende Schiff wendet sich nun den Dampfern zu, die von seinen Kugeln ebenfalls schon stark gelitten haben. Inzwischen ist es jedoch dunkel geworden und der Merrimac zieht sich in den Hafen von Norfolk zurück, da ihm die Beute für den nächsten Morgen noch sicher genug scheint.

Doch über Nacht kam Rettung in Gestalt eines andern gleich seltsamen neuen Fahrzeuges, der unscheinbaren schwimmenden Batterie Monitor, die von New York herbeigeeilt war. Sie war ein Meisterwerk des Ingenieurs Ericsson, eines gebornen Schweden, nur 37 m lang und bestand aus einem ganz unter Wasser befindlichen Boote, welches die Maschinerie enthielt, und einem niederen, bombenfesten Oberbau, von dem ebenfalls nur $0,_{60}$ m aus dem Wasser hervorragten. In der Mitte befand sich ein runder, kugelfester Eisenturm, aus welchem zwei Kanonen elfzöllige, 184 Pfund wiegende Kugeln abfeuerten. Vermöge einer sinnreichen Vorrichtung war der Turm leicht drehbar, so daß sich die beiden Geschütze schnell nach allen Seiten zu wenden vermochten. Der Schornstein konnte während des Gefechts wie ein Fernrohr zusammengezogen werden. Zur Panzerung des Schiffes wurden 30zölliges Eichenholz und sechszöllige Eisenplatten verwendet.

Der Tag bricht an. Der östliche Himmel rötet sich, die ersten Sonnenstrahlen vergolden weithin das Meer. Es war ein Sonntag; aber selbst in Amerika, wo der Sabbat mit so außerordentlicher Strenge geheiligt wird, ist heute kein Friedenstag; — Vernichtung drohend dampft aus dem Hafen von Norfolk der schreckliche Merrimac heran, um die gestrige Arbeit zu vollenden. Aber der viermal kleinere Monitor steuert ihm kühn entgegen und läßt alsbald seine beiden Geschütze spielen, deren 184pfündige Kugeln noch ganz anders wirken als gestern die des Merrimac.

Schon die ersten Schüsse erschüttern das südstaatliche Widderschiff und es fühlt, daß ihm ein ebenbürtiger Gegner gegenübersteht. Der Merrimac eröffnet nun aus seinen Armstrongkanonen ein gewaltiges Feuer auf den Monitor, aber seine Kugeln prallen machtlos an dem unverletzbaren Gegner ab.

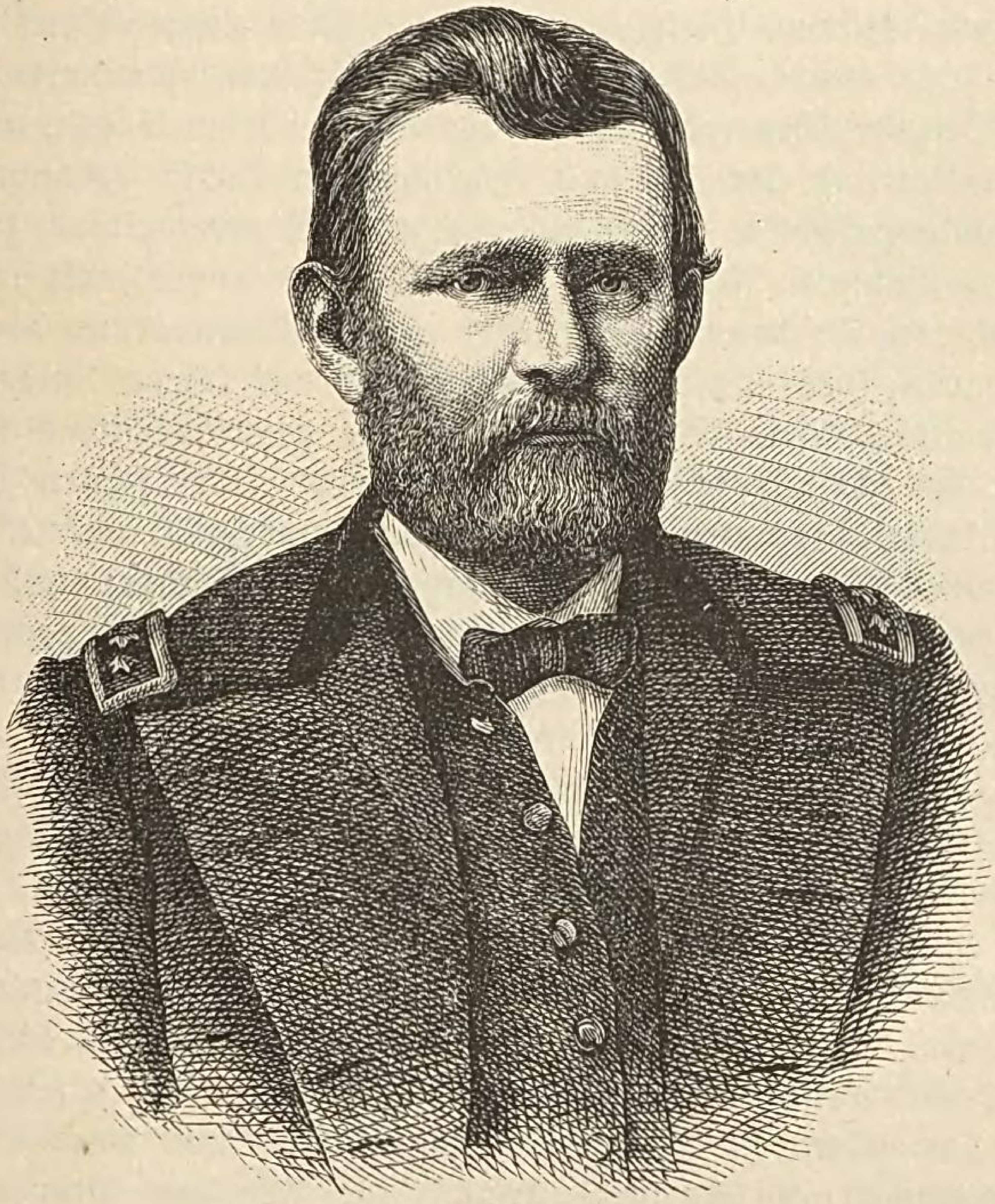
Unbekümmert um dies Feuer, richtet der Monitor seine vernichtenden Geschosse bald auf diese, bald auf jene Seite des Feindes — da versucht es der Merrimac mit dem Entern. Ein Teil der Mannschaft springt auf den Monitor, findet aber nur ein völlig flaches, von den Wellen überspültes Eisendeck ohne Öffnung und Luken und in der Mitte desselben einen unangreifbaren Turm, aus dessen Schießscharten ein Kartätschenhagel sie begrüßt. Bestürzt ziehen sich die getäuschten Angreifer zurück.

Doch vielleicht gelingt dasselbe Manöver, das gestern so erfolgreich war. Der Merrimac schließt seine Dampfventile und stürmt mit voller Kraft dem Monitor entgegen, um ihn mit seinem Doppelschnabel in den Grund zu bohren.

Vergebens! — dem Panzer des Monitor gegenüber ist auch der Stahlschnabel des Merrimac kraftlos. Er kommt hierbei in die unmittelbare Nähe des Gegners, dessen furchtbare Geschütze ihn um so wirksamer treffen. Der

gewaltige Merrimac, jetzt ernstlich verletzt, beginnt am Stern zu sinken und muß an beschleunigten Rückzug denken, will er nicht ganz in den Grund geschossen werden. Während er unter die Kanonen von Norfolk flüchtet, zeigt sich der Monitor frisch und unversehrt, wie zu Anfang des Gefechts, und an seinem Deck befindet sich nur ein Verwundeter: sein tapferer Befehlshaber, Leutnant Worden, der, im Turme des Schiffes stehend, von den Splittern eines anprallenden Geschosses im Gesicht verletzt worden ist.

Fort Monroe und die Flotte der Union sind gerettet!



General Ulysses Grant.

Zwischen „Merrimac“ und „Monitor“ ist es zu keinem Kampfe mehr gekommen. Der letztere scheiterte einige Monate später in der Nähe des Kaps Hatteras; aber er hinterließ elf Brüder, die dem Sternenbanner zu weiteren Triumphen verhalfen. Der Merrimac heilte seine Wunden im Hafen von Norfolk, wurde dann aber, als dieser der Union in die Hände fiel, von der eignen Besatzung in die Luft gesprengt.

Ein Blick auf den mittleren Kriegsschauplatz 1862. Auf dem mittleren und westlichen Kriegsschauplatze waren die Konföderierten anfangs mit großem Glück aufgetreten, am 10. August 1861 bei Wilson Creek über die Generale Lyons und Sigel Sieger geblieben und weit in Missouri, Tennessee und Kentucky eingedrungen. Dies änderte sich aber sofort, als seitens der Nordstaaten bedeutende Verstärkungen nach diesem Teile des Kriegsschauplatzes

entsendet wurden. Über Kentucky drangen nun die Unionstruppen unter den Generalen Ulysses Grant und Buell immer weiter gegen Süden vor, während in ihrer linken Flanke der General Schöpf durch den Sieg bei Somerset oder Mill-Spring am 19. Januar das Land bis zum Cumberlandfluß sich öffnete. In diesem Treffen erbaten sich die deutschen Regimenter, des langen Ausharrens im Kanonenfeuer müde, von ihrem Führer den Befehl zur Bajonettattacke; mit lautem Hurra stürmten sie gegen die feindliche Linie, durchbrachen dieselbe und entschieden dadurch den Sieg. Eines dieser Regimenter, welches sich schon bei früheren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, bestand zum vierten Teile aus ehemaligen preußischen Landwehrmännern. Der Führer der tapferen Brigade, General Schöpf, war ein geborner Ungar, nach der ungarischen Revolution mit dem General Bem nach der Türkei gegangen und später nach Amerika übergesiedelt; hier war er in große Armut geraten, zuerst Kutscher bei einer alten Dame in New York, später Portier eines Hotels in Washington geworden und seit Ausbruch des Krieges in der Unionsarmee angestellt.

Bald darauf begründete hier General Grant seinen Kriegsruhm durch die Eroberung des Forts Donelson, welches gemeinschaftlich mit dem kurz zuvor durch die Mississippiflotte eingenommenen Fort Henry die Landenge zwischen den beiden Strömen Tennessee und Cumberland sperrte. Drei Generale und 15000 Mann fielen als Gefangene, 65 Kanonen und 20000 Gewehre als Trophäen im Fort Donelson in die Hände des Siegers. Das ganze Flachland von Tennessee mit der Hauptstadt Nashville wurde nun von den Unionstruppen besetzt.

General Beauregard, der den Befehl der konföderierten Westarmee erhalten hatte, vereinigte hierauf 60000 Mann bei dem Eisenbahnknotenpunkte Korinth und griff unweit davon, bei Pittsburg-Landing, am 6. April den zu kühn vorgedrungenen General Grant mit Erfolg an. Derselbe wurde bis an den Tennessee zurückgeworfen, wo das Feuer der Kanonenboote die Verfolgung aufhielt. Als in der Nacht aber das Korps Buells unter dem endlosen Jubel des ermatteten Grantschen Korps in dessen Lager eingetroffen war, ging Grant am folgenden Tage zum Angriff vor und warf Beauregard in seine Verschanzungen bei Korinth zurück. Die Truppen Grants waren nach den furchtbaren Anstrengungen dieser beiden blutigen Tage, an welchen sie drei Generale und 13000 Mann verloren hatten, so ermattet, daß sie tagelang auf dem Schlachtfelde zwischen den nur halb verscharrten Leichen liegen mußten. Auf beiden Seiten ging man alsdann daran, in den eingenommenen Stellungen die Truppen wieder kampffähig zu machen.

Auf dem Mississippi. Auch am Mississippi hatte sich inzwischen das Kriegsglück den Südstaaten zugewendet. An den Ufern dieses mächtigen Stromes liegt New Orleans, die Hauptstadt der „Baumwollbarone“. Zu einer ganz erstaunlichen Blüte hat sich dieser bedeutende Handelsplatz des Südens bei dem dort herrschenden regen Verkehr emporgeschwungen. An der sieben englische Meilen langen Uferfront der Stadt lagen die Baumwollschiffe oft in acht bis zehn Reihen hintereinander — einen Mastenwald emporstreckend, so dicht wie ein tropischer Urwald. Zahlreiche Dampfboote brausten ohne Unterlaß auf

und ab, während die grelltönenden Glocken und schrillenden Dampfpfeifen der landenden oder abfahrenden Schiffe das Ohr betäubten. So weit das Auge blickte, war der Uferdamm mit Baumwollballen übersäet, waren ganze Flächen mit gewaltigen Zuckerfässern bedeckt. Unabsehbare Flottillen von Prahmen, Frachtkähnen, Marktbooten und Flößen mischten sich unter die Dampf- und Segelschiffe. Überall auf dem Damme sah man Scharen von Negern unter lautem Jauchzen und Johlen, öfter auch unter der Peitsche ihrer Aufseher, Ballen und Fässer wälzen, dazwischen Scharen von Kommis und Matrosen, die geschäftig durcheinander liefen. Dazwischen tauchen beturbante Negerinnen, die mit gellender Stimme Kaffee, Gebäck und Obst feilbieten. Es war ein Schauspiel, wie man es in der ganzen Welt zum zweitenmal nicht wieder finden konnte — und dem allen machte der Krieg mit einem Mal ein Ende.

Die Flotten der Union hatten den Mississippi im Norden wie im Süden gesperrt und damit dem Handel von New Orleans den Todesstoß versetzt. Schon bei der ersten Ankündigung der Blockade entwichen die Baumwollschiffe und die Dampfboote. Die Berge von Baumwollballen und Zuckerfässern verschwanden und das Gras wuchs auf dem leeren Uferdamme. Die jungen Männer traten in die Armee; die Schiffsverlader, Markthelfer und Arbeiter wurden mit Gewalt zu Soldaten gepreßt und auf den Werften mit großem Eifer harmlose Holzschiffe zu Widderschiffen und Panzerbooten umgebaut.

Zu Anfang des Jahres 1862 beschloß die Bundesregierung, ernstlicher gegen New Orleans vorzugehen. General Butler, ein rauher Kriegsmann, wurde zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt und Kommodore Farragut, ein bewährter Seemann, mit der Führung der Flotte betraut. Der Angriff sollte von der Meerseite aus unternommen werden, und doch schien gerade hier die Stadt uneinnehmbar. New Orleans selbst, 25 deutsche Meilen von den Mündungen des Mississippi liegend, ist unbefestigt; aber es wird verteidigt durch zwei Forts, die an einer Krümmung des Stromes gegen 20 Meilen unterhalb der Stadt liegen.

Fort Jackson, auf dem westlichen Ufer, ist dem stromaufwärts fahrenden Reisenden durch einen Streifen dichten Waldes verborgen; aber das auf der andern Seite jenem gegenüberliegende Fort St. Phillip ist vom Flusse aus deutlich zu sehen und von demselben nur durch dichtes Röhricht getrennt. Die Forts erscheinen beim ersten Anblick keineswegs schreckenerregend; denn Jackson ist nur 8 m hoch und St. Phillip erhebt sich gar nur 6 m. Da die Gräben und Außenwerke mit dichtem Rasen bewachsen sind, so erblickt man nichts als grasbedeckte Böschungen und eine niedrige rote Mauer, auf welcher viele Kanonen stehen. Aber diese Forts liegen, wie gesagt, in der Krümmung eines gegen eine halbe Meile breiten Stromes, dessen Geschwindigkeit beinahe eine deutsche Meile in der Stunde ist. Selbst die schnellsegelnden Dampfer müssen hier stromaufwärts langsam fahren, und so bieten die Forts dem stromaufwärts dringenden Feind ein Hindernis, das nicht ohne große Mühe von einer Flotte bewältigt werden kann.

Die Forts waren nicht die einzigen Hindernisse, die sich dem Aufwärtsdringen einer Flotte entgegenstellten. Unterhalb des Forts Jackson hatte man

auf etwa acht entmasteten, mit schwerem Balkenwerk angefüllten Schonerrumpfen, die in eine Linie quer über den Fluß festgeankert waren, ein der schwersten Ankerketten aus dem Marinearsenal zu Pensacola ausgespannt. Auch diese Kette war durch eine Batterie verteidigt; um jedoch befreundete Schiffe nicht an der Einfahrt zu hindern, hatte man in der Nähe des Forts eine Vorrichtung angebracht, durch welche die Kette herabgelassen werden konnte.

Weiterhin verfügte der Feind über eine Flotte von 15 Kanonenbooten, unter denen sich mehrere gepanzerte befanden, und somit waren Hindernisse auf Hindernisse erdacht worden, die eine Einnahme von New Orleans fast zur Unmöglichkeit zu machen schienen. Und in der That glaubten die Konföderierten, die Forts gegen die Flotte der ganzen Welt behaupten zu können. Man belächelte die ersten Nachrichten über den von seiten der Bundesregierung beabsichtigten ernstlichen Angriff. Aber weder General Butler, noch Kommodore Farragut waren die Männer, die sich so leicht aus der Fassung bringen ließen.

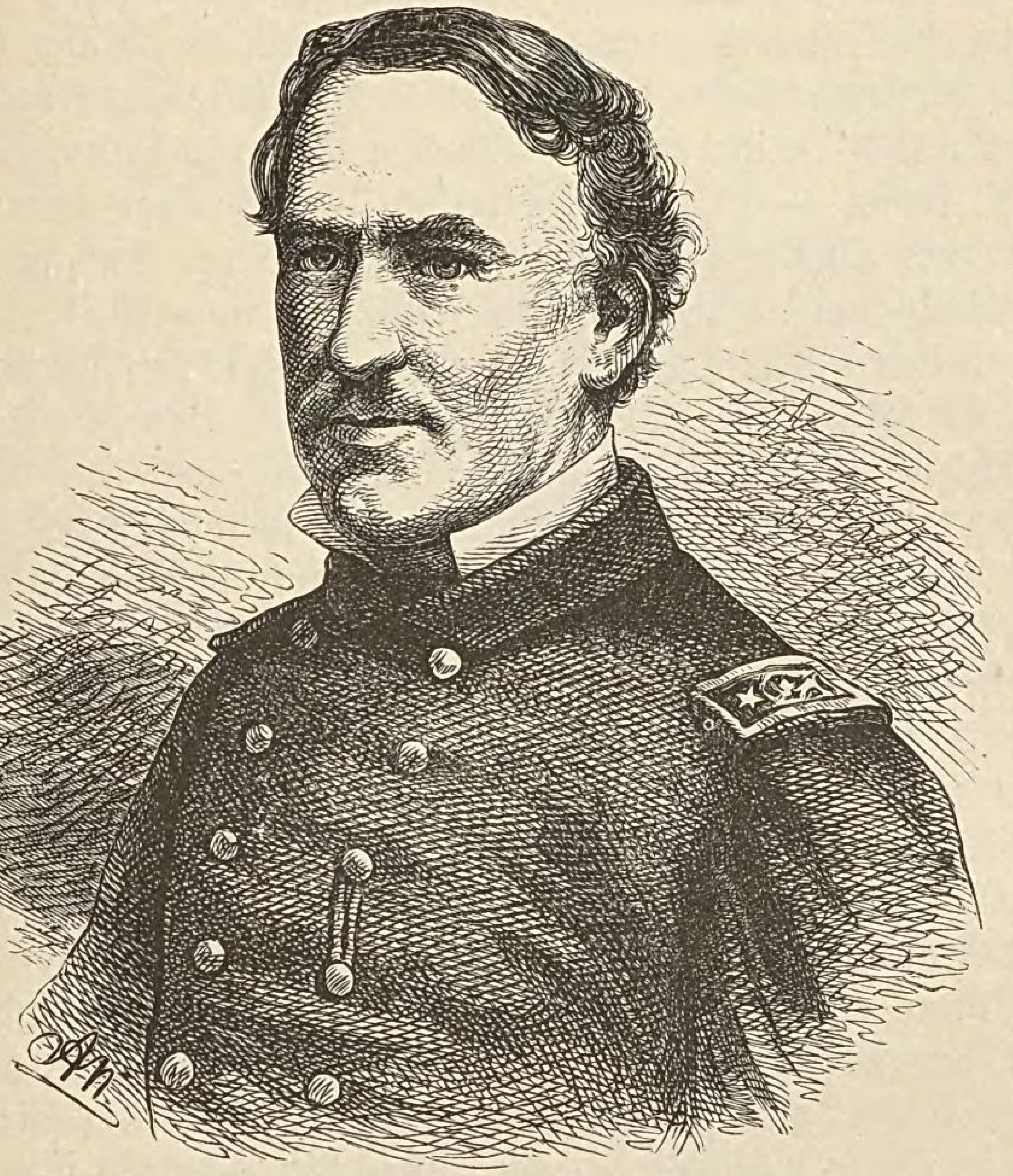
Die Bundesexpedition war die stärkste von allen, die jemals unter der Flagge der Union auf dem Meere erschienen. Ship Island, eine der vier Inseln, die sich 3—4 Meilen über die Küste des Golfs hinausziehen und den Mississippisund bilden, hatte man als Sammelplatz auserkoren.

Schiff auf Schiff landete hier und führte die zur Expedition bestimmten Truppen heran. Ende März war Landarmee wie Flotte vollzählig. Die Flotte zählte 48 Fahrzeuge, darunter acht große Dampfkorvetten mit 9—28 Kanonen, 17 Dampfkanonenboote mit 5—6 Kanonen, zwei Segelkorvetten und 21 Schoner, von denen jeder mit einem Mörser ausgerüstet war, der 216 Pfund schwere Bomben bis auf $^3/_4$ deutsche Meilen weit warf. Alles in allem verfügte die Flotte über 310 Kanonen und Mörser. Kommodore Farragut, der Admiral dieses Geschwaders, hatte fast seine ganze Lebenszeit auf der blauen Flut verbracht. Zu Anfang dieses Jahrhunderts geboren, zeichnete er sich bereits als blutjunger Seekadett in einem Gefecht rühmlichst aus. Jetzt stand der vielbewährte Mann an der Schwelle des Greisenalters; aber er hatte sich Kopf und Herz jung und frisch bewahrt, und sein Körper war noch so kräftig, seine Bewegungen so leicht und gewandt, daß er mit dem jüngsten Manne in der Flotte gleich schnell den Mastkorb erkletterte und die andauerndsten Strapazen ohne Beschwerde ertrug. Bei alledem war er ein stiller, in sich gekehrter, anspruchsloser Charakter, ein Mann, der seine Pflicht mit so wenig Aufsehen wie möglich erfüllte. Durch und durch ehrenhaft und tüchtig, dabei stark und löwenmutig, hegte er eine gründliche Verachtung gegen die Eisenfahrzeuge der Neuzeit. Ihm schienen die neuen Panzerschiffe nichts als riesige Kessel, um brave Seeleute darin zu sieden, und auf die Frage, ob er den hölzernen oder eisernen Schiffen den Vorzug gebe, antwortete er, er halte es mit hölzernen Schiffen und eisernen Herzen.

Kommodore Farragut verständigte sich mit Butler über einen gemeinsamen Angriffsplan. Hiernach sollten die 21 Mörserschoner unterhalb der Forts Jackson und St. Philip vor Anker gehen und solche bombardieren. Unterdessen hätte Farraguts Flotte weiter unterhalb den Rückhalt zu bilden, die Armee dagegen an der Mündung des Flusses zunächst das Ergebnis der

Beschießung abzuwarten. Vermöchten die Forts nicht, sich zu halten, so sollten die Truppen sich anschicken, solche alsobald in Besitz zu nehmen. Bliebe jedoch die Beschießung erfolglos, so hätte Farragut die Aufgabe, mit seiner Flotte an ihnen vorüber vorzudringen. Gelänge ihm dies nicht, so machte er sich anheischig, die feindliche Flotte zu vernichten, den Forts jegliche Zufuhr abzuschneiden und so weit hinauf zu segeln, bis er auf ein weiteres Hindernis stoße.

Sobald Farragut an den Forts vorübergekommen, wollte Butler mit den Truppen um das Flußdelta herumfahren, in den Marschen hinter Fort Phillip landen und das auf dieser Seite schwer zu verteidigende Fort mit Sturm nehmen. Nach Bezwingung der Forts sollten dann Flotte und Landheer sofort gegen die Stadt New Orleans vordringen.



Kommodore David Farragut.

Am Morgen des 17. April lag die ganze Flotte etwa vier Meilen unterhalb des Forts Jackson vor Anker. Sie gewährte einen seltsamen Anblick. Auf den Mastkörben der Korvetten standen Haubitzen, durch Kesseleisenplatten oder starke Schichten Tauwerk gedeckt, ebenso waren unter der Takelage Netze von starken Tauen bemerkbar, um Kanonenkugeln, die sich im Takelwerk verfangen würden, am Herabfallen auf das Deck zu verhindern. Die Kessel- und Maschinenräume der Dampfer hatte man durch eine eigne Art Panzer zu schützen gesucht, die aus Ketten bestanden, durch Taue und Bolzen aneinander befestigt waren und vom Kanonendeck bis herab unter die Wasserfläche hingen, oder man hatte sie mit Sandsäcken, Tauwerk und starken Balken umschichtet. Alle Mörserschoner

und einige Kanonenboote waren lehmfarbig angestrichen und an den Masten der ersteren riesige Baumzweige befestigt, damit es dem Feinde unmöglich werden sollte, sie von dem Walde, hinter dem sie Stellung nehmen würden, zu unterscheiden, und somit ihm ein genaueres Zielen erschwert würde. Zu demselben Zwecke waren sogar einige dieser Fahrzeuge, die in Sicht des Forts St. Philip aufgestellt werden sollten, ganz in Schilf und Binsen eingehüllt.

Eben als die Sonne aufging, eröffneten die Konföderierten die Feindseligkeiten, indem sie einen hoch mit Holz beladenen und mit Teer und Terpentin übergossenen Prahmen in Brand steckten und denselben die Strömung hinabtreiben ließen, in der Hoffnung, er werde das eine oder das andre Unionsschiff zerstören. Lodernd und prasselnd schwamm der Brander heran und nötigte verschiedene Schiffe, eiligst seitwärts zu fliehen. Anfangs glaubte man einer Art Höllenmaschine begegnet zu sein, als aber einige hineingeschossene Bomben ohne Wirkung blieben, bugsierte man mittels langer Enterhaken das dürftige Kunstwerk ans Ufer, wo es, ohne Schaden gethan zu haben, ruhig ausbrannte.

Am 18. April — es war Karfreitag — mit Tagesanbruch nahmen die Mörserboote ihre Stellung zum Bombardement ein, 14 am westlichen Ufer hinter dem Waldsaume, etwa fünf Viertelstunden vom Fort Jackson, sechs am andern Ufer beider Forts sichtbar; es galt zunächst, das stärkere Fort Jackson zu Falle zu bringen. Die Forts eröffneten um 9 Uhr den Kampf, aber ihre Kugeln erreichten nicht die Stelle, wo die Schiffe sich leicht hin und her bewegten.

Anfangs konnte man nur langsam feuern, weil man das Ziel der Schüsse erst genauer berechnen mußte; um 10 Uhr jedoch begann das Bombardement mit voller Kraft. Ein Teil der Kanonenboote fuhr mitten in den Fluß zwischen die beiden Mörserabteilungen und beschoß die nächstgelegenen Batterien; aber auch die Forts feuern jetzt ganz anders und treffen mit leidlichem Erfolge. Ihre Kugeln regen das Wasser auf, wie bei einem Sturmwinde, und übergießen die Mörserboote mit mächtigen Sturzwellen. Trotz der Menge der einschlagenden Geschosse wurden indessen nur zwei Schiffe empfindlich getroffen, kein einziger Mann verwundet. Am meisten machte den Kanonieren der furchtbare Schall ihrer eignen Geschütze zu schaffen, sie stellten sich auf die Zehen und öffneten den Mund, um die gewaltigen Erschütterungen abzuschwächen.

Schließlich aber gewöhnt sich die menschliche Natur an alles, und die Seeleute vermögen zuletzt während des Gebrülles der Kanonen sogar auf dem Decke zu schlafen, obgleich in jeder Minute zwei Mörser abgefeuert wurden. Die Tiere des Urwaldes aber flüchten schon bei den ersten Schüssen, sogar die Bienen fliegen in dichten Schwärmen über den Fluß, und auf dem Wasser schwimmen eine Masse toter Fische, welche die gewaltige Erschütterung getötet hat.

Dazwischen hinein folgt Brander auf Brander, aber ohne Schaden zu thun. Ans Ufer gezogen, verzehren sie sich in ihren eignen Gluten. Nachmittags geriet Fort Jackson in Brand. Schon glaubte man gewonnenes Spiel zu haben; es waren jedoch nur einige nicht bombenfeste Gebäude dem Untergange verfallen, und am andern Morgen erneuerte das Fort das Feuer kräftiger denn je.

So kam der dritte Tag des Bombardements heran — noch immer kein Erfolg! Man gewann allmählich die Überzeugung, daß die Hauptarbeit wohl

der eigentlichen Flotte, nicht den Mörserschonern zufallen werde. Farragut erließ deshalb seine Befehle; die Kapitäne der einzelnen Schiffe sollten jeden Augenblick des Signals zum Lichten der Anker gewärtig sein und sich kampfbereit machen.

Zunächst galt's, die Sperrkette zu sprengen. Ein Ingenieur aus New York hatte Sprengstücke eigner Erfindung mitgebracht, mittels deren er die Schiffsrümpfe, auf denen die Kette befestigt war, auffliegen lassen wollte.

Im Dunkel der Nacht fahren zwei Kanonenboote, „Itaska" und „Pinola", den Strom hinauf, mit widrigem Winde und einer starken Strömung kämpfend.

Die Pinola dringt zuerst gegen die Sperrkette vor und naht derselben hart am Westufer, wird aber plötzlich von der Strömung mit solchem Ungestüm stromabwärts gerissen, daß der zur Entzündung des Sprengmaterials bestimmte elektrische Leitungsdraht zerreißt.

Inzwischen hat sich auch die Itaska an die harte Arbeit gemacht. Da fährt vom Ufer aus eine Rakete durch die Luft, die ganze Gegend mit hellstem Lichte beleuchtend — das Wagnis ist entdeckt und beide Forts richten sofort ihre Kanonen nach dem bedrohten Punkte. Aber wieder hat die Finsternis der Nacht alles umhüllt; die kühnen Männer arbeiten mit Stahlmeißel und Hammer tapfer weiter, und nach einer sauren halben Stunde, während die Kugeln rechts und links, dicht vor ihnen und hinter ihnen ins Wasser schlagen, ist die Sperrkette gesprengt. In demselben Augenblicke reißen Wind und Strömung die Schiffsrümpfe auseinander, dadurch entsteht eine Öffnung, breit genug, um mehrere große Schiffe nebeneinander einzulassen.

Das Unternehmen ist gelungen. Freilich ist die Itaska im zähen Schlamme festgefahren, aber kein Mann dabei verloren gegangen, und eben kommt auch die Pinola schon heran, der es nach einstündiger Arbeit gelingt, die Itaska wieder flott zu machen. Ein donnerndes Hurra der gesamten Flottenmannschaft begrüßt die ausdauernden Tapferen, welche für alle die Bahn frei gemacht haben.

Inzwischen dauert das Bombardement fort. Bereits sind 5000 Bomben geworfen worden, und da eine jede etwa 50 Dollar kostet, so sind schon 250000 Dollar oder etwa eine Million Mark in die Luft geflogen!

Nach allen diesen Anstrengungen rückt in der Nacht zum 24. April die Flotte vor. Farraguts Weisungen gemäß sollen die Mörserboote in ihrer Stellung verbleiben und den Angriff durch das lebhafteste Feuer decken. Die sechs der Mörserflotte beigegebenen kleinen Dampfer greifen die Wasserbatterien unterhalb des Forts Jackson an. Farragut mit den drei größten Schiffen rückt auf Fort Jackson vor; Kapitän Bailey steuert mit acht Dampfern unterdessen am Ostufer entlang gegen das Fort St. Philip. Endlich fällt Kapitän Bell die Aufgabe zu, mit seiner Flottenabteilung in die Mitte des Flusses vorzudringen und die oberhalb des Forts gelegene feindliche Flotte anzugreifen.

Halb 4 Uhr — der Mond geht eben auf — rücken die Schiffe vor. Die Mörser leisten, was sie vermögen; die Flotte kommt ins Bereich der feindlichen Kugeln; jedoch ohne Aufenthalt dringt sie in drei Linien, ein Schiff dicht hinter dem andern, stromaufwärts, und bald hat sie die verhängnisvolle Sperrkette hinter sich.

Wie Hagelgraupen fliegen die Kugeln um das vorderste Schiff, die „Kayuga“, aber fast alle zu hoch. Ohne Aufenthalt rückt Kapitän Bailey drei Viertelmeilen vor, ohne einen Schuß zu erwidern.

Dicht vor dem Fort St. Phillip hält die „Kayuga“ an und wirft Kartätschen und Shrapnels in die Bastion; die andern Schiffe folgen, jedes mit gewaltigen Salven das Fort begrüßend. Da erscheint die feindliche Flottille und umringt sofort die „Kayuga“, welcher es nur durch gewandten Gebrauch des Steuers gelingt, den verderblichen Stößen der feindlichen Dampfer auszuweichen.

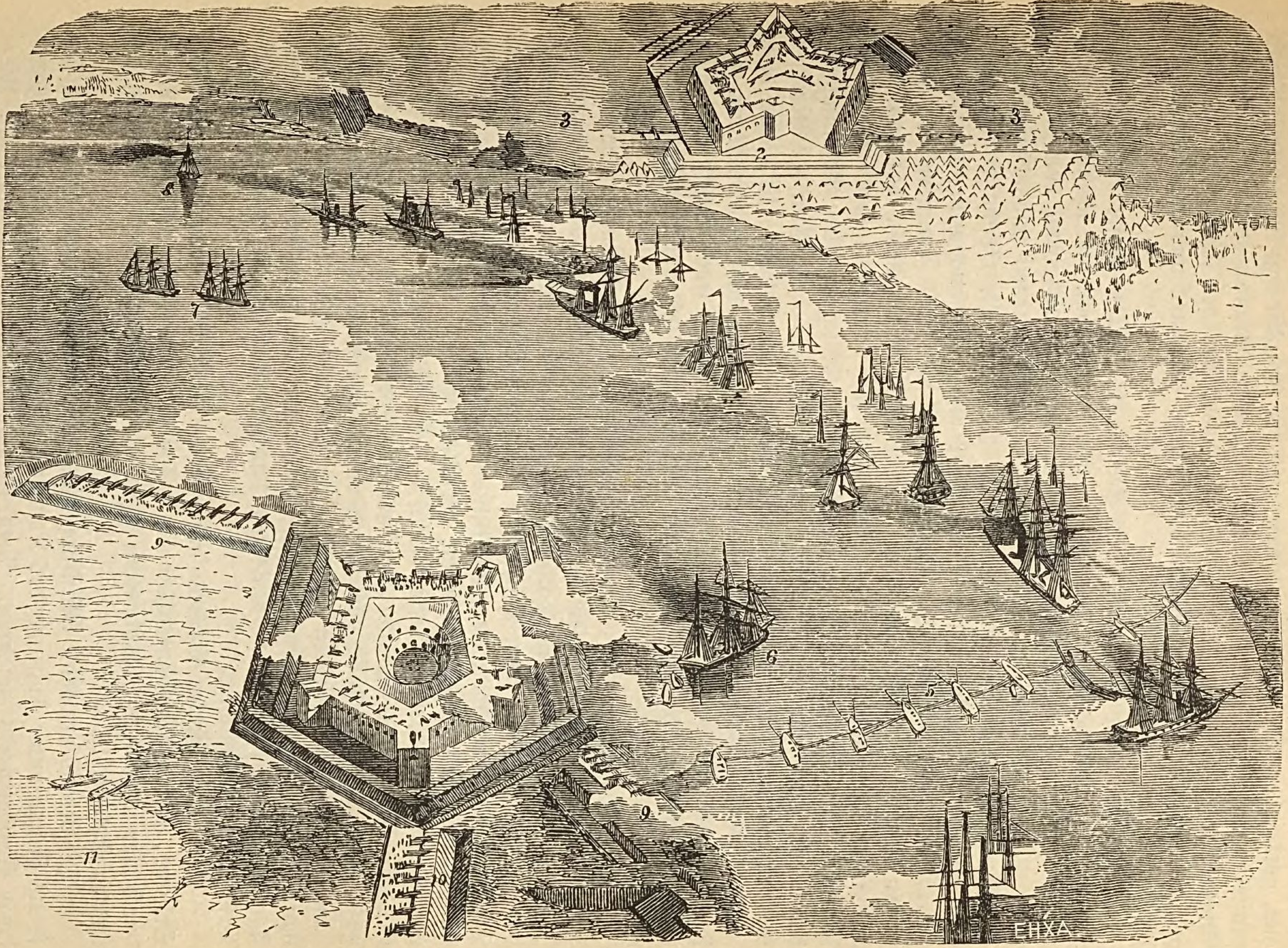
Einen harten Strauß hatte die „Varuna“ auszufechten. Kapitän Boggs erzählt: „Als ich das Fort passiert hatte und mich plötzlich inmitten eines ganzen Rudels Rebellendampfer sah, dampfte ich zwischen hindurch geradaus, beide Breitseiten auf die mich umschwärmenden feindlichen Schiffe abfeuernd. Das erste Fahrzeug zur Linken, das eine Breitseite empfing, schien voll von Bewaffneten zu sein. Sein Kessel explodierte und es trieb steuerlos ans Ufer.

Auf gleiche Weise wurden drei andre Fahrzeuge, eines davon ein Kanonenboot, in Brand geschossen, und sie flogen später in die Luft. Nun griff uns der „Morgan“, ein am Bug gepanzertes Kanonenboot, an. Die Kugeln desselben fegten unser Deck, vier Mann tötend und neun verwundend, auch traf er die „Varuna“ durch zwei derbe Stöße. Es gelang mir jedoch, durch drei achtzöllige Bomben und andre Geschosse das feindliche Fahrzeug kampfunfähig zu machen. Noch während ich mit ihm zu thun hatte, näherte sich auf der andern Seite ein andrer feindlicher Dampfer, der mit einer Widdervorrichtung unter der Wasserfläche versehen war. Unsre Kugeln glitten an seinem Bug ab. Er wich zurück, nahm einen neuen Anlauf und versetzte uns einen zweiten Stoß, diesmal die Wandung des Schiffes zertrümmernd, aber da die „Varuna“ sich rasch vorwärts bewegte, so ward durch den Anprall der Bug des Dampfers herumgeschleudert, so daß ich ihm mit den Kanonen auf der Leeseite fünf achtzöllige Bomben hinter dem Panzer beibringen konnte. Dies gab ihm den Rest, die Flammen schlugen aus ihm empor und er trieb ans Ufer.

Da ich indessen bemerkte, daß auch die „Varuna“ arg verletzt war, so ließ ich sie am Ufer auflaufen, den Anker auswerfen und das Schiff bis zu den Bäumen heranziehen. Währenddessen waren unsre Kanonen beschäftigt, „Morgan“ arg zuzurichten, der nur noch einen schwachen Versuch machte, sich wieder in Bewegung zu setzen. Die Kanonade auf denselben ward jedoch unterhalten, bis bei uns das Wasser über die Lafetten stieg; dann traf ich Anordnungen, die Verwundeten und die Mannschaft zu bergen.“ — Die Varuna versank mit fliegender Flagge, aber sie hatte sechs feindliche Fahrzeuge vernichtet.

Die mittlere Division unter Kapitän Bell war weniger glücklich gewesen. Einige Schiffe gelangten zwar großenteils unversehrt durch das Höllenfeuer, aber drei davon mußten umkehren.

Admiral Farragut war inzwischen mit den drei größten Schiffen der Flotte gegen Fort Jackson vorgerückt. Voran das Hauptschiff „Hartfort“, das sich dem Fort bis auf 25 Minuten Entfernung nähert, als es die erste wohlgezielte Salve empfängt, von der es an mehreren Stellen verletzt wird. Farragut erwidert das Feuer aufs kräftigste, ebenso die beiden andern Fahrzeuge.



Die Forts Jackson und St. Philip am Mississippi sowie der Angriff auf dieselben durch die Unionsflotte.
1 Fort Jackson. 2 Fort St. Philip. 3, 9, 10 Batterien. 4 Lager der Südarmee. 5 Sperrung mittels der durch Pontons getragenen Kette. 6 Südstaatendampfer „Star“. 7 Handelsschiffe. 8 Unionsdampfer „Phönix“. 11 Westbai.

Plötzlich flammt vor dem Flaggenschiff ein mächtiger Brander auf. Es weicht aus, gerät aber dabei auf eine Untiefe, und der Brander legt sich knatternd und prasselnd an seine Seite. Die Leeseite gerät in Brand; aber in demselben Augenblicke arbeitet sich auch das Schiff wieder aus der Untiefe los, und es gelingt ihm, der gefährlichen Nachbarschaft zu entrinnen und das bereits entstandene Feuer zu löschen.

Dies war der Höhepunkt der Seeschlacht. Alles wogte im heftigsten Kampfe hin und her, und das Getöse war derart, daß die ältesten Flottenoffiziere dadurch in Aufregung versetzt wurden. „Das Gebrüll von 20 Mörsern“ — erzählt einer derselben — „120 Schiffskanonen und ebensoviel in den Forts, das Krachen und Schwirren der durch die Geschosse abgelösten Splitter, die Explosionen der Dampfkessel und Pulvermagazine, der schrille Zuruf und das Gejauchze der Sieger, das Ächzen und Jammern der durch heißen Dampf Verbrühten und der durch Schüsse Verwundeten, das angstvolle Hilferufen der Ertrinkenden — dies alles zusammengenommen bildete ein höllisches Konzert, hinreichend, um auch den Kaltblütigsten aller Besinnung zu berauben. Dazu nun die Feuerblitze der Kanonen, die grelle Glut der Brander, die prasselnden Flammen der in Brand geschossenen Schiffe! Und alle diese sinnbetäubenden Vorgänge auf einen verhältnismäßig sehr kleinen Raum zusammengedrängt, und doch, so eng dieser Raum war, jedes Schiff hatte seine eigne Schlacht zu kämpfen, ohne von dem Schicksal der andern Schiffe etwas zu wissen.“

Der Tag graute. Der Kampf war zu Ende. Mit Ausnahme der Segelfregatte „Portsmouth“, mehrerer kleiner Kanonenboote und der gesunkenen „Varuna“ hatten sämtliche Schiffe die Forts passiert und das Sternenbanner der Union wehte auf dem Mississippi über dem Banner der Konföderierten. Die Flotte der Konföderierten, das heißt 13 Kriegsschiffe, darunter ein Panzerschiff, war in mörderischem Kampfe vernichtet worden, ihre Besatzung gefallen oder ertrunken. Wenige Tage darauf — am 28. April — ergaben sich die heldenmütig verteidigten und zertrümmerten Forts an Butler, während Farraguts Flotte am 26. April vor New Orleans vor Anker ging. Von dort aus dampfte ein Teil derselben alsbald stromaufwärts und vernichtete die Uferbatterien des Feindes. Ein Versuch, das weiter oberhalb gelegene, zu einer starken Festung umgestaltete Vicksburg durch Bombardement zu nehmen, scheiterte jedoch vollständig.

Der harte Butler schaltete mit eiserner Strenge in dem eroberten New Orleans, dessen Einwohnerschaft sich besonders feindselig zeigte, und erregte durch eine ungalante Proklamation gegen die Frauen auch die Erbitterung des andern Geschlechts.

Die bereits erwähnte Mississippiflotte war inzwischen nach Eroberung des Forts Henry unter Führung des Kommodore Foote und begleitet vom Landheere stromabwärts gefahren. Nach kleineren Kämpfen mit einzelnen Uferbatterien und einzelnen Schiffen des Gegners fand Foote unterhalb der Ohiomündung schwer zu bewältigenden Widerstand. Bei New Madrid und der Mississippiinsel Nr. 10 war eine stark befestigte Stromsperre angelegt,

die man mit Bomben zu zerstören suchte; aus einem Luftballon gemachte Beobachtungen zeigten jedoch die Erfolglosigkeit solcher Versuche.

Aus dieser schwierigen Lage half der kluge Rat eines Deutschen, des Ingenieuroberst Bissel. Derselbe riet nämlich, an der Stelle, wo der Strom in starker Biegung eine halbinselförmige Landzunge umschlang, einen Kanal anzulegen und auf diese Weise die Befestigungen zu umgehen. Ein dichter Urwald mit mächtigen Stämmen und verwachsenem Gestrüpp bedeckte die Landzunge. Riesige Stämme, die seit urdenklichen Zeiten aus Sumpf und Morast emporragten, fielen jetzt in wenigen Tagen unter Beil und Säge der amerikanischen Soldaten, bis ein Kanal von 30 Schritt Breite und drei Meilen Länge die Halbinsel durchschnitt. Aber kaum hatte das erste Boot denselben passiert, so erhielt es von einer dem Durchstich gegenüber errichteten Batterie heftiges Feuer. Dieses neue Hindernis mußte nunmehr beseitigt werden. Das Dampfkanonenboot „Carandolet“ übernahm es, während der Nacht an der Insel vorüberzufahren und jene Strandbatterie zum Schweigen zu bringen. Zu diesem Zwecke nahm es einen großen, mit nassen Heuballen gefüllten Prahmen als Schild an seine der Insel zugekehrte Seite. Alle Luken wurden geschlossen, alle Lichter gelöscht, nur ein alter Mississippimatrose, der auch in der Dunkelheit die Umrisse der gefahrdrohenden Insel unterscheiden konnte und das Fahrwasser genau kannte, trat an das Steuer. In tiefster Stille schwamm das Dampfboot den breiten Strom hinab, als plötzlich ein aus dem Schlot aufsprühender Strahl das Unternehmen verriet. Sogleich richteten alle Geschütze des Feindes ihr Feuer auf die Nachterscheinung; aber trotz dieses eisernen Spießrutenlaufens kam das Schiff glücklich an der Insel vorbei; der Prahm hatte seine Schuldigkeit gethan und alle Kugeln aufgefangen. In der nächsten Nacht folgte ein andres Dampfboot auf gleiche Weise. Nun wurde die Batterie bald zum Schweigen gebracht, und nachdem die gefürchtete Insel glücklich umgangen war, mußte ihre Besatzung sich zu Kriegsgefangenen ergeben.

Die erwähnten großen Erfolge auf dem Mississippi hatten den General Beauregard veranlaßt, aus der Stellung bei Korinth, unbemerkt vom Gegner, südwärts abzuziehen. Nachdem hierauf zahlreiche Verstärkungen aus Virginien eingetroffen waren, drangen die Konföderierten von neuem siegreich in Kentucky und Tennessee unter Braggs gewandter Führung vor und kämpften dort mit wechselndem Erfolg gegen die inzwischen auch verstärkten Truppen der Nordstaaten. Eine weiter westlich vorgegangene Armee der Südstaaten wurde jedoch am 4. Oktober bei Korinth entscheidend geschlagen, infolgedessen General Grant, hier mit dem Oberbefehl betraut, sich in der Lage sah, nun alle Kraft anzuwenden, um sich zum Herrn des fortwährend hartnäckig verteidigten Vicksburg zu machen. Ein Korps, das er zu diesem Zwecke gegen Ende des Jahres unter General Sherman vorschickte, mußte bald mit blutigen Köpfen wieder abziehen. —

Die Enttäuschung, welche die verunglückte Expedition Mac Clellans gegen Richmond in Washington erregte, hatte den Kongreß zu neuen Rüstungen veranlaßt. Von neuem wurde eine Anwerbung von 300 000 Freiwilligen ins Werk gesetzt und außerdem die Aushebung eingeführt.

Zweite Schlacht am Bull-Run. Inzwischen ging nach dem Abzuge Mac Clellans der Oberbefehlshaber der Konföderierten, R. Lee, angriffsweise in Virginien vor. Der unermüdliche Jackson streifte bereits bis wenige Meilen vor Washington und zog sich erst vor dem überlegenen Unionskorps bis hinter den Bull-Run zurück. Abermals kam es am 28., 29. und 30. August an diesem Flusse zur Schlacht. Dieselbe ging abermals für die Nordstaaten verloren; nur durch die vortrefflichen Leistungen der Artillerie des aus dem badischen Insurrektionskriege bekannten Generals Sigel wurde es möglich, einen geordneten Rückzug anzutreten. Der Versuch Jacksons, die geschlagene Unionsarmee von Washington abzuschneiden, wurde zwar durch das blutige Treffen bei Fairfax vereitelt, doch mußte die letztere sich bis in die Verschanzungen unmittelbar vor Washington zurückziehen. Lee und Jackson gingen über den Potomak, zwangen zwei Unionsgenerale bei Harpers-Ferry zur Übergabe, erbeuteten dabei 10000 Gefangene und 100 Geschütze und drangen weit bis Pennsylvanien und Maryland hinauf vor.

Washington in Gefahr. Am Sitze der Bundesregierung herrschten abermals Schrecken und Bestürzung, die Archive und Kassen wurden nach New York in Sicherheit gebracht, in Pennsylvanien der Landsturm aufgeboten. Mac Clellan, nochmals mit dem Oberbefehl betraut, sammelte alle alten und neu gebildeten Regimenter und rückte den mit neuem Angriff drohenden Heeren der Konföderierten bis zum Antietam entgegen.

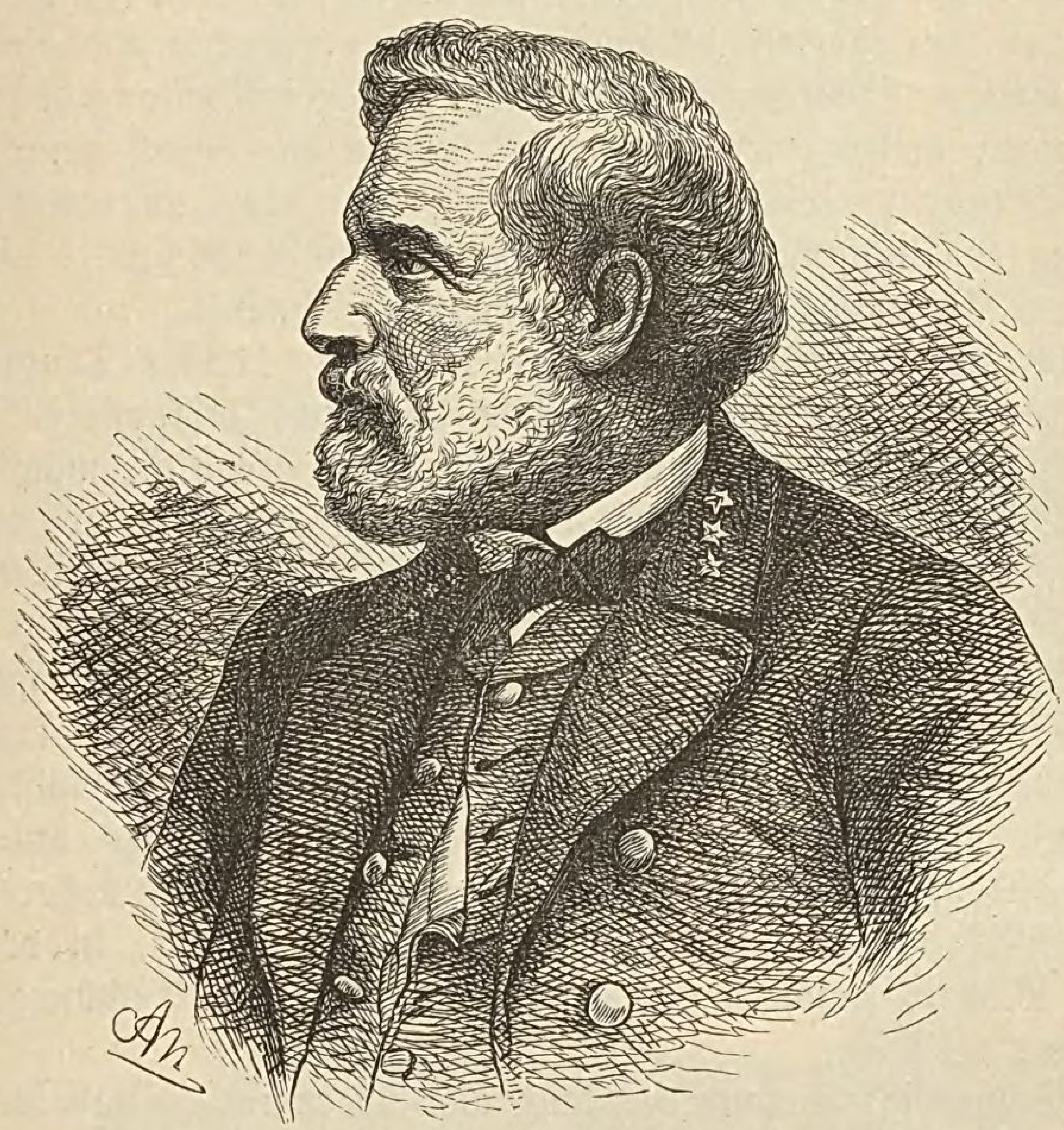
Durch eine blutige Schlacht am 18. September befreite er zwar die Hauptstadt aus der augenblicklichen Gefahr; da er aber das Gefecht am nächsten Tage wegen Mangel an Munition und Proviant nicht erneuern konnte, so waren die Folgen nicht nachhaltig. Das Heer der Konföderierten ging unbelästigt über den Potomak zurück und bezog hier von neuem Stellung; der verwegene Reitergeneral Stuart unternahm mit 3000 Pferden einen kühnen Streifzug bis in den Rücken der Unionsarmee, beunruhigte diese durch sein überraschendes Auftreten an verschiedenen Punkten, erhob in Maryland bedeutende Kontributionen und kehrte endlich, von allen Seiten angegriffen und verfolgt, glücklich und mit reicher Beute an Pferden und Proviant über den Potomak zur Armee zurück.

Die allgemeine Stimmung in Washington klagte Mac Clellan einer saumseligen Kriegführung an. Der Präsident Lincoln sah sich deshalb veranlaßt, denselben abermals abzusetzen und übertrug das Kommando dem General Burnside mit der Weisung, die feindlichen Heere kräftigst anzugreifen. Die Generale Lee und Jackson standen vereinigt in einer stark verschanzten Stellung auf den Höhen bei Frederiksburg hinter dem Rappahannock: Burnside erzwang auf sechs Brücken den Übergang über den Strom im Kanonenfeuer, besetzte Frederiksburg und griff am 13. Dezember die Stellung des Feindes an. Da aber die feindlichen Batterien auf den Höhen durch die Unionsartillerie vorher nicht zum Schweigen gebracht waren, so scheiterten die heldenmütigsten Anstrengungen der stürmenden Truppen an dem vernichtenden Artilleriefeuer und den mörderischen Salven aus den hochgelegenen Schanzen.

Nach einem fruchtlosen Blutvergießen mußte er endlich seine Angriffe

einstellen und entkam nur unter dem Schutze der Dunkelheit und des lauten Sturmes in der nächstfolgenden Nacht der weiteren Verfolgung der Konföderierten.

Mit der Schlacht bei Frederiksburg hatte das Kriegsjahr 1862 seinen blutigen Ausgang erreicht. Die Union, welche gehofft hatte, mit wenigen Schlägen die Aufständischen zu Boden zu werfen, sah sich jetzt in einen Krieg hineingerissen, dessen Ende lange nicht abzusehen war. Nicht weniger als 1090000 Mann (19 reguläre, 983 Freiwilligenregimenter) standen nach den eignen, aber wohl übertriebenen Angaben der Regierung zu Washington auf den Beinen. 389 Kriegsschiffe mit 3400 Geschützen, darunter 114 Schraubendampfer und 60 Panzerschiffe, schwammen auf dem Meere und den großen Flüssen.



General Robert Edmund Lee.

Dagegen konnten die Konföderierten nur ein Landheer von 400000 Mann aufbringen und ihre ganze Flotte bestand aus 27 Kriegsdampfern und einer schwimmenden Batterie; der Mangel an Geschützen machte sich schwer fühlbar, und seitdem der Mississippi im größten Teile seiner Stromlänge von der Union beherrscht wurde, waren die östlichen Südstaaten von ihren reichen Hilfsmitteln in den westlichen getrennt. Härter traf die Konföderierten aber noch der moralische Schlag, den ihnen Lincoln, der guten und gerechten Sache bewußt, am 22. September 1862 dadurch versetzte, daß er alle Sklaven in den aufständischen Staaten für frei erklärte.

Das Kriegsjahr 1863. Das eben erwähnte wichtige Gesetz trat mit dem 1. Januar 1863 in Kraft, und da bei der eingeführten allgemeinen Wehrpflicht

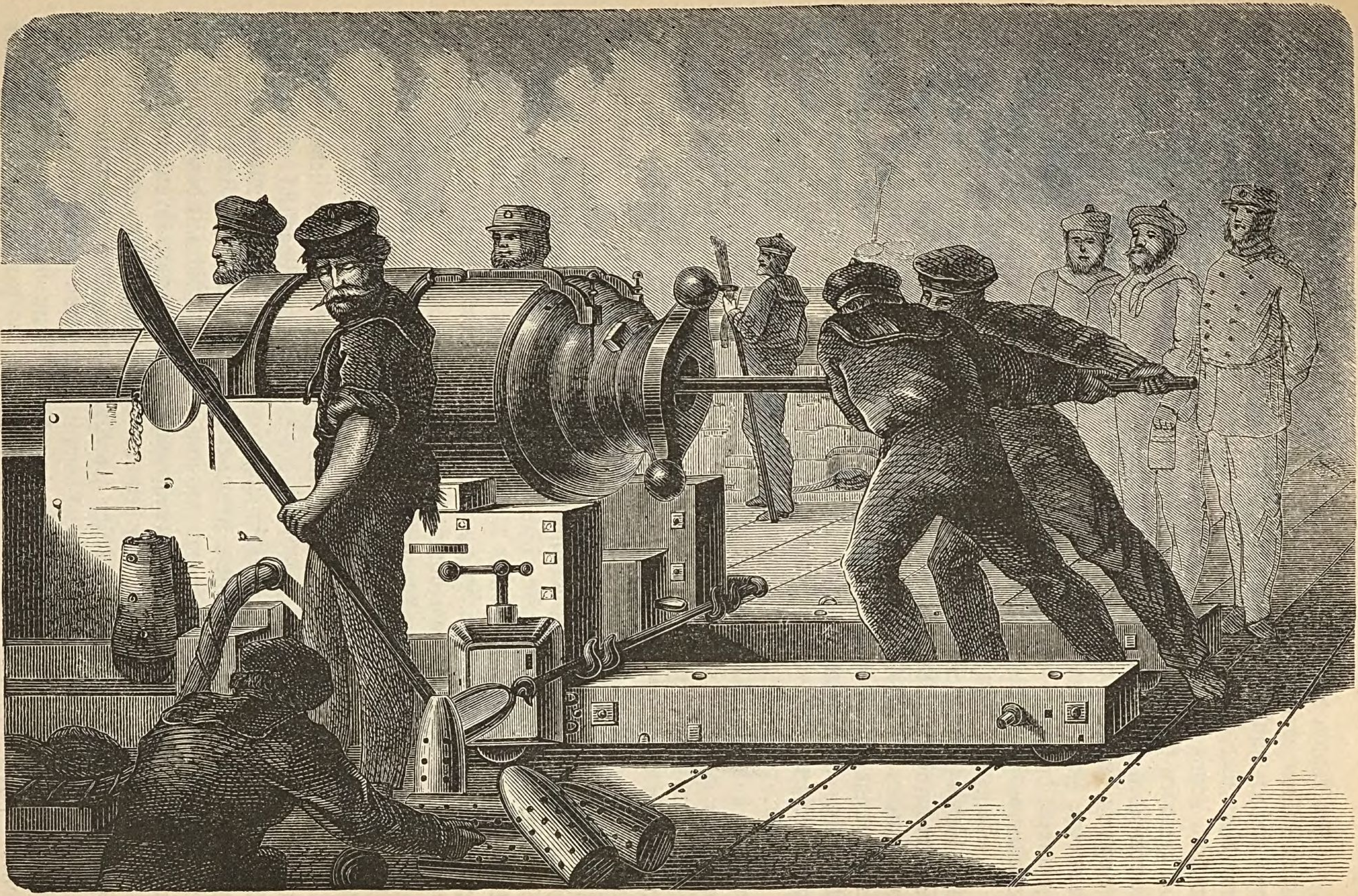
Stellvertretung gestattet war, so bildeten sich schnell überall farbige Regimenter. Auch auf eine bessere Ausbildung der Kavallerie, die sich noch immer nicht mit derjenigen der Konföderierten messen konnte, wurde besonders gewirkt. Vor allem aber handelte es sich zunächst um eine gründliche Reorganisation der Potomakarmee, an deren Spitze statt des unfähigen Burnside der tapfere, bei den Truppen sehr beliebte General Hooker trat, von den Soldaten fighting Joe genannt. Mehrere Monate mußten leicht erklärlicher Weise verstreichen, ehe dieser seine Truppen gegen den Feind führen konnte.

Dahingegen war es auf dem östlichen Kriegsschauplatze bereits in den ersten Tagen des neuen Jahres zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Der Unionsgeneral Rosenkranz war zu Ende des verflossenen Jahres bis Morfreesborough, der Hauptstadt von Tennessee, vorgedrungen. Hier griff ihn der General Bragg mit seinem neu gebildeten Heere im Anfang des Januar an. Nach viertägigen heißen Gefechten wies Rosenkranz durch seine überlegene Artillerie den Angriff zurück, verharrte aber dann trotz aller Aufforderungen der Regierung zu Washington bis zum Herbst in Unthätigkeit, während sein Gegner sich bei Chattanooga bis an die Zähne verschanzte.

Das Gibraltar des Mississippi. General Grant, dessen Truppen bei Ablauf des Jahres 1862 vor Vicksburg eine empfindliche Schlappe erlitten hatten, war hierdurch bald von neuem und mit aller Kraft gegen die mächtige Festung vorgegangen. Die Werke derselben umgaben auf der Landseite die Stadt in einem Umkreise von acht englischen Meilen und wurden außerdem von zahlreichen Geschützen und 30000 Mann unter Führung des Generals Remberton verteidigt. Man hatte auf Seite der Unionstruppen die Überzeugung gewonnen, daß nur ein Angriff von Süden und Osten her auf Erfolg rechnen könne. Zur Durchführung desselben mußte vor allem die allmählich oberhalb der Stadt mit mehr als 100 Schiffen versammelte Flotte unter Admiral Porter im Süden der Festung vereinigt werden und sollte daher die Strombiegung des Mississippi, welche Vicksburg gegenüber liegt, in der Art, wie es bei New Madrid geschehen war, durchstochen und Vicksburg dann umgangen werden.

Große Schwierigkeiten wurden auch hier überwunden, und als der Kanal fertig war, hatten die Konföderierten solch gewaltige Batterien der Mündung desselben gegenüber angelegt, daß man an eine Benutzung dieser Wasserstraße gar nicht denken durfte.

Ebenso ging es mit andern ähnlichen Versuchen, so daß man sich schließlich zu dem Entschluß gedrängt sah, an den furchtbaren Batterien von Vicksburg vorbeizufahren. Die hierzu bestimmten Schiffe wurden nach Kräften mit nassen Baumwollenballen und Heu, mit Eisenschienen, Ketten und schwerem Balkenwerk geschützt. Im ganzen waren es acht Kanonenboote nebst drei Transportfahrzeugen, welche die gefährliche Fahrt bestehen sollten. Die Mannschaft des einen Transportschiffes aber überkam solche Furcht, daß sie sich weigerte, an der Partie teilzunehmen, weshalb das Schiff durch Freiwillige besetzt werden mußte. Merkwürdigerweise erhielt gerade dieses Fahrzeug während der Fahrt auch nicht einen Schuß.



Auf dem Batteriedeck eines Panzerschiffes.

Am Abend des 16. April 1863 war alles in Bereitschaft. Die Panzerboote sollten dem entworfenen Plane zufolge einzeln und in Zwischenräumen von einigen hundert Ellen stromabwärts fahren, vor den Batterien angelangt, auf diese ihre Geschütze abfeuern und dabei so viel Rauch als möglich entwickeln, damit unter dessen Schutze die Transportfahrzeuge unangefochten vorbei gelangen könnten. Auf einen warmen Tag war ein in jenen Gegenden rasch eintretendes Zwielicht gefolgt, während sich die Boote an allen stromaufwärts gelegenen Punkten, vier englische Meilen oberhalb Vicksburg, sammelten. In kleineren Fahrzeugen hatte sich hier eine Masse neugieriger Zuschauer eingefunden, die das großartige Schauspiel mit ansehen wollten und sich bis zum Beginn desselben die Zeit in sehr lärmender Weise vertrieben.

Gegen 10 Uhr verloschen die Lichter in Vicksburg, und nun verstummten auch Gesang und Gelächter, als in der Finsternis eine dunkle Masse den großen Strom herabglitt. Geräuschlos zogen die Boote, eines nach dem andern, in dem beschränkten Gesichtskreise schattenhaft vorüber. Drei Viertelstunden vergingen in lautloser, gespannter Erwartung. Man sah nichts als in der Gegend von Vicksburg einen langen, niedrigen Streifen am Horizont, der sich etwas finsterer vom übrigen Teile der gesamten Umgebung abhob.

Da, gegen 11 Uhr, blitzen auf einmal zwei grelle, scharfe Feuerscheine auf der äußersten Rechten der Verschanzungen von Vicksburg durch die Finsternis, und im nächsten Augenblicke ist die ganze Linie eine Reihe solcher Blitze. Zwei Transportschiffe versuchen umzukehren, aber hinter ihnen fährt der Monitor „Tuscumbia“ und zwingt sie weiterzufahren. Jetzt ist die Flotte vor der Stadt und eröffnet mit ihren Breitseiten, zusammen 25 Geschütze des schwersten Kalibers, ein energisches Feuer, so daß sich der Dampf in mächtigen Rauchwolken auf den Fluß herabsenkt. Diesen Augenblick benutzen die hölzernen Transportschiffe. Sie wenden ihre volle Dampfkraft an, um so rasch als möglich hinabzukommen. Nur eines der Transportschiffe, „Henry Clay“, wird von einer feindlichen Bombe in Brand geschossen und treibt bald als mächtige Feuermasse steuerlos den Strom hinunter.

Im ganzen lief das Wagnis glücklich ab. In fünfviertel Stunden, vom Augenblick der Abfahrt an, war die Flotte jenseit des Bereichs der feindlichen Batterien.

Einige Zeit später vollführte eine zweite Flottille, aus sieben Panzerbooten und sechs Transportschiffen bestehend, dasselbe Wagestück. Hier unterhalb Vicksburg fanden die Unierten auch den Admiral Farragut wieder, der von neuem unter schweren Verlusten stromauf an dem mittlerweile stark befestigten Port Hudson vorbeigedampft war und nun gemeinschaftlich mit den Schiffen der oberen Mississippiflotte die Unternehmungen des Generals Grant unterstützte.

Dieser hatte inzwischen von den drei Befestigungslinien, welche Vicksburg schützend umgaben, die beiden ersten genommen; aber einen allgemeinen Sturm am 22. Mai auf die Stadt schlug General Remberton erfolgreich zurück und brachte dem Gegner einen Verlust von 2500 Mann bei. Dagegen war ein andrer schrecklicher Feind in Vicksburg eingezogen — der Hunger. Trotz allen Nöten hielt sich indessen die tapfere Besatzung bis Anfang Juli. Doch am

Morgen des 3. Juli zeigte sich auf ihren Schanzen die Parlamentärflagge; am nächstfolgenden Morgen rückten die ersten unionistischen Regimenter in die Feste ein. Über 31000 Mann wurden gefangen genommen und 102 Feldgeschütze, 30 Festungsgeschütze, 50000 Musketen und 57 Fahnen erbeutet. Die Lebensmittel waren gänzlich aufgezehrt; die Besatzung hatte sich schon seit einiger Zeit von Pferde- und Mauleselfleisch nähren müssen.

Port Hudson war jetzt auch unhaltbar; es ergab sich am 9. Juli an General Banks. Wieder fiel reiches Kriegsmaterial in die Hände der Bundesarmee. In jener Feste war der Mangel an Lebensmitteln noch höher gestiegen als zu Vicksburg, man hatte schon Ratten verzehrt, und das erste Ansuchen des Feindes unmittelbar nach der Übergabe bestand in der Bitte um 6000 Rationen, da die Garnison den letzten Maulesel verspeist habe.

So war endlich nach außerordentlichen Anstrengungen der Mississippi frei und die Union nunmehr Herrin desselben. Bereits am 16. Juli kamen die ersten beiden Dampfschiffe von St. Louis in New Orleans an.

Die Potomakarmee in den Schlachten bei Chancellorsville. Nachdem Hooker in der Potomakarmee Disziplin und Ordnung hergestellt hatte, brach er im Frühjahr 1863 gegen Lee, der noch bei Frederiksburg stand, auf. Er beschloß, bei Frederiksburg nur einen Scheinangriff machen zu lassen, mit der Hauptarmee aber westlich dieses Ortes über den Rappahannock zu gehen und Lees Armee in der linken Flanke zu umgehen. Der Übergang über den Fluß gelang auf mehreren Pontonbrücken und Furten, am 2. Mai stand die Armee in Schlachtordnung bei Chancellorsville. Aber auch Lee war, nachdem er nur ein Korps bei Frederiksburg zurückgelassen, aus seiner Stellung ihm entgegengerückt und hatte in der Nacht General Jackson abgeschickt, um den rechten Flügel der Unionsarmee, durch Wälder gedeckt, zu umgehen. Seit Mittag wurde im Zentrum und auf dem linken Flügel schon lebhaft gekämpft, als Jackson gegen Abend auf dem Schlachtfelde eintraf und mit solchem Ungestüm angriff, daß eine Division nach der andern auf dem rechten Flügel die Flucht ergriff. Der Kampf in diesen dunklen und wild verwachsenen Wäldern hatte etwas Unheimliches, Grausenhaftes. Die Toten und Verwundeten bedeckten schon haufenweise den Boden, als ein Teil der Wälder durch einschlagende Granaten in Brand geriet. Das Feuer verbreitete sich über die dürre Bodenfläche von Baum zu Baum, und während der Wald von dem knatternden Gekrach des Gewehrfeuers noch dröhnte, zuckten schon ringsum die Flammen zu Häupten der kämpfenden Heere empor. Der Wald mußte von beiden Teilen verlassen werden; aber die Verwundeten, die sich nicht fortschleppen konnten, kamen jämmerlich in den Flammen um.

Nach einer stürmischen Regennacht, welche die Unionstruppen benutzten, um sich von neuem zu ordnen und zu verschanzen, begannen am Morgen des 3. Mai die Konföderierten von neuem den Angriff, doch suchte Hooker sich nur noch so lange zu halten, um einen geordneten Rückzug antreten zu können.

Gegen Mittag wurde die Schlacht abgebrochen, und die Unionsarmee ging mit einem Verlust von 20000 Mann und 120 Geschützen über den Rappahannock und in ihr altes Lager zurück. Der Verlust der Konföderierten mochte nicht

viel geringer sein; am schmerzlichsten aber empfand das Heer den Verlust des tapferen und geliebten General Jackson, ob seines Mutes und seiner Ruhe im Gefecht von den Soldaten durch den ehrenden Beinamen „Stonewall“ (Felsmauer) ausgezeichnet. Durch ein Versehen von den eignen Truppen am Arme schwer verwundet, starb derselbe acht Tage darauf bei der Amputation.

Hooker wurde bald nach dieser Niederlage des Kommandos entsetzt und dasselbe an General Meade übertragen. Der Präsident Lincoln schrieb an ihn einen charakteristischen Brief, in welchem unter anderm folgende Stelle vorkommt: „Ich würde mich nicht der Gefahr aussetzen, am Flusse in ein Gefecht verwickelt zu werden, wie ein Ochse, der halb über einen Zaun gesprungen ist und, in Stirn und Rücken von Hunden angegriffen, weder vorne stoßen, noch hinten ausschlagen kann!“ — Was würde ein europäischer General zu solchem Kabinettsschreiben sagen?

Bei Gettysburg. Zum zweitenmal überschritt Lee den Potomak und drang in Maryland und Pennsylvanien ein, während der kühne Stuart mit der Reiterei auf seinen Streifzügen Pferde und Fahrzeuge erbeutete. In den ersten Tagen des Juli jedoch griff Lee vergeblich die Stellung des Unionsheeres unter Meade bei Gettysburg an. Es war die blutigste Schlacht des ganzen Krieges. Lee wurde geschlagen, aber Meade benutzte den Sieg nicht und ließ ihn unbehelligt seinen Rückzug im Shenandoahthale nach der alten Stellung antreten. Trotz des blutigen Ringens abermals kein entscheidendes Ergebnis! —

Auf dem mittleren Kriegsschauplatze in Tennessee war General Rosenkranz nach langer Unthätigkeit endlich zum Angriff vorgegangen und hatte den General Bragg bis über Chattanooga zurückgedrängt, wurde dann aber von diesem am 19. und 20. September am Chicamauga entscheidend geschlagen.

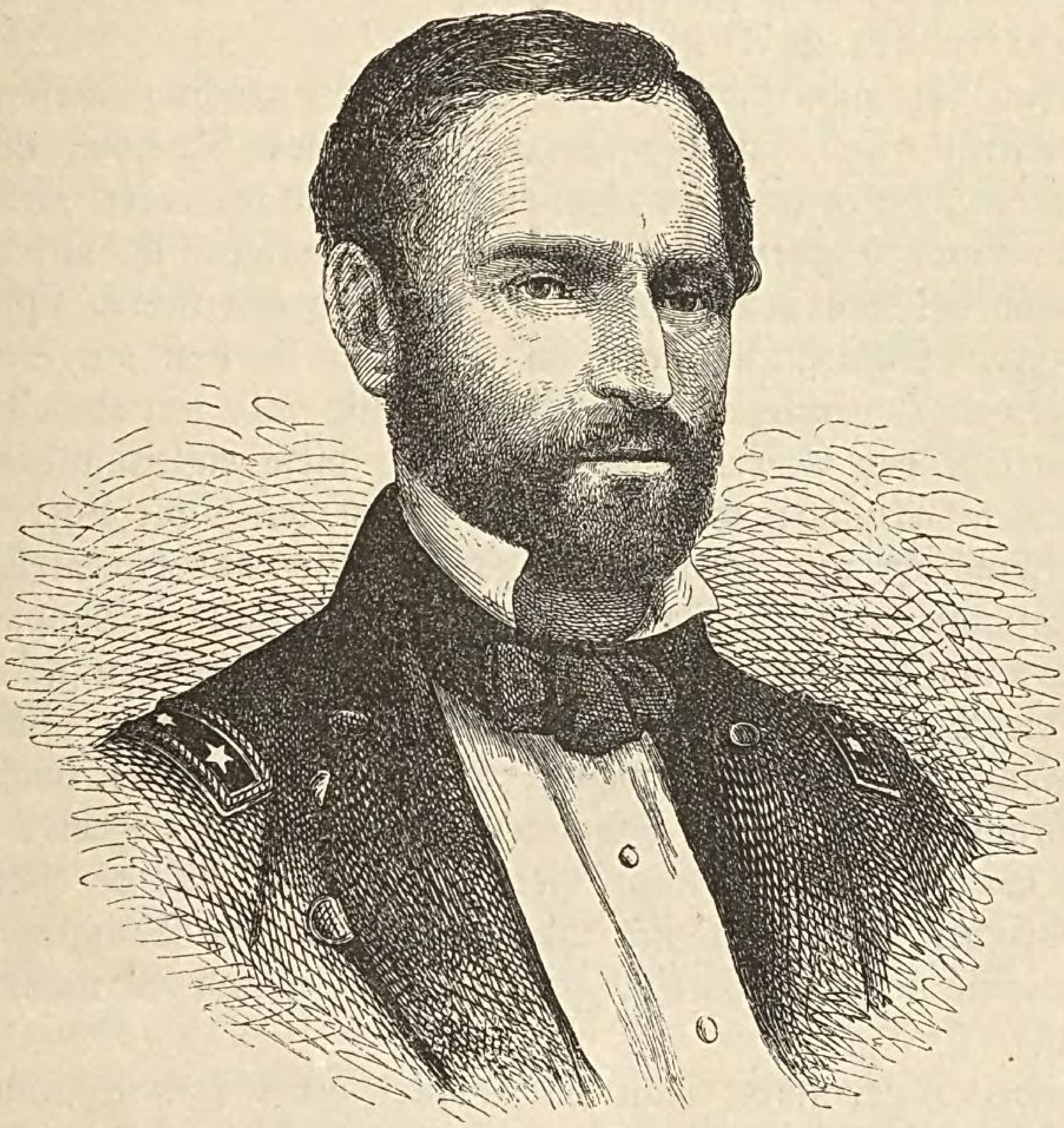
General Grant erhielt das Kommando der Tennesseearmee, die mittels der Eisenbahn und auf den Flüssen schnell Verstärkungen an sich zog. Am Ende des Jahres (29. November) siegte Grant entscheidend bei Missionary-Ridge, südlich Chattanooga; Braggs Armee war fast vernichtet, die Trümmer retteten sich nach Atlanta. General Grant behauptete den Eisenbahnknoten von Chattanooga, deckte dadurch Kentucky und Tennessee und öffnete sich den Eingang nach Georgien.

Das Kriegsjahr 1864. Das Jahr 1863 war für die Union wider Erwarten günstig abgelaufen. Allmählich erkannte man an maßgebender Stelle mehr und mehr, worauf es in diesem Kriege ankomme, und machte endlich im Jahre 1864 der unglückseligen Zersplitterung der Streitkräfte und dem ewigen Wechsel im Kommando ein Ende, so daß eine zweckmäßigere Verwendung der ungeheuren Heeresmassen und eine planvollere Kriegführung Platz greifen konnte.

Zum Oberbefehlshaber aller Armeen des Nordens wurde General Ulysses Grant ernannt. Wie der Präsident selbst, so war auch Grant aus dem Volke hervorgegangen. Ohne Geburtsvorzüge, Familienverbindungen oder Privatvermögen ist er als Führer eines Regiments aus Illinois in die Vereinigte Staatenarmee eingetreten und bald zum Grade eines Brigadegenerals emporgestiegen. Eine Reihe glänzender Siege von Fort Donelson und Vicksburg bis

Chattanooga hatten an seinen Namen das Siegesvertrauen des Heeres geknüpft. Die Einfachheit, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit seines Charakters ließen seine Wahl besonders geeignet erscheinen.

General William Tecumseh Sherman, ein Mann von entschlossenem Wesen, erhielt an Grants Stelle das Kommando über die in Cumberland, Tennessee und Ohio stehenden Heerteile.



General William Tecumseh Sherman.

Nachdem in den ersten Monaten des Jahres, in der Absicht, die bisher noch wenig vom Kriege berührten Golfstaaten der Konföderierten in Mitleidenschaft zu ziehen, ein Unternehmen gegen Florida ins Werk gesetzt, aber ungünstig verlaufen war, auch Sherman vergeblich versucht hatte, von Vicksburg aus in Alabama vorzudringen, während Farragut es nicht gelang, sich zu gleichem Zwecke im Golfe von Mexiko den Hafen von Mobile zu öffnen, zielte die ganze Kriegführung der Nordstaaten auf zwei Punkte: im Osten Richmond, im Westen Atlanta, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und Waffenplatz in Georgia. — Gegen ersteren Ort wollte Grant selbst mit der etwa 120 000 Mann starken Potomakarmee unter Meade vorgehen, rechts, im Shenandoahthale, unterstützt von 15 000 Mann unter Sigel, links, am James-River, von 25 000 Mann unter Butler. Lee konnte dieser Streitmacht nur etwa 90 000 Mann entgegenstellen. — Gegen Atlanta wendete sich Sherman mit beinahe 100 000 Mann, denen gegenüber auf Seite der Konföderierten General Johnston nur etwa 70 000 Mann zur Verfügung hatte.

Die ganze Streitmacht der Union betrug bei Beginn des Jahres 500000 Mann, diejenige der Konföderation kaum noch die Hälfte dieser Zahl.

Die Schlacht in der Wildnis. Zu Anfang Mai trat die Potomakarmee ihren Vormarsch an; nach Überschreiten des Rapidan wurde sie bei Wilderneß von Lee angegriffen. Eine Reihe von blutigen Gefechten, welche vom 5. bis 12. Mai in dem unübersichtlichen, dicht bewaldeten Gelände ohne Zusammenhang und ohne Entscheidung geliefert wurden, bezeichnet man mit dem Namen: Die Schlacht in der Wildnis.

In einem fast undurchdringlichen Walde mit mächtig starken Stämmen, dazwischen Gestrüpp und Schlingpflanzen, hatten Lees Truppen alle Wege mit Schanzen gesperrt, die in mehreren Linien hintereinander lagen. Mehrere Tage lang dröhnte ununterbrochen der Kanonendonner, untermischt mit dem Gekrach der Salven und des Schützenfeuers der in meilenlangen Linien sich gegenüberstehenden Heere. Schließlich fingen an einzelnen Stellen die Soldaten, des langen erfolglosen Herumschießens müde, an, sich mit den Ladestöcken der in Menge umherliegenden Gewehre zu beschießen; diese eigentümlichen Geschosse flogen mit einem seltsamen Gezisch, wie Raketen durch die Luft, von beiden Seiten mit Jauchzen und Gelächter begleitet. An andern Stellen, wo die Munition verschossen war, artete die Schlacht in ein wildes Handgemenge und Gemetzel aus; wo die Kugeln Lücken in die Verschanzungen gerissen hatten, da häuften die Verteidiger Leichen der Gefallenen auf und kämpften hinter diesen entsetzlichen Leichenwällen weiter. Hier und da gerieten auch die Wälder wieder in Brand und trennten Flammen die kämpfenden Heere. Das wilde Kampfgetöse der Tage wurde dann wieder durch die Stille der schwülen Mainächte unterbrochen. Erschöpft und todesmatt ruhten die Truppen im Waldesdunkel, da, wo sie gekämpft hatten, zwischen Leichen und Verwundeten. Tiefe Stille überall!

Nur zuweilen vernimmt man das Knacken eines Hahnes und den Anruf der Wachtposten: „Halt! who comes there?“ (Wer da?) oder ein Spottvogel zwischen den Ästen läßt seine schrille Stimme schallen, oder ein Verwundeter haucht seinen letzten Seufzer aus. Und droben ziehen an dem tiefblau gefärbten Himmel die friedlichen silbernen Sterne. Der Gesamtverlust der Uniierten belief sich in diesen Tagen auf 25000, jener der Konföderierten auf 18000 Mann. Die letzteren verloren bei einem Rekognoszierungsgefecht in jenen Tagen auch den vortrefflichen Reitergeneral Stuart, das erhabene Vorbild für die deutschen Reiterführer.

Anfang Juni hatte Grant unter fortwährenden Kämpfen die Gegend von Richmond erreicht und vereinigte sich gegen Mitte desselben Monats auf dem südlichen Ufer des James mit Butler, der auf 97 Transportschiffen sich bei Monroe eingeschifft hatte, durch mehrere Monitors und Kanonenboote gedeckt, den James heraufgefahren und fünf Meilen südlich von Richmond gelandet war.

Sturm auf Petersburg. Die Armee Lees stand zur Deckung der Hauptstadt zwischen Petersburg und Richmond. Grant beschloß, zunächst den Hauptwaffenplatz der Konföderierten, Petersburg, zu nehmen. Nach wiederholt blutig zurückgewiesenen Eroberungsversuchen ließ er den Sturm auf die

feste Stellung des Gegners durch Belagerungsarbeiten und namentlich durch eine ungeheuer große Mine vorbereiten. Sechs Wochen lang hatten die Mineure gearbeitet und sich 153 m weit und über 6 m tief unter der Erde bis unter eine Außenbastion von Petersburg durchgewühlt: die unterirdische Kammer wurde mit 600 Zentnern Pulver geladen.

Die Nacht zum 30. Juli war zur Sprengung bestimmt. Ein Kanonenschuß hallte durch die Nacht und gab das Zeichen zur Entzündung der Mine und zur Bereitschaft der Sturmkolonnen. Noch einige Sekunden, das Erdreich bebt, eine schwarze Masse schießt unter dumpfem Getöse, wie ein Berg, aus einem Erdriß empor, steigt immer höher und höher und fällt dann erschütternd, Balken, Steine und Trümmer in weitem Kreise umherschleudernd, hier herab. Eine dichte weiße Rauchwolke lagert noch wie ein Leichentuch über dem Krater, das ganze Außenwerk mit seiner Besatzung ist in die Luft gesprengt. Sogleich vereinigen alle Geschütze der Festungsfront ihr Feuer nach diesem Punkte, um die Uniierten vom Sturme zurückzuschrecken. Aber von allen Seiten dringen die Sturmkolonnen vor, an der Spitze sollen die Negerregimenter die Bresche stürmen, ein schwarzes Regiment nach dem andern; die armen Neger, die zum Teil eben der Peitsche ihrer Grundherren entronnen, werden hier zu Tausenden unter dem Kartätschenhagel der Festungsgeschütze niedergestreckt. Trotzdem gelingt es einer Kolonne, sich in dem ausgeworfenen Minenkrater zwischen Schutt und Trümmern festzusetzen, aber sie bleibt ohne Unterstützung und muß sich endlich nach großen Verlusten ergeben. Nach diesem erfolglosen Sturm vermochte Grant in diesem Jahre nichts Entscheidendes mehr gegen die Stellung der Konföderierten bei Richmond zu unternehmen; er begnügte sich, das Heer Lees von seiner Verbindung mit den andern Heeren der Konföderation abzuschließen.

General Sigel, welcher sich im Shenandoahthale Richmond hatte nähern sollen, hatte nach unglücklichen Kämpfen die ganze Vorbewegung aufgeben müssen und war in Harpers-Ferry eingeschlossen. Das Korps, welches General Lee in diesem Thale vorgeschickt hatte, war bis nach Maryland und Pennsylvanien brandschatzend vorgedrungen und bedrohte sogar Washington. Aus dieser Gefahr wurde die Hauptstadt durch den General Sheridan, den gewandtesten Reiterführer der Union, gerettet, welcher in der Eile am oberen Potomak ein Korps gesammelt hatte und durch den Sieg bei Fisher Hill am 22. September die letzte Gefahr für die Hauptstadt beseitigte.

Shermans Feldzug in Georgien. Sherman hatte inzwischen seine Operationen gegen Atlanta im Mai von Chattanooga aus begonnen. Der General der Konföderierten, Johnston, wich Schritt für Schritt vor ihm zurück, hatte aber zwei Reiterkorps in seinen Rücken entsandt, die reiche Beute machten. Die Regierung zu Richmond war mit der Rückzugstaktik ihres Generals wenig einverstanden und gab an Johnstons Stelle das Kommando dem tapferen Hood, einem braven Haudegen, der in diesem Kriege schon ein Bein verloren hatte. Aber auch dieser vermochte Atlanta nicht zu halten. In der Nacht zum 1. September verbrannte und vernichtete er alle Lokomotiven und die Vorräte, die er nicht mitnehmen konnte, sprengte den Zentralbahnhof und mehrere Fabriken und räumte Atlanta.

Atlanta wurde nun von den Unionstruppen zerstört, und am 14. November trat Sherman seinen berühmten Zug mitten durch den Staat Georgia an, um die atlantische Meeresküste zu gewinnen, die Seeplätze Savannah, Charleston und Cullmington, welche bisher den Angriffen der Flotte widerstanden hatten, von der Landseite aus zu erobern oder wenigstens ihre Verbindung mit Richmond abzuschneiden und sich dann zum letzten Entscheidungsschlage gegen die feindliche Hauptmacht mit Grant zu vereinigen. Zur Sicherung eines so kühnen Marsches mitten durch Feindesland war aber die erfolgreiche Beschäftigung des einen feindlichen Hauptheeres unter General Hood, welcher durch einen Vormarsch nach Tennessee Sherman zum Abzug aus Georgien veranlassen wollte, durchaus erforderlich. Der hiermit beauftragte General George Thomas löste die Aufgabe mit rühmlichem Erfolge. Er wußte es dahin zu bringen, daß Hood sich gegen ihn wandte. Als der feindliche Heerführer sich weit genug von Sherman entfernt hatte, verlegte ihm Thomas den Weg. Ein unweit der Stadt Nashville bestandenes glückliches Gefecht sicherte letzterem den Vorsprung auf ebengenannte Stadt, in welcher er sich mit den dort befindlichen Unionstruppen vereinigte. Jetzt seinem Gegner an Zahl der Streitkräfte gewachsen, zwang er diesen in einer blutigen Schlacht zum Rückzuge und brachte ihm weitere empfindliche Verluste bei, die ihn lediglich auf die Defensive beschränkten.

Unbeirrt setzte Sherman inzwischen, nachdem er alle Eisenbahnen hinter sich zerstört hatte, seinen Marsch fort, dessen Ziel er in das tiefste Geheimnis zu hüllen wußte. Seine Reiter schwärmten in verschiedenen Richtungen voraus. Die Armee teilte sich in mehrere Kolonnen, welche ganz auseinander gehende Straßen zu verfolgen schienen, wohin also? — Ein Vereinigungspunkt aber, weit vorgelegen, war den Truppen bezeichnet, dort trafen alle Kolonnen pünktlich ein, und nun ging der Marsch in gerader Richtung auf Savannah.

Die Eigentümlichkeit der Bodenverhältnisse von Nordgeorgia besteht in einer romantischen Wildheit. Hügelketten, die oft nicht durch Thäler, sondern nur durch Schluchten voneinander getrennt sind, durchschneiden das Land. Steile Felswände schießen empor, türmen sich zu gewaltigen Granitbergen auf und dachen sich in einem Steingeröll ab, durch dessen Gewirr kaum ein Jäger zu dringen vermag. Es mußten daher Straßen gebaut werden über Schluchten und Berge, durch Sümpfe und Wälder; zahllose Brücken über wilde Bäche waren zu schlagen, und mit erschöpfenden Märschen, unter kolossalen Schanzarbeiten für jedes Nachtlager, ging es vorwärts.

In 32 Tagen waren mitten durch feindliches Land 70 bis 80 deutsche Meilen zurückgelegt, und am 9. Dezember stand Sherman wenige Meilen von Savannah. Am 13. Dezember ließ er ein Außenfort von Savannah erstürmen und darauf den Kommandanten zur Übergabe auffordern. Dieser lehnte zwar ab, räumte aber in der Nacht zum 22. Dezember die Stadt. Am folgenden Morgen hielt Sherman seinen Einzug und konnte dem Präsidenten Lincoln die folgende Depesche senden: „Ich bitte, als Weihnachtsgabe die Stadt Savannah mit 150 schweren Geschützen und 25000 Ballen Baumwolle überreichen zu dürfen.“

Die Unternehmungen zur See, mit so gewaltigen Kräften sie auch 1864 unternommen wurden, sollten für die Union nicht von gleichen Erfolgen begleitet sein, wie die Operationen der Landarmeen.

Das Jahr 1864 fand die Union im Besitz von 671 Kriegsschiffen, die auf den großen Strömen den Gegner vertreiben, seine Häfen möglichst streng blockieren und namentlich dem frechen Kaperwesen der Konföderierten ein Ende machen sollten. Eines der berüchtigtsten Kaperschiffe war die „Alabama", welches, von Kapitän Semmes geführt, der nordamerikanischen Handelsmarine vorzüglich auf der Straße nach Europa ungeheuren Schaden zufügte. Im Juni 1864 war dieses Raubschiff in die europäischen Gewässer gesegelt und hier, einer Ausbesserung halber, in den Hafen von Cherbourg eingelaufen. Da erschien am 19. Juni morgens die Unionskorvette „Kearsarge", angesichts des französischen Hafens die „Alabama" zum Kampfe herausfordernd. Die „Alabama", mit acht trefflichen Geschützen armiert, welchen der allerdings zweckmäßiger und beweglicher gebaute „Kearsarge" nur sieben entgegensetzen konnte, stellte sich dem kampflustigen Gegner, mußte jedoch, nach etwa zweistündigem Geschützkampfe, die Flagge streichen.

Zu Anfang des Jahres 1864 begleitete eine Flottille unter Porter eine Truppenabteilung den Red-River hinauf, mit welcher die Generale Banks und Steele den Gegner aus Louisiana, Arkansas und Texas vertreiben sollten.

Diesmal wurde das Glück dem tapferen Kommodore untreu, seine Schiffe blieben in den Stromschnellen stecken und die Lage der Flotte war geradezu zum Verzweifeln. Oberhalb der Fälle des Red-River in niedrigem Wasser liegend, war sie völlig wehrlos und mußte dem Feinde in die Hände fallen, sobald sie nicht mehr von der Armee gedeckt werden konnte. Dieser aber waren dadurch, daß die Konföderierten den Fluß unterhalb Alexandria in Besitz hatten, die Lebensmittelzufuhren abgeschnitten, und ihr Rückzug war schon beschlossen.

In dieser Not legte Oberst Bailey, ein früherer Holzflößer, den Plan vor, eine Reihe von Dämmen zu bauen, welche das Wasser der Fälle aufhalten, dadurch den Wasserstand erhöhen und den Schiffen es möglich machen sollten, an einem gewissen Punkte über die Fälle in das tiefe Fahrwasser unterhalb derselben zu gelangen. Eine ungeheure Schwierigkeit lag in der durch die Umstände gebotenen Beschleunigung dieses riesigen Unternehmens.

Die Dampfmühlen der Nachbarschaft wurden niedergerissen, um Material zu liefern, 3000 Mann setzten unaufhörlich ihre Äxte in den Wäldern in Bewegung und 300 Gefährte schafften beständig die gewonnenen Balken und Stämme ans Ufer. Im Nu war der Urwald gelichtet. Ein wuchtiger Baum fiel nach dem andern. Tag und Nacht wurde mit einem Eifer gearbeitet, der über jedes Lob erhaben ist. Felsen wurden aus ihrem tausendjährigen Bette gehoben, auf Flachboote geschafft und mit diesen versenkt. So wuchs der Damm, vom Ufer auslaufend, von Stunde zu Stunde. Das Riesenunternehmen gedieh zusehends, und schon wurde das Wasser gehemmt, als ein unverhältnismäßiger Druck an einem Teile des Hauptdammes einen Bruch zuwege brachte, der alles zu vereiteln drohte. Schnell entschlossen, gibt jedoch Porter den Befehl, wenigstens zu retten, was zu retten ist. Der „Lexington" soll den

Versuch machen, da, wo der Strom im wilden Strudel durch die Lücke braust, mitten durch den wirbelnden Gischt zu fahren und womöglich die unteren Fälle zu erreichen suchen. 30000 Menschen sehen mit atemloser Spannung dem kühnen Manöver zu. Von ruhiger Hand gesteuert, wird der „Lexington“ mitten in den Strudel geleitet. Er scheint darin unterzugehen, schwankt hin und her, verschwindet in der wallenden Schaummasse, aber unten kommt er wieder zum Vorschein und gleitet majestätisch die ruhigen Gewässer hinab, von donnerndem, betäubendem Jubel empfangen. Ihm folgen noch drei Schiffe.

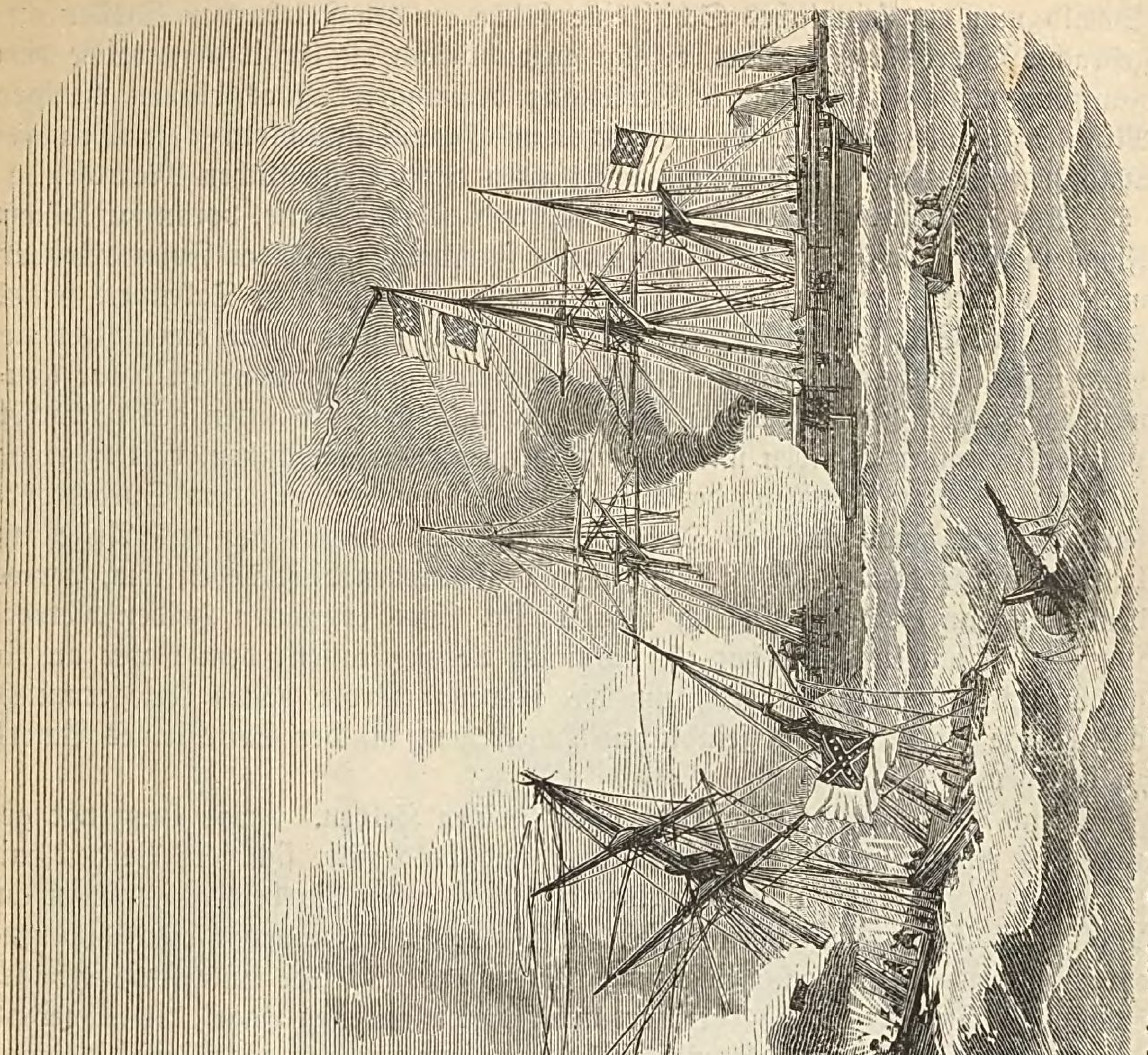
Mittlerweile war das Wasser so sehr gesunken, daß von weiteren Rettungsversuchen auf diesem Wege Abstand genommen werden mußte. Doch Bailey verzweifelte nicht; er machte sich sofort von neuem an die Arbeit. Bis über die Kniee im Wasser, mußten die Leute bei Tag wie bei Nacht mit dem tosenden Elemente ringen und sich unglaublichen Anstrengungen unterziehen, aber überall wurde gescherzt und gelacht, jede Widerwärtigkeit mit unverwüstlichem Humor überwunden. Bailey gedachte sogar noch Vorteil aus dem Unfalle zu ziehen. Die vom Strom gerissene, 18 m weite Öffnung wurde nicht verstopft, sondern durch eine Anzahl von Seitendämmen dafür gesorgt, daß das Wasser sich hier sammelte und eine Tiefe gewann, welche der ganzen Flotte den Übergang ermöglichte. Die Berechnungen erwiesen sich als richtig, die titanenhaften Anstrengungen wurden vom glänzendsten Erfolge gekrönt, das Geschwader war gerettet.

Im August versuchte der rastlose Farragut nochmals, die Bai von Mobile in seinen Besitz zu bringen. Zur Bai führen zwei Eingänge, deren einer, der Swaschkanal, für große Schiffe gangbar ist. Der Zugang war aufs geschickteste befestigt worden. Zwei Forts beherrschten denselben; vom festen Lande aus Fort Morgan mit seinen 136 Kanonen und von der Insel aus Fort Gaines mit 50 Kanonen. Außerdem wurde die enge Einfahrt noch durch das Panzerschiff „Tennessee“ und eine ansehnliche Flotte von Kanonenbooten unter Kommodore Buchanan verteidigt.

Dies alles schien den Sezessionisten, die ihren gewaltigen Gegner wohl kannten, noch nicht genügend, und deshalb versenkten sie vor der Einfahrt vernichtungdrohende Höllenmaschinen, sogenannte Torpedos, womit man die Schiffe der Union in die Luft zu sprengen gedachte.

Admiral Farragut, der erklärte Widersacher eiserner „Brühkessel“, wie er selbst die verhaßten Panzerschiffe nannte, hatte sich für sein Vorhaben vorzugsweise Holzschiffe ausgesucht.

Glücklicherweise wurden die Torpedos des Gegners durch eingedrungenes Meerwasser wenigstens zum Teil unschädlich gemacht. Die Entzündung dieser mit Sprengstoff angefüllten und gewöhnlich in Flaschenform gestalteten Maschinen wird entweder durch entstehende Reibung eines darüber hinfahrenden Schiffes oder, von einem verborgenen Punkte des Ufers aus, mittels Elektrizität herbeigeführt. Meist verbindet man je zwei dieser durch angefügte Holzkloben schwimmend erhaltenen Zerstörungswerkzeuge miteinander durch ein Seil, das am Ufer befestigt und mittels eines Rollapparates nach Bedürfnis gestellt werden kann.



Seegefecht zwischen Kearsarge und Alabama.

Sobald nun ein feindliches Schiff eine solche an den fahrbarsten Stellen angebrachte Vorrichtung berührt, erfolgt augenblicklich die Explosion, welche dem Fahrzeug meist eine so schwere Verletzung beibringt, daß es binnen wenigen Minuten zu sinken beginnt. Das Aufsuchen und Herausfischen solcher Zerstörungsmaschinen war eine der mühsamsten Arbeiten der nordstaatlichen Matrosen.

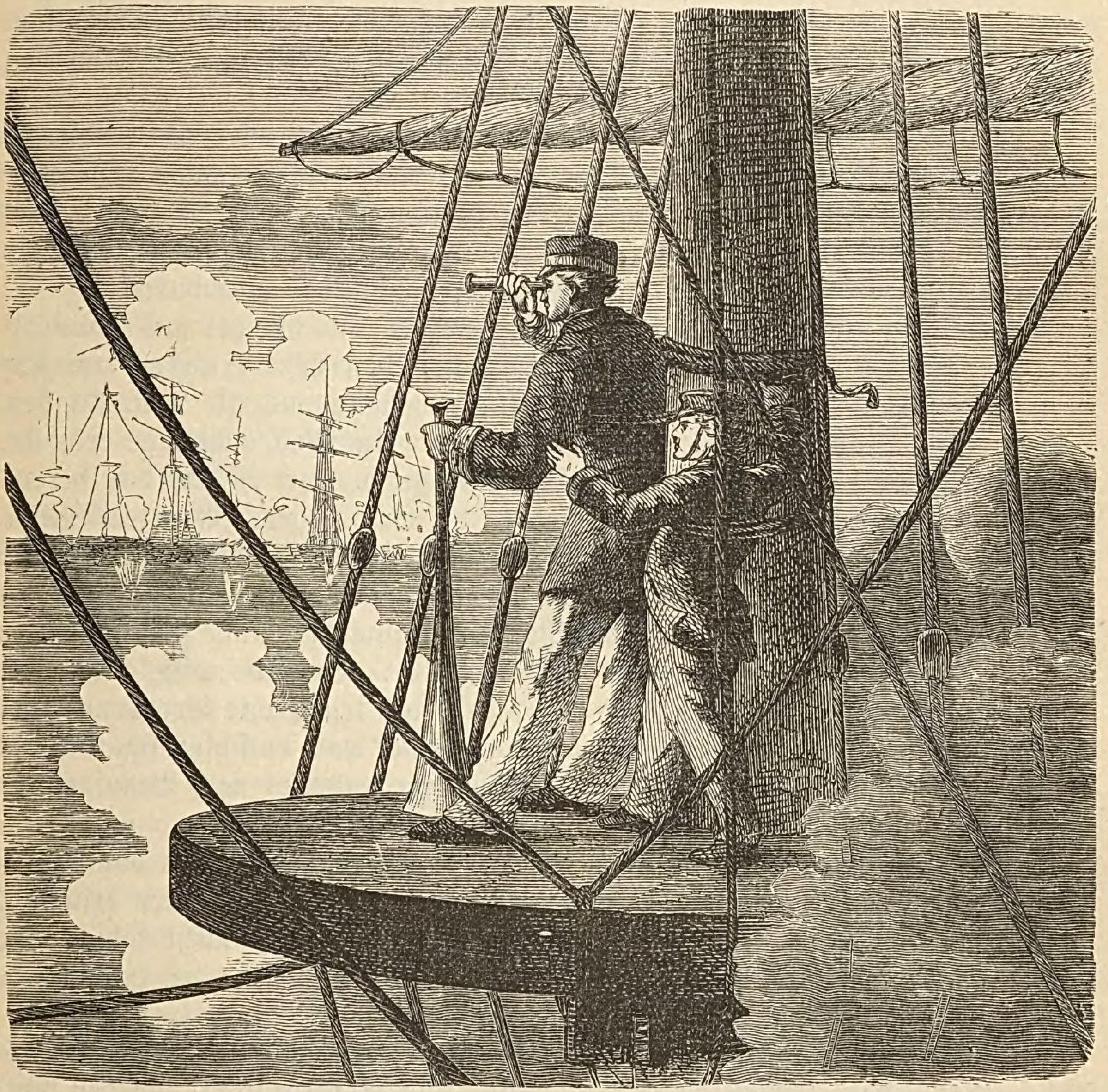
Am 5. August morgens 7 Uhr dampfte die Unionsflotte, voran auf seinem Flaggenschiff „Hartford" der löwenmutige Farragut, an beiden Forts vorüber, mitten in deren furchtbares Kreuzfeuer hinein. Hoch oben im Takelwerk seines Schiffes mit Stricken fest an den Mast gebunden, um im Falle einer Verwundung nicht hinabzustürzen, harrt unterdessen der unerschrockene Held der kommenden Dinge. Von diesem hohen Standpunkte aus, inmitten des höllischen Lärms krachender Bomben und sich entladender Höllenmaschinen, ruft er, ruhig und unerschüttert den Gang des Gefechts überschauend, mit dem Sprachrohre seine Befehle hinab auf das Deck. Nur zuweilen wendet sich das Auge mit liebevoll sorgendem Blick zur Seite nach dem Knaben dicht neben ihm, der es dem Vater an Heldenmut gleich thun wollte. Des ergrauten Helden vielversprechender junger Sohn hat es sich nicht nehmen lassen, dem Vater an die gefährlichste Stelle zu folgen, um die schwerste Probe echten Kriegermutes, das ruhige Ausharren im feindlichen Kugelregen, an der Seite seines Vaters zu bestehen.

Und die Vorsehung beschützt unsre beiden Helden. Zwar empfängt gerade das Admiralschiff das erste Feuer, und bald füllt sich sein Verdeck mit Sterbenden und Verwundeten. Aber trotzdem geben die beiden Tapferen am Mast oben ihren gefährlichen Posten nicht auf. Bald umwogt ein Flammenmeer Fort Morgan; seine Besatzung hält sich wacker, jede Luke speit ihr Geschoß aus. Der „Brooklyn" erzittert unter diesem eisernen Hagel, die „Oneida" erhält einen Schuß in den Dampfkessel. Aber jetzt erscheint das Signal Farraguts. Der Knäuel der Schiffe entwickelt sich. Aus allen ihren Stückpforten, vom Bug und vom Steuer ertönt der Schall furchtbarsten Donners. Vollkugeln, Granaten, Bomben und Kartätschen überschütten die Mauern der Feste. Endlich schweigt das Fort; es hat Risse und Löcher in den Mauern, seine Geschütze sind demontiert.

Unterdessen ist die feindliche Flotte herangekommen. Listig wie Katzen wirft die Bedienung der Kanonenboote ihre schweren Stahlbolzen auf das Geschwader. Der „Tecumseh" dringt vor. Plötzlich wird er emporgehoben, ein Wasserstrahl schießt empor, ein dumpfer Knall ertönt, dann erhebt sich eine Dampfwolke aus dem Meeresgrunde.

Der „Tecumseh", eines der wenigen Panzerschiffe von Farraguts Flotte, ist auf eine Höllenmaschine gestoßen! Jäh bäumt sich das Schiff noch einmal in die Höhe, um unmittelbar in die Tiefe zu versinken, samt seinen 100 Mann, von denen nur der Lotse und zehn Matrosen inmitten des Kugelregens aufgefischt werden können. Der feindliche „Tennessee" hat das Werk der Vernichtung vollendet, und auch die arg zerschossene „Selma" steckt die weiße Fahne auf. Doch unbekümmert um diesen Zwischenfall dringt unser Held und mit ihm sein Geschwader vorwärts.

Es gilt, dem eigentlichen Feinde, der gegnerischen Flotte, näher zu rücken und diese endlich so zu fassen, daß sie der Vernichtung nicht entgehen kann. Die Barre ist unterdessen erreicht worden und der Kampf zwischen den Monitors und den feindlichen Panzerschiffen beginnt. In kurzer Frist sind die kleineren teils zusammengeschossen, teils genommen, nur das große eiserne, durch seinen schwarzen Anstrich allen bemerkbare Flaggenschiff, der „Tennessee", mit dem Admiral Buchanan an Bord, kämpft noch fort.



Farragut mit seinem Knaben am Mastbaume.

Ein Widderschiff bringt denselben zum Schwanken, aber stolz richtet er sich wieder auf. Jetzt erteilt der alte Seelöwe den überraschenden Befehl, den schwer gepanzerten Gegner mit den eignen hölzernen Schiffen niederzurennen. Er selbst segelt mit seinem Flaggenschiff voran und saust mit voller Dampfkraft auf den „Tennessee" zu. Auf zwölf Schritt herangekommen, läßt er die ganze Breitseite von neunzölligen Vollkugeln losdonnern, dann bohrt er den Bug seines Schiffes in den Panzer des Gegners. Zwei andre Unionsdampfer

folgen, mit gleicher Gewalt gegen das Panzerboot anstürmend. Da streicht Admiral Buchanan die Flagge und ergibt sich.

Nach einem dritthalb Stunden dauernden Gefecht war die feindliche Flotte vernichtet und die Forts so zugerichtet, daß sie sich nicht mehr halten konnten. Das Fort Powell sprengte der Feind selbst während der Nacht in die Luft, und am nächsten Morgen kapitulierte auch Fort Gaines. Fort Morgan mußte sich einige Zeit darauf ebenfalls mit starker Besatzung und großen Munitionsvorräten ergeben.

Alle Versuche indessen, aus dem äußeren Hafen zu der im Hintergrunde der Bai gelegenen Stadt Mobile selbst vorzudringen, scheiterten und mußten wegen damals ungenügender Mitwirkung der Landtruppen aufgegeben werden, doch war die Sperrung der Bai vollendet.

Weniger befriedigende Erfolge erzielte die Union trotz aller Anstrengungen während dieses Jahres bei dem fortgesetzten Versuche, die wichtige Hafenstadt Charleston zu nehmen. Vergeblich griffen Kanonenboote und Monitors Fort Sumter und die andern Verteidigungswerke an, vergeblich belagerten Landungstruppen die Stadt. Alle Angriffe wurden glänzend abgewiesen.

Ebenso scheiterte eine Unternehmung des Generals Weitzel und Admirals Porter gegen das Fort F i s h e r, das den Hafen von W i l m i n g t o n am Kap Fear verteidigte. Die dazu bestimmte Flotte bestand aus 65 Kriegsschiffen, außerdem die Transportschiffe für 8000 Mann. Am Weihnachtstage eröffnete Admiral Porter eine so gewaltige Beschießung gegen Fort Fisher, daß bereits nach einer Stunde zwei Pulvermagazine in die Luft flogen. General Butler, der freiwillig das Unternehmen mitmachte, hielt den Augenblick des Angriffs für gekommen, zu dessen Ausführung er General Weitzel mit 5000 Mann bestimmte, obwohl er erkannte, daß die Werke so gut wie gar nicht gelitten hatten und ein Sturm demnach erfolglos bleiben werde. Derselbe mißglückte, und in der Überzeugung, daß das Fort nur durch eine regelrechte Belagerung genommen werden könne, wozu man nicht eingerichtet war, entschloß sich General Butler, nach Monroe zurückzukehren; auch Porter dampfte nach Beaufort zurück, und so war das Unternehmen vollständig gescheitert.

Der Ausgang. Schon mit dem Ende des Jahres 1864 schien das Schicksal der Konföderation entschieden; die Streitmittel des Südens waren erschöpft, seine Kräfte gebrochen, er war zu neuen Anstrengungen nicht mehr fähig. Die Entscheidung lag bei Richmond. Gegen diesen Punkt wirkten die Hauptkräfte der Union jetzt durch Vordringen von allen Seiten.

Mitte Januar 1865 brach Sherman nach Savannah auf, um nach Zerstörung des ganzen Eisenbahnnetzes in Süd- und Nordcarolina und der Einschließung Charlestons und Wilmingtons von Süden aus über Raleigh gegen Petersburg vorzudringen. Shermans Zug wurde zu einem Rachezuge durch den unglücklichen Staat, von welchem die Bewegung vor vier Jahren ihren Anfang genommen hatte. „Ich zittere, wenn ich an das nahe Schicksal von Südcarolina denke“, schrieb er an Grant; „aber ich weiß, daß es alles verdient hat, was ihm bevorsteht; die ganze Armee brennt, sich an ihm zu rächen.“ Und ferner: „Unsre Kriegführung ist verschieden von der in Europa, wir bekämpfen nicht feindliche Heere, sondern ein feindliches Volk; alt und jung, reich

und arm muß die eiserne Hand des Krieges fühlen, so gut wie die organisierten Armeen." Das Werk der Verwüstung begann; vor dem in breiter Front in vier Kolonnen vorrückenden Heere lag ein üppiges, reiches Land, hinter ihm eine Wüste, als hätte ein Heuschreckenschwarm alles vernichtet. Johnston, der General der Konföderierten, hatte in Nordcarolina ein neues Korps zu bilden gesucht und die Besatzungen der geräumten Forts an sich gezogen, aber er vermochte mit seinen schwachen Kräften weder eine Schlacht zu liefern, noch Sherman aufzuhalten, der am 23. März Goldborough, einen wichtigen Eisenbahnknoten in Nordcarolina, erreichte.

Der Erfolg seines Marsches war der erwartete; schon im Winter 1865 fielen alle festen Punkte von der Küste von Savannah bis zur Grenze Virginiens in die Hände der Flotte.

Am 17. Februar wurde die lange und tapfer verteidigte Festung Charleston von ihrer Besatzung unter Zurücklassung von 200 Kanonen geräumt, und am 14. April konnte bereits der im Jahre 1864 neu gewählte Präsident Lincoln mit freudiger Genugthuung unter dem Jubelrufe des Volkes und den Salutschüssen der Flotte das Sternenbanner der Union an derselben Stelle aufziehen lassen, von der es gerade vier Jahre vorher herabgerissen worden war. Wenige Tage nach Charleston fiel auch Wilmington und mit ihm wieder reiche Beute in die Hände der Uniierten.

Auf dem Weitermarsche von Goldborough auf Raleigh ging Sherman die Nachricht zu, daß die Entscheidung des Krieges bei Richmond gefallen war.

Durch einen kühnen Ausfall hatte Lee es Ende März noch einmal versucht, die sehr ausgedehnte Stellung der Potomakarmee bei Petersburg in der Mitte zu durchbrechen, aber es zeigte sich, daß der oft bewährte Mut seiner Truppen gebrochen war; die durch Überraschung genommenen Verschanzungen des Belagerungsheeres gingen ebenso schnell wieder verloren, als sie genommen waren, und ein Teil der Konföderierten ergab sich freiwillig zu Gefangenen. Am 2. April wurden alle Außenwerke der Südfront von Petersburg von den Sturmkolonnen des Unionsheeres gleichzeitig angegriffen und genommen. Lee sah ein, daß er mit der geschwächten und entmutigten Armee die ausgedehnten Befestigungen nicht mehr zu halten im stande sei und beschloß in der Nacht zum 3. April, Petersburg und Richmond zu räumen und bis hinter den Appomatax zurückzugehen. Am Morgen des 3. rückten die Uniierten in Petersburg und eine Negerdivision in Richmond ein. Die Armee Lees war bis auf 30 000 Mann geschwächt; durch einen Streifzug des Generals Sheridan waren sämtliche Eisenbahnen, auf denen er Zufuhr erwarten durfte, zerstört und besetzt worden. In dieser Lage entschloß sich der tapfere General, am Appomatax am 9. April eine ehrenvolle Kapitulation einzugehen, infolge deren er 26 000 Mann, 759 Geschütze und 71 Fahnen übergab. Er und alle Offiziere wurden für straflos erklärt und auf Ehrenwort entlassen, die Mannschaft gelobte Treue der Union und konnte nach Hause gehen.

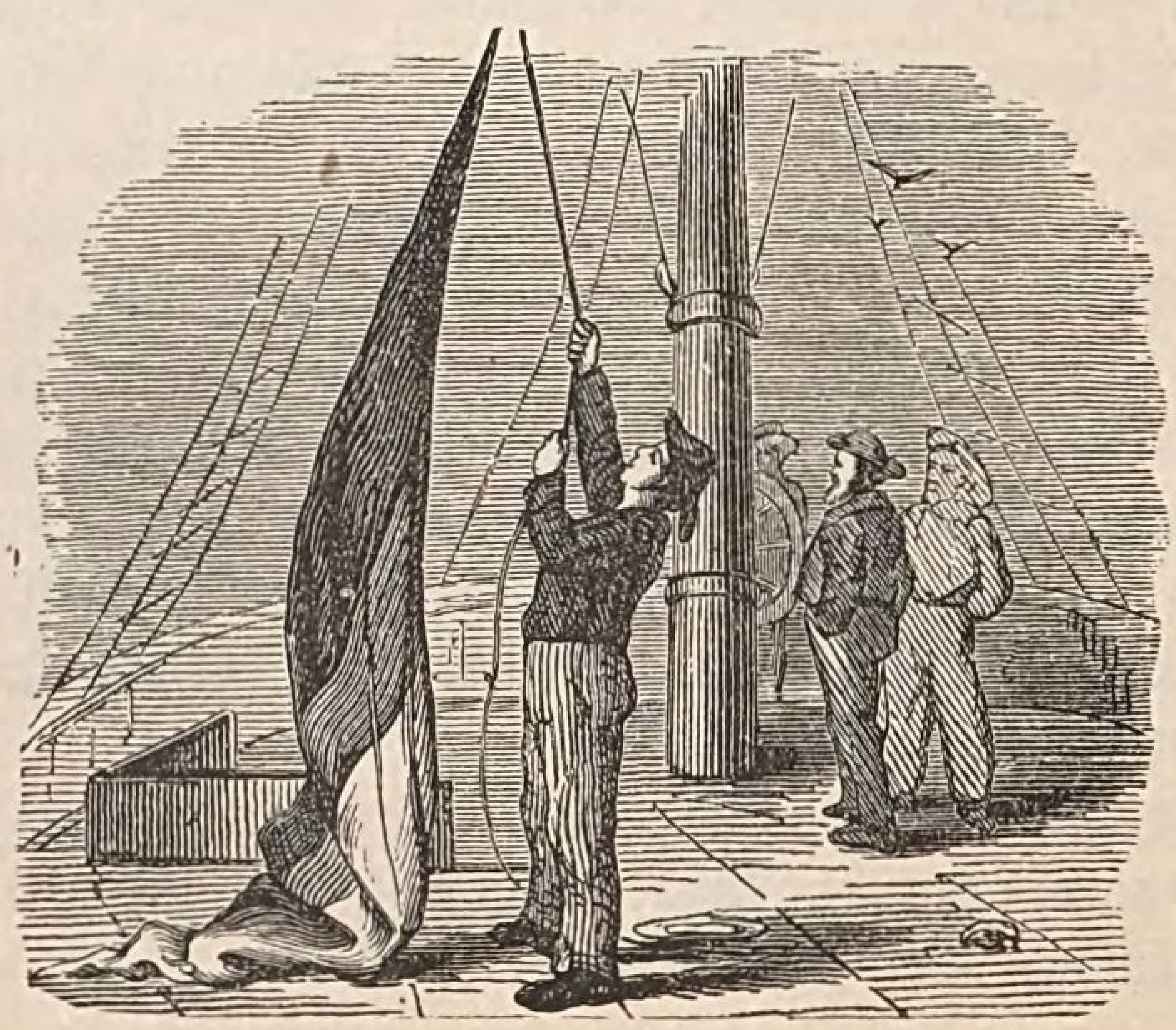
Johnston, der bis dahin noch gehofft hatte, sich mit Lee vereinigen zu können, ergab sich nun am 18. April ebenfalls mit 27 000 Mann und 110 Geschützen an Sherman.

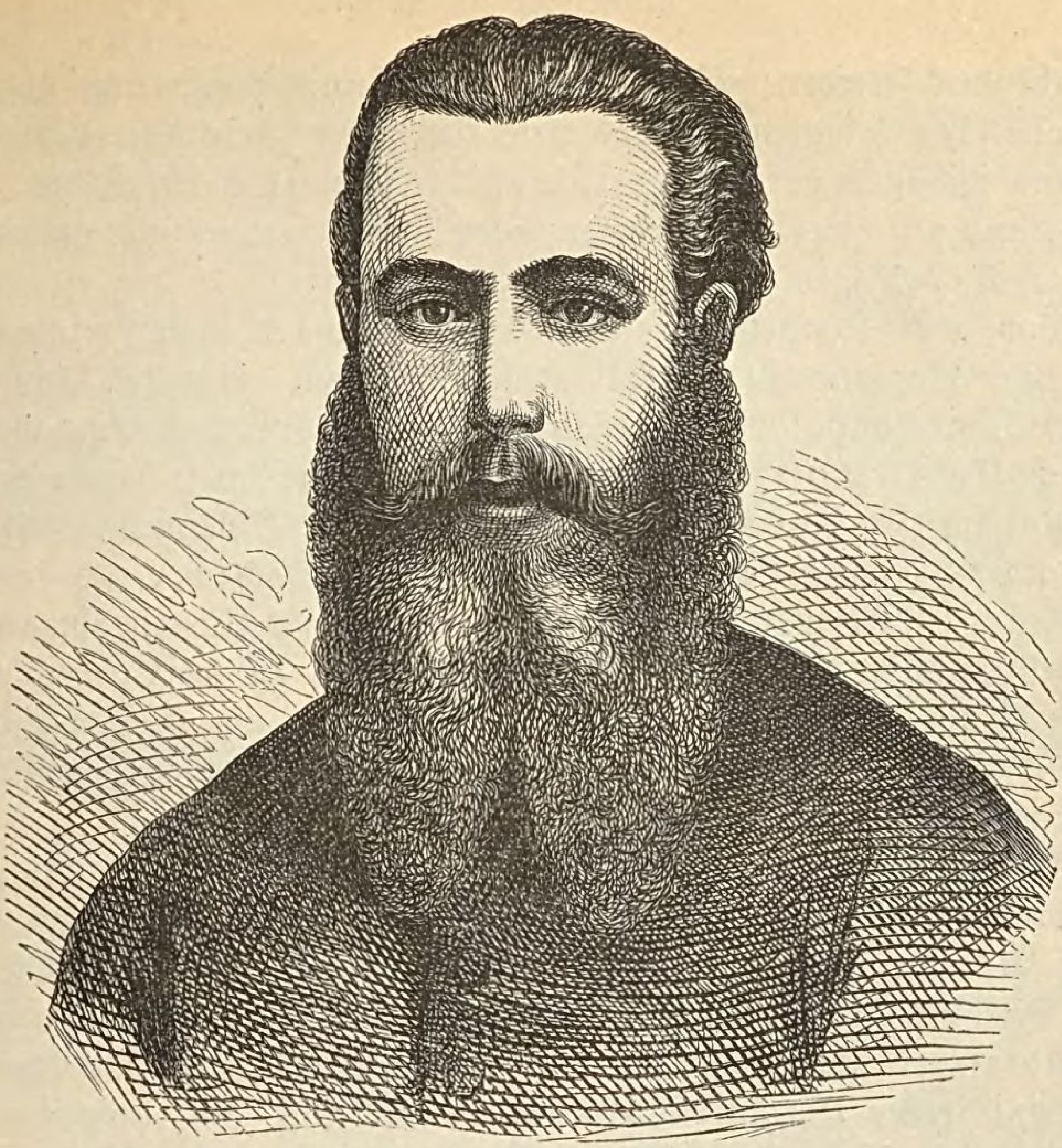
Die westlich des Mississippi kämpfenden Heerführer folgten demselben Beispiel. Lee und die verdientesten Generale des Südens erklärten ihre Anerkennung der Union und ihre Unterwerfung unter die Gesetze derselben.

Einer der furchtbarsten Kriege war somit beendigt. Siegreich wehte das Sternenbanner im ganzen Gebiete der wieder hergestellten Union. In dem vierjährigen Kriege hatte das Heer derselben 320 000, das der Konföderierten 200 000 Mann im Gefecht oder infolge von Verwundungen und Krankheiten verloren. Mehr als eine Million waren verwundet, ein Teil davon zu Krüppeln geworden. Die Kriegskosten des Nordens beliefen sich auf 2800 Millionen Dollar; die Verluste der Südstaaten an ihrem Vermögen, einschließlich derjenigen, die sie durch die Freiwerdung der Sklaven erlitten, werden auf 6000 Millionen Dollar geschätzt. — Die Vereinigten Staaten, deren Einfluß und Bedeutung auch auf unserm Kontinente immer mächtiger hervortritt, hatten in dem Riesenkampfe eine Energie und Zähigkeit gezeigt, die uns mit Bewunderung erfüllen. Wenn auch die schreckliche Art der Kriegführung uns mitunter in die wildeste Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückversetzt, so geschah es doch nur im Drange der Verhältnisse. Einer der ersten Kriegführer, der tapfere General Sherman, schreibt auf der Höhe seines Ruhmes: „Ich bin des Krieges satt, all sein Glanz und Ruhm ist trügender Mondschein, jeder Erfolg erkauft durch eine thränenschwere Saat von Blut und Elend."

Derjenige Mann, der in den blutigen Kriegsjahren als ein Muster weiser Mäßigung und besonnener Standhaftigkeit besonders hervorleuchtete, der würdige Lincoln, sollte das Ziel seines Strebens, den Sieg und die Wiederherstellung der Union, nicht lange überleben. Am 14. April 1865 wurde Lincoln im Theater zu Washington durch den Schauspieler Booth ermordet.

Aber der Tod dieses Braven hielt das große Einigungswerk der Union nicht auf. Der Geist des Friedens und der Versöhnung schlägt im großen Reiche jenseit des Ozeans immer festere Wurzeln, und jene Tugenden, durch welche einst der Gründer der Nation, Washington, sich auszeichnete, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit, finden hoffentlich drüben wie hier immer weiter Nahrung und Verbreitung zum Segen und Fortschritt der Menschheit.





Kaiser Maximilian von Mexiko.

2. Das Trauerspiel in Mexiko.

Spanien hat es ebensowenig wie England verstanden, seine herrlichen Kolonien in Amerika einer gesegneten Entwickelung zuzuführen, sie dadurch dem Mutterlande zu erhalten. Die nichtsnutzige Ausbeutung durch die Abkömmlinge der Konquistadoren mußte dem Beispiel Nordamerikas besonderen Reiz der Nachahmung verleihen. Die Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus flammte nochmals auf, als Napoleon I. seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhob, dann aber erzwang das spanische Amerika mit den Waffen seine Unabhängigkeit. In Südamerika entstanden zahlreiche Republiken, Parteikämpfe ließen dieselben jedoch kaum zur Ruhe kommen.

Unter Iturbide sich 1821 losreißend, wurde Mexiko zuerst ein Kaiserreich, dann nach Sturz des Kaisers 1824 Republik. Parteikämpfe im Innern, unglückliche Kriege mit Frankreich (1838—39) und mit Nordamerika (1846) zerrütteten das Land, Neumexiko und Oberkalifornien blieben im Besitz Nordamerikas. Puros-Demokraten und Klerikale stellten Benito Juarez und Miramon als Präsidenten einander gegenüber; ersterer wurde nach Besiegung des letzteren 1861 vom Kongreß zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt ernannt. Begabt und gewillt, die streitenden Elemente zu versöhnen, gab Juarez dem Lande

dennoch nicht den Frieden; Eigenmächtigkeiten seiner Regierung gegen Angehörige europäischer Staaten, zwangsweise Aushebung von Europäern brachten Zwist mit den Mächten, der 1861 veröffentlichte Kongreßbeschluß, die Zahlungen an das Ausland auf zwei Jahre einzustellen, die Eingangszölle zu verdoppeln, beschleunigte den völligen Bruch.

Die Londoner Konvention vom 31. Oktober 1861 vereinigte Spanien, Frankreich und England zu gemeinsamem Vorgehen. Am 10. Januar 1862 waren zwei Linienschiffe, vier Fregatten, 700 Seesoldaten Englands, 6000 Spanier von Cuba, 2500 Franzosen in Veracruz angelangt, bezw. ausgeschifft, 3000—4000 weitere Franzosen folgten bald nach. Uneinigkeit der Verbündeten, besonders geschürt durch den schmutzigen Geldschacher des französischen Bankiers Jecker, Unterschätzung der Schwierigkeit des Unternehmens und die feindselige Stimmung der Bevölkerung, endlich die zu weit gehenden Forderungen der Franzosen brachten den Bruch zustande, am 9. April beschlossen England und Spanien, ihre Truppen heimzuberufen. Am 24. und 25. April fand die Einschiffung statt.

Frankreichs 8000 Mann (davon viele krank in Veracruz) unter General Lorenier standen nun allein den Mexikanern gegenüber, denen Juarez' Erlaß den Kampf als eine heilige Sache des Volkes bezeichnet hatte. Ohne Napoleons III. Eitelkeit und Eugeniens religiösen Fanatismus hätte man in Frankreich das Abenteuer wohl bald als ein zweckloses erkannt. Das mexikanische Heerwesen mit seiner Unzahl von Generalen und fast ganz unwissenden Offizieren, seinen seit Aufhebung der Aushebung meist zwangsweise gepreßten Leuten, denen ein Troß von Familienangehörigen folgte, der sich seinen Lebensunterhalt durch Raub verschaffte, bildete zwar einen wahren Krebsschaden, die allgemeine Volkserhebung aber erfolgte nicht, wie Lorenier gehofft, und die mexikanischen Truppen liefen auch nicht beim ersten französischen Schusse davon.

Im Kampfe vor Puebla am 5. Mai erlitten die Franzosen, circa 6000 Mann, durch den doppelt überlegenen Gegner eine Niederlage, die in Frankreich einen tiefen Eindruck machte, die Ehre Frankreichs als verpfändet, einen Ausgleich der Demütigung nur durch Sturz der Republik in Mexiko möglich erscheinen ließ. Unter der Maske des „Staatsretters“ sendet Napoleon im Juli circa 2000 Zuaven mit 800 Pferden, bald darauf aber 30000 Mann unter General Forey auf den Kriegsschauplatz. Im September landend, suchte Forey durch einen Aufruf und Versprechungen die Gunst der Bevölkerung zu gewinnen, ehe mit dem Eintritt der guten Jahreszeit der Kampf wieder aufgenommen werden sollte. Dies gelang ihm nicht überall.

Belagerung und Einnahme von Puebla. Erst im Februar 1863 brach Forey gegen Puebla auf. Die Natur der Hochebene von Puebla, welche die Vulkangruppen des Popokatepetl und Iztaccihuatl sowie die Höhengruppen, über welche der Rio-Friopaß führt, gegen das eigentliche Thal von Mexiko oder Puebla als bestimmte Grenzmarken abgrenzen, die aus schroffen Schluchten bestehenden Barrunios, die durch Regen angeschwollenen Flüsse, die sengende Hitze und die Guerillas lichteten die Kolonnen bedeutend. Vor Puebla anlangend und zur Einschließung schreitend, fand man den zähesten Widerstand.



Bei Puebla de los Angelos.

54 Tage hielten die Mexikaner die Stadt; erst nach der Niederlage des Entsatzheeres unter Commonfort am Lorenzo durch Bazaine tauchte der Gedanke an Übergabe auf, und thatsächlich erfolgte diese erst, nachdem die Belagerten Waffen und Pulver unbrauchbar gemacht hatten. Juarez verließ die Hauptstadt und zog sich nach S. Louis Potosi zurück, der zum Marschall beförderte Forey rückte am 10. Juni in Mexiko ein. Eine von Forey berufene Junta wählte eine Regentschaft aus General Almonte, Erzbischof Labastida und General Salas, eine Notablenversammlung sollte über die künftige Regierungsform beraten.

Maximilians Wahl und Ankunft in Mexiko. Trotz aller Erfolge hatten die französischen Eindringlinge sich festgefahren. Man schaute nach einem Steuermann aus, der das leck gewordene mexikanische Staatsschiff in den ruhigen Hafen lenken sollte. Erzherzog Maximilian von Österreich sollte nach Napoleons Wunsch die Krone Montezumas tragen. Mit der Erklärung des Erzherzogs, daß er die Kaiserwürde annehme, „sobald die ganze Nation in freier Kundgebung ihres Willens den Wunsch der Hauptstadt bestätigt habe“, und der im Februar 1864 anlangenden Nachricht, daß 2000 Gemeinden Maximilian gewählt hätten, beginnt das eigentliche Trauerspiel in Mexiko. Täuschungen bitterster Art harrten des neuen Kaisers, den Europa mit Bangen scheiden sah, dessen hoher Sinn aber eine Schicksalsaufgabe zu erfüllen glaubte, wenn er die Krone annähme zur Wohlfahrt des, nach der Versicherung Napoleons wie der erschienenen mexikanischen Abordnung, sich nach Ordnung und Ruhe unter seinem Zepter innigst sehnenden Landes.

Nachdem sie in Rom des Papstes Segen erhalten, schifften sich Maximilian und Charlotte von dort am 20. April 1864 nach Mexiko ein. Kanonensalven der französischen Schiffe, jubelndes Jauchzen einer zahllosen Menschenmenge empfing am 28. Mai den neuen Herrscher auf der Reede von Veracruz, am 12. Juni jauchzte das Volk der Hauptstadt ihm gleich begeistert zu. Und doch waren Jubel und Glanz nur die Hülle für inneres Verderben. Vollbewußt der schweren Aufgabe, dem zerrütteten Lande den Frieden, der Bevölkerung Menschenwürde und Gerechtigkeitssinn, Wohlfahrt und Gedeihen zu verschaffen, hatte Kaiser Maximilian den Boden Mexikos betreten, französische Lügenberichte ließen aber die Verhältnisse in völlig falschem Lichte erscheinen. Die Hälfte des Reiches war noch Republik unter dem anerkannten Präsidenten Juarez, im Westen und Süden zählten dessen Anhänger noch nach Tausenden, von den Franzosen künstlich geschürte Begeisterung allein täuschte den Kaiser. An Geld fehlte es gänzlich, die Regierung des Kaisers mußte mit einer Anleihe beginnen, deren Verzinsung zum mindesten zweifelhaft, wenn nicht unmöglich war. Die Puros, welche die Klerikalen durch Einziehung der Kirchengüter auf das tiefste verletzt hatten, zu gewinnen, erschien bald unmöglich. Äußere Gefahren traten hinzu, die Vereinigten Staaten erklärten schon 1865 im April, daß sie ein unter dem Schutze eines europäischen Staates auf den Trümmern einer Republik gegründetes Kaiserreich nicht anerkennen könnten. Napoleon erschien es klug, die Hand baldigst aus dem Spiele zu ziehen. Der Umstand, das Maximilian nur dann seinem Thron Festigkeit zutrauen durfte, wenn eine zuverlässige Armee ihm zur Verfügung stünde, eine solche aber in

Mexiko nicht bald zu schaffen war, drückte, da der Kaiser sich nun mit Franzosen und ca. 8000 österreichischen und belgischen Freiwilligen umgeben mußte, seinem Unternehmen bald den Stempel der Eroberung durch fremde Waffen auf. So prahlend die französischen Siegesberichte gewesen, die Republikaner erhoben sich immer wieder, und die Ergebnisse des Krieges 1865—66 im Norden gegen die Hauptmacht Juarez', im Süden gegen Porfirio Diaz blieben Scheinerfolge. An Foreys Stelle hatte der bald in Mexiko berüchtigte Bazaine den Oberbefehl übernommen.

Der erste Angriff ging von Süden nach Norden. Hier hielten Juan Alvarez und auf dem Adlerhorste Oaxaca Porfirio Diaz die Fahne der Republik aufrecht. In drei Kolonnen vorrückend, trafen die französischen und kaiserlich mexikanischen Truppen unter Mejia überall auf Verhaue, durchweichte Wege, Hinterhalte der Guerillas und feindselige Stimmung der Einwohner des durchklüfteten Landes. Grausamkeit und Brandfackel der Franzosen bezeichneten den Weg, den der Angriff genommen, die Republikaner vor sich hertreibend. Zu einer größeren Schlacht kam es nicht. Am 26. August fiel Monterey, Juarez' Residenz, am 20. September das wichtige Matamoras. Bazaines Berichte nach Paris erzählen nur von glänzenden Siegen und zahllosen Trophäen, kein Wort aber davon, daß seine Truppenzahl nicht im entferntesten hinreichte, das gärende Land auch nur ein halbes Jahr besetzt zu halten; noch weniger davon, daß die gegen Alvarez ausgesendeten Generale geschlagen zurückkehrten, Colima, Michoacon und Jalisco von Guerillas nicht gesäubert werden konnten, im Süden und Westen der Krieg fortdauern mußte. Am Stillen Ozean hatten die französischen Landungstruppen den Erfolg, den wichtigen Hafen Mazatlan am 13. November zu nehmen. Die dortigen Republikaner über die Berge verscheuchend, begann Bazaine dann in der Provinz in gewohnter Weise zu plündern und zu sengen.

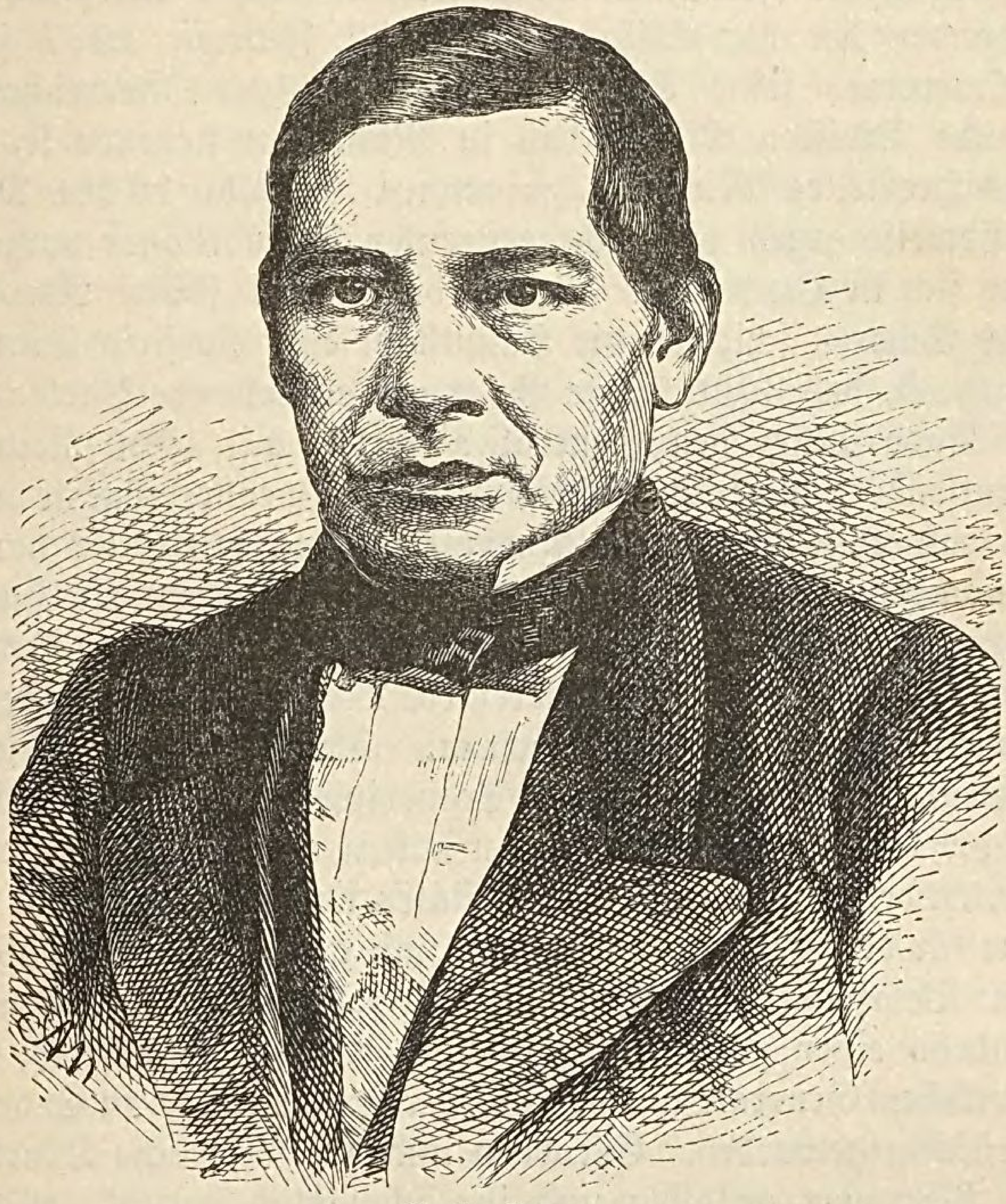
Einnahme von Oaxaca. Die Versuche der Franzosen, im Süden die hochgelegene, stark befestigte und von Porfirio Diaz mit 4000 Mann und 60 Geschützen verteidigte Hauptstadt der Provinz Oaxaca zu nehmen, waren gescheitert. Bazaine entschloß sich im Dezember 1864, den Wurf selbst zu wagen. Zusammengetriebene Indianer als Lasttiere zum Fortschaffen von Geschützen und Lebensmitteln und Wegebesserer bis zur Vernichtung ausnutzend, Tausende von Menschen verlierend, langte Bazaine mit 9000 Mann und seinem Belagerungspark vor dem Platze an, dessen Belagerung sofort begann. Erst am 9. Februar 1865 erfolgte die Übergabe der ausgehungerten Festung, Diaz entkam jedoch baldigst aus der Gefangenschaft.

Der Siegesjubel, den in Paris der Fall von Oaxaca hervorrief, stimmte wenig überein mit den trüben Verhältnissen des jungen Kaisertums. Die auf Veranlassung der Klerikalen erfolgte Einmischung des Papstes, dessen Nuntius Meglia die Herstellung aller Orden, Kirchengüter, die Herrschaft der Kirche über die Schule verlangte, und die Verwerfung dieser Forderungen durch den Kaiser, veranlaßte die Erhebung der „Schwarzen Partei" unter Labastidas Führung zu offenem Aufstande. Wurde dieser auch niedergeschlagen, so wühlte die Geistlichkeit doch gegen den „Antichrist" weiter.

Die Haltung Nordamerikas, das seine Abneigung gegen den Kaiserstaat immer deutlicher hervortreten ließ und seinem Willen nach Niederwerfung der Südstaaten durch eine siegreiche, nach Hunderttausenden zählende Armee Nachdruck zu verleihen vermochte, dessen Panzer schon auf französische Fahrzeuge gefeuert hatten, dessen Bevölkerung freudig einen Krieg gegen Frankreich unternommen hätte, ließ Napoleon den Entschluß zum Rückzuge, die Preisgebung des durch niedriges Doppelspiel getäuschten Maximilian gewissenlos leicht werden. Der Untergang des edlen Kaisers ward besiegelt. Zunächst schien freilich die einheimische Armee, 30000 Mann und 6000 Reiter, mit den 6000 Österreichern und den Belgiern zum Kampfe gegen die Republikaner und Juarez' Anhänger auszureichen. Aber Bazaine zersplitterte die Österreicher und teilte den Franzosen die leichtere Aufgabe zu, der Haß der Einwohner war in stetigem Zunehmen. Er fand neue Nahrung in dem sogenannten Blutdekret vom 3. Oktober 1865, das später ein Hauptpunkt der Anklage gegen Maximilian wurde und welches den Juarez anhängenden Truppen die Strafe der Straßenräuber, den gefangenen Generalen Erschießung nach 24 Stunden androhte. Schob Maximilian auch die Anwendung des Dekrets hinaus, so behaupteten die Juaristen doch nicht mit Unrecht, daß Männer wie Miramon, Mejia und Bazaine die gleiche Strafe verdienten. Die Kriegführung mußte dadurch naturgemäß immer grausamer werden.

Da im Süden die österreichischen Freiwilligen von den Scharen Porfirio Diaz' mehrfach Niederlagen erlitten, im Staate Michoacan die Guerillas dauernd nicht niederzukämpfen waren, so erkannte Napoleon, daß der Krieg nur dann zu Ende zu führen sei, wenn er weitere 100000 Mann nach Mexiko entsende. Obwohl nun am 13. Oktober 1865 bei S. Anna Amatlon der kaiserliche General Mendez die Republikaner unter Artcaga schlug (nach der Schlacht wurde das Blutdekret zum erstenmal angewendet), im Norden Juarez zur Flucht nach Pasodel Norte gezwungen wurde, begannen die Franzosen dennoch den Rückzug. Gleichen Schritt mit diesem hielt das Vordringen der Republikaner, die, obwohl die Amtszeit Juarez' abgelaufen war, diesen dennoch als den rechtmäßigen Präsidenten betrachteten. Von den Amerikanern mit Waffen versorgt, nahm Porfirio Diaz am 31. Oktober 1866 das stolze Oaxaca, eroberten die Juaristen den ganzen Norden, alle Hafenplätze am mexikanischen Golf, Veracruz ausgenommen, gehorchten Juarez. Der Schluß des Trauerspiels begann mit dem Abzug der Franzosen. Übertritt von zahllosen Beamten zu Juarez, Mordanschläge gegen Maximilian wiesen auf das Ende hin. In Frankreich ging die Schamlosigkeit so weit, daß man dem verratenen Kaiser alle Schuld aufzubürden suchte. Maximilians Bitten, die französischen Truppen noch einige Zeit in Mexiko zu belassen, fanden bei Napoleon taube Ohren. Schließlich erbot sich die Kaiserin Charlotte, ihres Mannes Sache in Paris persönlich zu führen. Ihrem klaren Verstande und ihrer überzeugenden Beredsamkeit vertraute Maximilian seine Zukunft an. Die Kaiserin sollte Mexikos Boden nicht mehr betreten. Sie landete am 10. August 1866 in St. Nazaire, eilte nach Paris — und erreichte in Paris bei dem doppelzüngigen Franzosenkaiser ebensowenig eine Zurücknahme des Abzugsbefehls für Bazaines Truppen,

als in Rom die moralische Unterstützung des Papstes. Dem unglücklichen Kaiser ging statt trostreicher Kunde über zu erwartende Unterstützung die Nachricht von der Geisteskrankheit seiner Gattin zu. Napoleons Bevollmächtigter hatte nicht allein den Auftrag, Maximilian jede Aussicht auf Unterstützung zu nehmen, sondern auch — der klarste Beweis für niedrigsten Treubruch — mit der republikanischen Partei zu unterhandeln und die Präsidentenschaft dem zuzusichern, der sich am meisten bereit zeigte, die französischen Schuldforderungen auszugleichen.



Benito Juarez.

Wie leicht wog gegen diesen Verrat die günstige Wirkung der Aufhebung des Blutdekrets. Zum 24. November berief Maximilian eine Staatsratssitzung, infolge deren er den Entschluß aussprach, im Lande zu bleiben, wenn 1) ein Kongreß berufen würde und sich für das Kaisertum entscheide, den Staatshaushalt regelte; 2) eine nationale Armee durch Aushebung gebildet; 3) die Kolonisation gefördert; 4) der Ausgleich der Ansprüche Frankreichs vollzogen und das nachbarliche Verhältnis zu den Vereinigten Staaten geregelt würde. Ein Aufruf, der des Kaisers festen Willen aussprach, „mit Mut und Ausdauer das Werk der Wiedergeburt“ fortzusetzen, machte am 5. Dezember das Volk mit den Ereignissen des Staatsrats bekannt. Ein Kongreß wurde nicht berufen, die Franzosen sorgten dagegen dafür, daß das kaiserliche Ansehen noch tiefer sinken mußte. Ein französisches Regiment nach dem

andern schiffte sich ein, auch von den österreichischen und belgischen Freiwilligen harrten nur wenige bei Maximilian aus. Ein Erlaß Bazaines erklärte alle französischen Offizieren, die im Dienste des unglücklichen Kaisers bleiben würden, des französischen Bürgerrechts für verlustig — ja nicht genug damit — einen Teil der Munition verkaufte Bazaine den Führern des republikanischen Heeres. So verstand die große Nation den Begriff der Ehre und der Treue.

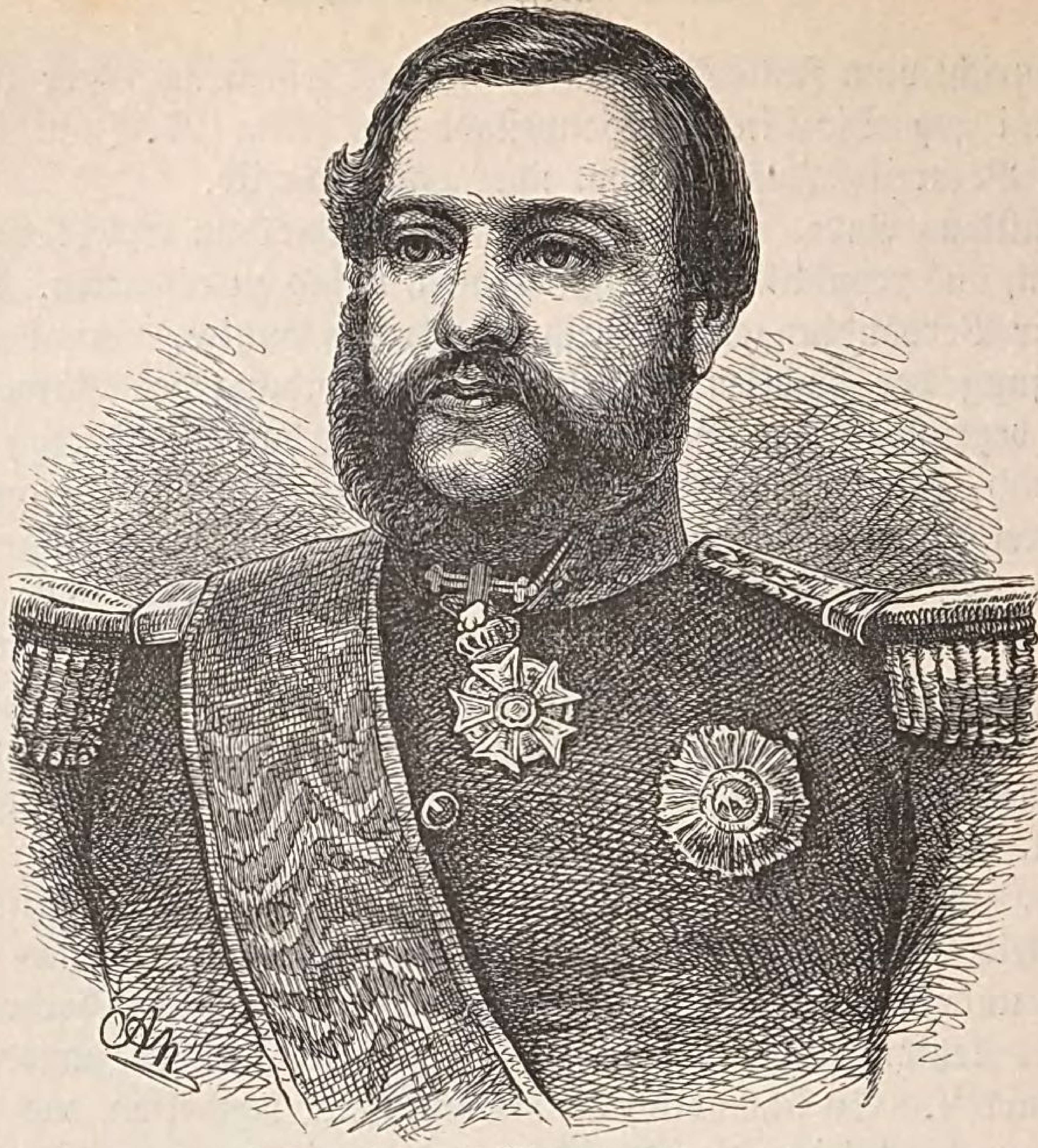
Die Städte Queretaro, Mexiko, Puebla, Orizaba, Veracruz und Gegend waren nach Abzug der Franzosen Maximilians ganzes Besitztum, das übrige Gebiet in Händen der Republikaner. Am 12. Februar 1867 sammelte der Kaiser bei Queretaro seine Truppen, darunter 600 Österreicher, die 2000 Mann zählende Division Mejia, das in Michoacan stehende Korps Mendez, die Reste des Heerteiles Miramon, zusammen ungefähr 10000 Mann. Statt jedoch angriffsweise gegen die noch zerstreuten Republikaner vorzugehen, verschanzte man sich in Queretaro. Gegen diesen Ort führte Escobedo 30000 Mann, andre Scharen schlossen die Hauptstadt ein, Porfirio Diaz schloß, von Oaxaca vorgehend, das 3000 Köpfe Besatzung enthaltende Puebla ein. Maximilian hatte Ende März den General Marquez mit 1000 Reitern nach der Hauptstadt entsendet, dieser wendete sich gegen Puebla, zögerte aber auf dem Marsche, so daß Diaz vor seiner Ankunft Puebla mit Hilfe von Verrat am 2. April genommen hatte. Diaz wendete sich nun gegen die Hauptstadt, die er am 13. April einschloß. Der Fall von Orizaba und andrer Orte beschränkte den Besitz des Kaisers dann auf Queretaro, Mexiko und Veracruz.

Belagerung und Fall von Queretaro. Der Name Queretaro birgt die traurigsten Erinnerungen des ganzen Trauerspiels. Stark befestigt, hoch gelegen, hätte die Stadt sich sehr lange zu halten vermocht, wenn nicht Mangel und Krankheiten den Mut der Besatzung sinken ließen. Als letztes verzweifeltes Mittel wurde für den 14. Mai ein Ausfall mit der auf 7000 Köpfe zusammengeschmolzenen Besatzung beschlossen; für den folgenden Morgen hatte der Belagerer Escobedo einen Sturm beabsichtigt. Beides unterblieb, der Ausfall, weil die kaiserlichen Generale mit den Vorbereitungen nicht zu Ende, der Sturm, weil er überflüssig geworden. Escobedo und der kaiserliche Oberst Lopez, der des Kaisers Vertrauen genossen und ihn schmählich verriet, waren über die Übergabe des Schlüssels der Stadt handelseinig geworden. Das Kloster La Cruz, ein sehr festes Bauwerk und das Hauptquartier des Kaisers, wurde um einige Unzen Goldes von Lopez den Truppen Escobedos in der Nacht übergeben. Maximilian entkam zwar, von seinen Österreichern umgeben, in das Fort Cerro de la Campana, Miramon versuchte auch noch einen Vorstoß mit dem „Regiment der Kaiserin", da die mexikanischen Soldaten aber, statt zu kämpfen, die Waffen fortwarfen und „Es lebe die Freiheit!" riefen, so mußte die kleine Schar der Getreuen die weiße Flagge hissen. Den äußeren Anstand zunächst noch wahrend, ließ Escobedo den gefangenen Kaiser nach La Cruz bringen. Mit Maximilian fielen 14 Generale, darunter Miramon, Mejia, Mendia, Castillo, 418 Offiziere, 6000 Mann in Escobedos Hand.

In Mexiko leistete Marquez dem Belagerer Porfirio Diaz zunächst kräftigen Widerstand. Das steigende Elend in der Stadt, der Aufstand der Bevölkerung

und die Nachricht vom Falle Queretaros führten jedoch auch hier zur Übergabe, am 21. Juni zog Diaz in die Hauptstadt ein. Am 27. Juni fiel auch der letzte Platz, Veracruz, Juarez gebot über ganz Mexiko.

Maximilians Ende. Der gefangene Held des Trauerspiels hatte von dem Kriegsgericht, aus republikanischen Generalen, nichts zu erwarten. Am 12. Juni begannen die Verhandlungen. Durch 13 Anklagepunkte, vor allem durch die Besitzergreifung der höchsten Gewalt, die Entzündung des Bürgerkriegs, das Blutdekret, begründete das Gericht den Beschluß, daß „Erzherzog Maximilian von Österreich, der sich die Würde eines Kaisers von Mexiko angemaßt und mehr als drei Jahre lang ausgeübt hatte, zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt.“ In der Nacht des 14. Juni gefällt, wurde das Urteil durch Juarez sofort bestätigt. Am 19. Juni fiel Kaiser Maximilian mutig als Held vier Kugeln zum Opfer. Tief erschüttert verließen selbst die Soldaten den Ort des Mordes. Auch Miramon starb gefaßt. Wetterwendisch wie immer jauchzte das Volk, das vor nicht langer Zeit noch dem Kaiser Hosianna zugerufen, dem am 15. Juli in die Hauptstadt einziehenden Juarez zu. Für die Seelengröße des Kaisers, für seine hohe Kulturaufgabe, für seinen edlen Sinn hatten die Mexikaner kein Verständnis gehabt, in Maximilian, der ihr Bestes wollte, sahen sie nur den unbefugten Gewalthaber, in seinem Tode die Wiedervergeltung für den Tod des letzten eingeborenen Kaisers Mexikos, Montezumas, durch den Soldaten Karl V. So schmählich die Republikaner handelten, das tiefe Brandmal derjenigen, die Maximilian täuschten und verrieten, tragen sie nicht. Juarez richtete das Banner der Konstitution und die alten Gesetze wieder auf. Als er nach wiederholter Wahl zum Präsidenten 1872 starb, waren Ruhe und Ordnung hergestellt, Keime zu einer ferneren günstigen Entwickelung in dem von der Natur so reich gesegneten Lande gelegt. Schwiegen auch unter seinen Nachfolgern die Parteikämpfe noch nicht ganz, so dehnte sich doch die Kultur auf immer breitere Schichten aus. Der Thatkraft und Selbstlosigkeit Porfirio Diaz' ist es namentlich zu danken, daß die Gleichgültigkeit der Bevölkerung aufgerüttelt, Handel und Wandel gefördert wurden. Europa schenkt heute Mexiko sein Interesse und beteiligt sich mit Geldmitteln an den großen Unternehmungen des Landes. Allem Anschein nach dürfte Mexiko einer ruhigen Zukunft entgegengehen und bald den Kulturstaaten der westlichen Erdhälfte zuzuzählen sein.



Solano Lopez, Präsident von Paraguay.

3. Der Krieg gegen Paraguay.

Aus den spanischen Kolonien in Südamerika, die früher noch als Mexiko ihre Unabhängigkeit erfochten hatten, war eine Reihe neuer Staatengebilde entstanden. Das ehemalige Vizekönigreich La Plata ward zur Argentinischen Republik, Paraguay und Uruguay dagegen gingen einen eigentümlichen Entwickelungsgang, die Zentralregierung der Argentinischen Republik zu Buenos Ayres hatte unablässig gegen die Auflehnung der kleineren Staaten zu kämpfen, Ruhe bestand nie. Paraguay wurde durch die von 1813—40 währende Diktatur Don Jose Francias, der das von Paraguay und Parana umflossene Land scharf nach außenhin abschloß und durch Einführung eines dem preußischen ähnlichen Militärsystems mit einer verhältnismäßig starken Wehrkraft versah, dann durch den Präsidenten Antonio Lopez zu besonderer Blüte erhoben. Im Jahre 1862 übernahm Solano Lopez einen wohlgefüllten Schatz und ein starkes Heer. Weniger glücklich war Uruguay. Die Unabhängigkeit auch von Portugal ward zwar zur Thatsache, aber im Lande selbst kämpften die Parteien der Blancos und Colorados um die Herrschaft, bis der Hauptführer der Colorados, General Flores, 1864 von den Blancos im Regierungsgebäude zu Montevideo gefangen genommen und nach Buenos Ayres abgeführt wurde

und die Blancos das Ruder in die Hand nahmen. Als 1863 die Blanco-regierung jedoch eine Anzahl von Colorados niedermachen ließ, begann Flores in den nördlichen Gegenden Uruguays als „Libertador" einen echten Gaucho-krieg. Die Fazendeiros, Großgrundbesitzer in einem Grenzstreifen zwischen Uruguay und der brasilischen Provinz Rio Grande del Sul, nahmen für Flores Partei und Gewaltmaßregeln der Blancosregierung Uruguays führten zum Einrücken brasilischer Truppen. Uruguay fand an Paraguay einen Bundes-genossen, der allerdings erst später eingriff. Brasilier und Colorados gingen gegen Montevideo vor, am 22. Februar 1865 zog Flores in die Hauptstadt ein und übernahm als „provisorischer Regent" die Regierung.

Paraguays Kriegserklärung. Nun aber trat Paraguay, dessen Präsident, Solano Lopez, die Rüstungen eifrigst betrieben, seine Truppen in großen Übungen geschult und mit den neuesten Waffen versehen, an der Vereinigung des Paraguay und Parana die Festung Humaita angelegt hatte, in die Linie. Aufhebung eines Gouverneurs, Kaperung mehrerer Schiffe, Einmarsch in die Provinz Matto Grosso eröffneten den Krieg. Mitte Januar 1866 war die südliche Hälfte der 1870 Quadratmeilen großen Provinz besetzt. Brasilien verstärkte dagegen seine Armee in Uruguay und zeigte die Absicht, auf den großen Strömen in Paraguay einzudringen. Solano Lopez will nun auch in die Provinz Rio Grande del Sul einfallen, erzwingt den Durchmarsch durch Gebiete der Argentina und kapert auch ein Schiff derselben. In Buenos Ayres predigt man jetzt den Krieg und Präsident Mitre erklärte: „In drei Tagen auf dem Stellungsplatze, in drei Wochen im Felde, in drei Monaten in der feind-lichen Hauptstadt." Ein Wort, dessen reelle Verwirklichung drei Jahre bean-spruchen sollte. Brasilien, die Argentina und Flores für Uruguay schlossen nun — der bisherigen Zwietracht für einige Zeit entsagend — ein Bündnis gegen Paraguay — jenen kleinen Staat, der dank seiner guten militärischen Einrichtungen und der Geschicklichkeit Lopez' eine wunderbare Zähigkeit ent-falten sollte. 45000 Mann Infanterie, 10000 Reiter und 5000 Artilleristen stellte Paraguay 6000 Argentinas, den Brasiliern in Uraguay und 1600 Mann dem General Flores gegenüber. Der Gegner mußte zudem seine Truppen noch erst üben. Die ersten Schläge verliefen dennoch ungünstig für Paraguay. Von den beiden auf beiden Ufern des Uruguay gegen Montevideo vorrückenden Kolonnen wurde eine von den Argentinern geschlagen, die andre von den Bra-siliern gefangen. Beim Vorrücken der Verbündeten wurde Corrientes ge-räumt, der Rückzug über den Parana angetreten, den die brasilische Flotte hinaufdampfte. Nun begann der Verteidigungskrieg im eignen Lande. Die Verbündeten, die unmittelbar auf Humaita vorzurücken dachten, sahen sich vor den sehr starken Rojaslinien, die sie länger als zwei Jahre aufhalten und durch Sumpffieber, Cholera sowie durch die Ausfälle der Paraguays sehr starke Verluste haben sollten. Auf dem Paraguay erlag außerdem das schönste Panzerschiff der Brasilier, „Rio de Janeiro", 7 Millionen wert, einem Torpedoangriff. Erkundungen ergaben, daß man durch Umgehung durch ein Sumpfgelände, nördlich Humaita, den Paraguay erreichen und die Festung von der Verbindung mit der Hauptstadt Assuncion abschneiden könne. Vollendet

war die Einschließung der Festung auch erst dann zu nennen, wenn sie mit dem Wasser keine Verbindung mehr hatte. Nach einer Reihe von Ausfällen der Paraguays wurde die gewaltsame Öffnung des durch das starke Fort Curupaiti und Wasserminen gesperrten Paraguay am 19. Februar 1867 durch sechs Panzerschiffe — die glänzendste Waffenthat des Krieges — vollzogen, zwei Schiffe wurden dienstunbrauchbar, von den vier andern dampften zwei sofort nach Assuncion und warfen einige Bomben in das Staatsgebäude.

Fall von Humaita. Ein Versuch der Paraguays, die vor Anker liegenden Schiffe zu überfallen, war mißlungen, die Rojaslinien und die feste Stellung von Curupaiti wurden bald unhaltbar, am 25. Februar 1867 zog der Gegner in das geräumte Humaita ein. Die Wasserstraße nach Assuncion, die Schiffahrt auf dem Paraguay war frei. Matto Grosso mußte geräumt werden. Lopez' Gedanke aber blieb „guerral cuchillo" — Krieg aufs Messer — alle Waffenfähigen wurden einberufen, ja man griff bis zu zehnjährigen Knaben zurück, und Frauen bauten Schanzen. Zwar mußte im August 1868 auch die feste Linie am Tebicuaryflusse geräumt werden, aber Lopez bezog eine andre auf den Höhen von Villeta, südlich Assumtion, mit dem eine Stromenge des Paraguay beherrschenden Fort Angostura Verbindung haltend. Vor dem Abzuge dahin fiel eine Reihe von Männern aus Lopez' Umgebung dem Verdacht einer Verschwörung gegen dessen Leben zum Opfer — ein dunkler Flecken in dem sonst hellen Bilde. Am 11. Dezember wurde auch, durch Umgehung, die Villetastellung erobert.

Ende des Krieges. Obwohl nun auch der Landweg nach Assuncion den Verbündeten offen stand, verzweifelte Lopez dennoch nicht. Die verlassene Hauptstadt preisgebend, sammelte er seine Streitmacht auf den Limas Valentinas, einem Höhenrücken an der Nordostgrenze diesseit des Gebirges. Von den Verbündeten mit großer Überlegenheit angegriffen, floh Lopez davon, aber — die dadurch hervorgerufene Entmutigung der Paraguays, die in Flucht ausartete, bildete den Hauptabschluß des Krieges. Auch Fort Angostura fiel — aber mit allen Ehren. Am 2. Januar 1869 zogen die Verbündeten in die Hauptstadt ein. Dann aber flammte im Gebirge plötzlich der Krieg nochmals auf. Lopez' Name sammelt nochmals Versprengte und Verwundete, Knaben und Greise um ihn, und es bedurfte eines sehr hartnäckigen Kampfes im Gebirge, ehe man ihn überwand. Er selbst fiel, seine Söhne entkamen nach Bolivia. Klarheit über Lopez wird erst die Geschichte bieten können, einstweilen „schwankt sein Charakterbild". Paraguay war total erschöpft, hatte einen großen Teil seiner Bevölkerung und seinen ganzen Wohlstand verloren, erst sehr allmählich hat es sich erholt. Eins aber haben die Staaten in Südamerika von ihm lernen können, die Bedeutung eines geordneten Heerwesens, sie haben den Wink im allgemeinen auch befolgt. Am weitesten fortgeschritten auf diesem Gebiete ist Brasilien. Aufhebung der Sklaverei, Freigebung der großen Ströme für die Schiffahrt, eine Reihe von großen Anlagen haben das ungeheuer große Land dem europäischen Verkehr erschlossen; Schienenstränge werden darin weiter helfen und die Reichtümer verwerten lassen, die der Boden so überreich bietet.

4. Der Salpeterkrieg Chiles
gegen Bolivia und Peru.

Die Erscheinung, daß die Kriege in Amerika immer eine längere Dauer erreichen als in Europa, hat sich auch bei den Kämpfen gezeigt, die zwischen drei Staaten der Westküste Amerikas, zwischen Chile einerseits, Peru und Bolivia anderseits nahezu zwei Jahre währten und blutige Opfer forderten. Zugleich bewiesen diese Kämpfe wieder die Bedeutung und Überlegenheit eines gut geschulten Heerwesens. Die lange schon geordneten staatlichen Verhältnisse hatten sich in Chile auch auf Heer und Marine übertragen, so daß dieselben denjenigen der übrigen südamerikanischen Staaten vorangestellt werden durften. Klein im Anfang (bei Beginn des Krieges fünf Bataillone, fünf Schwadronen, zwei Batterien), wuchs dasselbe bald durch Werbung und bewies unter Berufsoffizieren seine Tüchtigkeit. Zum stehenden Heere trat die Nationalgarde, die sich aus Bürgern ergänzte und zu Beginn des Krieges zwölf Bataillone, fünf Schwadronen, acht Brigaden Artillerie, zusammen 6687 Mann zählte. Die Flotte zählte zwei Bataillone Marineartillerie, zwei gepanzerte Kasemattschiffe, vier Glattdeckskorvetten, ein Kanonenboot, zwei Holzschiffe, alle nicht neu, durchweg mit geringer Geschwindigkeit und verhältnismäßig kleinem Kohlenvorrat. Peru brachte nicht mehr als 16000 Mann und auch diese nicht gut geordnet auf, Bolivia 10000 in mangelhafter Verfassung. An Zahl war Chile unterlegen, an Ordnung, Schulung, Waffen und Disziplin war es im Vorteil.

Grund zum Kriege wurden Grenzstreitigkeiten. Chile war der erste der spanischen Staaten, der ein geordnetes Staatswesen wurde. Handel und Ausfuhr von Silber, Kupfer, Salpeter und Guano hatten chilenische Unternehmer in die Atacamawüste, südlich des 23. Breitegrades, geführt. Als diese dort Erfolge erzielten, bei Mejillones und Antofagasta große Werke entstanden, fordert Bolivia die Landstrecke zurück, da es sie seit 1810 besessen habe. Eine Reihe von Verträgen folgte, 1874 wurde festgesetzt, daß alle von Chilenen ausgeführten Handelsartikel 25 Jahre lang nicht mit höheren Zöllen belegt werden dürften. Eine chilenische Gesellschaft erhielt außerdem auf 15 Jahre die freie Ausbeute der Guano- und Salpeterlager und chilenisches Geld wurde zwischen dem 23. und 24. Breitengrade in großer Menge angelegt, das Land mit Chilenen bevölkert. Mit Peru, dessen Geldverlegenheit immer gewachsen war, in engem Bündnis, zerriß Bolivia am 1. Februar 1879 die Verträge und belegte das Eigentum der chilenischen Gesellschaften sowie die Bahn von Antofagasta mit Beschlag. Chile landete zum Schutz seiner Staatsangehörigen am 14. Februar 500 Mann in Antofagasta, diese vertrieben die Bolivianer und folgten bis Potosi. Gleichzeitig wurden durch chilenische Schiffe die Häfen Cobija und Tocapilla besetzt.

Peru tritt Bolivia bei. Obwohl am 20. Februar von dem Verhalten der Chilenen benachrichtigt, will der Präsident Daza doch den Karneval nicht stören, am 26. erst, Aschermittwoch, gibt er die Nachricht bekannt. In 60 Tagen

wollte man mit seinem Gegner fertig sein. Reich nur an Generalen, fand die bolivische Armee zwei Hindernisse der Mobilmachung: Mangel an Geld und die Schwierigkeit, in den Kriegsschauplatz zu gelangen, sei es in der Richtung auf Calama, sei es auf Tacma. Peru erklärte am 5. April den Krieg. Am 30. April waren 6000 Bolivianer bei Tacma vereinigt, Peru hatte am 10. April einen Teil seiner Streitkräfte bei Arica, bis zum Oktober kamen beide zusammen auf 20000 Mann. Chile hatte ungefähr 15—16000 Mann zur Verfügung unter General Escala, am 26. Oktober schiffte sich ein Korps auf 19 Schiffen in Antofagasta gegen Iquique, Joaqua und Arica ein.

Die Thaten zur See nehmen den ersten Zeitraum des Krieges ein. Am 13. April hatte die kleine chilenische Korvette Magallanes ein siegreiches Seegefecht gegen die Korvette Union und das Kanonenboot Pilcomayo. Am 17. Mai ging das chilenische Geschwader von Iquique aus zur Überrumpelung Callaos in See, fand aber die verbündete Seemacht nicht mehr vor. Der schlechte Zustand der Kessel hatte die Fahrt verzögert. Unterdessen waren am 21. Mai die Iquique einschließenden schwachen Schiffe von den Panzern Huascar und Independencia angegriffen. Nach tapferster Gegenwehr sank Esmeralda unter dem Rufe des kleinen Restes der Bemannung „Viva Chile“ mit wehender Flagge in die Tiefe, Independencia verfolgte die kleine Cavadonga, lief auf und strich die Flagge. Huascar war nun eine Zeitlang Herrscher der Gewässer. Das chilenische Geschwader vertrieb ihn dann, konnte aber Kohlenmangels wegen nicht nachdrücklich folgen. Chile war nach dem Untergang des stärksten Panzers der Verbündeten, Independencia, im Vorteil. Huascar und Union nahmen dennoch am 23. Juli bei Antofagasta den Transportdampfer Rimac mit einer Schwadron der „jeunesse dorée“ von Santiago und großen Vorräten. Huascar löste überhaupt seine Aufgabe, die Peruaner konnten ihre Streitkraft nach Süden werfen und der freie Seeweg sicherte die Verbindung mit den Bolivianern in Arica.

Den Ereignissen zur See hatten die beiderseitigen Heere nahezu unthätig zugesehen. Am 2. November landete ein chilenischer Heerteil bei Pisagua und in der Juninbai, nahm Pisagua durch Sturm. In Pisagua wurde eine starke Garnison gelassen, zum Schutz gegen Arica, wo 8000 Verbündete, die Hauptmacht, 6—7000 Mann unter Escala, zog die Eisenbahn entlang gegen Iquique, wo 10000 Verbündete. Dadurch wurde das südliche Peru von dem nördlichen völlig abgeschnitten und gleichzeitig die einzige Rückzugslinie nach Osten für die bei Iquique und am Loa stehenden alliierten Heerteile, quer durch die Wüste auf Tarapaca, bedroht.

Schlacht von Dolores, 19. November 1879. 5400 Peruaner und 3900 Bolivianer unter General Buendia suchten sich den am 7. November am Ende der Wüstenbahn (Aqua Santa) angelangten und an Verpflegung Mangel leidenden Chilenen vorzulegen. Am 19. November griff Buendia mit seiner durch Wassermangel und Wüstensand wie Hitze erschöpften Truppen am Knotenpunkt der Straßen auf Iquique und Tarapaca, der Wasserstation Dolores, eine vorgeschobene chilenische Division von 6000 Mann an. Von der unterlegenen Division abgewiesen, sah Buendia seine Truppen sich zu wilder Flucht kehren, als von Pisagua mit der Bahn chilenische Verstärkungen anlangten. Hätte Escala seine ganzen Truppen zur Hand gehabt, so konnte er den Gegner vernichten



Peruaner. Bolivianer. Chilenen.

Zauderer von Natur, nahm er dagegen erst am 21. die Verfolgung auf. Nach seinem Siege marschierte Escala gegen Iquique, am 21. November standen auch die vom Loa aus vorgegangenen chilenischen Hauptkräfte dicht bei dieser wichtigen Salpeterstadt, die von den Verbündeten eiligst geräumt wurde. Am 22. nahm das chilenische Panzerschiff Cochrane von der Stadt Besitz und erbeutete man dort viele Vorräte. Ende Dezember gelang es auch einer chilenischen Kolonne unter Oberst Arteaga, Tarapaca, trotz eines unglücklichen Gefechts mit stärkeren verbündeten Truppen, zu besetzen, und da die Verbündeten erkannten, daß sie ohne Flotte das südliche Peru gegen Angriffe zu Wasser und zu Lande nicht würden halten können, ihre Hauptmacht bei Arica unthätig zusah, so war mit der Einnahme von Tarapaca die ganze reiche Provinz in der Hand der Chilenen, die sofort die ungeheuren Salpeterlager wieder auszubeuten begannen.

Da unterdessen zur See am 8. Oktober bei Punta d'Agamos die chilenische Flotte den Huascar genommen und nach Reparaturen unter dem Namen Agamos den eignen Beständen eingereiht hatte, bei Mollendo auch die Korvette Pilcomayo gekapert war, so verbreitete sich mit Recht Bestürzung in Bolivia und Peru, wenn auch die Bevölkerung auf Fortsetzung des Krieges drang und das Volk freiwillige Opfer zur Schaffung einer Panzerflotte anbot. Die Einschließung von Arica dauerte fort. Ehe der Krieg aber 1880 seinen weiteren Fortgang nahm, vollzogen sich Ereignisse von Bedeutung insofern, als am 18. Dezember der Präsident Perus, Prado, floh, Pierola die Gewalt sich anmaßte, am 27. Dezember, in Bolivia durch einen Aufstand Präsident Daza entsetzt wurde. Beiderseits rüstete man mit Eifer. Chile brachte durch Aushebungen fünf Divisionen mit 20000 Mann auf und wollte durch eine Landung zwischen Callao und Arica den Gegner zu entscheidender Schlacht zwingen, Peru hatte 10000 Mann unter Admiral Montero bei Arica, Bolivia 5000 Mann bei Tacna. Zwischen den Führern der Verbündeten herrschte Zwietracht. Sie sollte verderblich werden. In den letzten Tagen des Februar landeten 15000 Chilenen bei Ilo und Pacocha, der Marsch richtete sich auf Taca. Obwohl mit großen Schwierigkeiten kämpfend (Fieber, Wassermangel), die Armee zu teilen gezwungen, errangen die Chilenen doch einen glänzenden, allerdings mit großen Opfern erkämpften Sieg — die Verbündeten liefen auseinander, die Peruaner auf Tacata und Puno, die Bolivianer in die Kordilleren und nach La Paz. Von den Chilenen hatten am 26. Mai 8492 Mann gefochten. Ihr Ziel war nun Arica. Dieser 3000 Einwohner zählende Seehafen fiel nach einer Beschießung von der See- und Landseite aus am 7. Juni in ihre Hand; die Peruaner schlugen sich tapfer.

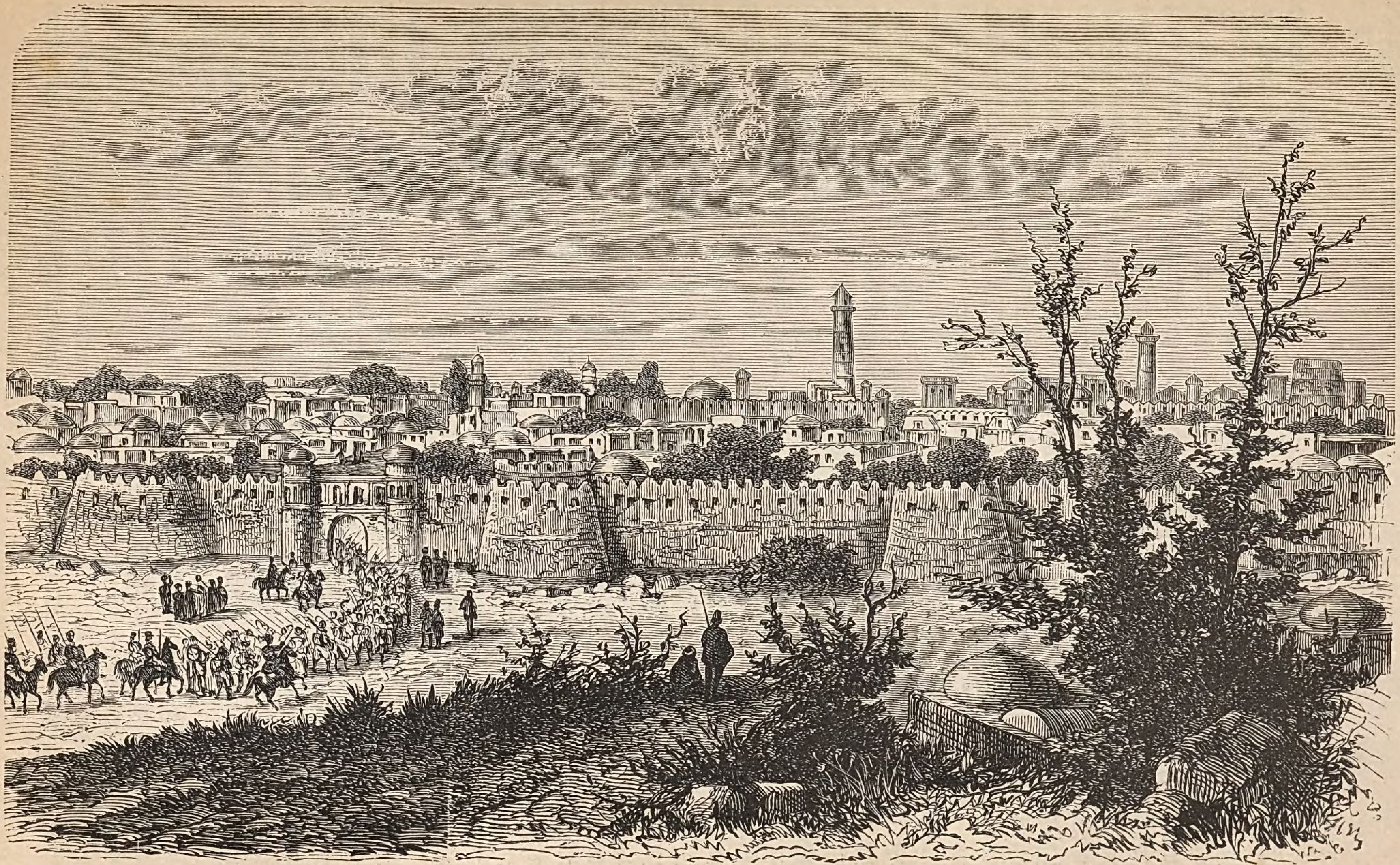
Die Maßnahmen zur See umfaßten in der Hauptsache die Einschließung von Callao.

Dritter Abschnitt des Krieges. Die Bolivianer schieden mit der Flucht in die Kordilleren und nach La Paz thatsächlich aus der Mitwirkung im Kriege aus. Peru setzte den Krieg fort und rüstete weiter. Bei Arequipa sollen 5000 Mann als Rest der geschlagenen Armee, bei Lima 40000 Mann vorhanden gewesen sein. War letzteres der Fall, so müssen vor dem Zusammenstoß mit dem Gegner viele das Hasenpanier ergriffen haben. Die Chilenen

vermehrten, trotz der Vermittelungsversuche Nordamerikas, ihre Streitkräfte. Sie verfügten über eine Generalreserve von 10000, ein Besatzungskorps für Tarapaca, Tacna und Arica von 4000 Mann und ein für die Unternehmung gegen Lima, die feindliche Hauptstadt bestimmtes Korps von drei Divisionen zu zwei Brigaden unter Baguedano, zusammen mit der Schiffsbesatzung 30000 Mann.

Die Unternehmung gegen Lima. Am 14. November schiffte die erste Division, 7864 Mann, 1439 Pferde, 19 Kruppgeschütze, sich in Arica ein, sie landete am 19. in Paraca, am 2. Dezember schiffte sich die erste, 13360 Mann, am 15. Dezember die zweite Brigade der zweiten Division und die ganze dritte Division ein, 13384 Mann, 1475 Pferde, 30 Geschütze. Am 31. Dezember waren auf beiden Ufern des Lurin 27500 Mann, 2777 Pferde und 56 Kruppgeschütze vereinigt.

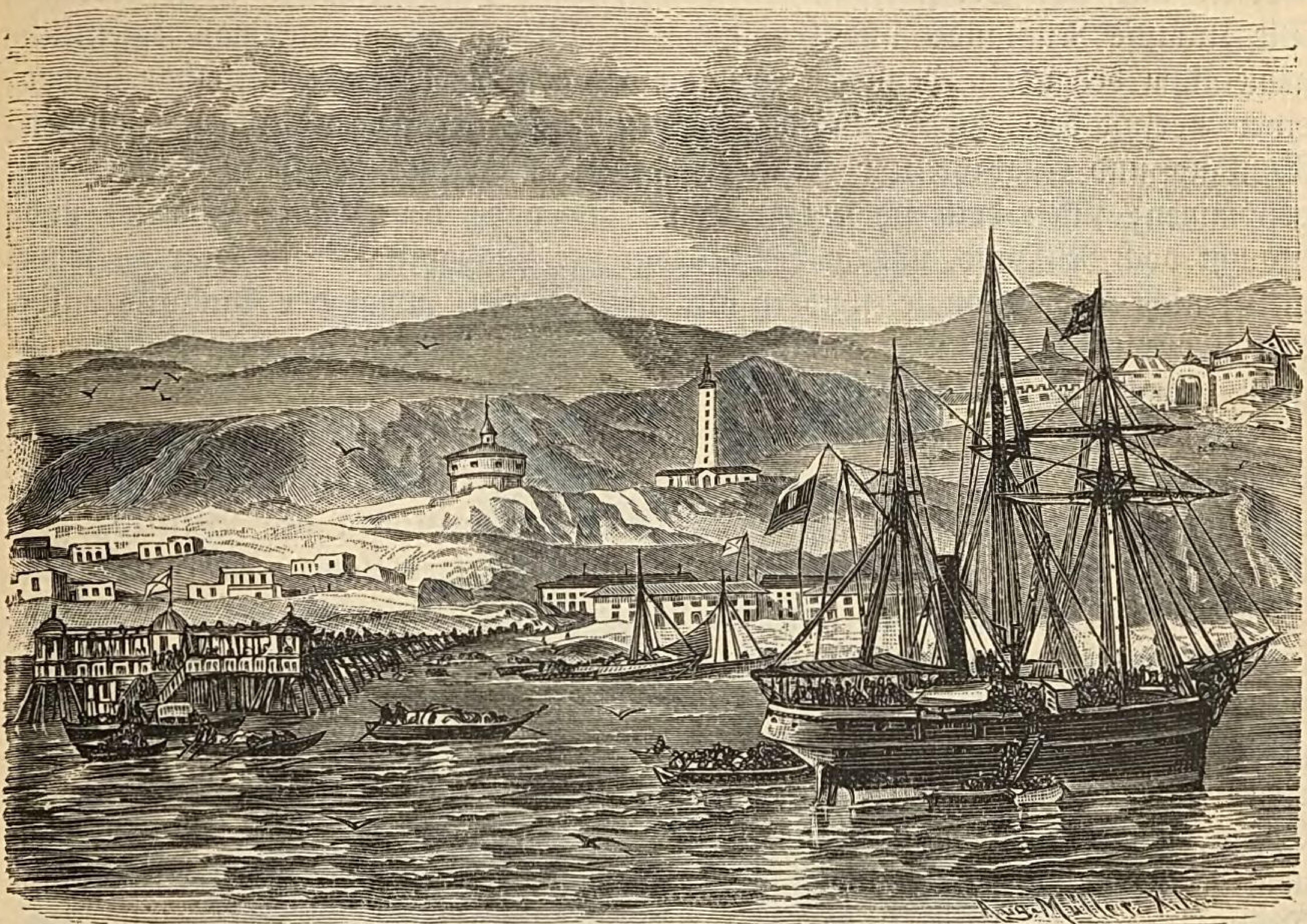
Die Peruaner hatten zum Schutz ihrer Hauptstadt zwei Verteidigungslinien eingerichtet: Chorillos-San Juan (12 km von Lima) und Mirafiores la Palma (6—7 km von Lima). Erstere sollte durch 22000 Mann, 120 Geschütze, letztere durch 10000 Mann und 70 Geschütze behauptet werden. Auf der zwischen beiden laufenden Bahn verkehrten gepanzerte Wagen. Nach einer Reihe von Erkundigungen brach die chilenische Armee in der Nacht zum 13. Januar 1881 auf und erreichte nach fünfstündigem Marsch den östlichen Teil der Verteidigungslinie. Um 5 Uhr früh begann der Kampf, um 7 Uhr waren die Stellungen der Mitte und der linke Flügel erstürmt. Der rechte Flügel hielt noch, wurde aber durch Umfassung geworfen. Der Sturm auf die zweite Stellung war am 13. nicht mehr möglich, die Heere lagerten auf der Walstatt, ja man kam überein, einige Tage Waffenstillstand zu halten, den die Peruaner am 15. jedoch brachen, indem sie zum Angriff übergingen. Baguedano ordnete seine Truppen schnell, die gerade abkochten, ging dem Angriff entgegen und um $5\frac{1}{2}$ Uhr floh das peruanische Heer in wilder Unordnung auf Lima. Die Schlacht von Chorillos kostete den Chilenen 2513 Mann, von 22000 Peruanern konnten nur 6000 in der zweiten Verteidigungslinie von Mirafiores gesammelt werden. Die Schlacht von Mirafiores am 15. Januar war eine weniger verlustreiche, sie entschied aber über den Besitz von Lima; am 17. Januar zogen die Chilenen in die feindliche Hauptstadt ein, die sich im Aufruhrzustande befand; eine chilenische Besatzung kam am 18. Januar nach Callao. Die Schiffe im Hafen von Callao wurden verbrannt, 15000 Gewehre, 222 Kanonen, 10 Mitrailleusen wurden Beute der Sieger. Peru und Bolivia haben sich von den erlittenen Schlägen heute noch nicht erholt. Chile trägt das Haupt stolz unter seinen Nachbarn, blühend im Handel, geordnet in Verwaltung und verhältnismäßig stark zu Lande und namentlich auch durch neue Schiffe zur See. Mut und Tapferkeit seiner Seehelden leben in der Geschichte. Was die Spanier nicht vermochten, hat Chile in 25 Jahren vollendet, seit 1883 hat es Araukanien unterworfen und zivilisiert.



Einzug der Russen in Khiwa. (Zu S. 366.)

III. Abteilung.

Kriege in Asien.



Einschiffung der kaukasischen Truppen zu Tetrowsk.

1. Vordringen der Russen in Mittelasien.

Turkistan mit Taschkend, Sarafschankreis mit Samarkand, Khiwa, Chokand, Kars und Batum, Geok Tepe, Merw und Pendjeh — diese Namen bezeichnen den Weg, den das zweckbewußte und unablässige Vordringen der Russen in Mittelasien gewonnen, den Weg, der sie zu Nachbarn Chinas, Persiens und des englischen Indien gemacht hat. Schon heute kann man sagen, daß Rußland mächtig genug ist, den nur noch brüllenden, aber nicht mehr beißenden englischen Löwen aus seiner reichsten und größten Besitzung, dem Kaiserreich Indien, zu vertreiben, wenn ihm in Europa die Hände nicht gebunden sind. Von der russischen Politik in Europa hängt es aber allein ab, sich die freie Hand im Osten zu bewahren, der Dreibund Mitteleuropas wird sich schwerlich in einen großen Krieg stürzen, um England seine ostindischen Besitzungen zu erhalten. Das stetige Vordringen in Mittelasien verdankt Rußland neben der Kraft seiner Waffen zweifellos dem geschickten Verhalten gegenüber den wilden Völkerschaften Asiens, der Kurzsichtigkeit Englands, welcher das Engherzigkeit nicht kennende Verfahren Rußlands, die Zuneigung der

Stämme und eingebornen Fürsten leicht gewinnend gegenübersteht. Die Russen erscheinen den Mittelasiaten gegenüber zwar als überlegene Gegner, sonst aber als ihresgleichen, sie haben die Zivilisation hineingetragen in die gewonnenen Gebiete und das Selbstbewußtsein von Stämmen und Fürsten nicht verletzt. Die Kämpfe Rußlands und Englands in Mittelasien müßte man eigentlich gemeinsam behandeln, denn der Gewinn des ersteren bedeutet mittelbar immer einen Verlust des letzteren und das Gespenst eines gewaltigen Ringens zwischen Rußland und England um die Herrschaft in Asien hat greifbare Gestalt angenommen; führt doch schon eine Bahn bis nahe dem Thore Indiens und braucht doch Rußland, um an der Nordgrenze Afghanistans ein Heer zu sammeln; nicht mehr Monate, sondern nur noch Wochen, zumal der Kaukasus militärisch organisiert ist und Turkistan, wo seit 20 Jahren die russische Flagge weht, eigne Truppen aufstellt.

Im Osten des Kaspischen Sees breitet sich Turkistan aus, die große Ebene von Turan umfassend und das weidenreiche Alpenland, welches von den nördlichen Ausläufern des Hindukusch und den westlichen des Belurtag gebildet wird, ein für den russischen Handel hochwichtiges Land. Im nördlichen Teile standen die Chanate Khiwa im Westen, Buchara in der Mitte, Chokand im Osten unter eignen Herrschern. Überfälle russischer Handelszüge in Khiwa führten im Juli 1864 (schon 1854 hatten Züge unter Oberst Perowski stattgefunden) zum Einmarsch der Abteilungen unter Oberst Tschernajew von Sibirien, unter Oberst Werewkin von Syr Darja aus. Der Krieg in diesen Gegenden bietet eine Reihe von besonderen Schwierigkeiten; Mangel an Brunnen, Notwendigkeit eines ungeheuren Trosses von Kamelen, die Vorräte und Decken tragen, die Unmöglichkeit, ohne Führer die Wüste zu durchschreiten, sind einige von diesen. Am 14. Oktober 1864 stürmten die Russen Taschkend, einen wichtigen Stapelplatz für den Handel, wurden aber zurückgeschlagen und mußten auf Chemkend weichen. Die asiatischen Reiterhorden überfluteten nun russisches Gebiet, ihr Hauptziel war Rauben und Plündern. Im Jahre 1865 ging jedoch Tschernajew wieder gegen Taschkend vor, während gleichzeitig der Emir von Buchara, Mozaffer, die Gelegenheit als günstig ansah, Chokand zu erobern. Unter den Mauern von Taschkend fanden sich so drei Kriegführende zusammen, von denen keiner dem andern verbündet war. Obwohl sich die Bucharioten schließlich doch auf Seite der Chokanzen stellten, eroberte Tschernajew nach dreitägigem Sturm Taschkend. Den Versuch, auf Buchara zu marschieren, mußte Tschernajew aus Mangel an Lebensmitteln dann aber aufgeben. Sein Rückzug ermutigte Mozaffer, er marschierte mit 40000 Mann, die von den Engländern zum Teil mit Miniégewehren und 21 gezogenen Geschützen versehen worden waren, auf Taschkend. Romanowski, Tschernajews junger und feuriger Nachfolger, hatte unterdes auf dem Anmarsche schon am 5. April 1866 eine starke Abteilung bucharischer Reiterei geworfen. Obwohl nur 14 Kompanien Infanterie, 5 Schwadronen Kosaken, 20 Kanonen und 8 Raketengestelle, zusammen 3600 Mann führend, marschierte er Mozaffer doch auf Samarkand entgegen. Am 8. Mai 1866 kam es zur entscheidenden Schlacht in der Ebene von Yedschar — der Sturm auf die feindlichen

Verschanzungen wurde von den Russen so schnell durchgeführt, daß sie im Lager des Gegners, aus dem Mozoffer eiligst geflohen, noch kochende Speisen und fertigen Thee fanden. Der glänzende Sieg über zwölffache Übermacht entschied über das Schicksal von halb Turkistan. Romanowski räumte zunächst gründlich mit Chokand auf, siebentägige Beschießung ließ am 5. Juni 1866 Chodschend fallen, am 30. Oktober wurde Djisak erobert — Mozaffers Hilferuf wurde von England mit gutem Rate beantwortet — zu Thaten konnte das stolze England sich nicht aufraffen. Schon 1867 wurde, nach zwei Siegen über die 45 000 Mann starken Buchorioten, das Gouvernement Turkistan hergestellt, Generalgouverneur Kaufmann erhielt Taschkend als Wohnsitz.



General v. Kaufmann, der Oberbefehlshaber des Expeditionskorps.

Obwohl im Mai 1868 Kaufmann mit 8000 Mann die bei Samarkand versammelten Bucharioten und Afghanen (50 000 und 30 000 Mann), den tiefen Serafschanfluß durchwatend, glänzend besiegte und die wichtige Stadt nahm, waren die Bucharioten noch nicht total niedergeworfen. Am 14. Juli 1868 schlug Kaufmann den Emir von Buchara in entscheidendster Weise auf den Serabulakschen Höhen. Bucharas Kraft war nun gebrochen. Den fast bedingungslos vom Emir angenommenen Frieden brach zwar sein Sohn noch einmal, General Abramow jagte die Rebellen aber in die Berge und nach schwierigem Feldzuge eroberten die Russen 1870 Schan und Kitab. Das eroberte Gebiet wurde der Saraffschankreis mit der Hauptstadt Samarkand.

Gleichzeitig schwebte die sogenannte Kuldschafrage, die jedoch zu keinem Spiel der Waffen führte und nach langen Verhandlungen 1886 durch einen Vertrag abgeschlossen wurde, der Rußland einen kleinen Kreis, des nur 900 Quadratmeilen großen, aber sehr fruchtbaren und erzreichen Kuldscha zu eigen gab, das übrige China zuerkannte.

Drei Jahre nach der Einrichtung des Sarafschankreises dehnte Rußland seine Herrschaft über Khiwa aus. Wieder war es General Kaufmann, der diesen Erfolg herbeiführte. Hier hatten die Russen mit ihren bis 1872 unternommenen Versuchen, Ruhe zu schaffen, den geringsten Erfolg gehabt. Die große Feindseligkeit der Khiwesen trat deutlich hervor, ihr Übermut wuchs, niedergebrannte russische Forts, Raubzüge und Plünderungen, Verletzungen des Völkerrechts, ja selbst die Bedrohung von Orenburg zwangen dazu, bald Ernst zu machen. Von drei Seiten durch unwegsame Steppen und Wüsten eingefaßt, glaubte das kleine Oasenland am Amu Darja ungestraft russische Unterthanen gefangen halten, die räuberischen Turkmenen unterstützen, Rußland Trotz bieten zu können. Der junge Chan von Khiwa baute fest auf die abschließende Steppe und Wüste, wie die Schnelligkeit und Wucht seiner starken Reiterscharen. Einsichtige Khiwesen erkannten zwar bald, daß ein Zusammenstoß mit dem russischen Riesenstaat Khiwa zerschmettern müsse; sie veranlaßten den Druck der öffentlichen Meinung, der zur Sendung einiger Vertreter nach Raulpindi zum Vizekönig von Indien (28. August 1872) führte. Ein Schreiben des Chans suchte vergeblich Englands Vermittelung nach — in Petersburg erreichte man, da Khiwa schon so oft beschworene Verträge leichtsinnig gebrochen, nicht mehr, um so weniger, als 1872 eine Unternehmung des Oberst Markosow gegen die Teke an Hitze, Wassermangel und Flugsand gescheitert, der Mut der Khiwesen gewachsen und der verwegene Khiwachan mit 8000 Reitern in russisches Gebiet eingefallen war; 1873 wurde daher für die entscheidende Unternehmung bestimmt.

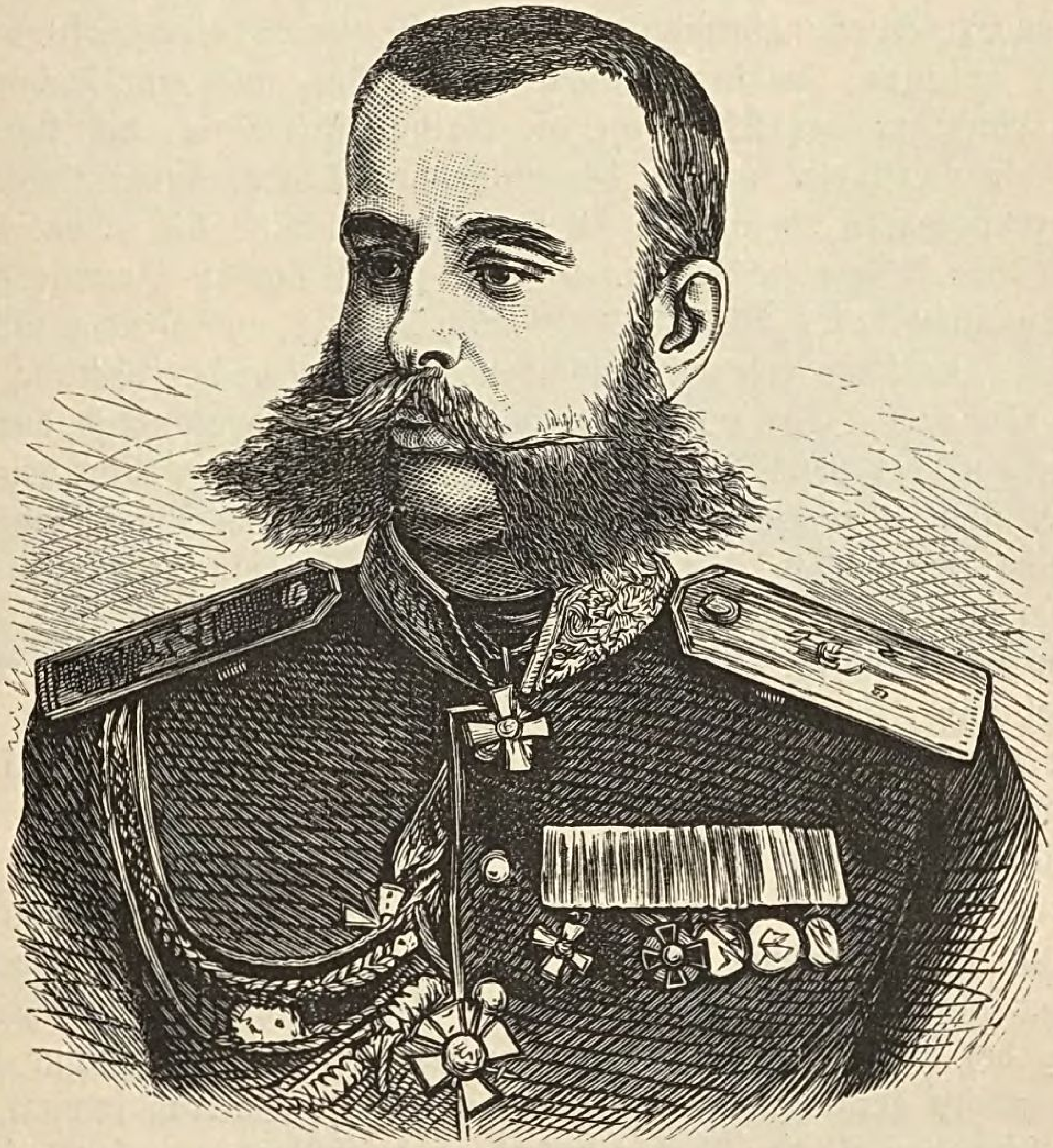
Die früher und besonders 1839 gesammelten Erfahrungen ließen das Unternehmen so vollkommen wie kaum je eins ausrüsten, Lebensmittel für 75 Tage, Lazarettbedürfnisse, Arzneien, warme Kleidung, Konserven, chirurgische Instrumente, Stärkungsmittel waren im Überfluß vorhanden, dennoch wäre im Laufe des Feldzugs bald gänzlicher Mangel eingetreten. Von fünf Punkten aus sollte der russische Vormarsch beginnen: eine turkistanische Abteilung von 4500 Mann, 1400 Pferden, 29 Geschützen von Djisak und Kazulinsk, eine kaukasische von der Ostküste des Kaspisees von der Kinderlibucht und Krasnowodsk, eine orenburgische Kolonne von Orenburg. Die erste Abteilung (General Golowatschew) führte allein 8000 Lastkamele mit sich, hatte sie doch 800 km durch Landstrecken zu marschieren, wo kein Wasser, kein Futter und keine Lebensmittel zu finden waren. Anfangs März aufgebrochen, erreichte diese Kolonne am 16. März den Syr Darja, am 22. durch die sogenannte Hungerwüste, wo Wassermangel eintrat, Dschisack. Jäher Wechsel in der Temperatur, wütende Steppenstürme, tiefer Schnee, dann in der Kisilkenawüste sengende Hitze, Staub und Wassermangel ließen den Marsch bis Chalanta, wo sich die ganze Kolonne Golowatschew vereinigte, höchst beschwerlich werden.



General von Kaufmann überschreitet mit der Turkistankolonne den Amu-Darja.

Oft dem Verschmachten nahe, atmeten Menschen und Tiere auf, als der Amu Darja erreicht wurde und die Kolonne am 30. Mai den Übergang erzwang, um dann an die Stadt Chasarasp zu gelangen. Die Orenburgkolonne erreichte gerade mit den Lebensmitteln nur 80 Tage, die der Marsch durch die Wüste in Anspruch nahm, das Kulturland von Khiwa (Führer General Werewkin). Die kaukasische Abteilung hatte zunächst am Kaspisee Unruhen der von Khiwa aufgestachelten Nomadenstämme zu unterdrücken, dann folgte der Marsch von der Kinderlibai nach Bisch Akly, der beschwerlichste von allen. Hitze und Sand führten Entkräftung herbei, die Leute gruben sich, um Kühlung zu finden, in die Erde ein, die Tiere fielen zu Hunderten. Sonnenstich kam sehr häufig vor. Als die Not am größten, retteten die alten Kosaken die Kolonne durch Auffindung eines Brunnens; die von Krasnowodsk ausmarschierte Kolonne mußte aus Mangel an Lebensmitteln umkehren. Treueste Kameradschaft und Opferfreudigkeit hielt Lowakins Kinderlikolonne zusammen und brachte sie bis an den Aralsee. Unter dauernden Scharmützeln gegen khiwasische Reiter traf Lowakin an der Grenze der Kulturoase Khiwa ein und folgte den Spuren der Orenburgkolonne auf Kungrad und Chodscheili. Spuren der Verwüstung überall. Am 27. Mai fand die Vereinigung der Kolonnen Lowakin und Werewkin statt, stets von Feinden umschwärmt, die sich einem ernstlichen Gefecht entzogen, gelangten die beiden Kolonnen am 9. Juni, nachdem sie Abteilungen von 10 000 bezw. 3000 Khiwesen und Turkmenen vertrieben, vor die Hauptstadt, die, in vollem Aufruhr, von ihnen sofort beschossen wurde. Gerade in diesem Augenblicke langte die Turkistankolonne unter Kaufmann, der einen Friedensvorschlag der Khiwesen verworfen, an. Von 15 000 Russen hatten nur 12 000 mit 50 Geschützen und 20 Raketengestellen die Hauptstadt erreicht. Neue Verhandlungen mit dem Chan führten zu nichts, obwohl die Durchschreitung der Wüste durch die Russen den Khiwesen heilsamen Schreck einjagte. Die bastionierte, von Kanälen und Gärten umgebene Stadt erhielt bald eine bedenkliche Bresche, von Werewkins Heeresteil drang als erster in diese der Generalstabsmajor Skobelew ein, der spätere Held von Geok Tepe und der Grünen Berge bei Plewna. Am 29. Mai zogen die Russen als Sieger in Khiwa ein. Khiwa ward ein Vasallenstaat Rußlands, das Gebiet auf dem rechten Amu-Darjaufer erhielten die Russen und der Chan von Buchara für seine Treue. Eine Züchtigung der Turkmenenstämme. Kaufmann entsendete hierzu acht Kompanien, acht Schwadronen Kosaken, 10 Geschütze und eine durch das Geräusch ihrer Geschosse den halbwilden Horden so unangenehme Raketenbatterie. Am 27. Juli kam es zur Schlacht. 30 000 berittene und unberittene Turkmenen, letztere nur mit Hemden bekleidet und blanke Waffen führend, auf den Kruppen der Pferde sitzend, stürzten sich mit Geheul auf die Russen. Abgewiesen und am 29. nochmals entscheidend geschlagen, büßten sie 9000 Kamele und 3000 beutebeladene Wagen ein. Die Khiwesen waren gebändigt, der Osten des Kaspisees unter russische Herrschaft gebracht, Rußland hatte einen Weg von den südöstlichen Gestaden des Kaspisees nach den Besitzungen im östlichen Turkistan, der die wasserlosen Steppen vermeidet, die zähe Ausdauer seiner Truppen hatte denselben gebahnt.

Geok-Tepe. Schwerer sollte der Kampf gegen die unruhigen Tekke-Turkmenen werden, nur ein Skobelew konnte ihn siegreich durchführen und auch dies nur mit neuen Mitteln. Ergebenheitserklärungen waren bei den Tekketurkmenen billig, immer aber folgten ihnen Raubzüge, die sich bis Krasnowodsk und Tschikischljar ausdehnten. Wohl gelang es einem russischen von Tschikischljar ausgehenden Heerteil von 12000 Mann, mit einem ungeheuren Troß von Karren, Kamelen und Maultieren unter Lowakin, trotz 46 ° R. und zahllosen Hitzschlagfällen den Kopet-Dagh mit seinen Sand-, Kalk- und Thonwegen zu überschreiten und am 28. August vor Geok Tepe einzutreffen.



General Michael Dimitrjewitsch Skobelew.

Aber der Sturm mißlang und kostete rund 1000 Offiziere und Leute, und der Rückzug ließ weitere Hunderte von Verwundeten und die ganzen Lasttiere einbüßen. — Sollte nicht Rußlands Ansehen in Mittelasien zu Grunde gehen, so mußte man eine neue Unternehmung wagen. Diese wurde Skobelew übertragen.

Skobelew schuf eine neue Grundlage für seinen Zug. Bami wurde befestigt und bildet den Hauptetappenort, als Hafen wurde der Michaelbusen, südlich Krasnowodsk, gewählt. August 1880 begann man den Bau einer Bahn, die eine hervorragende Bedeutung erringen sollte. Salzwasser härtete den Untergrund, auf Moraststrecken legte man Sand, Schutzdämme schützten die Bahn gegen Sandwehen. Am 25. Januar 1881 waren 106 km Bahn fertig,

86 wurden mit Lokomotiven befahren. 2000 Kamele wurden erworben, in Persien Getreide und Furage beschafft ꝛc., Lazaretteinrichtungen waren für 1000 Mann vorhanden. Eine Erkundung unter Skobelews persönlicher Leitung bis 1000 Schritt vor Geok Tepe fand schon im Juli statt, Vernichtung der Felder zwischen Bami und Geok Tepe verursachte bei den Tekinzen große Not. Der Truppentransport über das Kaspimeer begann erst im November. Seine Etappenstraße immer näher an Geok Tepe heranschiebend, dieselben durch Posten schützend, übte Skobelew seine Streitmacht, 8000 Mann mit 67 Geschützen, dauernd in der Fertigung von Schanzkörben, Erklimmen von Sturmleitern. Am 20. Dezember nahmen die Russen Jangi Kale, am 23. zogen sie die ersten Einschließungslinien, in welchen sie am 28. einen heftigen Ausfallversuch der Tekinzen, die den Russen ein Geschütz und eine Fahne nahmen, abwiesen. Nachdem am 29. dann die Großfürsten Kale, ein starkes Werk, durch Skobelew erstürmt und in den folgenden Tagen einige Ausfälle abgewiesen worden waren, beschossen 88 russische Geschütze die in der Hauptsache aus Lehmwällen bestehende Festung so kräftig, daß am 12. Januar der Sturm gelang. Ein furchtbares Blutbad, das auch Weiber und Kinder nicht schonte, folgte, 8000 Menschen erlagen demselben, im Innern der Festung fand man 6500 tote Tekinzen. Der vortrefflich vorbereitete und glänzend durchgeführte Zug Skobelews, der beim Sturm den höchsten persönlichen Mut zeigte, kostete ca. 1100 Russen, aber die Tekkeoase war dem russischen Reich einverleibt, die transkaspische Bahn schob ihre Schienen weiter vor, ein neuer Halteplatz auf dem Wege nach Indien war gewonnen.

Merw und Pendjeh. Nach dem Falle von Geok Tepe mußte Merw das nächste Ziel sein. Ein Vorwand fand sich leicht, die Merw Tekke hatten bei Geok Tepe gegen die Russen gefochten. Merw und Pendjeh kamen sogar ohne Waffenthaten in russische Hand. Der Versuch, an England eine Stütze zu finden, schlug den Merw Tekke fehl — sie baten um Aufnahme in den russischen Unterthanenverband (1884). Englands bescheidene Mahnungen konnten Rußland an der Annahme des Anerbietens nicht hindern. Die Verhandlungen über die Feststellung der Grenzen Afghanistans, hochwichtig bei der Fortsetzung der transkaspischen Bahn, wurden zur Posse. Rußland behandelte England zunächst geradezu mit Hohn. Nachdem ein Vertrag sowohl das Vorrücken der Afghanen als der Russen untersagt, griff Romanow 1885 (30. März) die Afghanen dennoch an. Die öffentliche Meinung in England zwang Gladstone zu thatkräftigeren Erklärungen — einen Krieg wagte der britische Löwe aber nicht — Rußland erhielt das streitige Pendjeh als Eigentum — Englands Stellung in Mittelasien war dadurch ganz erschüttert. Im Juli 1885 reichte die transkaspische Bahn schon bis Merw. Am 18. Januar 1887 war die Brücke über den Amu Darja fertig, heute reicht die $183_{,5}$ deutsche Meilen lange Bahn bis Samarkand, vier Punkte am Schwarzen Meere dienen der Einschiffung von Truppen — Odessa, Nikolajew-Sebastopol, Batum — die Linien Derschok-Julfiker, Kandahar-Julfiker, Samarkand-Taschkend werden ausgebaut, die Südgrenze Rußlands liegt nur 140 km von Herat. Die Eroberung Indiens ist schrittweise vorbereitet. Das ist die politische Bedeutung des Vordringens Rußlands.



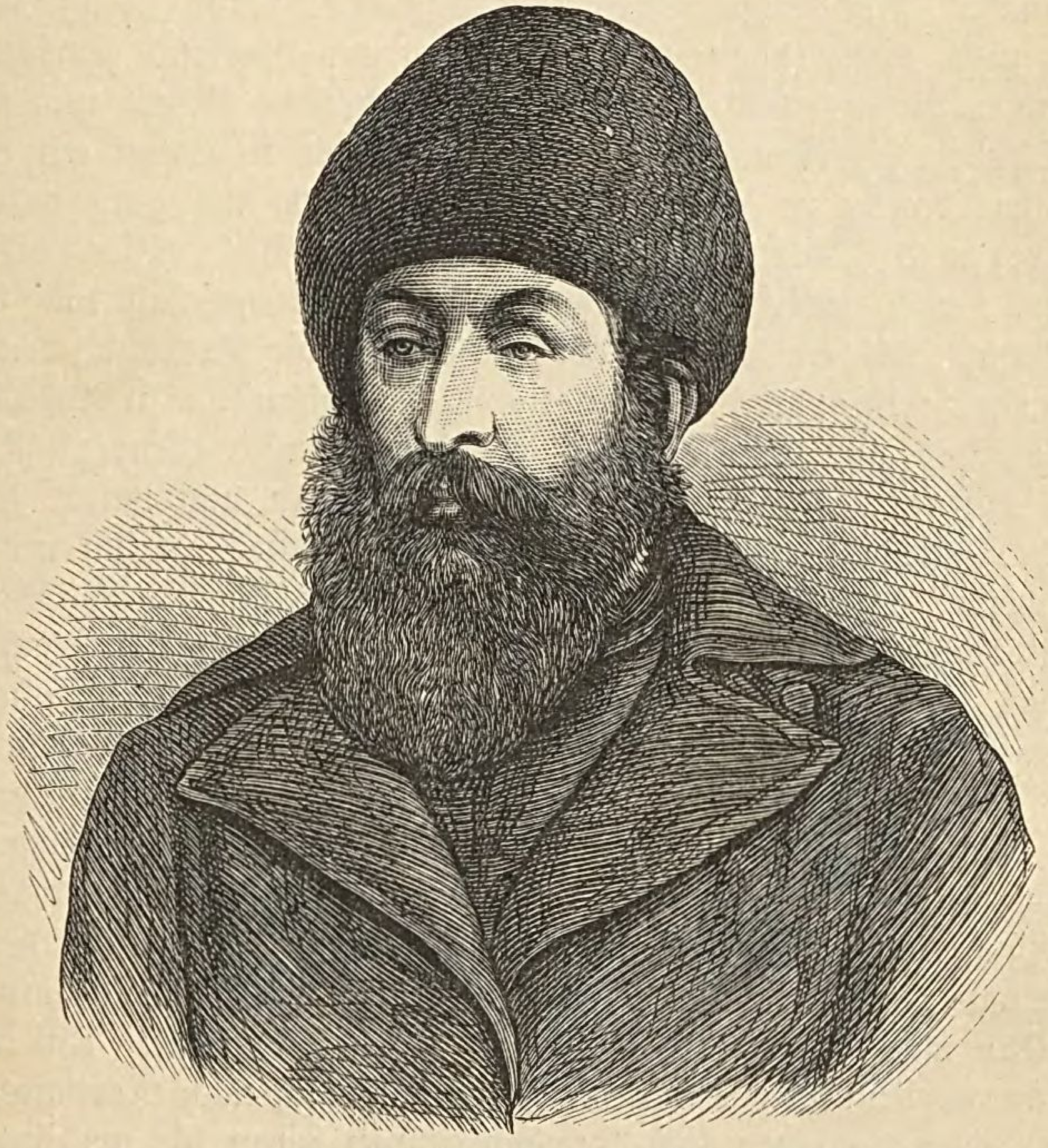
Fort Ali Musdschid im Khaybcrpasse.

2. Die Engländer in Afghanistan.

Während russischer Einfluß und Besitz in Mittelasien dauernd stiegen, sank Englands Ansehen, und wenn auch in der letzten Zeit neue unmittelbare Besitzungen zu den alten hinzugetreten sind, so steht doch die Herrschaft in Indien auf thönernen Füßen. Werden nicht russische Streitkräfte in Europa gefesselt — wozu England die übrigen Mächte immer antreiben möchte — so ist der Besitz Indiens für England nur eine Frage der Zeit. Englands Politik hat diese Lage selbst schaffen helfen. In Afghanistan war 1863 Dost Mohammed gestorben und hatte seinen zweiten Sohn Schir Ali zum Nachfolger bestimmt. Wilde Parteikämpfe waren die Folge. Die Engländer sahen mit meisterhafter Unthätigkeit zu und wurden erst aufmerksam, als die Russen an Schir Ali sich gewendet, mit diesem in enge Verbindung traten, bei Samarkand und Petro Alexandrowsk 30000 Mann sammelten und, während die Berliner Konferenz tagte (Juli 1878), einen Gesandten zum Abschluß eines Bündnisses mit Schir Ali nach Kubul abgehen ließen. Eine russische, wohl aufgenommene Gesandtschaft in dem Lande, das die Zugänge zu den Nordwestprovinzen Indiens beherrscht! England gab sich selbst einen Stoß — es forderte die

Aufnahme auch einer englischen Gesandtschaft in Kabul. Schir Ali, auf Rußland bauend, weigert deren Aufnahme, sein Gouverneur in Ali Musdschid hindert ihren Durchzug. Friedliche Versuche Englands hatten keinen Erfolg — am 20. November rückten die Engländer in drei Kolonnen in Afghanistan ein. Dieselben waren aus englischen und eingebornen Truppen der anglo-indischen Armee gemischt, neben dem englischen Korkhelm sah man den bunten Turban der Bengalenregimenter, und neben dem englischen Krieger das scharfe, zarte und feine Gesicht des Hindu. Auch eine merkwürdige Mischung von Anhängern der verschiedensten Religionen bildeten die Kolonnen, Christen, Mohammedaner, Buddhisten, Brahmanen und eine Reihe von Sekten, ebenso zahlreich waren die Sprachidiome. Wie immer in Indien, folgte den Kolonnen ein starker Troß („camp-followers“), hatte doch jedes Pferd seinen eignen Grasschneider, jeder Offizier mehrere Burschen, jeder zehnte Reiter einen besonderen Gehilfen und schaffte man doch das ganze Gepäck auf Maultieren fort, die auch Wasserbehälter trugen. Die Einteilung der im ganzen 41050 Mann und 144 Geschütze zählenden Streitkräfte in drei Kolonnen war entsprechend den drei Straßen erfolgt, die aus den englischen Besitzungen in das afghanische Bergland hineinführen. Diese sind die Khayberstraße von Peschawer über Dschellalabad nach Kabul (19 Tagemärsche mit den schwierigen, durch zwei Forts verteidigten Khayberpässen), die Kurumstraße von Thull nach Kabul (18 Tagemärsche) und die Bolanstraße von Sukkur über Quetta nach Kandahar (36 Tagemärsche). Zwischen den drei Straßen liegen mächtige Gebirgsketten mit schlechten Wegen, bewohnt von kriegerischen Sikkiten, bei denen Macht allein Recht behält. Am stärksten war die Quettakolonne, 19000 Mann und 72 Geschütze, die Peschawerkolonne zählte 16000 Mann und 48 Geschütze und die Kurumkolonne, die General Sir Frederik Roberts befehligte, der im Afghanenkrieg sich als der brauchbarste Führer erwies, umfaßte nur 5500 Mann und 24 Geschütze. Nur bei der zweiten Kolonne kam es zur Schlacht, sie wollen wir daher auch begleiten, das Vorgehen der andern Kolonnen bildet nur eine Reihe von Streifzügen und Erkundungen, die allerdings die Truppen sehr anstrengten. Der Kampf der zweiten Kolonne unter General Roberts' Führung liegt in dem ersten Abschnitt ihres Vormarsches am 2. Dezember. Am 27. hatte der General mit einem eingebornen (12. Bengal-) Ulanenregiment den Peiwar-Kotal erkundet und dort drei afghanische Regimenter mit 12 Geschützen in starker Stellung gefunden. Obwohl die Bewaffnung der Afghanen derjenigen der Engländer unterlegen war, so führten dieselben doch Hinterladergewehre. Am 28. früh 3 Uhr rückte die Division des Generals Roberts in zwei Kolonnen vor. Der Peiwarpaß wurde stark besetzt gefunden, die Artillerie beschoß den Feind sofort, die Infanterie erlitt im Vorgehen Verluste, der Zweck der Erkundung aber war erreicht, man wußte, daß der Feind den Gebirgsrücken mit 4000 Mann und 24 Geschützen, Front nach Osten, besetzt hielt, Verhaue und Schützengräben verstärkten die Stellung, so daß ein Angriff in der Front aussichtslos war. Am 1. Januar brach die Division, die Biwakfeuer brennen und die Zelte stehen lassend, auf. Nach einstündigem Kampfe waren die heftig feuernden Afghanen geworfen und die britischen Truppen

biwakierten auf dem Schlachtfelde, sie hatten den Peiwarpaß mit Verlust von 2 toten, 2 verwundeten Offizieren und 60 toten und verwundeten Leuten erkauft. Der weitere Vormarsch bietet nur wenig des Interessanten. Am 26. Januar, 13 Tage nachdem Schir Ali Kabul verlassen und die Regierung seinem Sohne Jakub-Chan übergeben hatte (er wollte nach Petersburg, um dort Hilfe zu erbitten, starb aber schon vor dem Überschreiten des Amu-Darja am 21. Februar), hielt General Roberts in der Kuramfestung einen großen Durbar (Stammesversammlung) ab, bei dem die meisten Stämme sich zur Unterwerfung bereit zeigten. Telegraphenlinien, von den Pionieren hergestellt, verbanden die einzelnen Teile der Kolonnen miteinander.



Schir Ali-Chan, Emir von Kabul.

Die Bevölkerung zeigte sich trotz der Hetzereien Jakub-Chans zuvorkommend, nur einzelne Stämme versuchten Widerstand, der dann aber durch kleine Scharmützel oder auch durch eignen Zwist in sich zusammenbrach. Am 8. Mai langte Jakub-Chan, durch die inneren Verhältnisse Afghanistans und durch das Vorrücken der Kurum- und Quettakolonnen, von denen die erstere den Schutargardanpaß, die letztere, nach wiederholten siegreichen Reitergefechten, Girischk erreicht, während die Peschawerkolonne nach Gundamak gelangte, in Gundamak an, wo am 26. Mai ein Friede mit England zustande kam. Ununterbrochen siegreich vorrückend, hatten die Engländer in den letzten Monaten sehr von der Cholera, dem Gespenst der indischen Armeen, gelitten und kam ihnen der Friede daher sehr gelegen.

Die Kreise Dakka, Kurum, Sibi, Pischin wurden dem indischen Reiche einverleibt, eine englische Gesandtschaft sollte in Kabul bleiben, dem Emir dafür $1^1/_3$ Millionen Mark Jahrgehalt gezahlt werden, die englischen Kaufleute Handelsfreiheit genießen. Gegen die unruhigen Bergstämme wurden Geldstrafen für jeden Frevel eingeführt; so kostete eine umgeworfene Telegraphenstange 1000 Mark, ein Mord wurde merkwürdigerweise nur mit 600 Mark geahndet. Anfangs schien alles vortrefflich zu gehen; die Russen wühlten aber weiter und ihre Erfolge bei Geok Tepe ließen die Afghanen glauben, daß ihnen von dorther Hilfe kommen werde. Die Bevölkerung erhob sich gegen die verhaßten Engländer, am 3. September 1879 wurde die englische Gesandtschaft niedergemacht. Der Kommandeur der Afghanen, Daud-Schah, vermochte die Meuterer nicht niederzuhalten. In Indien und England herrschte Schrecken. Die Truppen im Kurumthale, die nächsten, erhielten Befehl zum Kehrtmachen. Am 9. Oktober zog General Roberts als Sieger in Kabul ein, Jakub-Chan floh zu ihm, dankte zu gunsten seines Sohnes ab und ging freiwillig in die Verbannung nach Indien. In Kabul fand man Schir Alis Briefwechsel mit den Russen, viele russische Münzen auch im Staatsschatz und 337 Hinterladergeschütze. Als ein Versuch der Engländer, die Aufständischen bei Ghasni zu zersprengen, mißlungen war, geriet ganz Ostafghanistan in Aufruhr. Obwohl durch Nachschub aus Dschellalabad verstärkt, mußte General Roberts seine Truppen doch im Lager von Schirpur versammeln und wurde hier von den bedeutend überlegenen Afghanen völlig eingeschlossen. Eine unruhigere und sorgenschwerere Nacht dürften englische Truppen kaum erlebt haben als die Weihnachtsnacht 1879. Die Afghanen versuchten in dieser Nacht das Lager zu stürmen, wurden aber geschlagen und zersprengt, der Christtag schaute auf ein Leichenfeld. Die Reiterei verfolgte den Gegner, der 3000 Mann verlor, in wildester Flucht gegen Nordwesten und Westen jagend; der Sieg verfehlte seine Wirkung nicht, Kabul wurde wieder besetzt, aber auf Ejub-Chans, Bruder Jakub-Chans, Betreiben sammelten sich die Aufständischen wieder bei Ghasni. Im Frühjahr begann das verstärkte anglo-indische Heer, bei dem man nun auch berittene Infanterie (auf Ponies) gebildet hatte, den Kampf aufs neue. Von Sukkur nach Sibi hatte man eine Bahn hergestellt. Um alle in Südafghanistan vorhandenen Truppen für den Marsch nach Nordafghanistan verfügbar zu haben, zog man auch Bombaytruppen heran, die nur durch besonders warme Kleidung gegen das rauhe Klima geschützt werden konnten. Am 19. April erfochten die Engländer bei Ahmed Kehl einen glänzenden Sieg über die von Priestern und Hauptleuten geführten, sehr überlegenen Ghazis (Fanatiker) und besetzten am 20. auch Ghasni, eine der wichtigsten Städte Afghanistans; eine andre Division besetzte Kandahar. Persien wurde ersucht, Herat, den von Bergen eingeschlossenen Kreuzungspunkt der wichtigsten Straßen aus Persien, Turkistan, Merw und Saacks, wie Khiwa, den wahren Schlüssel Indiens, zu besetzen.

Um diese Zeit trat in England ein Umschwung ein. Gladstone kam ans Ruder, der Befehl, Afghanistan sobald als thunlich zu räumen, die Rückberufung der Vertreter Englands aus Mittelasien und von der Nordgrenze Persiens, damit die Freigebung des Spieles für die Russen erfolgte, England schloß mit

Abd-ur-Rahman einen Vertrag und erkannte ihn im Sommer 1880 als Emir an. Die Räumung Afghanistans begann. Ejub-Chan stürzte sich auf die zurückgehenden Truppen. Am 28. Juli verloren die Engländer bei Maiwand eine Schlacht, bei der sie mehr als die Hälfte ihrer Truppen einbüßten, Fahnen und Geschütze fielen in die Hände der 25000 Mann starken Gegner. Nun schritten die Afghanen zur Belagerung Kandahars, General Roberts' Willenskraft und Klugheit rettete es. Die 525 km von Kabul nach Kandahar in 22 Tagen zurücklegend — eine ganz außerordentliche Leistung für die mit großem Troß belasteten Truppen, die allerdings auch $^1/_7$ ihrer Lasttiere einbüßten — traf er am 31. August bei Kandahar ein. Seine Division zählte 9993 Kämpfer, darunter 7000 Eingeborne, mit 18 Geschützen, der Troß betrug allein 8000 Mann, 2000 Pferde und 9000 Transporttiere. Ein glänzender Sieg wurde am 1. September errungen, 1500 Afghanen wurden auf dem Schlachtfelde niedergemacht, 500 auf der Verfolgung. Gladstone band dem feurigen Roberts aber wieder die Hände, er durfte nicht verfolgen und kein Strafgericht abhalten, was in Asien sonst immer wirkt. Neue Kämpfe waren die Folge. Bei Maiwand wurden die Afghanen total geschlagen, Gladstone befahl die Räumung Afghanistans aufs neue. Am 28. April 1881 verließen die Engländer Kandahar. Eine Zeitlang ging alles leidlich. Indessen rückte Ejub-Chan mit einem neuen Heere auf Kandahar vor; am 3. Juni 1881 wurde Abd-ur-Rahman bei Kurez gänzlich geschlagen. Dann siegte aber der letztere im September bei Kandahar, auch Herat wurde genommen. Die Engländer hielten den Kodiakpaß und das Pischinthal besetzt. Die Grenzfrage Afghanistans, die wegen des Baues der transkaspischen Bahn besondere Bedeutung erhielt, wurde England zum Hohn von Rußland verschleppt. Die Besetzung von Pendjeh durch die Russen untergrub Englands Ansehen, Ruhe ist in Afghanistan somit noch nicht eingekehrt, und zweifelhaft bleibt, ob nicht die Afghanen sich dereinst auf Rußlands Seite schlagen, um so mehr, als Rußlands Stärke mit dem Fortgang der transkaspischen Bahn dauernd wächst, die russische Südgrenze nur noch 140 km von Herat entfernt ist und Persien eher den Russen als den Engländern sich verbünden würde. Das sind Verhältnisse, die auch der englische Erfolg in Birma nicht wieder günstiger gestalten kann.

3. Der holländisch-atschinesische Krieg 1873.

Im fernen Osten, auf der indischen Insel Sumatra, haben sich die Holländer im Laufe der Zeit ein Kolonialreich gegründet, welches viermal größer als Deutschland ist und etwa 22 Millionen Einwohner zählt, die zum größeren Teil unter einheimischen, aber von der Kolonialregierung vollständig abhängigen Fürsten stehen. Die Nachbarstaaten der niederländischen Besitzungen verlaufen größtenteils nach dem so wenig bekannten, märchenhaften Innern der gewaltigen Insel und stehen in keiner andern Beziehung zu den Holländern, als es deren Handelsinteressen und die infolgedessen abgeschlossenen und zeitweilig erneuerten Verträge erheischen. Eine Stelle der Grenze des Koloniallandes

schien den Europäern von jeher ein Dorn im Auge, und dies ist die Nordwestspitze der Insel Sumatra, das etwa 900 Quadratmeilen große, vollständig unabhängige und dabei mit wahrhaft tropischem Überfluß ausgestattete Sultanat Atschin.

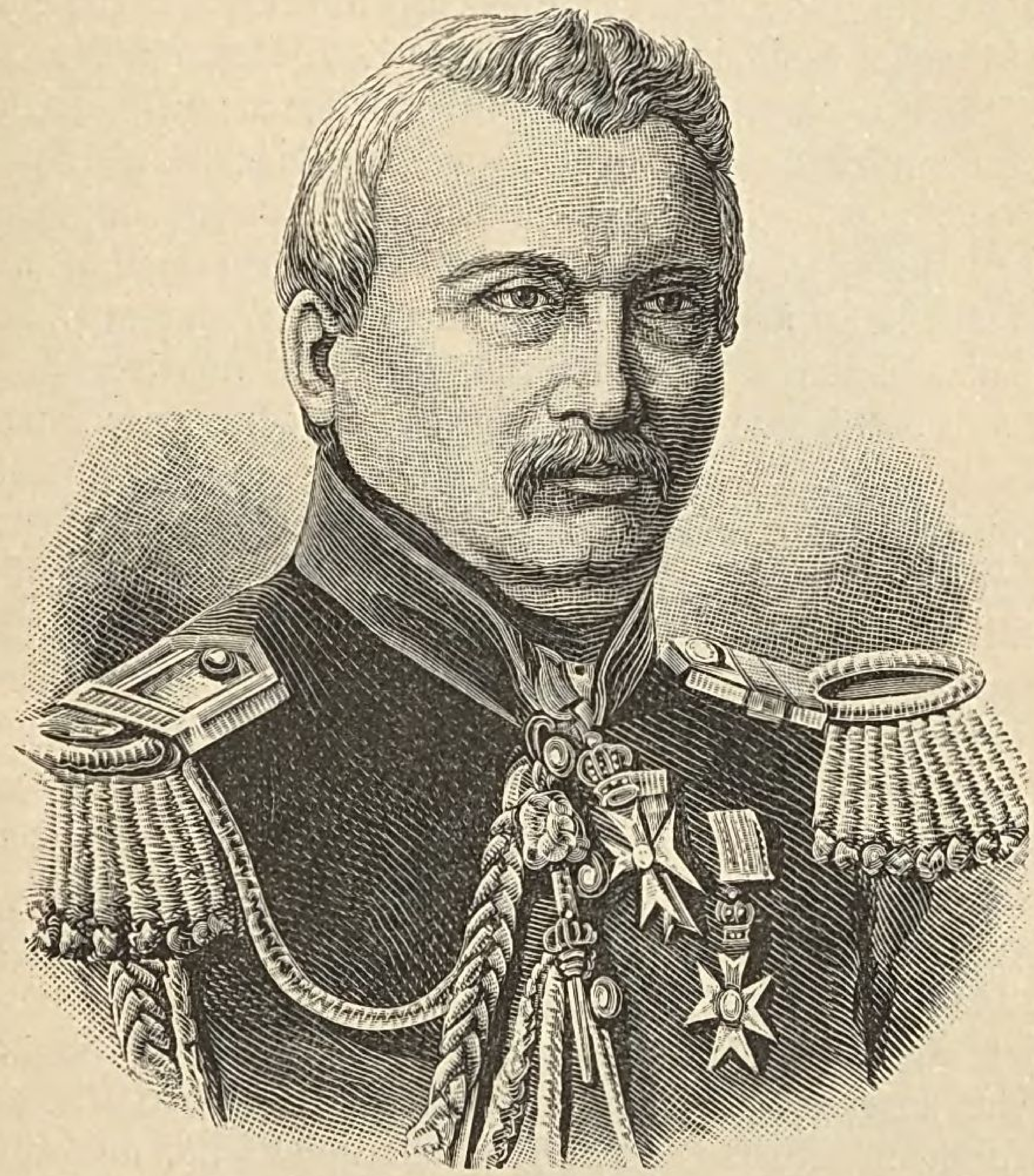
Noch im 17. Jahrhundert war Atschin ein Staat, der im indischen Archipel eine bedeutende Rolle spielte, dem außer vielen umliegenden Inseln auch Malakka und mehr als die Hälfte des ganzen Sumatralandes mit seinen menschenfressenden Battas tributpflichtig war, dessen Sultane über viele Hunderte Kanonen geboten und eine Flotte von 3—400 Segeln gegen die Spanier und Portugiesen ausrüsten konnten. Den großherrlichen Palast bewohnten einst 3000 Frauen, die von 500 Eunuchen und 200 Reitern vor dem Thore bewacht wurden. 300 Goldschmiede arbeiteten jahraus jahrein für den Harem ihres Herrn. Heute ist von dieser Pracht nichts mehr zu sehen; eine tyrannische Regierung und fortwährende Kriege führten zu Unabhängigkeitserklärungen, wiederholtem Abfallen von Stämmen und endlich zu der jetzigen Verkleinerung des Landes und seinem Herabsinken bis zur Bedeutungslosigkeit.

Durch den Londoner Vertrag vom 17. März 1824 wurden die Beziehungen der Engländer und Holländer zu Ostindien geregelt und Sumatra den letzteren mit der Bedingung übergeben, daß Atschin souverän bleibe, den britischen Schiffen und Unterthanen freien Aufenthalt in seinen Häfen garantiere und endlich dem herrschend gewordenen See- und Menschenraub entgegenarbeite. Holland erneuerte 1857 zu gleichem Zwecke einen Freundschaftsbund und Handelsverträge mit dem Sultan und ging 1870 England gegenüber die Verpflichtung ein, den Briten in jenen Gegenden dieselbe Sicherheit zu gewähren wie den eignen Staatsangehörigen. Im Februar 1873 schlossen die beiden Nationen einen noch weitergehenden Vertrag ab, nach welchem die Holländer ihre Besitzungen an der Goldküste unter der Bedingung abtraten, daß ihren weiteren Eroberungen auf Sumatra von seiten der Engländer kein Hindernis entgegengesetzt werde. Dieses Abkommen setzte zwar der vielgerühmten holländischen Handelspolitik die Krone auf, hatte aber die beiden Kriege auf der Insel Sumatra nnd im Lande der Aschanti zur Folge, und dies ist der innere Zusammenhang der scheinbar so unabhängigen Erscheinungen, von dem wir zu Anfang dieses Abschnitts sprachen.

Die unwürdigen Fesseln, welche Holland so lange getragen hatte, waren endlich gefallen, nichts hinderte mehr seine Eroberungsgelüste und die für Britisch-Ostindien so peinliche Ausbreitung der niederländischen Herrschaft.

Der braune Sultan von Atschin hielt die unter feierlichen Versicherungen eingegangenen Verträge schlecht; fortwährend wurden Menschen in die Sklaverei geschleppt und Schiffe ausgeplündert. Den energischen Einsprachen der Holländer setzte man kaltes Schweigen und Vorbereitung zu größeren Feindseligkeiten gegenüber. Der Sultan rüstete, die Europäer fragten vergeblich „warum?“ und sahen sich schließlich selbst zum Ergreifen der Waffen genötigt. Am 25. März 1873 erklärte der Generalgouverneur des Koloniallandes den Krieg. Ehe wir unsern Lesern den beginnenden Waffentanz in kurzer Schilderung vorführen, seien einige wenige Worte den Sitten und Gebräuchen der wilden Atschinesen sowie der Natur ihres Heimatlandes gewidmet.

Das Mischvolk der Atschinesen unterscheidet sich von den andern einheimischen Bewohnern Sumatras durch dunklere Hautfarbe und höhere Intelligenz, die sich in einer Reihe schätzenswerter Eigenschaften ausprägt: der Atschinese ist thätig und betriebsam, er versteht sich gleichgut auf Seiden- und Baumwollweberei, Färberei, Bergbau, Perlenfischerei, Bearbeitung edler Metalle, Schiffahrt und selbst Ackerbau und Viehzucht. Eine überaus üppige Vegetation — Atschin ist das vielgepriesene, aber noch mehr zu übelmeinenden Wünschen benutzte Land, wo der Pfeffer wächst — die tropische Tierwelt und der goldglänzende Mineralreichtum des Erdreichs bilden Welthandelsreichtümer, deren sich nicht viele Völker erfreuen können.



General van Swieten.

Der Atschinese besitzt auch die Mittel, diese Schätze gegen jeden Feind zu verteidigen, denn er ist militärisch geschult, wohlbewaffnet und wie seine großen Vorfahren in hohem Grade tapfer und kampfesmutig. Diesen Vorzügen stehen die tiefste Sittenlosigkeit, Treulosigkeit, unersättliche Raub- und Mordlust gegenüber. Als Bekenner des Islam frönt der Eingeborne den aufregendsten narkotischen Genüssen, gestattet die Vielweiberei uud betrachtet selbst den Seeraub als ein erlaubtes und durchaus ehrenhaftes Gewerbe. Schnellsegelnde Langboote befahren den ganzen Sundaarchipel, überfallen am liebsten die Niederlassungen wehrloser oder wenig kriegerischer Stämme, rauben, was zu rauben ist, ermorden die Männer und verkaufen die Frauen und Kinder in die Sklaverei.

Die Verfassung dieses vom höchsten Unabhängigkeitsgefühl beseelten Volkes ist feudal; einzelne Landesteile stehen unter lehnspflichtigen Häuptlingen, die dem außerordentlich reichen Sultan Tribut zahlen und Heerfolge leisten müssen. Die Landeshauptstadt heißt Atschin, zählt 30—40000 Einwohner und liegt eine Meile oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses. Alles ist bei den Atschinesen auf den Krieg eingerichtet, jedes Dorf mit Laufgräben umgeben, deren Ränder durch dichte Dornenhecken geschützt sind; Hafen und Landungsplatz an der Flußmündung decken kleine malaiische Erdwerke mit vier bis fünf Kanonen, die Hauptstadt wird auf beiden Seiten des Flusses von Redouten verteidigt und besitzt in den vor den Thoren gelegenen, „Kraton" genannten großherrlichen Palaste eine Art Citadelle, die mit ihrem Vorwerke, einer ebenfalls befestigten Moschee, den Holländern viel blutige Arbeit kosten sollte. Sümpfe und dichte dornige Waldstrecken bilden Hindernisse, welche die Atschinesen vortrefflich benutzen, um den Eindringlingen mit dem zweischneidigen Kris, Säbel und Lanze sowie mit den gut gehandhabten europäischen Feuerwaffen entgegenzutreten.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß die den Holländern entgegengesandten Gewehrkugeln nicht ganz aus Blei waren, sondern, wahrscheinlich als Ausdruck eines finsteren Aberglaubens, ein Stück scharfes Glas oder Porzellan enthielten, das schwere Verwundungen verursachte. Die Kampfeswut der Atschinesen grenzt an Fatalismus und Fanatismus; sie sind fest überzeugt, daß ohne Allahs Willen keine fremde Kugel trifft, und daß die zur Bewahrung der zahlreichen Befestigungen aufgestellten Kanonen — meist ehrwürdige, aber unfähige Invaliden aus europäischen Arsenalen — selbst dem stärksten Anprall zu trotzen vermögen. Wenn es zum Angriff bläst, dann stürmt der Vorfechter mit dem aufgeschlagenen Koran in der einen, den scharfen Türkensäbel in der andern Hand, voraus, der Kugeln nicht achtend. Ihm folgt in wilder Jagd, den Säbel oder die Lanze über den Turban schwingend, der gemeine Mann, der seinen Geist Allah empfohlen, seinen Leib dem Tode geweiht hat. Vor sich sieht er sein heiliges Buch, den Koran, dem verhaßten Feinde entgegentragen: — es darf nicht in seine Hände fallen.

Alles dies scheinen die Holländer nicht genug beachtet, vielmehr den einseitigen Berichten ihrer Gesandten und Agenten zu viel vertraut zu haben, als sie eine Expedition ausrüsteten, deren Unzulänglichkeit sich nur zu rasch zeigen sollte. 2800 Mann Infanterie, worunter mehr als die Hälfte Kulis, 250 Mann der vortrefflichen Marineinfanterie, 120 Mann Geniesoldaten, eine Schwadron, acht Geschütze und zwei Mörser bildeten das zum Sturme auf Atschin bestimmte Korps, welches unter dem Feuer der Marinegeschütze an der Mündung des Atschinflusses landete und die mit leichter Mühe genommenen kleinen Schanzen zu Stützpunkten weiterer Operationen machte.

Das stark durchschnittene, bald mit undurchdringlichen Wäldern, bald mit schwer zugänglichen Sümpfen bedeckte Terrain an dieser Stelle des Kriegsschauplatzes bot der Expedition ganz bedeutende Schwierigkeiten beim Vorrücken auf die feindliche Hauptposition. Diese war durch das schon mehrfach erwähnte befestigte Schloß des Sultans (den Kraton) sowie durch den Missigit, eine gleichfalls zur Verteidigung eingerichtete Moschee, gekennzeichnet.



Angriff der Holländer auf den Kraton.

Letzterer fiel nach kurzer Beschießung in die Hände der Angreifer, mußte jedoch bald wieder aufgegeben werden, da die Atschinesen von den benachbarten Wäldern und dem Kraton aus ein verheerendes Feuer unterhielten. Fortwährender Regen unterbrach die Kämpfe, bis am 15. Mai der Missigit wiedergenommen wurde. Bei diesem zweiten Sturme fiel der Obergeneral Köhler, seinem Amtsnachfolger, dem eben erst aus Europa zurückgekehrten Oberst van Daalen, von dem ganzen Kriegsplane nur so viel hinterlassend, daß andern Tages der Kraton genommen werden sollte. So tapfer auch die holländischen Krieger fochten, sie vermochten gegen die Sultansburg nichts auszurichten. Die Mauern dieses Bollwerks strotzten von Feuerschlünden und konnten aus Mangel an schwerem Geschütz nicht demoliert werden; zudem lag der Kraton völlig unsichtbar, von hohem, dornigem Buschwerk umgeben, durch Vormauer und Palissaden geschützt. Schon hatten die Kulis an einzelnen Stellen die Hindernisse zu überschreiten versucht, als die Rückzugslinie nach Meer und Flotte durch eine feindliche Flankenbewegung bedroht wurde. Sie warfen die Sturmleitern weg und entflohen, die holländischen Kerntruppen aber traten in guter Ordnung den Rückzug an.

Dieses Ereignis machte in Holland einen niederschmetternden Eindruck und man verhehlte sich nicht, daß die mit einem Verluste von 500 Gefangenen und Verwundeten begleitete Niederlage in erster Linie der vollständigen Unterschätzung der atschinesischen Streitkräfte und Kampfesweise zuzuschreiben war. Die gehofften Parteispaltungen traten unter den fanatischen Atschinesen nicht ein, wohl aber im eignen Lager die verheerende Cholera. Was half auch die Nachricht, daß die Holländer bei dem blutigen Kampfe des 16. Mai schon mitten in der feindlichen Hauptposition gewesen seien, jedoch in einem Vorwerk zu sein glaubten, und deshalb das schleunigste Heranziehen der Reserven unterließen? Der Kraton war noch in den Händen des Feindes und die erlittene Niederlage konnte um so verderblicher werden, als die niederländische Regierung hier einem Staate gegenüberstand, der im Indischen Archipel als das letzte Bollwerk des Islams betrachtet wurde. Volksvertreter und Staatsregierung stimmten deshalb für sofortige Ausrüstung einer zweiten Expedition und bewilligten den Kredit für eine energische Kriegführung. Den auf ungefähr 20000 Mann geschätzten Atschinesen gegenüber hoffte man diesmal mit 12000 Kriegern auszureichen, diese bildeten die zweite Expedition, deren Kommando einem mit den atschinesischen Verhältnissen vertrauten Manne, nämlich dem General Swieten, übergeben wurde.

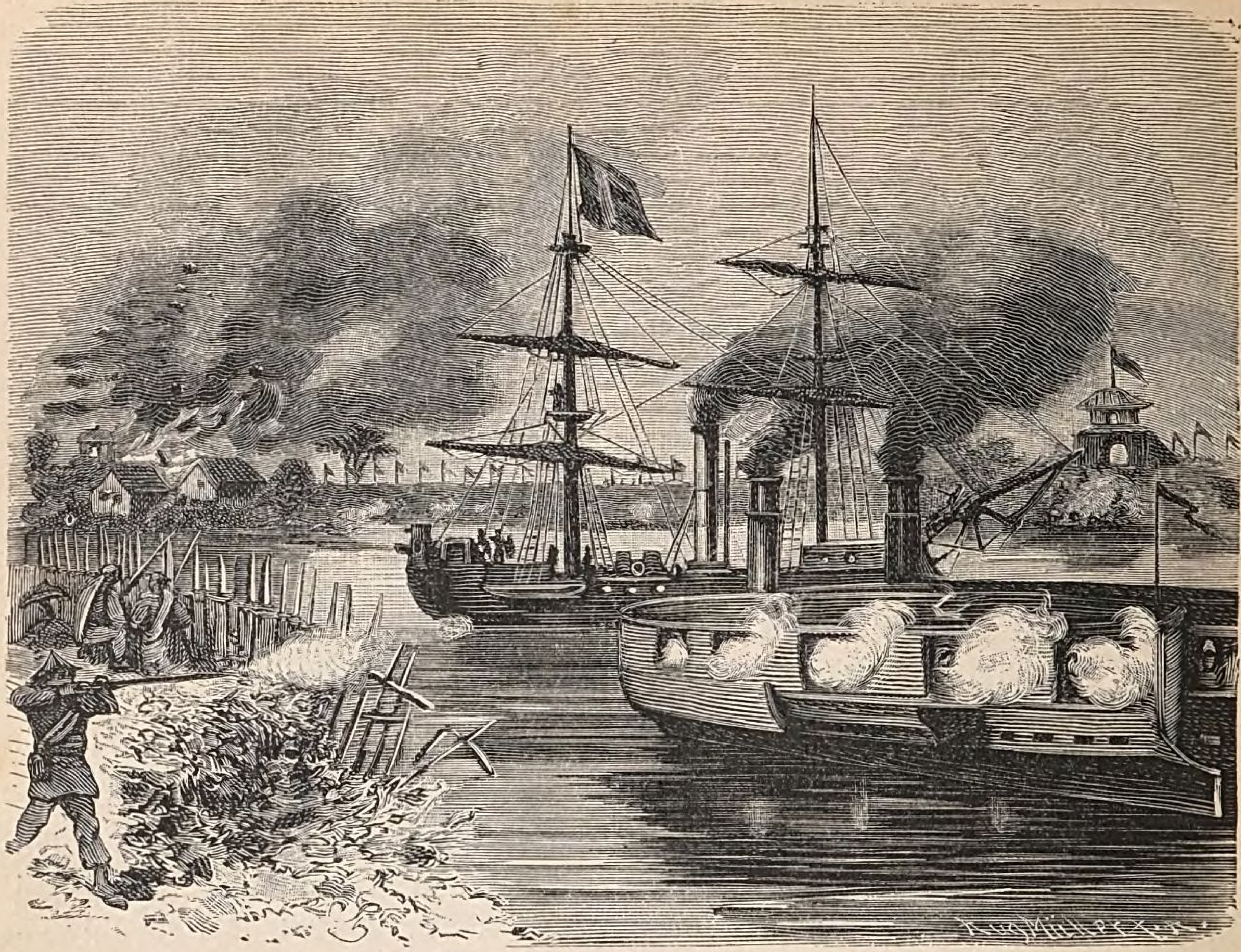
Vom 6.—11. Dezember erfolgte unter dem Schutze der Marine die Landung an Atschins Küste. Die Strandbatterien waren bald zum Schweigen gebracht, und Swieten leitete seine Operation zunächst durch eine an den Sultan geschickte Proklamation ein. Diese berührte alle während eines Krieges nur vorkommenden Ereignisse, ohne indessen den geringsten Eindruck bei der braunen Majestät hervorzubringen, die es vielmehr für gut befand, die unter dem Schutze des allgemeinen Völkerrechts stehenden Überbringer der Proklamation unter den empörendsten Grausamkeiten hinrichten zu lassen und dadurch den Europäern einen Begriff von dem wilden Charakter des Volkes zu geben, welches zu bekriegen sie hierher gekommen waren.

Dieser Vorfall gab das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Atschinesen, die, wie schon oben erwähnt, dem Feinde selten in offenem Felde entgegentreten, sondern den mit Hindernissen aller Art geradezu übersäeten Boden zu gefährlichen Hinterhalten zu benutzen wissen, fanden diesmal einen mächtigen Bundesgenossen gegen die am Atschinflusse heraufziehenden Holländer, und dies war für die Weißen die Cholera, für die Kulis die rätselhafte, sich in allmählicher Lähmung der Extremitäten äußernde Beri-Beri-Krankheit. Wahrlich eine schwere Aufgabe, gegen solche Feinde zu kämpfen! Der indische Soldat geht nicht mit dem Bewußtsein in das Gefecht, daß er verwundet von Freund und Feind eine brüderliche Verpflegung, daß er, lebend in die Hände des Feindes fallend, eine menschliche Behandlnng zu erwarten habe — nein, er weiß nur, daß er für vorkommende Fälle die letzte Kugel für sich übrig behalten muß, um wenigstens einem bestialischen Martertode zu entgehen.

Swietens brave Truppen ließen sich durch diese Gefahren nicht zurückschrecken, sie wußten, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein der niederländischen Kolonialmacht im Indischen Archipel handelte.

Wieder mußte der Missigit genommen werden, gleichsam die Schwelle der Sultansburg Kraton, jene geheimnisvolle Moschee, die, dem Auge des Angreifers verborgen, hinter hohem, undurchdringlichem dornigen Buschwerk lag und durch geschickt angelegte Erdwerke verteidigt wurde. Am Tage des hohen Christfestes hielt der Tod reiche Ernte unter der kleinen Heldenschar, die auf den mohammedanischen Spitztürmen und Kuppeln den Christbaum errichten wollte. Der Missigit wurde unter schweren Verlusten genommen, rasch verschanzt und auch gegen das mörderische Feuer vom Kraton behauptet. Dieses Ereignis mußte das Vertrauen des fanatischen Volkes zu seinen Anführern merklich erschüttern. Hatte es doch geglaubt, daß Allah niemals die Grabstätte der frommen Sultane in die Hände der Christenhunde würde fallen lassen! Mit Freude hatte der Atschinese sein Leben gelassen; die schreckliche Cholera, die Allah sicher zum Verderben der „Kafirs“ gesandt hatte, verschonte jetzt auch ihn nicht mehr; und als nun gar die heilige Person des Sultans von dieser Strafe des Himmels nicht verschont blieb, da ließ der braune Mann das Schwert entmutigt aus der Hand gleiten; er sah jetzt erst, was der Krieg ihm gebracht und genommen hatte. Die schweren Kanonen auf der Sultansburg verstummten eine nach der andern, die Atschinesen zogen sich in das Innere des Landes zurück und überließen ihren Kraton und damit die Landeshauptstadt den Holländern, die in den letzten Tagen des Januar die dreifarbige Flagge als Siegeszeichen auf den trotzigen Mauern aufpflanzten.

Jahrelang sollten die Kämpfe noch dauern, mehrfache Unternehmungen ausgerüstet werden, um die notwendig erscheinende Unterwerfung Atschins durchzuführen. 1875—79 fanden zahllose Kämpfe statt, dann schien einige Ruhe einzutreten, die Unternehmung vollendet zu sein. Dann begannen aber 1880, als die Holländer ihre Besatzungen vermindert, wieder die Streifzüge der Atschinesen. Erst im Oktober 1880 konnte man eine europäische und inländische Verwaltung in Atschin einführen, deren Bestand aber auch heute noch ein zweifelhafter ist.



Gefecht mit den Schwarzflaggen.

4. Die Franzosen in Tongking 1883—85.

Das Jahr 1883 entzündete im Osten Asiens einen Krieg, der Frankreich über 330 Millionen und ungefähr 10600 Leute kosten sollte. Ob Tongking je die Zinsen tragen wird, die dem geopferten Kapital entsprechen, ist eine offene Frage; die in Indochina gefallenen Landeskinder „sind der Größe der Nation geopfert". Hat man doch selbst in Frankreich die Forderungen für 1886 nur mit einer Stimme Majorität retten können und hatte doch die Mehrzahl der Kommission für die gänzliche Räumung von Anam und Tongking gestimmt. Von dem kleinen Gebiete Bucht und Insel Turone, das König Gia-Long 1787 aus Dankbarkeit Frankreich abtrat, das dann, verloren, 1858 von Napoleon III. wiedergenommen wurde, gingen die weiteren Erwerbungen aus. 1862 trat Anam Kochinchina an Frankreich ab. Die weitere Eroberung der annamitischen Provinzen im Juni 1867 trieb den König des „beruhigten Südens" (Anam) in das Lehnsverhältnis zu China zurück. Anams Seehäfen sind vorzüglich. Die Bewohner Anams sind den Chinesen ähnlich, aber der kleinste Menschenstamm Hinterindiens. Die bunte altchinesische Tracht ist hier die gewöhnliche. Ein Turban oder ein Strohhut deckt den Kopf. Religion Buddhas, die der Vornehmen des Konfucius. Der Ackerbau wird auf chinesische Art betrieben. Stählung des Eisens ist noch unbekannt. Straßen und Brücken sind ziemlich zahlreich. Der Kaiser (früher König) war unumschränkter Herr, die Wirtschaft eine traurige. Jede Provinz wurde durch einen Militärmandarin regiert. Alle Männer zwischen

18 und 60 Jahren waren kriegsdienstpflichtig, häufig einberufen und nicht nur zu Übungen, sondern auch zu Staatsarbeiten. Die Ausbildung namentlich im Schießen war die mangelhafteste. Ein stehendes Heer umfaßte 10—20000 Mann Infanterie und wenig Kavallerie, in den Häfen lagen einzelne größere Holzschiffe mit Geschützen und viele Kanonen tragende Ruderdschunken.

Da die Hoffnung auf die Schiffbarkeit des Mekhong sich als trügerisch erwies, so strebte Frankreich, am Roten Fluß und im Delta von Tongking festen Fuß zu fassen. 1873 erstürmten die Franzosen Hanoi und brachten das Delta unter ihre Gewalt. 1874 stellte sich Anam unter französischen Schutz, das sich dann mit Konsulaten zu Hanoi und Huiphong begnügte. Der Vertrag hatte Frankreich Handelsfreiheit auf dem Roten Flusse versprochen. China hatte gerade den Taipingaufstand beendigt, die Rebellen traten nach Tongking über, wurden zwar als „freiwillige Loaas“ in die reguläre Armee von Anam eingereiht, trieben aber als „Schwarzflaggen“ ihr Raubwesen und setzten sich, unter Führung anamitischer Mandarinen in Hanoi fest. Anams Herrscher vermochte Abhilfe nicht zu schaffen, eine kleine französische Abteilung dagegen bemächtigte sich April 1882 Hanois. Seit jener Zeit begann der Zwist zwischen Frankreich und Anam bezw. China, das die Seeräuber durch Waffen, Geld und Leute unterstützte. September 1882 rückte eine starke chinesische Armee bis zum Roten Flusse vor, räumte dann scheinbar zwar Tongking wieder, ließ aber starke Kräfte zur Unterstützung der Schwarzflaggen zurück. Frankreich sendete nur ein Bataillon Verstärkung (zusammen waren also zwei Bataillone und fünf kleine Schiffe vorhanden). Eine Zersplitterung der Truppen sollte dem Ziele des Ministeriums, Tongking zu besetzen, den Roten Fluß dem Handel zu öffnen, dienen. Anam trat nun auch mit seinen regulären Streitkräften in den Kampf. Die Franzosen verdanken der Zersplitterung ihrer Streitkräfte ihre meisten Mißerfolge.

Am 28. März 1883 unternahmen die Schwarzflaggen einen Sturm auf Hanoi, der mißlang. Am 27. April wurde Hanoi aber eingeschlossen, Ausfälle endeten mit dem Untergang der Mehrzahl der Verteidiger. Verstärkungen aus Saigun und Neukaledonien ließen zwar Hanoi halten, man sah sich aber genötigt, aus Frankreich schleunigst Nachschub zu senden. Ende Juli, als schon die ersten Regen fielen und das ganze Delta in eine Wasserfläche zu verwandeln begann und gleichzeitig Gluthitze große Opfer an Sonnenstich forderte, standen in Tongking ungefähr 5000 Mann, dazu 1000 Anamiten, 1500 Hilfstruppen aus Tongking, 3 Batterien, 4 Panzer, 6 Kreuzer, 16 Kanonenboote, 3 Avisos, 3 Transportschiffe und 2 Torpedoboote, eingeteilt in zwei Schiffsdivisionen und zwei Flottillen, bereit. Den Oberbefehl führte General Bouët. Eine Reihe von Unternehmungen diente entschieden politischen Zwecken, das Delta in die Hand zu bekommen, die Niederwerfung des Gegners schien in zweiter Linie zu stehen. Politische Gründe führten auch zu dem Druck gegen Hué, den Herd der Unruhen in Tongking. Der Eingang in die Lagunen von Touanane wurde durch französische Kriegsschiffe und Landungstruppen am 21. August erzwungen. Der Schrecken, den dieses Gefecht verbreitete, ließ den Vertrag von Hué zustande kommen, dessen Bestimmungen den Franzosen eigentlich den Besitz von Anam und Tongking einräumte.

In Tongking war unterdes auch ein entscheidender Schlag gefallen. Trotz Regengüsse, die das ganze Delta des Roten Flusses unter Wasser setzten und die Dämme allein brauchbar ließen, trotz Gluthitze traten 1800 Mann mit 14 Geschützen, unterstützt durch sieben Kanonenboote, den Vormarsch gegen die südliche Stellung am Fluß Nhué-yiang an. Der 15. August brachte eine Niederlage der Franzosen, die auf Hanoi zurückgingen, nicht besser war das Ergebnis eines zweiten Unternehmens; am 2. September schlossen die Schwarzflaggen Hanoi wieder ein Am 15. September verschwanden die Schwarzflaggen plötzlich vor Hanoi, wurden aber am 29. am Day, in Sontay und Bac-Ninh um so zahlreicher und von regulären chinesischen Truppen verstärkt, erkundet. China erklärte außerdem, daß es ein Vorgehen Frankreichs gegen Bac-Ninh als Kriegsfall ansehen werde. Die im Delta des Roten Flusses dringend notwendigen Verstärkungen wurden in Frankreich von der Landarmee nur zögernd bewilligt, sie trafen erst im November ein. Bis dahin mußte man sich mit Verteidigung begnügen.

Ende November hatte man in Tongking unter Oberbefehl des Admirals Courbet 3700 Mann Marineinfanterie, 1860 Mann Turkos und Fremdenlegion, 600 Marinefüsiliere, 1250 Anamiten, 1000 Hilfstruppen der Christen in Tongking, 7 Batterien (nur 2 Batterien Hinterlader), 32 Schiffe mit 174 Geschützen, 4850 Mann, von denen sich 400 Mann, 22 Geschütze, 12 Schiffe an den Kämpfen im Delta beteiligten.

Man entschloß sich, dort zunächst gegen Sontay, wo die Schwarzflaggen erkundet worden, vorzugehen, gegen Bac-Ninh wagte man dies noch nicht, da China dies als Kriegsfall ansehen wollte und man die erwarteten bedeutenden Verstärkungen vor März 1884 nicht heranholen konnte. Vorwärts also gegen Sontay. In zwei Kolonnen, deren erste, durch Kanonenboote begleitet, den Roten Fluß am ersten Tage überschritt, während die zweite folgte, brach man auf. Trotz Verhauen, verteidigten Dörfern, Palissadierungen und Geschützfeuer, trotz sumpfigen Gräben und undurchdringlichen Bambushecken war Sontay am 17. Dezember in Händen der Franzosen, die allerdings auch bedeutende Verluste zu beklagen hatten. Sontay blieb mit 1000 Mann besetzt, der Rest zog nach Hanoi ab.

Bac-Ninh mußte das nächste Ziel sein. Die stets wachsende Stärke der Chinesen dort, das steigende Selbstbewußtsein, das sich in der freilich kurzen Beschießung Hanois ausgesprochen, ließen das Abwarten der Verstärkungen ratsam erscheinen. Diese landeten Mitte Februar 1884 in Tongking. Anfangs März waren zum Vorgehen auf Bac-Ninh unter General Millot zwei Brigaden mit sehr starker Artillerie, nur eine halbe Schwadron Chasseurs d'Afrique, ein Belagerungspark und zwölf Schiffe bereit. Am 13. März fiel Bac-Ninh. 28000 Chinesen, die den Angriff von Hanoi erwartet hatten und sich nun plötzlich von Osten umfaßt sahen, räumten den Ort; 100 Kanonen, 30 Fahnen waren eine Beute des Siegers. Krankheit und namentlich Sumpffieber hatten aber auch unter den Truppen aufgeräumt. Mußte man doch, der Artillerie die Wege lassend, die Infanterie in gleicher Höhe mit ihr über sumpfige Reisfelder ziehen lassen. Die Verfolgung über Langson erbeutete noch eine Anzahl von Kruppschen Geschützen. Auch der Zug gegen Hong-Hoa, den letzten von den Schwarzflaggen besetzten Ort innerhalb des Deltas, gelang vollkommen.



Einnahme von Sontay.

Der Erfolg war der zweiten Brigade zu danken. Fesselballons dienten in sehr ausgiebigem Maße zur Erkundung dessen, was sich hinter den zahlreichen chinesischen Linien und jenseit der Flüsse befand, das Überschreiten der Flüsse fand zum Teil in Dschunken, zum Teil auf gekoppelten Bambuskörben statt. Das Übersetzen der Artillerie machte große Schwierigkeiten. Am 12. April besetzten die Franzosen ohne Kampf die Citadelle von Hong-Hoa. Nach diesem Erfolge trat im Delta Ruhe ein, General Millot begann eine Verwaltung einzurichten und die Truppen in Garnisonen zu legen, in denen sie während der Regenzeit Erholung finden sollten.

In Chinas Politik trat nach den französischen Erfolgen im Delta ein Umschwung ein — es begann zu verhandeln — im Vertrag von Tientsin (11. Mai 1884) verzichtete es auf alle Rechte über Anam und Tongking. Die Räumung der Festungen in Nordtongking sollte „alsbald“ erfolgen, innerhalb zwei Monaten in Tientsin ein endgültiger Vertrag geschlossen werden.

Ehe der Gesandte Frankreichs, der auf seiner Reise durch den Vertrag von Hué die Schutzherrschaft Frankreichs über Annam feststellte, in Tientsin anlangte, hatten die Verhältnisse sich wieder kriegerisch gestaltet. Der französische Wunsch, vor der Regenzeit die europäischen Truppen, die dem Klima zahlreich zum Opfer fielen, abzuziehen, führte dazu, den chinesischen Bevollmächtigten zur Räumung der Grenzfestungen zu veranlassen. Die Durchführung des von diesem gegebenen Versprechens, zu welcher eine französische Kolonne von vielleicht 600 Mann, von 2000 Kulis (Eingebornen) als Lastträgern gefolgt, nach Langson aufbrach und, durch feuchte Hitze entnervt, am Song-Thaonflusse anlangte, wurde von den Chinesen mit Feuer empfangen, bei welchem die Kulis auseinander stoben, mußte auch Bac-Le räumen, sie hatte die Hälfte eingebüßt — Feuer und Sonnenstich hatten hierzu beigetragen.

Der Zwischenfall machte die Rücksendung der Truppen unmöglich, die Regenzeit setzte das Delta unter Wasser, die Seeräuber herrschten wieder ungestraft. Frankreich kam auf die Forderung einer Geldentschädigung von 250 (später 80) Millionen zurück, China wies die Forderung zurück; ohne eigentliche Kriegserklärung begann der Krieg wieder, 4 Panzer, 6 Kreuzer, 4 Kanonenboote, 2 Torpedoboote und 3 Avisos sollten das Arsenal von Futschu zerstören, China dadurch zur Zahlung der Entschädigung zwingen. Elf chinesische größere und kleinere Schiffe mit 42 Geschützen, dazu einige von jenen eigentümlich geformten, Drachenköpfe tragenden Kriegsdschunken mußten zerstört werden, ehe man an das Arsenal selbst gelangen konnte. Torpedoboote thaten ihr zerstörendes Werk, das Feuer der Geschütze das Übrige, ein Teil der chinesischen Flotte sank, der Rest wendete sich zur Flucht. Eine gründliche Zerstörung des Arsenals wurde durch den Tiefgang der Schiffe verhindert, der Durchbruch der französischen Flotte durch die im Minflusse sich findenden zahlreichen Hindernisse — eine Heldenthat ersten Ranges — wirkte auf China nicht, wie man gehofft hatte. Mehr als früher rüstete China zum Schutze seiner Küsten und zur Wiedereroberung Tongkings. Frankreich suchte nun wieder Faustpfänder zu gewinnen. Frankreich beschloß, China durch Schließung der Häfen der Insel Formosa zu schädigen, was nicht erreicht wurde.

Die Chinesen machten immer wieder neue Einfälle in das Delta, der Menschenvorrat in dem 400 Millionen Einwohner zählenden Reiche ließ immer neue Massen aufstellen. Nachsendung von Verstärkungen wurden für Frankreich nötig, wenn man das Besetzte erhalten, bezw. ganz Tongking besetzen wollte. Gefechte, Klima und Anstrengungen zehrten an den französischen Truppen, während die Kriegserfahrung und die Streitkraft des Gegners wuchsen. Ende Dezember trafen wieder 3800 Mann afrikanische Truppen ein, während China am 9. Dezember den Vertrag von Tientsin für zerrissen erklärte und von Frankreich die Aufgabe der Schutzherrschaft über Anam und Tongking forderte.

Frankreichs Ziele waren im Jahre 1884 nicht erreicht. Der Kampf mit China schien ein Ringen mit der Hydra, eine Niederlage, ein Verlust ließ die doppelte Zahl von Kämpfern nachsenden; mit großen Heeresmassen drangen die Chinesen, gute Waffen führend, wenn auch nach Art halbwilder Völker fechtend, in das Loo-Namthal ein. Die zwischen Hanoi und Cha stehenden französischen Truppen erhielten den Befehl, auf Langson vorzugehen, 7186 Kämpfern folgten 9000 Kulis, 400 Wagen, 8000 Tragetiere als Troß. Nach langen Kämpfen, nach starkem Verluste wurde zwar Langson erreicht, der Hauptteil der 100000 Mann zählenden chinesischen Quangarmee war über die Grenze Chinas zurückgedrängt, aber die Ereignisse auf dem nordwestlichen Schauplatze zwang zum Aufgeben der Vorteile, da hier die chinesische Yünanarmee im Verein mit den Schwarzflaggen im siegreichen Vorgehen war. Heldenhaft hielt sich die Besatzung von Tuyen-Quan, bis Raketenzeichen die Ankunft der Verstärkungen von Langson ankündigten und diese gegen die Belagerer vorgingen. Die in Langson zurückgebliebenen Truppen unter Négrier hatten, bei mangelhafter Verpflegung und dauernden Einbußen durch Krankheit, genug zu thun, sich der Chinesen, die wieder Front gemacht, zu erwehren. Um diese Zeit langten 6700 Mann Verstärkungen an. Diese Zahl erschien klein mit Rücksicht darauf, daß in Kambodscha Aufruhr ausgebrochen, in Anam die Erregung um sich griff und mit China ein Einfall in Tongking verabredet wurde, außerdem die französischen Truppen haufenweise Leute verloren, die Chinesen von der Armee von Quang-Si allein 40000 Mann bei Long-Tscheon vereinigt hatten. Négrier erlitt im März eine kleine Schlappe. Die Chinesen unternahmen dann sogar einen Angriff auf Langson; des verwundeten Führers beraubt, durch Mißerfolg und Hunger niedergedrückt, begannen die französischen Truppen, von chinesischen Massen verfolgt, unter Oberstleutnant Herbinger den Rückzug, der zur wilden Flucht wurde, die Bande der Ordnung löste und manche Leute in sinnloser Betrunkenheit Trost suchen ließ. Ein Befehl des Oberkommandos brachte die Rückwärtsbewegung nicht zum Stocken, erst nachdem der Feind die Verfolgung eingestellt hatte und Aufnahmetruppen eingetroffen waren, kam in Kep die weichende zweite Brigade zum Halten. Am 3. April 1885 konnte ein Angriff des Gegners auf Kep abgewiesen werden.

Gegen Hong-Hoa waren gleichzeitig 30000 Chinesen der Yünanarmee vorgegangen. Sie besetzten das ganze Land bis Sontay.

Auf Formosa standen 20000 Chinesen unter General Liu ungefähr 2000 Franzosen gegenüber, bei denen Cholera, Entbehrungen und feindliches Feuer

die Mannszucht lockerten und neben ungefähr 700 Toten und Kranken auch zahlreiche Fahnenflucht veranlaßten. Errangen im März die Franzosen auch einige Vorteile, so war doch an eine Ausbeute derselben nicht zu denken, erschöpfte Truppen, Mangel an Munition und Lebensmitteln hinderten daran, auf Formosa festen Fuß gefaßt zu haben, konnten die Franzosen nicht behaupten.

Zur See wurden zunächst außer der Zerstörung zweier chinesischer Schiffe, einer alten Fregatte und eines alten Kanonenbootes, und der Besetzung der Fischerinseln, nennenswerte Erfolge nicht erreicht.

In Frankreich fiel das Ministerium Ferry, dem nachfolgenden Ministerium Brisson wurden für den Krieg im Osten 200 Millionen bewilligt. Mitte April 1885 gingen ungefähr 9000 Mann Verstärkungen mit 36 Geschützen ab, zum Teil allerdings bestimmt, den ältesten Jahrgang, der heimkehren sollte, zu ersetzen. Ehe diese Truppen zum Einsatz gelangen konnten, hatten politische Erwägungen China friedlicher gestimmt. Der am 9. Juni unterzeichnete Friede von Tientsin brachte Chinas Verzicht auf Anam und Tongking, während Frankreich von Kriegsentschädigung absah.

Die französische Waffen hatten hier glorreiche Erfolge kaum erkämpft. Ruhe und Sicherheit sollten nach Abzug der Söhne des Reiches der Mitte aus Tongking und dem Delta nicht eintreten; die Schwarzflaggen, durch chinesische Überläufer verstärkt, erkannten ihrerseits den Frieden nicht an, neue Kämpfe begannen. Der Überfall von Hué durch fast 20000 Anamiten, der siegreich für die Franzosen endete und das einen eigentümlichen Anblick bietende anamitische Königsschloß mit einer reichen Waffensammlung (allein 100 Kanonen aller Arten und Zeiten) sowie eine Anzahl von Kostbarkeiten in ihre Hände lieferte, die Christenverfolgungen im Juli und November, die über 24000 Opfer kosteten, die Erhebung des Nordens Anams unter dem früheren Herrscher bewiesen, daß die Kraft des Aufstandes noch nicht erlahmt sei. Klima und Regen, Gelände und Krankheiten halfen den Rebellen im Kampfe. Auch in Kambodscha brach der Aufstand los. Im Delta schmolzen die Truppen zusammen (5000 Mann hatte das Expeditionskorps im Laufe des Jahres eingebüßt, eine gleichgroße Zahl von Kranken mußte zurückgesandt werden, um in Frankreich zum Teil zu erliegen, 1500 Reservisten wurden nach Hause entlassen). Der Moloch Tongking verschlang im Herbste wieder 4000 Mann Verstärkungen. Ende 1885 war die Ruhe in Tongking äußerlich hergestellt — man hat auch mit Errichtung eigner Truppenteile in Tongking begonnen. An Stelle des Militärgouverneurs ist ein Zivilresident getreten. Ob Frankreich jemals ausreichende Früchte ernten wird für das, was es in Tongking und Anam eingesetzt, bleibt abzuwarten. Vorläufig zehren beide noch vom französischen Staatssäckel und erfordern dauernd starke Besetzung. Nicht unmöglich, daß bei einem großen Kriege Frankreichs in Europa das Reich der Mitte sein Drachenbanner dort wieder flattern läßt, wo so viel französisches Blut den Boden tränkte und dennoch die „gloire“ der großen Nation kaum erhalten wurde. In der Neuzeit drohen wieder Unruhen und Aufstände, wenn auch der alte Herrscher Anams, der Anstifter der Empörungen, jüngst gefangen wurde.

IV. Abteilung.

Kriege in Afrika.



Transport einer Batterie in Aschanti.

1. Der Aschantikrieg.

Die letzten Jahrzehnte haben Afrika vielfach zum Schauplatze von Kämpfen gemacht, im Süden und Norden, im Osten und Westen haben Waffentänze stattgefunden, während der noch nicht ganz erforschte Erdteil von wissenschaftlichen Erkundungen durchzogen wurde. Heute noch beschäftigt die Frage, wie man dem unwürdigen Menschenhandel und der Sklaverei ein Ende machen kann, die Völker Europas.

Den Reigen der Kämpfe eröffnet der Aschantikrieg. Aus den Gebirgen Innerafrikas war zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Volk der Aschanti herabgestiegen und hatte an der Goldküste ein Gebiet von der Ausdehnung des Deutschen Reiches mit vier Millionen Negern, ein Land von großem Reichtum, unterworfen. Ackerbau und Goldwäsche, ja auch verschiedene Gewerbe kennend,

waren die Aschanti doch hauptsächlich Krieger, Beutejäger und Sklavenhändler, die auch die Menschenopfer liebten. Ganze Dörfer unterworfener Gegner fielen oft blutiger Rache zum Opfer. Das Hinterland der ungesunden Küstenstriche bilden reiche und gesündere Zonen, über den Gebirgen blaut italienischer milder Himmel und reiche Schätze bietet das Land, das mit Recht seinen Namen führt. England hatte, wie andre Nationen angelockt durch den Reichtum des Landes, schon 1664 das Fort Cape Coast Castle erworben und gegen Aschanti und Holländer später behauptet, als ihr Handel mit dem friedlichen Fantivolke deren Neid erweckte. Schon 1822 waren die Aschanti aber als Sieger aus dem Kampfe mit den Engländern hervorgegangen, erst 1826 konnten letztere ihre Besitzungen behaupten. 1863 war der Mißerfolg wieder auf Seiten der Engländer, deren Truppen Fieber und Urwald im Verein mit den Aschantis zum größten Teile vernichtete. Verträge zwischen Engländern und Holländern über eine richtigere Gruppierung des Besitzstandes wurden von den Aschantis nicht geachtet, in vier mörderischen Schlachten wurden die Fanti niedergeschlagen und gefangen, dann wandte sich König Caric-Caric gegen Elmina, das die Engländer räumen mußten. Schon 1873 lagen die Dinge in Guinea so, daß man sich in England zu einem Kriegszuge entschloß. Ein solcher war kein Kinderspiel. Zu den wilden kriegerischen, in mancher Richtung sich barbarisch äußernden Eigenschaften der sehr zahlreichen Aschanti war durch die von Europäern erworbenen Feuerwaffen eine wesentliche Verstärkung erwachsen. Heimtückische Ränke der Aschanti, Flüsse mit felsigen und sumpfigen Ufern, pfadlose Moräste und Urwälder mußten den Engländern den Krieg sehr erschweren, hinter jedem Busche lauerte ein Gegner. Allerdings erwuchsen den Briten in den von den Aschanti geknechteten Stämmen auch Bundesgenossen. England legte die Führung des Kriegszuges in die Hand des jungen, aus dem Krimkriege bekannten General Sir Garnet Wolseley, des späteren Siegers von Tel el Kebir. In England schätzte man den Feind zu niedrig — man gab Wolseley nicht genügende Streitkräfte in die Hand. Nach der Regenzeit begann der General, immer auf Unterstützung aus der Heimat hoffend, seine Erkundungen. Anfänglichen Erfolgen, die den Übertritt verschiedener Stämme zu den Engländern veranlaßten, folgten bald schwere Rückschläge, das Klima räumte unter den Truppen auf, der am Fieber schwer erkrankte General mußte um Nachschub schleunigst bitten. Zwei der besten Regimenter, markige Gestalten von Hochländern und Bergschotten langten an, die Hauptstadt des Aschantireiches, Kumassi, wurde das Ziel. Trotz unsäglichen Hindernissen drang Wolseley vor, am 31. Januar 1874 wurde König Caric-Caric bei Amoaful gänzlich geschlagen, am 4. Februar war die Residenz erstürmt. Männer und Weiber aus der 70000 Einwohner zählenden Stadt treibend, ließen die Engländer die leichten Hütten aus Rohrgeflecht, die sie außer zwei Palästen enthielt, in Flammen aufgehen. Da kurze Zeit nachher eine englische Kolonne von 1000 Mann im Rücken des von Wolseley verfolgten Aschantikönigs erschien, so war die schwarze Majestät zum Frieden und zur Unterwerfung gezwungen — die Minderzahl der Europäer hatte die Mehrzahl des kriegerischen Volkes niedergeworfen.



Zulukrieger

2. Die Engländer in Südafrika.

Der Zulukrieg 1879. Fünf Jahre später sehen wir England im Südosten Afrikas einen Krieg gegen die wilde Völkerschaft der Zulus beginnen, den es unter Sir Garnet Wolseley zu einem wenigstens nicht ganz ruhmlosen Ende führte. Von der englischen Kolonie Natal durch die Tugela getrennt, umfaßt Zululand 18000 Quadratmeilen (englisch) mit 250000 Bewohnern. Flach gegen die Küste, erhebt sich das Land im Innern hochflächenartig, eine wellige, mit Gras bewachsene Ebene darstellend. Sehr gebirgiges Gelände schließt das Land gegen die Tugela ab. Sein Reichtum sind Viehherden. Die ungeordneten, mit Gewehren, Schilden und 4—5 Spießen (Assagais) bewaffneten Horden der Zulus konnte man auf 50000 Kämpfer schätzen. Streitigkeiten zwischen Zululand und dem Transvaalgebiete hatten 1876—77 stattgefunden, 1876 war es zum Kriege zwischen den Boers (holländischen Kolonisten) und Sekukuni gekommen, der von dem Zulukönig Ketschwayo unterstützt wurde. Die offenbar gewordene Schwäche der Boers gegen die Zulus veranlaßte England 1877 zur Besetzung des Transvaalgebietes. Die Zulukrieger, deren Verheiratung nur gestattet wird, wenn sie sich als Kämpfer bewiesen, verlangten den Krieg, Raub und Mordversuche fanden an der Grenze statt. England versucht zwischen Transvaal und Zulus zu vermitteln, ohne Erfolg.

Ein an Ketschwayo abgesendetes englisches Ultimatum blieb ohne Erfolg, am 4. Januar erhielt Lord Chelmsford vom Statthalter in Südafrika den Befehl, im Zululand einzurücken. Entsprechend den drei aus den englischen Besatzungen nach Zululand führenden Straßen wurden drei Kolonnen gebildet. Sie enthielten rund 18000 Mann, darunter etwa 12000 Eingeborne einschließlich der Nataltruppe, die schon durch ihre Sprachkenntnisse unentbehrlich waren, 4750 Ochsen, 1300 Pferde und Maultiere, 1300 schwerfällige, langsam von Ochsen bewegte Wagen bildeten den Troß. 14 Geschütze und 9 Raketengestelle waren den Kolonnen beigegeben.

Die dritte (Haupt-) Kolonne erlitt die erste Niederlage, 18300 Zulus überfielen am 22. Januar das Lager von Isandula und machten dessen ganze Besatzung nieder, 54 Offiziere und 776 Mann deckten „wie ein rotes Bahrtuch“ das Feld, die Fahne eines Regiments fiel in die Hände der planlos wild und doch mit erdrückender Übermacht anstürmenden Zulus. Die Niederlage von Isandula machte die von den andern Kolonnen errungenen kleinen Vorteile hinfällig, dringender Hilferuf durchtönte das erschreckte England. In der Zeit vom 20. Februar bis 11. März wurden zwei Kavallerieregimenter, sieben Bataillone, sechs Batterien, Telegraphen- und Trainabteilungen abgesendet. Mit ihnen schiffte sich der auf englischen Militärschulen erzogene Prinz Louis Napoleon (Lulu) ein, um fern von der gebeugten Mutter auf Afrikas Boden den Tod eines braven Soldaten zu finden. Ehe die Verstärkungen anlangten, hatten schwächere englische Abteilungen an mehreren Orten und namentlich im Lager von Kambula schwere Kämpfe zu bestehen, bei denen sich die Zulus zum Teil der bei Isandula erbeuteten englischen Repetiergewehre bedienten.

Ende März, nach Eintreffen der Verstärkungen, begann der erste Abschnitt des Feldzugs und diesmal glücklicher für die Engländer. Von ungefähr 11000, immer wieder angreifenden und Flintenkugeln wie Spieße versendenden, die schwersten Verluste kaum achtenden Zulus umschwärmt, hielt sich die rechte Kolonne und trug sogar am 2. April einen Sieg davon. Die linke Kolonne unter Generalmajor Newdigate, ungefähr 5000 Mann und vier Batterien stark, begann am 28. Mai den Vormarsch vom Bloodflusse aus. Einer fliegenden Kolonne unter Oberst Wood hatte sich der Prinz Louis Napoleon angeschlossen. Mit dem Hauptmann Carey und acht irregulären Reitern auf Erkundung ausreitend, fiel Prinz Lulu am 1. Juni von den Kugeln der Zulus, und mit ihm sank eine der größten Hoffnungen der kaiserlichen Partei in Frankreich ins Grab. Die Leiche des von dem ganzen englischen Heere herzlich betrauerten wackeren Prinzen wurde erst am 2. Juni aufgefunden, um dann nach England transportiert zu werden, wo sie in Chislehurst neben dem Vater ruht. Hätten die Zulus geahnt, wen sie getötet, die Leiche würde nur um schweres Lösegeld zu erkaufen gewesen sein. Der größte Sieg wurde bei Ulundi von der linken Kolonne erfochten. Im Viereck aufgestellt, die Ecken desselben durch Artillerie verstärkt, erwartete die Kolonne am 4. Juli den Anlauf von 25000 Zulus unter Ketschwayos persönlicher Führung. Hageldicht flogen Speere und Kugeln der wie Bienenschwärme heraneilenden Zulumassen, ruhiges Feuer der Engländer empfing sie, sechs Stunden dauerte der Kampf, dann wichen die Zulus, 1500 Tote auf dem Schlachtfelde lassend, während die Engländer nur

2 Offiziere und 10 Mann Tote, 11 Offiziere und 45 Mann Verwundete hatten. So siegten Ruhe und Schnellfeuerwaffe über die ungeheure Überlegenheit an Zahl. Die Schlacht von Ulundi verwandelte die Verhältnisse entschieden zu gunsten der Engländer, um so mehr, als nun auch Sir Garnet Wolseley, zum Oberbefehlshaber in Natal und in Transvaal ernannt, anlangte.

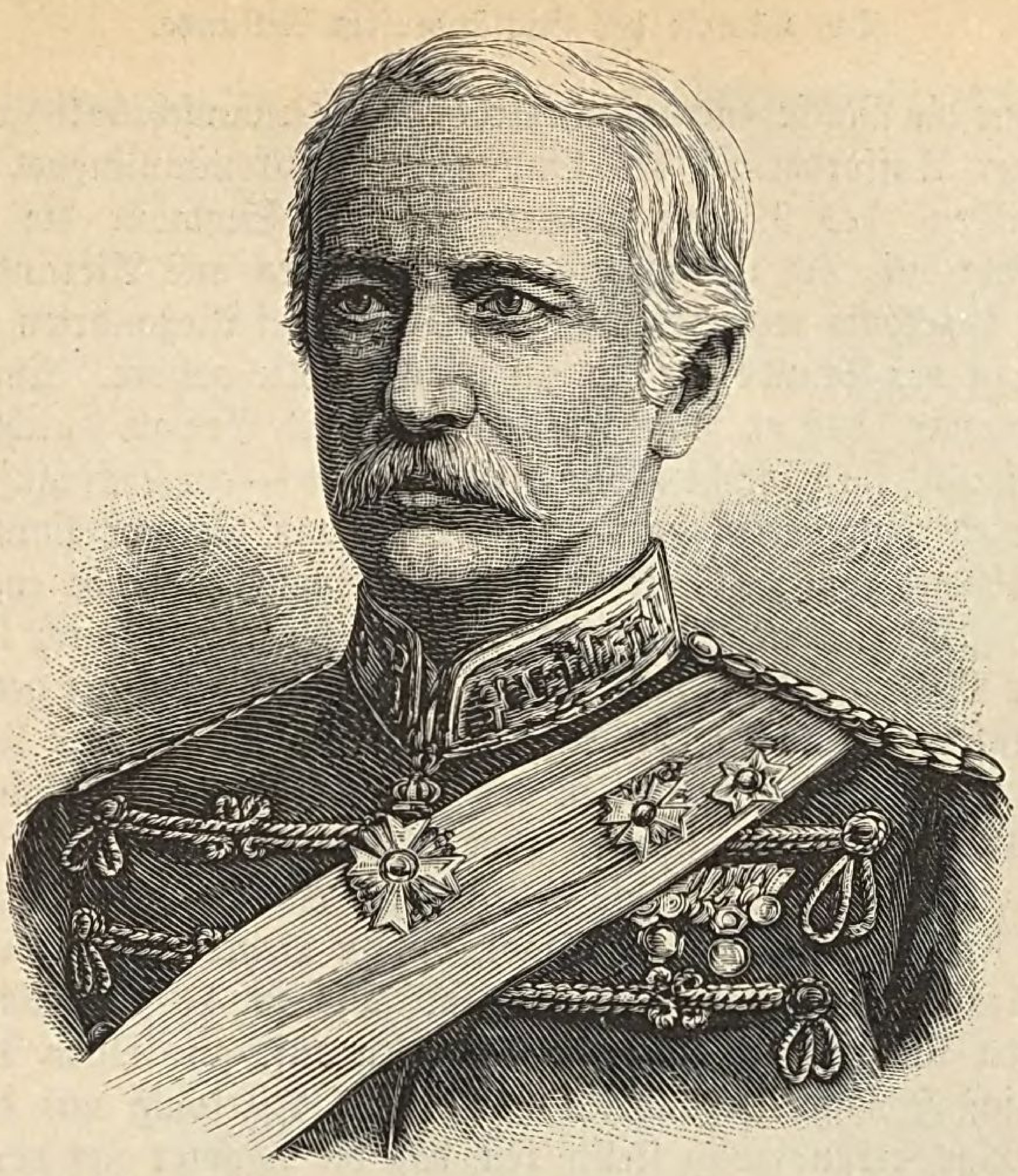


Sturm auf die Stellung der Boers. (Zu S. 392.)

Am 28. August wurde nach einer Hetzjagd von vielen Meilen Ketschwayo gefangen genommen, der Krieg erreichte damit sein Ende. Am 1. September versammelten sich auf Wolseleys Befehl die Zuluhäuptlinge in Ulundi. Zululand wurde in sechs Gebiete, je unter einem Häuptling geteilt, der England den Eid der Treue leistete und alle Waffen auslieferte. Ketschwayo wurde in Kapstadt gefangen gehalten. Siegreich beendet, gab dieser Feldzug den Engländern doch manche Lehre, vor allem zeigte er ihnen die geringe Brauchbarkeit ihres Ersatzsystems. Der ägyptische Feldzug sollte dasselbe darthun.

Die Engländer in Transvaal 1881. Ehe England seine Waffen nach Nordostafrika trug, wo sie heute noch blitzen, hatte es erst im Süden des schwarzen Erdteils noch einen Krieg zu bestehen, der, meist gegen Europäer geführt, nicht gerade Lorbeerblätter bot. Der an Niederlagen reiche Krieg bot den Engländern auch nicht einmal Gelegenheit, durch eine glänzende Waffenthat den Ruhm der Waffen wieder zu erneuern. Das 450 englische Meilen lange, 400 breite, 40000 Weiße (holländische Ansiedler) und 250000 Schwarze enthaltende Transvaalgebiet wird im Süden vom Vaal, im Norden vom Limpopo, und vom Limbokagebirge im Osten begrenzt. Als sich 1833 holländische Kolonisten an der Kapkolonie dort ansetzten, kam es zum Kampfe mit den Ureinwohnern, und nur mit den Waffen behaupteten die Boers ihre Ansiedelungen. 1877 nahm England das Gebiet, dessen Selbständigkeit es 1852 anerkannt, in Besitz. Während des Zulukrieges wurde die Mißstimmung im Lande immer größer, zum Glück für England wurde aber erst im Dezember 1880 den Engländern erklärt, daß die Boers die Herrschaft Englands nicht mehr anerkännten. Saumselig und blind zuversichtlich wie immer, verstärkte England seine nur vier schwachen Bataillone, eine Schwadron und acht Geschütze zählende Truppenmacht nicht. Pretoria, die Hauptstadt des von markigen und kühnen holländischen Boers bewohnten Transvaalgebietes, ist eine regelmäßige, 1400 m über dem Meere gelegene Stadt. Während der trockenen Jahreszeit sind alle Wege aus dem Natalgebiet in das der Boers brauchbar, bei Regen dagegen kaum passierbar. Die Streitmacht der Boers wurde auf 7—10000 im Schießen vorzüglich ausgebildeter Leute geschätzt. Am 20. Dezember machten 2000 Boers eine 260 Mann zählende englische Abteilung zum Teil nieder, zum Teil zu Gefangenen. Der Krieg fing mit einer Niederlage der Engländer an, andre folgten, die Boersrepublik erklärte, den Krieg bis aufs Messer führen zu wollen. In England und Indien wurden nun Verstärkungen eingeschifft, ungefähr 4500 Mann mit 12 Geschützen. Die Engländer fuhren jedoch fort, ihre Truppen zu zersplittern, die Niederlage von Laings-Nek, wo 400 Engländer gegen 2000 in guter Stellung stehende, ihre Pferde hinter sich habende Boers (die Pferde der eigentlich als berittene Infanterie kämpfenden Boers sind gewohnt, hinter ihren Reitern ruhig stehen zu bleiben) anliefen und 179 Mann einbüßten, war die nächste Folge. Am 7. Februar büßten die Engländer wieder 10 Offiziere und 130 Mann ein, am 26. Februar wiesen die Boers, vorzüglich schießend, mit Schnellfeuer englische Angriffe ab, wobei die Briten wieder 180 Mann an Toten und Verwundeten und 65 Gefangene einbüßten.

Nun legte man den Oberbefehl in die Hand Sir Frederik Roberts, des Siegers von Kandahar. Ehe er aber anlangte, hatte schon Sir E. Wood am 6. März einen Waffenstillstand mit den Boers abgeschlossen. Am 23. März räumten die Boers die Stellung von Laings-Nek, die sie siegreich behauptet hatten, und lieferten die Gefangenen aus. Sir Frederik Roberts hatte nur den Frieden zu unterzeichnen, der im Juli zur Wirklichkeit wurde und Boerland den Boers zurückgab, die stolz darauf waren, die Truppen eines stehenden Heeres mehrfach besiegt zu haben.



General Garnet Wolseley.

3. Die Kämpfe der Engländer im Nillande.

Aus dem berechtigten Wunsche einer Anzahl von europäischen Mächten, das in Ägypten verwendete Kapital ihrer Unterthanen sicher zu stellen, und anderseits aus dem Widerstande der „Nationalpartei" in Ägypten gegen jede „auswärtige Einmischung und Beaufsichtigung" entspann sich, nachdem am 11. Juni 1882 unter Arabi Beis (Oberst und Kriegsminister) Leitung ein Ausbruch des Fanatismus eine Niedermetzelung von Europäern in Alexandrien stattgefunden, ein Kampf, in dem sich England gewissermaßen einen Auftrag Europas anmaßte. Die Großmächte ließen auf der Reede von Alexandrien mächtige Geschwader ankern, während die Partei Arabis mit großem Eifer an der Befestigung der Stadt arbeitete, die allerdings zum großen Teil nur veraltete Vorderladergeschütze und Erdwerke oder zerfallendes Mauerwerk zum Schutze besaß. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß es gleichzeitig in der ägyptischen Provinz Sudan gewaltig gärte und der sogenannte Mahdi, d. h. der Nachfolger des Propheten, unter den leicht fanatisierbaren und von den ägyptischen Beamten sehr bedrückten Moslems dort einen ungeheuren Anhang fand.

Eine Aufforderung des englischen Admirals Beauchamp Seymour, die Arbeiten an Befestigungen einzustellen, fand kein Gehör — der Hand des

Vizekönigs war die Macht entrungen, Arabi schien unumschränkt zu gebieten, er folgte auch der Aufforderung des Sultans, nach Konstantinopel zu kommen, nicht. Am Abend des 9. Juli forderte Admiral Seymour die Konsuln der fremden Mächte auf, die Unterthanen ihrer Staaten aus Alexandrien zu entfernen. Der Vizekönig weigerte sich, sein Schloß bei Alexandrien zu verlassen, da er gerade in der Stunde der Not zu seinem Volke gehöre. Am 10. erklärte Admiral Seymour, daß er seine Forderungen mit Gewalt durchsetzen werde, am 10. dampfte die französische Flotte freiwillig ab — ein Entschluß, den Frankreich später wiederholt bereut hat — am 11. begann die acht Panzerschiffe und fünf Kanonenboote, zum Teil mit schwerstem Geschütz, zählende englische Flotte die Beschießung Alexandriens und seiner Forts, die weder durch ihre Geschütze noch durch ihr Mauerwerk für den Kampf gegen schwere Kaliber geeignet waren.

Man muß zugeben, daß die Ägypter sich trotz ungeheurer Unterlegenheit ihrer Geschütze sehr mutig hielten, in den Forts Pharos und Ras el Tin fand man allein 400 Tote. Sie schossen aber schlecht und um 5 Uhr nachmittags schwieg nach zehnstündigem Kampfe das Feuer. Am 12. warf man noch einige Granaten in Fort Pharos und die Stadt, die an mehreren Stellen aufflammte und wo die Araber schonungslos plünderten. Die am 13. landenden englischen Marinesoldaten räumten unter den Plünderern auf; am selben Tage traf der vom Ramlehschloß nach Alexandrien gekommene Vizekönig mit dem Admiral zusammen. Eine Erkundigung stellte fest, daß die Ägypter aus der einen greulichen Anblick der Zerstörung bietenden Stadt nach Kair-Donar abgegangen seien (8000 Mann mit 36 Kruppgeschützen und 12 Mitrailleusen) und dort innerhalb von Befestigungen lagern; am 17. landeten britische Truppen in Alexandrien.

Ehe wir uns dem Gange der kriegerischen Ereignisse zuwenden, erscheint es geboten, einige Worte über die ägyptischen Streitkräfte und das Land selbst, besonders das Delta des Nils zu sagen. Der Nil ist die Lebensader des Landes, seine vielverzweigten Arme und seine Kanäle geben dem Lande die Fruchtbarkeit. Im Mai am niedrigsten, schwillt der Fluß bis zum September und erreicht dann seine größte Höhe, das Land in einen Sumpf verwandelnd, in welchen Truppenbewegungen nur auf den Dämmen möglich und wegen der leicht zu zerstörenden Brücken immer sehr schwierig sind. Bessere Verbindungen bieten die Eisenbahnen, obwohl auch sie durch die Zerstörung der Brücken leicht zu unterbrechen sind. Ein Durchdringen durch das Delta ist in der genannten Jahreszeit unmöglich, der Marsch auf Kairo muß durch die Wüste gehen. Die Straße von Ismailia, entlang des Suez- und Süßwasserkanals, 125 km lang, von welcher aus der Marsch auch nördlich des Süßwasserkanals auf der festen Wüste bis Tel el Kebir erfolgen konnte und die den Vorteil der Nähe der Bahn und des Süßwassers bot, wurde für den englischen Vormarsch gewählt. Die Sollstärke der ägyptischen, in höheren Stellen von Höflingen, in den niederen von ungebildeten Fellahs (Einwohnern von Ägypten) kommandierten ägyptischen Armee belief sich auf 17700 Mann mit 72 Geschützen, erreichte aber kaum 15000, die durch Einziehung der Reservisten freilich leicht vermehrt werden konnte. Die beste Truppe war das Negerregiment, während die Fellahs sich wenig zum Kriegsdienst eigneten und auch widerwillig waren.



Die Beschießung von Alexandrien.

Arabi gelang es, 57 Bataillone, 12 Schwadronen, 142 Geschütze ins Feld zu stellen, zusammen ungefähr 48000 Mann, zu denen man 30000 jener streifenden Reiter rechnete, deren braune Gesichter sich unter dem weißen Burnus noch schärfer abheben, die Beduinen, die ebenso vorzügliche Reiter als schlechte, veraltete, aber sehr kostbar mit Silber ausgelegte lange Gewehre führende Schützen waren.

In England rüstete man, wie gewöhnlich, langsam, brauchte man doch allein sechs Wochen, um eine starke Reiterbrigade zusammenzubringen, und konnten doch die Regimenter nur dadurch eine genügende Stärke erhalten, daß man bedeutende Ziffern von Reservisten einberief. Aber nicht allein aus England, sondern auch aus Indien zog man Truppen heran, die eingebornen Truppen erschienen in einer ganzen Brigade Infanterie und drei Reiterregimentern. Auch hier traten die indischen Regimenter wieder mit bedeutendem Troß auf, die Reiterregimenter hatten hinter sich allein je 427 Ponies und Maultiere, die Infanteriebataillone je 656 der letzteren. Der ganze zwei Infanterie-, eine Kavalleriedivision, die Korpsartillerie, Korpsgenietruppen, Feldgendarmerie und Signalabteilungen (mit optischen und elektrischen Telegraphen) sowie das indische Hilfskorps umfassende Heerteil, der Sir Garnet Wolseley unterstand, zählte: 1006 Offiziere, 22578 Mann, 6137 Reit-, Zug- und Tragetiere, 48 Feld-, 30 Belagerungsgeschütze, 1075 Wagen aus England, 182 Offiziere, 9233 Mann (darunter 3500 Nichtkämpfer), 1700 Reit- und Zug-, 5610 Tragetiere, 12 Geschütze aus Indien. Hinzu sind noch 2400 Mann Seesoldaten und Marineartillerie zu rechnen, außerdem wurden die nach Ägypten entsendeten Truppen der Mittelmeergewässer aus England ersetzt und auf Cypern und Malta wieder starke Ersatztruppenteile gebildet. Für den Truppentransport aus England waren 57, für den aus Indien 33 Schiffe gemietet. Der erste Transport ging aus England am 30. Juli, der letzte am 10. August ab. Die Vorkehrungen namentlich für die Lazarette erwiesen sich als sehr unzureichend, die Pflege der Verwundeten ist in England selbst Gegenstand des bittersten Tadels gewesen.

Zunächst zog man Truppen aus Malta, Cypern und Gibraltar heran, die bis zum 18. eintrafen. Bis zum Anlangen der Truppen aus England spielte sich eine Reihe von Unternehmungen ab; eine von diesen richtete sich von Alexandrien aus gegen die Stellung nördlich Kafr-Dowar und verschiedene Punkte der Eisenbahn, englische Schiffe besetzten wichtige Punkte am Suezkanal, vor allem Ismailia und Suez. Am 23. August waren die Verstärkungen aus England bei Alexandrien versammelt. Die zweite Division sollte von Alexandrien gegen Kafr-Dowal vordringen, die erste Division von Abukir aus in die rechte Flanke des Gegners fallen. Dann wurde der Entschluß geändert, von Ismailia aus sollte gegen Kairo marschiert werden. Eins der ersten Ziele General Wolseleys mußte nun die bei Kassassin, 50 km westlich Ismailia, liegende Schleuse des Süßwasserkanals sein, wenn man den nach und nach ankommenden Truppen Wasser sichern wollte. Erkundungen zeigten, daß der Gegner bei Teb el Mahuta, wo er einen Damm im Kanal errichtet hatte, eine verschanzte Stellung bezogen und dort durch Züge aus Tel el Kebir 8000 Mann, darunter einige Schwadronen, außerdem eine große Anzahl von Beduinen

versammelt hatte. Die Engländer bezogen eine Stellung links an den Kanal gelehnt, rechts durch berittene Infanterie gedeckt, auf welche der Feind, dessen Artillerie gut schoß, während die Beduinen in ihren weißen Gewändern umherschwärmten, mehrfache Angriffe machen, die aber, dank den eintreffenden britischen Verstärkungen, abgeschlagen wurden. Am folgenden Tage gingen die Briten selbst sogar zum Angriff über, jagten den Feind und fanden in dessen Lager 70 Kruppsche Geschütze, zwei Eisenbahnzüge und viel Proviant. Die Schleuse von Kassassin wurde besetzt. Die Briten hatten allerdings auch schwer gelitten, weniger durch feindliches Feuer als durch Sonnenstich, auch Mangel an Lebensmitteln drückte, da man eine Lokomotive in Ismailia noch nicht gehabt hatte.



Arabi Bei.

Die erste Lokomotive wurde von britischen Schiffen ausgeladen. Der Erfolg aber lag darin, daß man 10 km von Tel el Kebir, dem Hauptlager des Gegners, eine Wasser- und Eisenbahnverbindung mit Ismailia und einen sicheren Vorrat an Wasser gewonnen hatte. Am 28. August erfolgte aber wieder ein Angriff des Gegners, der nur nach einem Kampfe bis in die Nacht hinein abgewiesen und hauptsächlich durch das todesmutige Eingreifen der englischen Kavallerie in einen Sieg verwandelt wurde. Der Gegner, der 8000 Infanteristen, 1000 Reiter, 12 Geschütze und zahlreiche Beduinen eingesetzt hatte, floh auf Tel el Kebir. Ins Lager zurückgehend, ließen die Engländer ihre Toten liegen und an ihnen rächten sich schändliche Feindeshände, indem sie dieselben furchtbar

verstümmelten. Unterdes langten bei Ismailia und Suez die indischen Truppen an, ausgeschiffte Lokomotiven übernahmen den Bahntransport, Vorräte waren in Ismailia vorhanden. Größere Erkundungen kamen am 7. und 8. September zur Ausführung, bei denen, nach einem feindlichen Angriff, bei welchem sich Arabis Infanterie, dem osmanischen Gebrauch gemäß, vor den feindlichen Linien eingrub, die Briten bis dicht vor Tel el Kebir gelangten. Inzwischen waren nach großen Schwierigkeiten in Kassassin Vorräte angesammelt, am 12. alle Vorbereitungen für den Angriff getroffen. Nördlich und südlich des Kanals hatte Arabi in einer stark verschanzten, mit Schützengräben versehenen Stellung 20000 Mann Infanterie, 3 Reiterregimenter, 6000 Beduinen, 60 Kruppsche und Gebirgsgeschütze entwickelt, 5000 Mann mit 24 Geschützen standen bei Sapanich. General Wolseley beschloß, in der Nacht seine Truppen den feindlichen Verschanzungen zu nähern und dieselben beim Morgengrauen zu überraschen. In der Nacht zum 13. September näherten sich, vor 2 Uhr aufbrechend, vier Brigaden und die Kavalleriedivision mit 54 Geschützen den feindlichen Verschanzungen, auf dem Südufer des Kanals ging die indische Abteilung vor. Erst um 4 Uhr 45 Minuten wurden die Ägypter, als die Engländer auf ungefähr 400 m heran waren, aufmerksam. Schüsse fielen auf ihrer ganzen Front, ohne beim Angreifer Schaden anzurichten. Schnell entschlossen stürmt nun die erste englische Linie, ohne einen Schuß abzugeben, mit dem Bajonett vorwärts, sie fand nur an den Sudannegern, die selbst verwundet noch feuerten, hartnäckigen Widerstand. Die feindlichen ersten Verschanzungen wurden genommen. Da gleichzeitig auf dem Südufer auch das indische Hilfskorps Erfolge errang, so war um $5\frac{1}{2}$ Uhr der Feind schon in vollem Rückzuge, verfolgt von dem Feuer der Engländer und der Reiterei, deren Einhauen die Flucht zur wildesten gestaltete. Ein großer Teil der Flüchtigen warf die Waffen fort und zerstreute sich in die Heimat. Die Engländer hatten 30 Offiziere und 330 Mann verloren, der ägyptische Verlust wurde auf 1200 Mann geschätzt, 58 Geschütze, das ganze Lagergerät, acht Züge mit Munition fielen in die Hände der Sieger. Da die englische Reiterei sofort verfolgte, eine fliegende Kolonne auch nach Zagariz abging, so vermochte Arabi die noch in Salahiyeh und Zagariz stehenden Truppen nicht bei Kairo zu versammeln, er gab den Gedanken, die Hauptstadt zu verteidigen, auf, am 15. September zog Wolseley mit den Garden in Kairo ein, dessen Namen er fortan als Lord Wolseley dem seinigen beifügen sollte. Abukir und Mariut übergaben sich, auch die Sudanneger in Damiette zogen nach einigem Widerstand die weiße Flagge auf, am 23. September war der ägyptische Aufstand erstickt. Dem am 25. in Kairo einziehenden Vizekönig wurde von seinen Unterthanen kein Zeichen der Freude zu teil. Er wagte deshalb auch nicht das Urteil des Kriegsgerichts, das Arabi den Tod zuerkannt hatte, vollstrecken zu lassen. Am 5. Oktober begann der Rücktransport der englischen Truppen; 12 Bataillone, 8 Schwadronen, 24 Feldgeschütze sollten bis zur Durchführung der Neugestaltung der zerrütteten ägyptischen Armee im Nillande bleiben. Zum Abzug der britischen Truppen sollte es sobald nicht kommen, und eigentlich wider seinen Willen sah sich England genötigt, noch einmal Truppen nach Ägypten zu senden, um gegen den „Mahdi“ einzutreten.



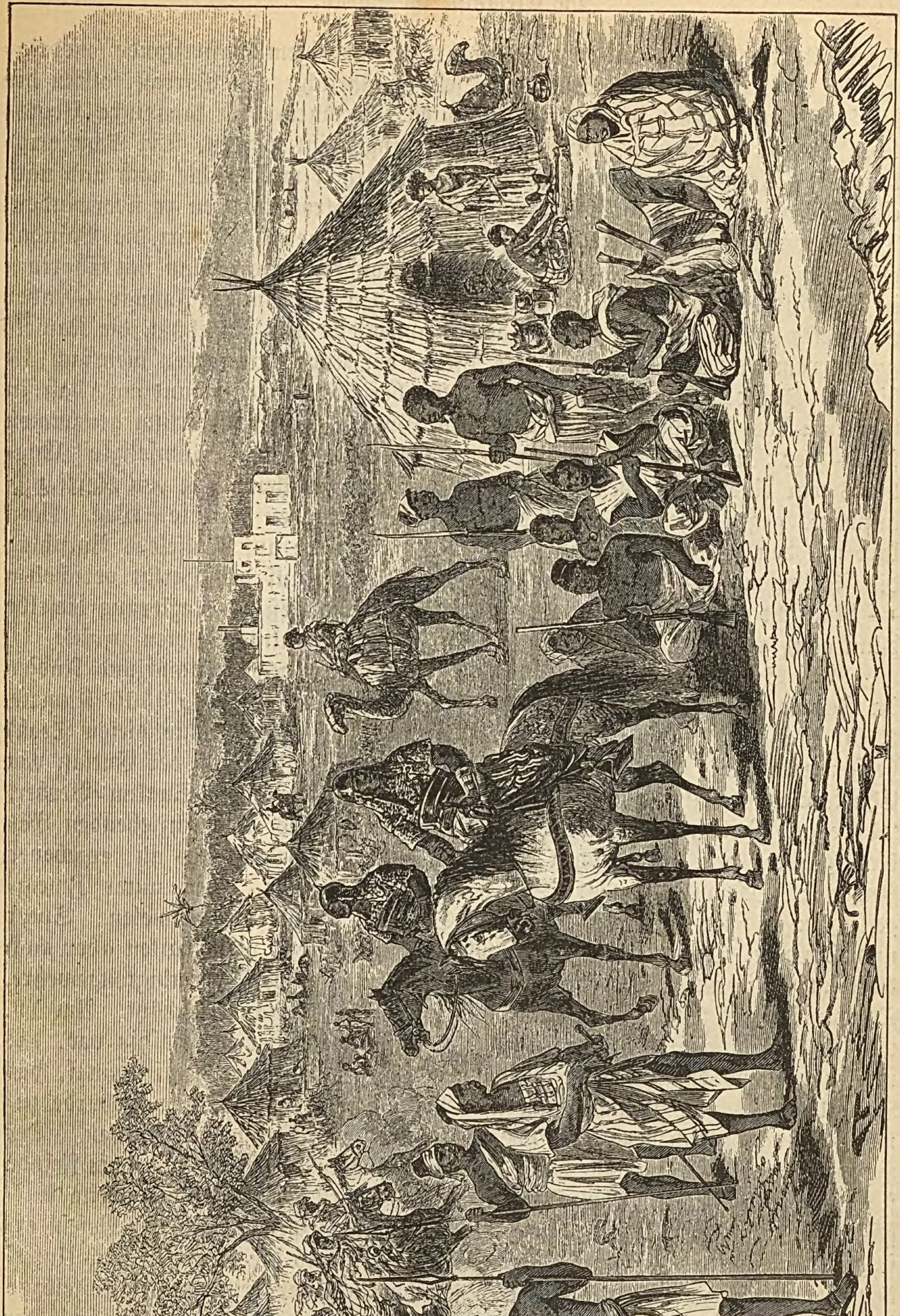
General Charles George Gordon.

4. Die Ereignisse im Sudan.

Arm an militärischen Ergebnissen in großem Umfange, werden die Ereignisse im Sudan hier nur insoweit Berücksichtigung finden, als sie eigentümliche Züge der Kriegführung enthalten. Den Fanatismus der Mohammedaner und den Druck der ägyptischen Mißwirtschaft benutzend, warf sich der Fakik Achmed Mohammed aus Dongola im Juni 1881 als „Mahdi“, d. h. der von Gott geliebte neue Prophet, auf, und von der oberhalb Chartum im weißen Nilgebiet gelegenen Insel Aba aus begann eine gewaltige Bewegung, der sich bald alle Stämme im Süden anschlossen. Östlich des Weißen Nils erstand in dem Scheich Amr el Makaschef dem Mahdi ein mächtiger Anhänger. Ägyptische Entsendungen fielen bald den Speermännern Makaschefs oder den zunächst nur wenige Feuergewehre führenden Truppen, vor allem den Lanzenreitern des Mahdi zum Opfer. Die Bewegung nahm an Kraft zu, als Kairo 1881 in englische Hände gefallen und die ägyptische Garnison von El Obeid sich dem Mahdi anschloß. Letzterer hatte nach den Ereignissen von Alexandrien mit 80000 fast ausschließlich blanke Waffen führenden Streitern sich gegen El Obeid gewendet. Wiederholter Sturm kostete ihm 40000 Mann. Es war daher ein sehr großer Vorteil für ihn, daß die Garnison von El Obeid sich ihm anschloß, der wichtigste Punkt Kordofans war in seinen Händen. Makaschef erschien gleichfalls mit neuen Scharen, wurde allerdings von dem Ägypter Abd el Kader völlig bei Sennar geschlagen. Leider aber wurde Abd el Kader

abberufen, „befähigte Statthalter haben in Ägypten kurze Lebensdauer“, Hicks Pascha trat an seine Stelle. Auch dieser errang über Makaschefs 45000 Speermänner einen Sieg — gegen den Mahdi dann sofort vorzugehen unterließ er dagegen. Erst am 9. September 1883 brach er gegen den Mahdi mit 8000 regulären, 4000 irregulären Infanteristen, 100 Dromedarreitern, 500 Mann Kavallerie und 20 Geschützen auf. Der 6000 Kamele zählende Troß führte u. a. auch Wasser mit sich. Am 6. November erlag dieser Heerteil bei Kasghil dem Mahdi. Gleichzeitig wurde eine kleinere Abteilung vor den Thoren von Suakim vernichtet und beherrschte Osman Digma, ein neuer thätiger Parteigänger des Mahdi, den größten Teil von Ostsudan und die Verbindung von Chartum mit Suakim. Die ägyptische Regierung befahl die Räumung des inneren Sudan, Suakim und Massaua, Sennar und Chartum sollten verstärkt werden. Baker Pascha wurde zur Öffnung der Straße nach Berber entsendet, ein großer Teil seiner Truppen desertierte — einen andern Teil schlug Osman Digma bei Somai. Chartum und die andern Garnisonen des Sudan blieben sich überlassen, das ganze übrige Land war in Aufruhr. Ende 1883 befahl man die völlige Räumung des Sudan. Ehe der Entschluß zur Ausführung kam, gewann man mit Englands Vermittelung den schon einmal im Sudan verwendeten englischen General Gordon für eine Sendung nach Chartum, wohin er mit englischem Gelde abging. Ehe er dort eintraf, hatte Osman Digma eine starke ägyptische Abteilung bei El Teb geschlagen, die Flüchtlinge erreichten Suakim, Sinkat übergab sich nach heldenmütigem Widerstande. Am 18. Februar langte Gordon in Chartum an, wo er, von England im Stich gelassen, nach beherztem Widerstand seinen Tod finden sollte. England entschloß sich nun, Truppen nach Suakim zu senden und womöglich die Besatzung von Tokar zu retten — zu spät für letzteren Zweck, dessen Nichterfüllung nur Schuld des Zauderns der Regierung war. England entsendete 3000 Mann Infanterie, 700 Reiter, 18 Geschütze nach Trinkitat. Sie erreichten einige Erfolge auch gegen Osman Digma, dessen Araber mit den von den Ägyptern eroberten Feuerwaffen erschienen und 12000 Mann einsetzten, aber die Wage des Kampfes hatte doch erheblich geschwankt. Gordon rettete zwar einige Tausend der ägyptischen Einwohner aus Chartum, für das Herausziehen der Garnisonen aber geschah nichts. Von Gordons Truppen erlitten 2000 Mann durch den Mahdi eine der Vernichtung ähnliche Niederlage, und nun wurde Chartum mit 8000 Mann Besatzung und elf Dampfern vom Mahdi eingeschlossen.

Erst als Berber in die Hand des Mahdi fiel, entschloß sich England, zum Entsatz von Chartum Truppen einzusetzen. Die Nilunternehmung begann. Große Anstrengungen wurden von englischer Seite gemacht, 9 Bataillone, $2^1/_2$ Schwadronen, 1 Batterie, zudem 1500 Kämpfer auf Kamelen sollen nilaufwärts von Assuan nach Wady Halfa, von dort mit der Eisenbahn nach Sarraß, dann in besonders gebauten Booten nach Chartum transportiert werden. Bei Assuan, bis wohin der Nil stets schiffbar ist, befindet sich der erste zwei Miles lange Katarakt, ein ernstliches Hindernis für die Schiffahrt, oberhalb desselben bis nach Wady Halfa (zweiter Katarakt) sind die Schwierigkeiten nicht bedeutend. Dann folgt aber eine Reihe von Stromschnellen bis nach Berber.



Das Lager des Mahdis vor El Obeid.

Oberhalb Wady Halfa wird die Schiffahrt bei niedrigem Wasserstande (niedrigster im Mai, höchster im September) sehr gefährlich. In Sarraß sollten die die Truppen in 800 in England gebauten und durch 500 kanadische Bootsleute und 300 Kroomen geführten Booten eingeschifft werden. Die Schwierigkeiten des Transports waren bedeutende, wiederholt mußten die nach und nach eingeschifften Truppen ihrer Boote entladen, um Stromschnellen zu überwinden. Die Reiter und das Kamelkorps sollten unter General Stewart die Bajudawüste von Korti nach Metammeh am Nil durchschreiten und dann mit Chartum in Verbindung treten. Man erreichte auch den Nil am 2. Januar — aber mit welchen Opfern. Ein Fünftel der Truppenteile war eingebüßt, die Kamele waren zum großen Teil getötet, die Pferde der Kavallerie waren mehrfach 48 bis 60 Stunden ohne Wasser. Am 26. berichtete eine Erkundung, daß in Chartum das Schlimmste schon geschehen, Gordon getötet, Chartum genommen sei — der Rückzug begann unter steten Gefechten — der Saumseligkeit Englands war einer seiner besten Söhne zum Opfer gefallen. Die von Korti nilaufwärts gegen Chartum entsendete Kolonne hatte den längeren Weg. Man kam mit den Hauptkräften bis Huella. Dann wurde auf Wolseleys Vorschlag die Fortsetzung der Unternehmung gegen Chartum auf den Herbst verschoben — Rücksicht auf den drohenden Krieg mit Rußland ließ die Regierung dieselbe dann ganz aufgeben. — Die Engländer gingen nach Unterägypten zurück.

Bei Suakim hatte man unter General Graham aus England und Indien im Februar und März 1885 12000 Mann, 2300 Pferde, 3500 Kamele, 3500 Maultiere und 10500 Mann Lagergefolge (man beachte diesen Troß) versammelt. Mit dem Vorrücken auf Berber, dessen Ziel auch der Entsatz von Chartum war, sollte gleichzeitig für den Nachschub die Bahn Suakim-Berber, 241 engl. Meilen, gebaut werden. Die Bewohner des zu durchziehenden Gebiets gehören dem kriegerischen Araber-Tribus der Hadendouos an, ergebener Anhänger Osman Digmas. Sie haben keine Häuser, leben unter Zweiggeflechten und ihr Reichtum besteht in Schafen, Ziegen und Kamelen. Speer und Schwert, Daggis und Messer bilden ihre Waffen, viele hatten aber auch die bunte Uniform des Mahdi angelegt und führten eroberte Remingtongewehre. Osman Digmas Streitkraft wurde auf 12—15000 Mann geschätzt. Am 19. und 20. März ging Graham gegen das feindliche Lager bei Hashin vor, das man nahm und dadurch die rechte Flanke für den Vormarsch auf Tamai, das Hauptlager Osman Digmas, sicherte. Beim Vormarsch auf Tamai wurde zunächst eine vorgeschobene englische Abteilung vom Gegner überfallen. Der Hauptteil Grahams erreichte dann Tamai, das man niederbrannte, vom Feinde fand man aber nichts mehr, Osman war also zurückgedrängt; die zweite Aufgabe, den Bau der Bahn, wurde nur bis Otao fortgesetzt, als der Befehl erfolgte, die weiteren Unternehmungen einzustellen und die Truppen nach Unterägypten zu ziehen. So endigte, wenig ruhmreich, der dritte englische Feldzug in dem Nillande. Noch stehen englische Truppen in Unterägypten, mit der Pforte ist eine Einigung über den Rückzug noch nicht zustande gekommen, möglich, daß die Übereinkunft bezüglich des Suezkanals, die jüngst vom Sultan unterzeichnet wurde, die Räumung Ägyptens herbeiführt.



Französische Armee.

Kürassiere. Infanterie. General. Turko. Dragoner-Offizier. Artillerist. Husaren-Trompeter.



Angriff auf die Küstenbefestigungen von Sfax.

5. Die Franzosen in Tunis.

Ehe die Engländer den Fuß auf den Boden Ägyptens setzten, hatten sich im Norden Afrikas Ereignisse abgespielt, deren spätere Folgen eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Mittelmeermächten Frankreich und Italien schaffen sollten und nicht wenig dazu beitrugen, die enge Anlehnung Italiens an Österreich und Deutschland herbeizuführen und den heute so fest dastehenden Dreibund entstehen zu lassen. Wir meinen die Besetzung der Regentschaft Tunis. Man kann nicht leugnen, daß der schwache Bei von Tunis nicht im stande war, den Überfällen und Räubereien zu steuern, die von seinem, eine Freistatt für eine Anzahl von Gesindel verschiedenster Art bietenden Lande aus gegen Algiers Grenzen geführt wurden; man muß selbst zugeben, daß die der Residenz ferner wohnenden Stämme kaum die Hand des Beis fühlten und daß dieser als echter Moslem ein Auge zudrückte, wenn den verhaßten Eindringlingen, den verachteten „Rumi", Schaden zugefügt wurde. Dennoch waren diese ja sehr unbequemen Zustände nur mittelbare Gründe für das Einrücken der Franzosen in das fruchtbare, 118400 qkm umfassende, die Trümmer des alten Karthago umschließende Tunis, dessen Selbständigkeit als türkischer Vasallenstaat 1871

anerkannt worden war. Der Hauptbeweggrund ist vielmehr in der Eifersucht Frankreichs gegen England und Italien zu suchen, deren Handelsunternehmungen gedeihlich fortschritten und den politischen Einfluß beider Länder in Tunis derart steigerten, daß Frankreich seine Stellung als Vormacht in Nordafrika bedroht glaubte. Italien sah in Frankreichs Schritt das Streben, noch breitere Küstenstriche am Mittelmeere und damit die Seeherrschaft dort zu gewinnen, einen Schritt weiter zur Besetzung auch von Tripolis gegenüber den italienischen Seeküsten. Frankreich wollte Tunis völlig dem eignen Einflusse unterwerfen. Ein Überfall, der am 31. März 1881 von dem wilden, im Nordwesten der Regentschaft wohnenden Stamme der Khrumirs auf algerisches Gebiet gemacht wurde, bot die willkommene Gelegenheit zum Eingreifen. Ungeachtet des Widerspruchs des Beis und der Pforte rückten am 24. April 32 Bataillone, 14 Schwadronen, 9 Batterien, zusammen ungefähr 25000 Mann, in mehreren Kolonnen in Tunis ein. Ihr Vorgehen richtete sich zunächst gegen die Khrumirs, merkwürdigerweise beschossen schon zwei Tage nach dem Einrücken französische Schiffe die Insel Tabarka, wo die Flagge des Beis wehte, und nahmen von derselben Besitz, während die Khrumirs sich den umklammernden Armen der französischen Landarmee zweimal entzogen. Während dieser Zeit hatten sich zwischen Biserta und Tunis wichtige Ereignisse vollzogen. Bei Biserta gelandete französische Verstärkungen marschierten am 8. Mai auf Tunis, schlossen den Bei in seine Sommerresidenz (den Bardo, der seither das Ziel mancher Reisenden gewesen ist) ein und zwangen ihn zu einem Vertrage, der den Franzosen fast alle Gewalt in der Regentschaft einräumte. Nachdem durch Streifzüge gegen Matu und zu den Magodis bis Kap Serrat die Ruhe in Nordtunis hergestellt schien, beließ man in Tunis zur Besetzung des Staates, mit dem man ewige Freundschaft geschlossen, 8000 Mann und schiffte den Rest nach Frankreich ein.

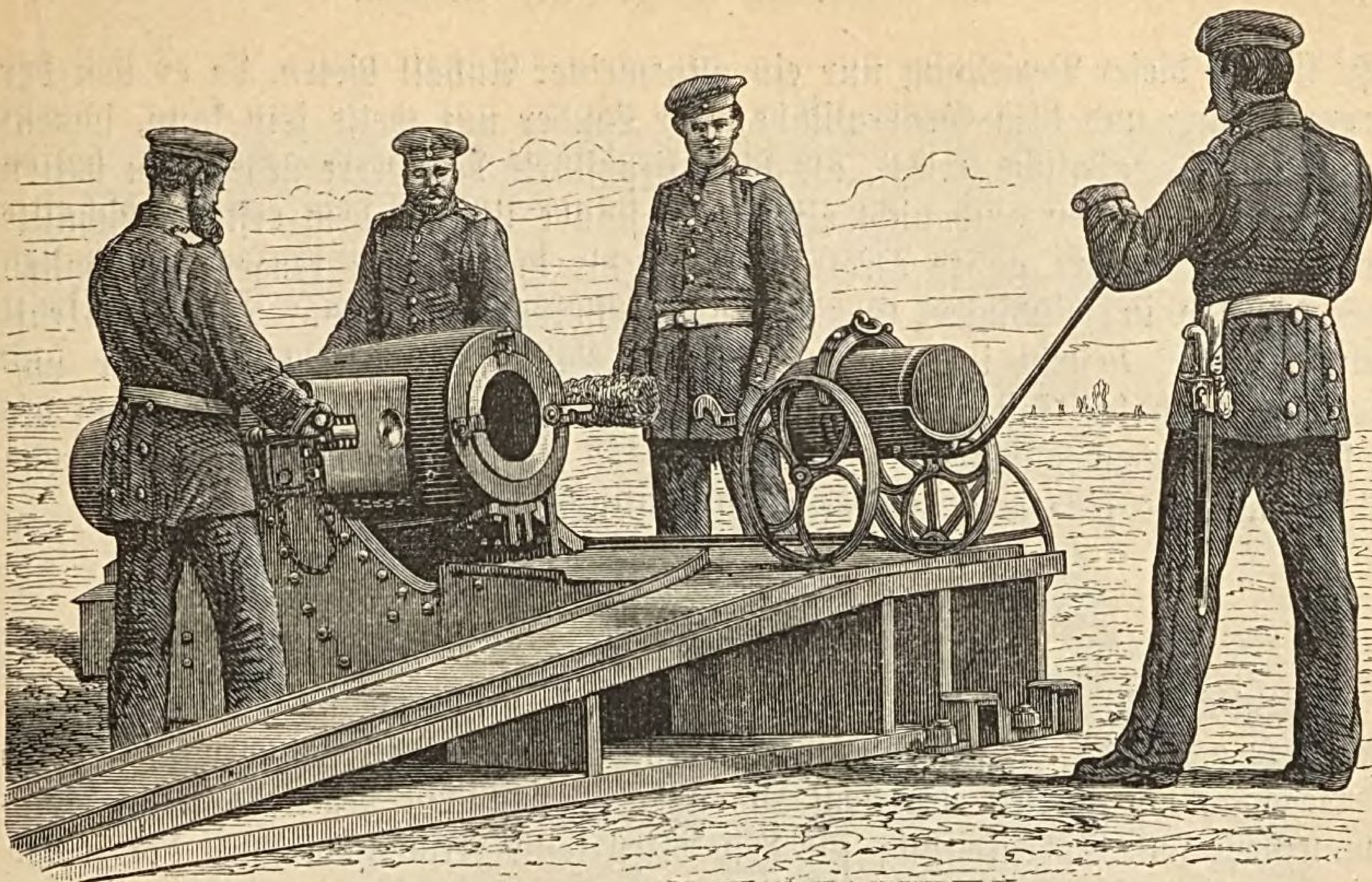
Während die Schiffe noch auf dem Meere schwammen, erhob sich der ganze Süden von Tunis, aufgereizt durch Bou Amenas Aufstand in Algier und die Nachrichten, die über türkische Landungen in Tripoli herüberschallten. Am 28. Juni wurden die Franzosen in Sfax überfallen und konnten sich nur zum Teil auf die Schiffe retten. Eine tunesische Truppensendung wurde von den Aufständischen in Sfax nicht ans Land gelassen. Französische Schiffe beschossen nun Sfax mit Erfolg, konnten aber auch keine Landungstruppen ausschiffen. Da die zur Niederhaltung der Khrumirs, Ouchtetas und Magodis nötige Besatzungsarmee nicht abkömmlich war, mußte Frankreich 17 Millionen und einen Nachschub aufwenden. Da die Glut des Scirocco, die Fieberdünste und das verdorbene Wasser die Zeit zu größeren Unternehmungen nicht günstig erscheinen ließ, so beschoß ein starkes Geschwader zunächst Sfax, setzte die Werke der Araber in Flammen, landete dann drei Seebataillone und nahm nach hartem Kampfe die Stadt. Dem Erfolge hier stand im Norden ein Wachsen des Aufstandes gegenüber, der sich bis zu den Thoren von Tunis ausdehnte. Rebellenhaufen zogen mordend, plündernd und raubend bis fast nach Tunis. In Paris sah man das Bedenkliche der Sache ein, $13\frac{1}{2}$ Millionen wurden bewilligt und am 30. Juni langte ein Nachschub von 3600 Mann und 12 Geschützen an. Der in zwei Kolonnen auf der Straße nach Hammamet und im Melianathale



Eine Reiterschar tunesischer Khrumirs im Hinterhalte.

angetretene Vormarsch nach Süden erlitt zunächst in ersterer Richtung mehrere Schlappen der Vortruppen durch Tausende von streifenden Beduinen, vor denen die Trümmer der schlecht organisierten und geführten tunesischen Armee Reißaus nahmen, ja es wurde der ganzen ersten Kolonne die Zufuhr abgeschnitten, endlich aber wurden die Insurgenten von der französischen Gesamtkraft im Ued-Ayargebirge eingeschlossen und im Dezember zur Unterwerfung gezwungen.

Die Hauptrichtung der andern Kolonne richtete sich auf Kairuan, dem religiösen und damit politischen Mittelpunkte der Beduinenstämme. Hitze, Epidemien, Kälte bei Nacht, mangelhafte Holz- und Wassergelegenheit, schlechte Wege und Verstärkung der Aufständischen durch tunesische Überläufer machten das Erreichen von Kairuan nicht leicht. Der Erfolg des Zuges entsprach den Erwartungen nicht — in Frankreich stürzte darüber wieder ein Ministerium. Am 12. November brach man bei beginnender Regenzeit weiter nach Süden auf. Nachdem General Saussier bis Gabes gelangt war, ließ er einen Teil seiner Truppen nach Norden abrücken. Der Süden, namentlich die wilden Urgemmas, gingen immer wieder gegen Gabes und Gaffa vor. Ein Teil der Division Logerot mußte umkehren und standen dann wieder vier Brigaden in Susa, Kairuan-Sfax, Gaffa und Gabes bereit. Ende März 1882 brachen zwei französische Kolonnen von Gabes und Gaffa gegen Süden auf, der Gegner wich aber über die Grenze. Im Norden überfielen die Beduinen nach wie vor Karawanen. Erst zu Anfang August schien das Land ruhiger geworden zu sein. Am 10. Juli schloß man einen Vertrag mit dem Bei, der ihm eine französische Zivilliste sicherte. Am 9. August wurde die Verwaltung des Landes organisiert. Gemischte Truppenteile aus Franzosen und Eingebornen wurden errichtet, später vermehrte man das XIX. Armeekorps in Algier entsprechend, um auch Truppen für Tunis zu haben. Noch mehrfache Unruhen drohten, zumal als die Pforte bei der Thronbesteigung Ali-Beis, auf den die Rechtgläubigen ihre Hoffnungen gesetzt hatten, ihre Oberherrschaft wieder anerkannt zu sehen verlangte. Zu völligem Ausbruch kam es nicht, wenn auch einzelne Stämme kleine Streifzüge unternahmen. Heute ist Frankreich thatsächlich im Besitz von Tunis, wo der Bei eine Scheinregierung führt, und damit Nachbar von Tripolis, dessen Besetzung durch die Franzosen die Italiener dauernd fürchten. Sie würde zu einem Kriege zwischen Frankreich und Italien führen. Tunis wird Frankreich sobald nicht wieder verlassen.



Kruppsche 24=cm=Festungs= und Belagerungsmörser.

Die Wehrkräfte der größeren Staaten.

Das alte bekannte Wort: „Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor“ hat in dem letzten Jahrzehnt in Europa allerseits die vollste Beachtung gefunden. Friedliche Gedanken waren es freilich nicht überall, die das „parare bellum“ veranlaßten, unruhige, ehrgeizige, rachedürstende und auf andre neidische Völker scheinen den Krieg um des Krieges willen vorbereitet zu haben. Dies Bewußtsein und die Gemeinsamkeit im Streben nach der Erhaltung des Friedens und des eignen, durch friedliche Entwickelung zu fördernden Besitzstandes sowie nach Geltendmachung des berechtigten politischen Willens haben im Herzen Europas ein Bündnis dreier mächtiger Staaten zustande gebracht, das man den Dreibund nennt und dessen Schließung zumeist als das Verdienst des eisernen Kanzlers, des Fürsten Bismarck, anzusehen ist. Die Wehrkräfte, die dieser Dreibund in die Wagschale der Entscheidung zu werfen vermag, sind so umfangreich und wohlgegliedert, daß bis jetzt kein Feind gewagt hat, den Bund anzugreifen und dieser daher den sicheren Hort des Friedens bildet, um so mehr, als Schlagfertigkeit und Zahl der Streiter in den drei Staaten, d. h. in Deutschland, Österreich=Ungarn und Italien, durch zweckmäßige Organisation, Ausnutzung der Wehrfähigkeit der Länder und Verbesserung der Bewaffnung dauernd wachsen. Es erscheint zweckmäßig, die Heere dieser drei Staaten zunächst zu besprechen, um im allgemeinen wenigstens ein Bild dessen zu geben, was sie im Kriege einzusetzen vermögen. Naturgemäß

läßt sich in dieser Beziehung nur ein allgemeiner Anhalt bieten, da es von der Heeresleitung und dem Generalstabe aller Länder nur weise sein kann, sowohl die Pläne für mögliche Kriege, als die Kriegsstärke der Heere geheim zu halten und manche Staaten auch nicht einmal im stande sind, in dem ersten Abschnitte von Feldzügen ihre ganze Heereskraft an die bedrohten Grenzen zu schaffen oder dieselbe in feindliches Gebiet einmarschieren zu lassen. Die Wehrkraft eines Staates besteht im allgemeinen aus Land- und Seemacht, Heer und Flotte, beide haben fast überall seit dem Kriege 1870—71 und wiederum besonders im letzten Jahrzehnt einen besonderen Aufschwung genommen; Europa trägt zweifellos eine sehr schwere Waffenrüstung.

Die Heere.

Deutschland. Allen Mächten voran steht Deutschland, und wenn auch die eine oder andre Macht im ganzen genommen seinem Heere in bezug auf Zahl überlegen ist, so dürfen wir doch das stolze Bewußtsein hegen, daß an Vollkommenheit und Vorbereitung für den Krieg keine Armee der Welt der seinen gleichkommt, daß alle Mächte der Erde von Deutschland gelernt haben. Auf der ehrwürdigen, hohen und hehren Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht aufgebaut, die Preußen unter Scharnhorsts Leitung in hartbedrängter Zeit der Erniedrigung zuerst gelegt hat, hat das deutsche Heer durch die Einmütigkeit der sämtlichen Bundesstaaten, die Opferwilligkeit des Volkes und die glänzend dastehende Heeresleitung unter Kaiser Wilhelm I., dem sein Enkel eifrig und entschlossen auf der Bahn des militärischen Fortschritts als echter Hohenzoller folgt, seine heutige unerreichte Höhe erstiegen. Die Gesetze von 1874, 1881, 1887 und 1888 bezeichnen den Weg, den die Entwickelung der Organisation des Heeres gegangen ist. Festhaltend an dem Grundsatze, daß die Friedensstärke des Heeres ein Prozent der Bevölkerungsziffer umfassen soll, erhob man durch Gesetz vom 11. März 1887 die bis dahin 427000 Mann betragende Friedensstärke des Heeres auf 468409 Köpfe und ordnete gleichzeitig eine unten aus der Erläuterung der Gliederung der Armee ersichtliche Neuorganisation an. Die Abänderungen des Wehrgesetzes, die im Januar 1888 genehmigt wurden, krönten das Werk, sie schufen, wie Fürst Bismarck im Reichstage sich ausdrückte, eine neue Großmachtarmee neben der bereits bestehenden, indem sie der auswärts verwendbaren Streitmacht des Reiches 700000 Mann hinzufügte. Das neue Wehrgesetz ließ die bisherige Dienstpflicht in Linie, Reserve und Landwehr bestehen (drei, bezw. vier und fünf Jahre), fügte aber dieser Landwehr ersten Aufgebots eine solche zweiten Aufgebots hinzu, zu welcher die gedienten Leute im Alter von 32—39 Jahren gehören, und läßt dann die Landsturmpflicht für diese Leute bis zum 42. Jahre folgen. Im übrigen ist der Landsturm gleichfalls in Aufgebote eingeteilt, von denen das eine die nichtgedienten Leute im Alter von 17—39 Jahren, das zweite alle Wehrfähigen von 39—42 Jahren umfaßt. Deutschland holte mit diesem Gesetze nach, was ihm an Zahl und Heranziehung der Wehrfähigen Rußland und Frankreich voraus waren, es bereitete sich vor, wenn nötig, auch den Krieg nach zwei



Das deutsche Heer unter Kaiser Wilhelm II.

Preußen: Linien-Infanterie, feldmarschmäßig. Bayern: Chevauleger zur Parade. Infanterist, feldmarschmäßig. Preußen: Kürassier, Leibgardehusar. Württemberg: Artillerie-Unteroffizier. Sachsen: Husar. Baden: Tambourmajor zur Parade.

Seiten zu führen. Sieben volle Jahrgänge geschulter Leute der Landwehr zweiten Aufgebots sind bereit gestellt, um der eingesetzten Linie und Landwehr ersten Aufgebots zu folgen, im ganzen können also, wenn's not thut, 19 Jahrgänge ausgebildeter Mannschaften, d. h. mehr als 2 Millionen Streiter in das Feld rücken, während Ersatzreserve für Nachschub und der Landsturm für Besatzungszwecke aufkommt; Ausrüstung und Bekleidung wie Waffen für den neuen Machtzuwachs mußten natürlich bereit gelegt werden. Hinter sieben Jahrgängen des stehenden Heeres stehen fünf der Landwehr ersten, sieben der Landwehr zweiten Aufgebots, sieben gegen zwölf, ein Anhaltspunkt dafür, daß die Landwehrtruppen das auf Kriegsfuß gebrachte stehende Heer an Zahl übertreffen müssen. Über die Gliederung der Landwehrtruppen in höhere Verbände läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen; nach der Felddienstordnung steht aber fest, daß Reservedivisionen aufgestellt werden.

Das stehende Heer Deutschlands umfaßt in einem Garde-, 17 Linien- (darunter ein sächsisches, ein württembergisches, zwei bayrische) Armeekorps bezw. unter eignen besonderen Behörden stehend 534 Bataillone, einschließlich der Jäger, 465 Schwadronen und 364 Batterien, worunter 47 reitende, 31 Bataillone Fußartillerie, 19 Bataillone Pioniere, ein Eisenbahnregiment zu vier Bataillonen und 18 Trainbataillone zu je drei Kompanien. Als besondere Truppe entstand die Luftschifferabteilung, um diesem hochwichtigen Dienstzweige die nötige Beachtung zu sichern. Entgegen dem früheren Brauche, gab man 15 Infanterieregimentern aus besonderen militärischen Rücksichten je ein viertes Bataillon. Militärische Rücksichten waren es auch, welche im Bereich des I. Armeekorps eine Kavalleriedivision schon im Frieden bilden ließen. Weitere Kavalleriedivisionen sind im Bereiche des XV. (elsaß-lothringischen) und des Gardekorps vorhanden, der Rest der 93 deutschen Kavallerieregimenter mit im Frieden fünf, im Kriege vier Schwadronen, untersteht im allgemeinen in Brigaden zu zwei Regimentern den Divisionen.

Die Feldartillerie zählt 37 Regimenter, darunter zwei Garde- und vier bayrische, ein Armeekorps, das XI., ist mit drei Regimentern versehen. Die Regimenter jedes Korps zählen zumeist (XIV. und XV. Korps, die in ihrem eignen Bestande weniger, XII. und XI. Korps, die mehr haben) 20 Batterien, darunter drei reitende. Im Kriege soll zu jeder Division ein Regiment zu sechs Batterien treten, der Rest der Feldartillerie der Korps, nach Abgabe von einer bis zwei reitenden Batterien an die im Kriege aufzustellende größere Zahl von Kavalleriedivisionen, zu einem Korps-Artillerieregiment zusammengestellt werden. Das Armeekorps setzt sich im allgemeinen aus zwei Divisionen, diese wieder aus zwei Infanteriebrigaden zu zwei Regimentern mit je drei (vier) Bataillonen, oft mit einem Jägerbataillon und einer Kavalleriebrigade zusammen. Abweichungen kommen jedoch vor. So haben vier Armeekorps, das I., XI., XII. und XV., das erste und letzte aus besonderen militärischen Rücksichten, das XI. durch Hinzutritt der großherzoglich hessischen (25.), das XII. durch Neubildung einer Division (33.) nicht zwei, sondern je drei Divisionen, so daß sich die Ziffer der letzteren auf 39 in 18 Armeekorps bezw. einschließlich drei Kavalleriedivisionen auf 42 beläuft. Die 31 Bataillone Fußartillerie

enthalten je vier Kompanien, die Regimenter unterstehen den Fußartillerieinspektionen (vier), diese der Generalinspektion. Ein ähnliches Verhältnis besteht bezüglich der Feldartillerie, doch dürften deren Generalinspektion und Inspektionen demnächst aufgelöst und die Feldartilleriebrigaden den Armeekorps unterstellt werden.

Die 19 Pionierbataillone enthalten im Frieden je vier Kompanien, die 18 Trainbataillone je drei Kompanien, das sehr wichtige Eisenbahnregiment besteht aus 16 Kompanien und hat eine eigne Eisenbahnstrecke (Berlin-Zossen). An Lehrtruppen bestehen dauernd eine Lehrbatterie und eine Lehrkompanie der Fußartillerie, das Lehrbataillon der Infanterie wird immer neu formiert.

Niedrigste Ersatzbehörden, die auch die Stammlisten des Urlauberstandes in Ordnung halten, sind die Landwehr-Bezirks-Kommandos, deren Zahl anzuführen hier keinen Wert hat, da man nicht etwa denken darf, daß sich diese mit den Ziffern der aufzustellenden Landwehrbataillone deckt. Die letztere wird zweifellos eine sehr viel größere sein, ist aber Geheimnis der Heeresleitung bezw. des Mobilmachungsplanes.

Der telegraphisch an die Armeekorps übermittelte und von diesen weiter gegebene Mobilisierungsbefehl des Kriegsherrn setzt den ganzen, im Frieden so sorgfältig vorbereiteten Mechanismus der deutschen Streitmacht nach einem ganz bestimmten Plane in Bewegung. Schnell arbeiten alle Hebel und dabei sicher, wie dies zwei große Kriege bewiesen und zweifellos ein neuer Krieg wieder beweisen würde. Sicherheit, Gleichmäßigkeit und Ununterbrochenheit sind über alle Zweifel erhaben. Jede Behörde weiß, was ihres Amtes ist. Die Einberufung der Leute, Ankauf der nötigen Pferde, Bildung der Stäbe, Transport von Leuten und Pferden zum Mobilmachungsorte, Bildung der Truppenteile, dann Abtransport in den strategischen Aufmarschraum nach einem bestimmten Plane, das ist im großen und ganzen der Gang des sehr schwierigen Mobilmachungsgeschäfts.

Die Streitmacht gliedert sich dann in Feldtruppen — zu dem das stehende Heer und wenn nötig die ganze Landwehr gerechnet werden kann — in Ersatztruppen, welche für die Deckung der Verluste sorgen und zunächst aus der Ersatzreserve gespeist werden, und in Besatzungstruppen, die den Dienst in den heimischen Festungen und Garnisonen übernehmen, wenn nötig aber auch in Feindesland nachgezogen werden können.

Die Feldtruppen gliedern sich in Armeen, diese wieder in Armeekorps, Kavalleriedivisionen und Reservedivisionen. Das Armeekorps wird im allgemeinen zu zwei bis drei Divisionen, die Korpsartillerie, selbständigen Pionierkompanien mit Korpsbrückentrain, den Munitionskolonnen und den Trains angenommen, zu welch letzterem die Proviantkolonnen, die Feldbäckerei und das Pferdedepot gehören, so daß das Armeekorps alles besitzt, was es zur Selbstständigkeit bedarf.

Sanitätsdetachements sorgen für die Verwundeten, Munitionskolonnen für die Munition, Proviantkolonnen führen Lebensmittel mit sich, die Feldpost vermittelt den Verkehr mit der Heimat. Auf einer Straße marschierend, würde das Armeekorps ungefähr 3 Meilen Tiefe haben.

Die Vorbereitung des Kriegsplans liegt in der Hauptsache in der Hand des ausgezeichneten Generalstabes, der auch in allen andern Heeresfragen, zugleich mit dem Kriegsministerium, eine wichtige Stimme hat.

Je mehr in der Neuzeit die Entscheidung auf dem Schlachtfelde von der Feuerüberlegenheit abhängt, um so mehr gewinnt die Bewaffnung an Bedeutung. In dieser Beziehung hat die deutsche Heeresleitung den richtigen Grundsatz befolgt, sich nicht von andern Staaten überholen zu lassen. In der Hand der deutschen Infanterie war zuerst das Repetiergewehr (Muster 1871/84), das bei leichter Handhabung vorzügliches Schießen gestattet. Für den Krieg liegt ein sehr großer Vorrat von Patronen bereit. Die Erleichterung der Last des Infanteristen durch die neue sehr zweckmäßige Ausrüstung, die ein leichtes Ablegen des nicht mehr die Brust drückenden Tornisters und die Benutzung des Mantels gegen Regen und als Zeltdach gestattet, erlaubt, dem Mann sehr viel mehr Patronen als früher unmittelbar mitzugeben und sichert dadurch mehr vor dem Verschießen. Das Gewehr besitzt ein Magazin unter dem Laufe, mit dessen Hilfe ein verheerendes Schnellfeuer abgegeben werden kann. Die Kavallerie führt, nachdem die Kürasse in Wegfall gekommen, fast durchweg Mauserkarabiner und Säbel; neuerdings scheint man allen Reiterregimentern die Lanze geben zu wollen. Die Feldartillerie ist mit Kruppschen Stahlgeschützen von $8{,}_8$-cm- (die Feld-) und $7{,}_5$-cm- (reitende Artillerie) Kaliber bewaffnet, die mit ihren Granaten (Doppelringgranaten, die fast 180 Sprengstücke liefern) und Shrapnels (mit 240 Kugeln) sowie Kartätschen eine vorzügliche Wirkung ergeben. Die Fußartillerie besitzt lange und kurze Kanonen und Mörser verschiedenster Art. Pioniere und Fußartillerie haben die Mauserbüchse, der Train ist mit Säbel und zum Teil Karabiner ausgerüstet.

Eine bestimmte Stärke der Feldtruppen anzugeben, ist nicht möglich, man kann sich aber ein ungefähres Bild verschaffen, wenn man bedenkt, daß das stehende Heer und die Landwehr ersten Aufgebots allein zwölf Jahrgänge geschulter Leute mit mindestens 1300000 Köpfen enthalten, daß das mobil gemachte stehende Heer 372 Schwadronen (der Linie) und $6 \times 364 = 2184$ Geschütze zählt, die Landwehr zweiten Aufgebots ungefähr 700000 ausgebildete Leute ins Feld stellen kann. Die auf das stehende Heer und die Landwehr ersten Aufgebots entfallende Ziffer würde allein schon wohl 60 Divisionen zu bilden gestatten. Die vorzügliche Schulung und bewährte Führung treten hinzu, um das deutsche Heer zu einem für den Gegner furchtbaren zu machen.

Österreich. Österreich-Ungarn ist gerade in diesen Tagen im Begriffe, einen für den Umfang und die Leistungsfähigkeit seiner Wehrkraft hochwichtigen Schritt zu thun und damit deutlich zu beweisen, daß es seine ganze wehrfähige Mannschaft zweckmäßig gegliedert einzusetzen gewillt ist. Eine festgesetzte und höher als bisher bemessene Rekrutenzahl besteht fortan für das stehende Heer und die beiden, nach den Reichshälften scharf getrennten Landwehren, sie wird 125000 Mann im Jahre betragen, von denen rund 22000 auf die Landwehren entfallen. Die Höhe der Kriegsstärke ist im Gesetze nicht mehr wie früher enthalten. Die Höhe der Ersatzreserve, die früher jährlich auf $^1/_{10}$ der Rekrutenziffer für das stehende Heer, also auf 9500 Köpfe festgesetzt war, für

das ganze stehende Heer also nach Abzügen rund 80000 Mann, d. h. eine Zahl aufwies, die nicht einmal den ersten Bedarf vollkommen deckte, wird dadurch vergrößert, daß in dieselbe auch die zeitlich Befreiten, die bedingt Tauglichen, die Lehrer an Volksschulen, die Besitzer ererbter Landwirtschaften eingereiht werden. Allein die zeitlich Befreiten belaufen sich bisher jährlich auf 46000. Die Schulung der Ersatzreservisten wird dadurch gründlicher, daß dieselben nicht nur ihre erste achtwöchentliche Übung durchmachen, sondern auch an allen Einberufungen der Reservisten teilnehmen. Sie treten also ziemlich vorbereitet in die Ersatztruppenteile ein. Stehendes Heer und Landwehr haben sodann ihre eigne Ersatzreserve, jenes aus zehn Jahrgängen, diese aus zwei Jahrgängen, diejenige des stehenden Heeres dürfte sich nach Durchführung des Gesetzes auf rund 500000, die der Landwehr auf 100—120000 Mann belaufen. Da die Geldverhältnisse des österreichischen Reiches eine bedeutende Erhöhung des jährlichen Rekrutenjahrganges, damit der Friedensstärke, nicht gestatten, so mußte man zur Steigerung der sofort im Felde verwendbaren Kräfte einen andern Weg wählen, den nämlich, die noch besser zu schulende und schneller mobil zu machende Landwehr sofort mit dem stehenden Heere ins Feld zu senden. Die Möglichkeit dazu boten 1) die 1886 gesetzlich befohlene und 1887 durchgeführte Neuordnung des Landsturms, 2) die Neuerungen des schwebenden Gesetzes, welche bei der Landwehr die im Frieden vorhandenen Stämme vergrößern, ihr eine bestimmte Rekrutenzahl überweisen, für sie die Stäbe im Frieden schon bilden, ihre Übungen gründlicher gestalten und sie baldigst mit denselben Waffen und derselben Ausrüstung wie des stehenden Heeres versehen. Das sind in großen Zügen die Neuerungen des Gesetzes, auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Hier sei zunächst darauf hingewiesen, daß in Österreich-Ungarn seit 1868 die allgemeine Wehrpflicht besteht, drei Jahre Dienstzeit im stehenden Heere, sieben Jahre in dessen Reserve, zwei Jahre in der Landwehr, bezw. für die direkt in die Landwehr Eingestellten zwölf Jahre in dieser, für die Ersatzreservisten zehn Jahre Zugehörigkeit zum stehenden Heer, zwei Jahre zur Landwehr, dann für alle diese Leute fünf Jahre Wehrpflicht im Landsturm ersten, darauf fünf Jahre im Landsturm zweiten Aufgebots, für die in keiner Wehrklasse gedienten Leute vom 17.—37. Jahre Landsturmpflicht ersten, dann bis zum 42. Jahre Landsturmpflicht zweiten Aufgebots — das sind in großen Zügen die Bestimmungen des 1886 geänderten Wehrgesetzes. Daraus geht hervor, daß das stehende Heer im Kriegsfalle ebenso wie die Landwehr nur geschulte Leute enthält, der Landsturm ersten Aufgebots, neben 20 Jahrgängen ungeschulter Leute auch fünf Jahrgänge ausgebildeter enthält, das zweite Landsturmaufgebot fünf Jahrgänge geschulter und eine große Menge ungeschulter Leute umfaßt und als die letzte Staffel der Wehrkraft angesehen werden kann. Der Landsturm ersten Aufgebots kann gesetzlich zur Verstärkung des stehenden Heeres und der Landwehr sowohl durch direkte Einstellung von Leuten in diese als in besondere Truppenteile zusammengestellt verwendet werden. Eigne sogenannte Auszugstruppenteile sind denn auch im Landsturm ersten Aufgebots vorgesehen und liegen bei den Landwehrbataillonen, die auch die Listen der Landsturmleute

führen, Bekleidung und Ausrüstung bereit. Indem diese Auszugstruppenteile des Landsturms den Besatzungsdienst und bei einem Angriffskrieg Österreichs auch den Schutz der rückwärtigen Verbindungen (Etappendienst) übernehmen, machen sie die ganze Landwehr frei (184 Bataillone, 40 Schwadronen Auszugstruppen werden aufgestellt) und der Überschuß an ausgebildeten Leuten im Landsturm ersten Aufgebots erlaubt, die bisherigen Ergänzungstruppen der Infanterie und Jäger (112 sogenannte 5. Bataillone) sofort in das Feld rücken zu lassen. Die Infanterie des stehenden Heeres zählt in Österreich-Ungarn 102 Regimenter zu vier Feld- und einem Ergänzungsbataillon. Für letzteres besteht im Frieden ein schwacher Stamm (6 Offiziere und 29 Mann). Die vier Feldbataillone haben in ihren Kompanien nicht alle denselben Stand, man unterscheidet, nach der jüngst erfolgten Aufhebung des verminderten Standes, den erhöhten (3 Offiziere und 128 Mann, welche die Kompanien in Bosnien und der Herzegowina haben) und den „normalen" Friedensstand (3 Offiziere und 83 Mann). Die Jäger umfassen das Tiroler Kaiserjägerregiment zu zehn Feld- und zwei Ersatzbataillonen und 32 Bataillone zu je vier Feld- und einer Ergänzungskompanie. Sie werden im Kriege den Divisionen zugeteilt. Im ganzen zählt die Infanterie des stehenden Heeres also 408 und 42 = 450 Feld- und 104 Ergänzungsbataillone bezw. 32 Ergänzungskompanien.

Die Reiterei des stehenden Heeres besteht, außer der Arcieren-Leibgardeschwadron, aus 14 Dragoner-, 16 Husaren- und 11 Ulanenregimentern, die letzteren haben vor einigen Jahren die Lanze abgelegt, dürften sie aber wieder erhalten. Jedes Regiment besteht aus sechs Schwadronen und einem Ergänzungsstamm und stellt im Kriege eine Ergänzungsschwadron, eine Reserveschwadron und zwei Stabszüge auf. Drei Schwadronen bilden eine Division (Halbregiment), nicht zu verwechseln mit der Kavalleriedivision, die 24 Schwadronen und eine bis zwei reitende Batterien umfaßt. Im Frieden sind also 246 Schwadronen vorhanden. Die im vorigen Jahre eingetretene Erhöhung des Pferdestandes für die Kavallerie, verbunden mit einer Vermehrung der Mannschaften, erlaubt den schnellen Übergang auf den Kriegsfuß, bei welchem man mit 246 und 82 Schwadronen und den erforderlichen Stabszügen zu rechnen hat. Nach Beteilung der Infanteriedivisionen mit je drei Schwadronen dürfte Österreich mit Hilfe der Landwehrreiterei noch 5—6 Kavalleriedivisionen aufstellen.

Die Feldartillerie ist durch die jüngst erfolgte Aufstellung von fünf weiteren schweren Batteriedivisionen zu drei Batterien mit je zwei Geschützen (Stämme für die Artillerie der 14 Landwehrdivisionen erster Linie) auf 14 Korpsartillerieregimenter zu fünf Batterien auf normalen Friedensstand, eine Batteriedivision auf vermindertem Friedensfuß gekommen, fünf Korpsartillerieregimentern sind je zwei reitende Batterien zugeteilt, die im Frieden und Kriege sechs Geschütze zählen, während die Feldbatterie dann auf acht Geschütze kommt. Außerdem bestehen 28 schwere Batteriedivisionen zu drei Batterien als Divisionsartillerie und sechs Gebirgsbatterien in Bosnien, deren Zahl im Kriege verdoppelt wird. Auf Kriegsfuß würden wir also an Geschützen zu rechnen haben 60 Geschütze der reitenden, 14 × 40 der Korpsartillerie, 84 × 8 der Divisionsartillerie, 42 × 8 der Landwehr und 12 × 8 der Gebirgsartillerie, zusammen 1784.

Jedes Feldartillerieregiment hat außerdem schon im Frieden einen Stamm für die im Kriege aufzustellenden Ersatztruppen und die Munitionskolonnen.

Die Festungsartillerie zählt zwölf Bataillone zu je fünf Feld= und einer Ergänzungskompanie.

Die Genietruppe umfaßt zwei Regimenter zu fünf Bataillonen, zwei Reserve=, sechs Ergänzungskompanien; die Pioniertruppe ein Regiment zu fünf Bataillonen, von denen jedes vier Feld=, eine Reserve=, eine Ergänzungskompanie besitzt.

Hochwichtig ist das Eisenbahn= und Telegraphenregiment, das zwei Feld= und ein Ergänzungsbataillon zählt, nach dem Muster des deutschen Eisenbahnregiments gebildet ist und im Kriege nicht allein die nötigen Eisenbahntruppen, sondern auch 45 Feldtelegraphen= und drei Gebirgstelegraphenabteilungen aufstellt (für jede Division erster Linie eine solche).

Die Traintruppe besteht aus drei Regimentern zu je fünf Schwadronen und einem Ergänzungsstamm. Neuerdings sind als Stamm für den Train der Landwehrtruppe fünf Schwadronen hinzugetreten.

In bezug auf Bewaffnung hat Österreich in der letzten Zeit sehr große Fortschritte gemacht. Seine Feldartillerie besitzt in den $7,_5$=cm=Bronzegeschützen (aus gehärteter Uchatiusbronze) und in den $8,_7$=cm=Bronzegeschützen (für die schweren Batterien) eine ganz vorzügliche, der deutschen Artillerie gleichwertige Waffe, die sich auch leicht bewegen läßt. Die Granaten sind nach dem deutschen Muster hergestellt, die Shrapnels zeigen weniger Füllkugeln und haben die Sprengladung am Boden, nicht in der Mitte. Außerdem führt die österreichische Artillerie noch Brandgranaten und für das Beschießen von Truppen hinter Deckungen sogenannte Wurfladungen, die kleiner sind. Auch Kartätschen sind vorhanden. Die österreichische Artillerie genießt mit Recht einen hohen Ruf.

Die Infanterie des stehenden Heeres und demnächst auch der Landwehr (von 1890 ab) führt das Mannlicher Repitiergewehr von 8=mm=Kaliber, dessen Herstellung mit Hochdruck betrieben wird. Es besitzt ein mit dem Mittelschaft fest verbundenes Magazingehäuse für Paketladung zu acht Patronen, so daß das Gewehr jedetzeit repetierbereit ist. Das Gewicht beträgt $4,_2$ kg ohne und $4,_9$ kg mit Patronen. Das Geschoß hat einen Stahlmantel. Die Patrone wiegt $39,_6$ g gegenüber 42 g der 11=mm=Patrone. Man kann dem Manne deshalb, zumal die neue Infanterieausrüstung, die in mancher Beziehung der deutschen ähnelt, ihm eine geringere Last aufbürdet, mehr Patronen mitgeben. Außerdem wurden Kompanie=Patronenwagen eingeführt, die 7000 Patronen enthalten.

Für die Festungsartillerie wurde der Vorrat an Stahlbronzegeschützen vermehrt.

Die Landwehren in Österreich und Ungarn sind, wie bemerkt, scharf voneinander geschieden. Sie haben aber ein Gemeinsames, daß sie nämlich im Frieden schwache Stämme besitzen, die auch die Ausbildung der sofort in die Landwehr eingestellten Leute übernehmen. Diese Stämme erhalten nach den neuen Gesetzen eine bedeutende Verstärkung, so daß in Cisleithanien pro Landwehrbataillon eine starke Friedenskompanie, pro Kavallerieregiment eine starke

Schwadron im Frieden besteht, in Transleithanien sollten pro Bataillon vier schwache Kompanien im Frieden schon bestehen, und die Honvedhusarenregimenter sollen statt für vier, die Stämme für sechs Schwadronen erhalten. Auf diese Weise soll die Ausbildung eine sehr gründliche und die Mobilmachung eine schnellere werden, zumal auch die Regimentsstäbe gebildet werden. Die Ziffer der jährlich einzustellenden Rekruten wird 22000 betragen. Da nun jährlich die Landwehr auch zwei Jahrgänge erhält, die im stehenden Heere gedient haben, also 2 × 103 000 = 206 000 und zwölf Jahrgänge direkt in dieselbe eingestellter Leute, so wird sich, ohne die Ersatzreserve, die Landwehrkraft aus geschulter Mannschaft auf 206000 und 12 × 22000 = 470000 Köpfe belaufen, gegenüber 381000, die beide Landwehren jetzt zählen. Damit ist man nicht allein im stande, die im Frieden in Stämmen vorhandenen 92 Bataillone und 24 Schwadronen (6 Regimenter) Cis- und 92 Bataillone, 60 Schwadronen (im Kriege 15 Regimenter, im Frieden 10) Transleithaniens aufzustellen, sondern auch noch 92 Reservebataillone und 20 Reserveschwadronen zu bilden. Man behält dann sogar noch viele Leute übrig. Die genannten Truppenteile bilden im Kriege 14 Divisionen, für welche auch Kavallerie und Artillerie schon vorhanden sind und welche schon mit denen des stehenden Heeres fortlaufend neu vereint werden, ferner 6½ Reservedivisionen, zusammen 20½ Divisionen. Wie wir eben gezeigt haben, ist es Dank dem Überschusse des Landsturms möglich, die 112 Ergänzungs- (5.) Bataillone des stehenden Heeres gleichfalls sofort ausrücken zu lassen, d. h. weitere 7 Divisionen, so daß Österreich Ungarn 58½ Infanterie- und 5—6 Reiterdivisionen ins Feld zu stellen vermöchte. Hinter diesen ständen dann noch 184 Landsturmbataillone und 40 Schwadronen ersten Aufgebots. Schon heute kann Österreich ungefähr 1400000 Mann und rund 1800 Geschütze in die Wagschale der Entscheidung werfen.

Italien. Italien hat seiner Wehrkraft seit dem Jahre 1872 dauernd eine steigende Entwickelung gegeben, die Fortschritte haben seit dem Jahre 1882 einen sehr beschleunigten Gang angenommen. Heute ist Italien auch militärisch eine starke Großmacht zu nennen. Aufgebaut auf dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht, gliedert sich die Landmacht Italiens in das stehende Heer, die Mobilmiliz (Landwehr) und den Landsturm (Territorialmiliz), sowie die Ersatzreserve (die sogenannte zweite Kategorie). Die Wehrpflicht umfaßt drei Jahre im stehenden Heere, fünf Jahre in dessen Reserve, vier Jahre in der Mobil- und bezw. für die direkt dorthin Überwiesenen 19 Jahre in der Territorialmiliz. Jährlich werden 82000 Mann als erste Kategorie dem stehenden Heere, ungefähr 40000 demselben als zweite Kategorie (Ersatzreserve) und ungefähr 50000 der dritten Kategorie überwiesen. Die zweite Kategorie erhält als Ersatzreserve eine dreimonatliche Schulung, die dritte Kategorie, d. h. nur die direkt in dieselbe Eingestellten, nur 15 Tage Schulung. Das mobil gemachte Heer wird daher, nach Durchführung des Gesetzes, 8 × 82000 Mann, noch Abgängen ungefähr 600000 Mann, dazu 8 × 40000, nach Abgängen 250000 geschulte Ersatzreservisten, die Mobilmiliz 4 × 82000 im Heere gediente und 4 × 40000 in der Ersatzreserve geschulte Leute, nach Abgängen 280000 Feldverwendbare und 120000 Ersatzreservisten zählen, während auf

den Landsturm 7 × 82000, nach starken Abgängen 450000 hinreichend geschulte und 19 × 50000, d. h. nach sehr starken Abgängen, 800000 Mann enthalten. Rechnen wir nur die geschulten Leute zusammen, so ergeben sich für die Feldtruppen (stehendes Heer und Mobilmiliz) 600000 + 280000 = 880000 Mann und 250000 + 120000 = 370000 Ersatzreservisten, d. h. über eine Million Streiter, hinter denen allein 450000 ausgebildete Leute des Landsturms stehen.

Die Eigentümlichkeit der Lage Italiens hat auch besondere Waffenarten dort entstehen lassen.

Die Infanterie des stehenden Heeres zählt 96 Regimenter zu je drei Bataillonen und eine Ersatzkompanie, 12 Regimenter Bersaglieri (eine leichte, im Laufschritt exerzierende, sehr gut schießende und in ihrer kleidsamen Uniform mit großem Hut und wallendem Hahnenbusch vorzüglich aussehende Truppe) zu je drei Bataillonen und einer Ersatzkompanie, sieben Regimenter Alpini (Alpentruppen) mit 75 Kompanien, zu denen neun Gebirgsbatterien treten.

Da die Alpentruppen der Landwehr (Mobilmiliz) und des Landsturms (Territorialmiliz) zugleich mit denen der Linie mobil gemacht werden, so sei gleich hier erwähnt, daß die Mobilmiliz 22, die Territorialmiliz 72 Kompanien Alpentruppen und erstere auch neun Gebirgsbatterien enthält, die Alpentruppen also auf Kriegsfuß rund 36000 Mann und 108 Geschütze zählen. Hirten und Jäger, mit allen Saumpfaden der Alpen vertraut, nie ermüdend, scharf hörend und sehend und vorzüglich schießend, bilden diese Alpentruppen eine Elitewaffe sowohl zur Verteidigung wie zum Angriff.

Die Kavallerie Italiens zählt 24 Regimenter zu je sechs Schwadronen und einen Ersatzstamm, sie ist in neun Brigaden gegliedert und stellt im Kriege vier Kavalleriedivisionen auf. Die Regimenter tragen alle Bezeichnungen nach Städten, nur zwei Regimenter Namen von Königen (Umberto I. und Vittorio Emanuele).

Die Feldartillerie besteht aus 24 Regimentern zu je acht Batterien, sechs reitenden Batterien und der Gebirgsartillerie (neun Batterien). Sie stellt im Kriege 1196 Geschütze auf.

Die Festungsartillerie ist in fünf Regimenter gegliedert, die Genietruppen in vier Regimenter, die auch Eisenbahn- und Telegraphenbrigaden sowie Pontonier- und Lagunentruppen enthalten. Artillerie und Genie haben ihren eignen Train.

Das stehende Heer ist in zwölf Armeekorps eingeteilt. Jedes von diesen enthält im Kriege zwei Divisionen und die sogenannten Suppletivtruppen, jede Division zwei Brigaden. Die Suppletivtruppen bestehen aus der Korpsartillerie (acht Batterien), dem Bersaglieriregiment und einigen Pionierkompanien mit Brückentrain. Außerdem sind Trains, Munitionskolonnen, Proviantkolonnen, Sanitätsdetachements und Lazarette sowie Feldpost vorhanden.

Die Mobilmiliz enthält 48 Regimenter Infanterie, 18 Bataillone Bersaglieri und 48 Batterien sowie 31 Geniekompanien, abgesehen von den oben genannten Alpentruppen, der Gebirgsartillerie und den Spezialtruppen für Sardinien und Sizilien, sowie Sanitätssektionen. Sie bildet im Kriege zwölf starke Divisionen.



Italienische Armee.

Artillerie-Offizier. Bersagliere. Infanterie-Korporal. Infanterie-Offizier. Trompeter vom Kavallerie-Reg. Savoyen. Offizier der Lanzenreiter. Lanzenreiter.

Hinter diesen stehen 300 Bataillone, 30 Genie- und 100 Fußartilleriekompanien des Landsturms zu Besatzungszwecken. Stämme für Landwehr und Landsturm sind im Frieden nicht vorhanden, die Aufstellung ist aber vorbereitet. Italien kann also 36 Divisionen und drei Reiterdivisionen sowie 36000 Mann Alpentruppen ins Feld stellen und behält dann genug übrig, um seine Küsten zu schützen, was übrigens hauptsächlich der Marine zufällt.

Die Bewaffnung entspricht den heutigen Ansprüchen; die $8{,}_7$- und $7{,}_5$-cm-Bronzegeschütze sind den österreichischen gleichwertig, für die Infanterie ist das Repetiergewehr Vitali eingeführt, das unter dem Verschlußgehäuse ein Magazin enthält. Dazu wurde eine neue Patronentasche eingeführt. Das Gewehr hat 8-mm-Kaliber und ist eine sehr leichte und gute Waffe; die Leute tragen 96 Patronen bei sich, jede Kompanie hat einen Patronenwagen. Die italienische Armee hat in jedem Jahre in den Manövern mehr ihre ganz vorzügliche Schulung bewiesen, sie kann in dieser Beziehung als der Vollkommenheit nahe angesehen werden.

Nehmen wir an, daß Deutschland über 2 Millionen, Österreich 1400000 (in $58^1/_2$ gemischten und 6 Reiterdivisionen), Italien 880000 Mann (in 36 gemischten, 3 Reiterdivisionen) ins Feld stellen können, so beläuft sich die Feldkraft des Dreibundes auf 4 Millionen Streiter mit über 4000 Feldgeschützen, gut bewaffnet, gut geschult, schnell mobil gemacht — eine Zahl, die wohl mehreren Großmächten mit Erfolg die Spitze bieten kann. Dazu steht zu erwarten, daß sich bei einem Kriege gegen Rußland und Frankreich für den Dreibund noch Bundesgenossen finden, vor allem die Türkei, ein Teil der Balkanstaaten und vielleicht auch England.

Frankreich. Steter Wechsel im Kriegsministerium hat in Frankreich die Ansichten über Wehrgesetze und Wehrkraft immer wechseln, diese deshalb nicht die Höhe erreichen lassen, die man sich erwünschte. Der Streit um das Wehrgesetz und die Organisation des Heeres haben schon bald nach Einführung des Rekrutierungsgesetzes von 1872 und des „Cadregesetzes“ von 1875 begonnen. Die umfassendsten Änderungen plante der „brave général“, der sich doch sobald als ein politischer Hetzer entpuppen sollte, Boulanger. Er wollte den Ersatz des Heeres und dessen Gliederung auf breiterer Grundlage aufbauen, alle Wehrpflichtigen auf drei Jahre einreihen, dadurch eine erdrückende Zahl von geschulten Leuten für den Krieg sicher stellen und im Frieden eine möglichst große Zahl von Stämmen für diese bereit halten. Mit Änderungen von der Deputiertenkammer angenommen, dann vom Senate wieder geändert, wandern die Boulangerschen, schon zwei Jahre alten Vorlagen nun wieder zur Deputiertenkammer zurück — um vielleicht in Jahresfrist bedeutend geändert zur Annahme zu gelangen. Spezialgesetze haben ja in den zwei Jahren die Pläne Boulangers stark durchlöchert, vor allem die Gesetze des 25. Juli 1887 (Kriegsminister Ferron).

In bezug auf die Wehrpflicht bestehen, dem Namen nach, noch die Gesetze von 1873 zu Recht, thatsächlich werden sie aber mit starken Abweichungen angewendet. Fünfjährige Zugehörigkeit zum stehenden Heere, vierjährige zu dessen Reserve, sechsjährige zur Territorialarmee (Landwehr),

fünfjährige zur Reserve der Territorialarmee, zusammen zwanzigjährige Wehrpflicht, zu welcher aber demnächst noch weitere fünf Jahre im Landsturme hinzutreten werden, das sind die Hauptsatzungen. Nicht alle waffenfähigen Leute werden aber für fünf Jahre (dem Namen nach, in Wirklichkeit nur 3½) in das stehende Heer eingestellt, nur die erste Portion, d. h. jährlich rund 100000 Rekruten, durchlaufen diese; die zweite Portion dient nur zehn Monate (40000 Mann jährlich) und viele Leute werden als sogenannte Disponible nur wenige Monate geschult. Als vollkommen für den Feldgebrauch ausgebildet kann nur die erste Portion angesehen werden, obwohl die Franzosen auch die zweite Portion ins Feld stellen wollen. Die neuen Pläne gehen dahin, die Rekrutenzahl zu erhöhen, dafür aber die Leute nur drei Jahre (in der That nur 2½) unter den Fahnen zu lassen. Da die Friedensstärke des französischen Heeres 527000 Mann beträgt und rund 60000 von diesen auf die dauernden Stämme entfallen, so würde man jährlich 140000 Mann einreihen können und dadurch für Feldzwecke im stehenden Heere allein 9 × 140000, in der Landwehr (Territorialarmee) 6 × 140000, zusammen 2100000 Mann erhalten, nach starken Abzügen 1600000 gut geschulter Leute, zu denen dann noch die Ersatzreserve träte und hinter welcher sich zehn Jahrgänge Landsturm bildeten. Heute ist diese Zahl von hinreichend geschulten Leuten in Frankreich zwar noch nicht erreicht, die Wehrkraft dieses Landes aber immerhin eine sehr bedeutende.

Die Infanterie besteht aus 144 sogenannten Subdivisionsregimentern zu je drei vollen Bataillonen und dem starken Stamm für ein viertes, das bei der Mobilmachung gleich aufgestellt werden kann, zu dem man noch ein fünftes beizufügen gedenkt, 18 Regionalregimentern (die sich aus dem Bezirke, in dem sie stehen, auch ergänzen und hauptsächlich zum Grenzschutz bestimmt sind) zu je drei Bataillonen, 30 Jägerbataillonen zu vier Kompanien (von dem zwölf aber als Gebirgsjäger demnächst je sechs Kompanien erhalten werden), vier Zuavenregimentern zu je vier Bataillonen mit je vier Kompanien, vier Regimentern algerischer Tirailleurs von derselben Stärke, drei Bataillonen leichter afrikanischer Infanterie zu je sechs Kompanien und zwei Fremdenregimentern zu vier Bataillonen mit je vier Kompanien.

In Anam und Tongking bestehen außerdem ein Regiment Tirailleure und vier Jägerbataillone. Abgesehen von diesen zählt das französische Heer also 559 volle Bataillone und die Stämme für 144 sogenannte vierte Bataillone, die bei der Mobilmachung sofort aufgestellt und zu denen sich sogar voraussichtlich noch ebenso viele fünfte gesellen werden. In erster Linie würde man dann also mit 559 und 288 = 847 Bataillonen zu rechnen haben.

Die Kavallerie zählt nach den jüngst vorgenommenen Neubildungen 84 Regimenter zu je vier Schwadronen, die Bildung von zwei weiteren Dragonerregimentern (29 und 30) ist für die nächste Zeit geplant, die Ziffer von 86 Regimentern (30 Dragoner-, 21 Jäger-, 12 Kürassier-, 13 Husaren-, sechs Chasseurs d'Afrique und vier Spahis) wäre dann erreicht. Auch dann freilich würde die französische Kavallerie die Stärke der deutschen noch nicht erreichen (465 Schwadronen), sie würde dann 349 Schwadronen ins Feld stellen können,

von denen, nach Abgabe an die Armeekorps, sechs (so viele bestehen im Frieden) bis acht Reiterdivisionen gebildet würden. Neben der geringen Reitfertigkeit des Franzosen und der mangelhaften Pferdepflege besteht ein Krebsschaden der französischen Reiterei darin, daß man zu viele dienstuntaugliche und zu junge Pferde in den Beständen hat, so daß die Regimenter nur mit vier Schwadronen von ihren fünf und diese nur mit je 100 Pferden zu Übungen ausrücken können. Von 740 Pferden des Friedensstandes bringt man im Durchschnitt nur 400 auf das Übungsfeld.

Die Feldartillerie besteht aus 38 Regimentern in 19 Brigaden, eine für jedes Armeekorps, die des XIX. (algerischen) Korps ist aber in Frankreich selbst untergebracht. Die ersten Regimenter jeden Korps zählen 12 Batterien, darunter zwei Depotbatterien, die zweiten 11 Batterien, darunter drei reitende und zwei Depotbatterien. Jedes Korps verfügt also, da die Depotbatterien wie die übrigen ausgestattet sind, über 23 Batterien zu je vier Geschützen, drei Wagen im Frieden (die reitenden haben aber sechs Geschütze und zwei Wagen bespannt), zusammen 380 Feld- und 57 reitende Batterien, von denen 18 den 6. Kavalleriedivisionen dauernd zugewiesen sind. Neuerdings sollen zwei Regimenter zu je sechs Gebirgs-, zwei fahrenden und zwei Fußbatterien hinzutreten.

Die Fußartillerie zählt 16 Bataillone mit 96 Fußbatterien, die Belagerungstrains enthalten je 180 Geschütze verschiedener Kaliber. Die Genietruppe umfaßt vier Regimenter, doch sollen neuerdings die Pontoniere zu derselben übertreten und ein Eisenbahnregiment selbständig gebildet werden. Die Traintruppe enthält 19 Eskadrons zu je fünf Kompanien. Außerdem besteht in Paris ein Regiment Pompiers und die Garde republicain, erstere militärisch gegliederte Feuerwehr. Zur Armee kann man auch die sehr starke Gendarmerie rechnen.

In bezug auf Bewaffnung hat Frankreich auch den Schritt zum Repetiergewehr gethan, und zwar zum kleinkaliberigen, das mit Unrecht dem Oberst Lebel zugeschrieben wird. Das Gewehr soll französischer Behauptung zufolge eine ganz besondere Leistungsfähigkeit aufweisen. Man hat aber bis jetzt dem Pulver der Patrone noch nicht die nötige Haltbarkeit geben können. Dieser Umstand macht es unmöglich, einen genügenden Patronenvorrat für den Krieg aufzubewahren, was sehr mißlich genannt werden muß. Das Magazin faßt acht Patronen. Die Neubewaffnung ist noch lange nicht allgemein durchgeführt, für die Territorialarmee noch nicht der Anfang damit gemacht worden. Die französische Artillerie führt 80- und 90-mm-Geschütze, Muster de Bange, erstere bei den reitenden, letztere bei den Feldbatterien. Bei guter Treffleistung haben diese französischen Geschütze eine geringere Geschoßwirkung als die deutschen, selbst mit den neuen Shrapnels, die die Sprengladung im Kopfe enthalten. Außerdem bürdet das 90-mm-Geschütz den Zugpferden eine so große Last auf, daß man bei schwierigem Boden nicht bestimmt auf das Eintreffen desselben rechnen kann.

Für das auf Kriegsfuß zu bringende stehende Heer sind heute in Frankreich rund 9 × 100000, nach Abgängen rund 820000 gut geschulte, und 9 × 35000, nach Abgängen 250000 nicht hinreichend ausgebildete, zusammen

1070000 zur Verfügung, wozu noch 80000 Köpfe der Stämme und die Gendarmerie kommen.

In zweiter Linie wird auf die Territorialarmee gerechnet, die neben vielen ungeschulten Leuten auch fünf, wenn nötig, sechs Jahrgänge ausgebildeter Leute enthält, zu denen man auch die zweite Portion rechnen kann, also 6 × 130000, nach starken Abgängen 650000 Mann. Planmäßig kommen 144 Infanterieregimenter, für welche man Stämme zur Aufstellung von je sechs Bataillonen vorbereitet, neun Zuavenbataillone, 172 Schwadronen und 18 Regimenter Artillerie zu acht Batterien in Ansatz. Man darf jedoch mit Rücksicht auf den Mangel an Offizieren dieser Armee zweiter Linie kaum auf mehr als drei Bataillone pro Regiment rechnen, die Kavallerie dürfte kaum zur Aufstellung gelangen, die Artillerie jedenfalls sehr spät. Rechnet man hinzu, daß die zahlreichen Grenzforts und Festungen Frankreichs sehr viel Leute beanspruchen, so urteilt man sehr günstig, wenn man annimmt, daß zu den vielleicht 48 gemischten und 6—8 Reiterdivisionen, die man vom stehenden Heere zu erhalten hofft, noch 12 der Territorialarmee (diese ohne Kavallerie und Artillerie) treten, so daß man im ganzen also über 60 gemischte und 6—8 Reiterdivisionen für Feldzwecke verfügen könnte. Die Zahl mindert sich um vier Divisionen herab, sobald in Algier oder Tunis die Sicherheit nicht eine über jeden Zweifel erhabene ist.

Der Landsturm (die Reserve der Territorialarmee) hat in Frankreich einstweilen keine im Frieden vorbereitete Gliederung, man muß diese im Kriege erst schaffen, wenn man die Leute desselben nicht in die Einheit der Landwehr einstellen will, was freilich nicht unmöglich wäre. Rechnet man alle Wehrfähigen und Wehrpflichtigen in Frankreich zusammen, so kommt man leicht auf über zwei Millionen, von denen etwa 1700000 als genügend oder nur etwas geschult angesehen werden können.

Rußland. Das ungeheure russische Reich mit seinen 104 Millionen Einwohnern überragt an Zahl der Streiter alle übrigen Länder. Man sieht dies leicht ein, wenn man festhält, daß Rußland jährlich im Durchschnitt 200000 Rekruten einreiht und nach dem neuen Wehrgesetze zu seinem stehenden Heere 18 Jahrgänge, zu der Reichswehr vier Jahrgänge geschulter Leute und eine geradezu ungeheure Ziffer von ungeschulten gehören. Anders verhält es sich freilich mit dem, was Rußland auf einem europäischen Kriegsschauplatz einzusetzen und wann es dort mit diesen Kräften aufzutreten vermag, und hier übt die ungeheure Ausdehnung des Reiches gar einen nachteiligen Einfluß. Vermöchte Rußland seinen Gesamtbestand an schon im Frieden vorbereiteten sicheren Verbänden auf einem westlichen Kriegsschauplatz einzusetzen, so würde man 48 Garde- und Linieninfanteriedivisionen, 21 Garde- und Linienkavalleriedivisionen und 20 Reservedivisionen, zusammen 68 Infanterie-, 21 Kavalleriedivisionen zu rechnen haben, und zwar die Infanteriedivision zu mindestens 16 Bataillonen. Hierzu wären noch acht Schützenbrigaden mit je neun Bataillonen zu rechnen. Jede Infanteriedivision verfügt über sechs Batterien zu acht Geschützen, jede Reservedivision über 24, jede Kavalleriedivision über zwölf Geschütze. Zu den Infanteriedivisionen sollen Kosaken zweiten Aufgebots (die Kosaken machen sich

selbst beritten und erhalten vom Staate nur die Waffen, sie zahlen auf diese Weise gewissermaßen ihre Steuern) mit 280 Schwadronen (Sotnien) treten, diese würden aber bei den Transportverhältnissen in Rußland für die ersten Schläge eines Krieges zu spät eintreffen. Für die Reservedivisionen bestehen im Frieden Stämme, so zwar, daß aus jedem im Frieden bestehenden Bataillon in Kürze ein Regiment aus vier Bataillonen wird und jede der fünf im Frieden bestehenden Reserveartilleriebrigaden vier Reservebrigaden zu vier Batterien. liefert.

Rußland hat zwar schon im Frieden mehr als die Hälfte seiner Friedensstärke in den westlichen Militärbezirken untergebracht und auch sein Eisenbahnnetz nach dieser Richtung hin sehr viel engmaschiger gestaltet, dennoch rechnet man günstig, wenn man annimmt, daß 58 Infanterie- bezw. Reservedivisionen, vier Schützenbrigaden und 14—15 Reiterdivisionen ungefähr acht Wochen nach der Kriegserklärung an der Weichsel bezw. an der österreichischen Grenze versammelt sein könnten. Tritt im Südosten eine andre Gruppe von Gegnern, vor allem die Türkei und vielleicht England von Indien aus Rußland entgegen, so vermindern sich diese Zahlen erheblich.

Bezüglich der Bewaffnung sei bemerkt, daß Rußland noch den Einzellader Berdan II führt, zum Repetiergewehr noch nicht übergegangen ist, daß seine Feldartillerie $10{,}_{67}$-cm-Gußstahlringrohre für die schweren und $8{,}_{7}$-cm-Geschütze für die leichten und reitenden Batterien führt, von denen die ersteren eigentlich zu schwer für den Feldgebrauch sind. Die Geschützwirkung und die Geschoßarten versprechen bei schwerem Geschütz gute Leistungen, beim leichten weniger.

Die Bekleidung ist in der russischen Armee fast durchweg der dunkelgrüne, nationale, schräg geschlossene Rock, dunkelgrüne, in den Stiefeln steckende Beinkleider und Lammfellmütze.

In bezug auf Schulung lassen namentlich die russischen Reservisten noch viel zu wünschen übrig.

Rußland und Frankreich vermöchten dem Dreibunde 60 und 58 = 118 gemischte und 20—23 Reiterdivisionen sowie vier Schützenbrigaden entgegenzustellen, eine Zahl, die von den drei verbündeten Mächten bestimmt überholt würde, so daß der Vorteil der Überlegenheit an Zahl auf deren Seite wäre. Deutschland und Österreich hätten dazu den Vorteil der schnelleren Mobilmachung gegenüber Frankreich bezw. Rußland, was auch von größter Tragweite sein würde.

England. Von den möglichen Bundesgenossen des Dreibundes bedeutet England eigentlich nicht viel. Seine indischen Truppen vermöchten einige russische Armeekorps an der Grenze Afghanistans zu fesseln, in Europa kann England nach sehr langer Vorbereitung kaum zwei schwache Armeekorps einsetzen. Die Werbung, die man in England heute immer noch als Heeresersatzmittel anwendet, vermag gegenüber den Volksheeren nur verschwindend wenig zu leisten, eine militärische Bedeutung kann England erst gewinnen, wenn es die allgemeine Wehrpflicht einführt.

Die Türkei. Wichtiger ist die Türkei. Die neuen Heeresgesetze, die dort von den deutschen Offizieren ausgearbeitet und vom Sultan genehmigt wurden, sichern der Türkei zwölf Armeekorps für die erste und sechs weitere für die

zweite Linie. Die vorzügliche Soldateneigenschaft des Türken, die Bewaffnung mit dem Mauserrepetiergewehr und mit guten Kruppschen Geschützen machen die türkische Armee, wenn sie gut geführt wird, zu einem für Rußland gefährlichen Gegner.

Rumänien vermag in erster Linie vier Armeekorps, gut geschult und gut (mit Repetiergewehren und Kruppschen Geschützen) bewaffnet, in zweiter Linie noch vier Divisionen aufzubringen, die ihre Brauchbarkeit im russisch-türkischen Kriege bewiesen.

Serbien stellt fünf Divisionen auf, die namentlich in letzter Zeit sehr viel gelernt haben. Auf diese Weise könnten, abgesehen von Bulgarien, das auch vier Divisionen aufzustellen in der Lage wäre, Rußland in den Balkanstaaten Armeen von zusammen 37 Divisionen und 4—5 Reiterdivisionen als Gegner erstehen und der Ausstattung des westlichen Schauplatzes mit Truppen sehr starken Abbruch thun.

Spanien scheint die von General Cassola vorgeschlagene Umgestaltung seines Heeres unter strenger Durchführung des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht nach und nach vollziehen zu wollen. Sie würde ihm ein Heer erster Linie von 500000 und ein solches zweiter Linie von 210000 Kämpfern geben. Über die Neubewaffnung mit einem Repetiergewehr schweben die Verhandlungen.

Belgiens gut ausgerüstete, auf vier Armeekorps zu schätzende Armee trägt ebenso wie diejenige Schwedens, Dänemarks und Hollands nur den Stempel der Verteidigung, der freilich bei einem Kriegsbrande in ganz Europa seine Bedeutung haben könnte.

Landesverteidigung. Der scharfe Unterschied zwischen dem deutschen, hauptsächlich auf große Festungen sich stützenden, und dem alle Zugänge mit einer Unzahl von Sperrforts, kleinen und großen Plätzen abschließenden französischen Landesverteidigungssystem haben sich im allgemeinen erhalten. Ein jüngst gefaßter Beschluß des obersten Kriegsrats in Frankreich geht dahin, die Sperrforts mit allen künstlichen Mitteln, Betonierung, Panzerkuppeln und Panzerlafetten derart zu verstärken, daß sie eine Beschießung auch mit Geschossen, die mit den neuen Sprengmitteln gefüllt sind und außerordentlich verheerend wirken, aushalten könnten, einen Teil der mittleren Plätze eingehen zu lassen und auf die großen Waffenplätze nur so viel als nötig zu verwenden, da es hier nicht die Festung, sondern die Besatzung ist, welche den Schwerpunkt der Verteidigung bildet. Rußland hat die Befestigungen an der Weichsel eifrig fortgesetzt, bei Warschau, Brest, Litowsk, Dubno neue Forts errichtet, Österreich Przemysl und Lemberg weiter ausgebaut, Italien seine Alpenforts vollendet und sich eifrig mit der Küstenbefestigung beschäftigt (Spezzia und andre). Als Sprengstoffe für die Füllung der Geschosse hat man Melinit (Frankreich, sehr gefährlich), Roburit und gepreßte Schießwolle angewendet. Der Festungsbau ist dadurch immer mehr auf Panzerungen, die im großen Maßstabe z. B. in Bukarest Anwendung finden, und auf die Schaffung von harten Decken (Beton) angewiesen, welche die Geschosse nicht tief eindringen, daher auch nicht so verheerend wirken lassen. In Frankreich gedenkt man zur Verstärkung der Festungen gegen die neuen Angriffsmittel eine neue Milliarde zu verwenden.



Die neue Uniformierung der deutschen Marine. (Zu S. 425.)

1 Deckoffizier. 2 Stabsoffizier (Seebataillon). 3 Gemeiner (Seebataillon). 4 Seekadett. 5 Kapitän zur See (Gesellschaftsanzug). 6 Tropenuniform. 7 Admiral in Gala. 8 Anzug an Bord. 9 Korvettenkapitän (Gala). 10 Kapitänleutnant (kleiner Anzug). 11 Maschineningenieur. 12 Arzt.

Die Flotten.

Auch im Flottenwesen ist ein dauernder Aufschwung zu verzeichnen. England hat von seinem Vorrang zur See allerdings bedeutend eingebüßt. Statt des früheren Verhältnisses der französischen zur englischen Flotte, 1 : 5, besteht heute ein solches von 3 : 5, und die großen Flottenmanöver dieses Jahres haben deutlich bewiesen, daß das stolze Albion nicht allein außer Stande ist, die französischen Häfen zu blockieren, sondern nicht einmal vermag, seinen Handel zu schützen, seine eignen Häfen vor Brandschatzung zu bewahren und das Land, das auf die Einfuhr dringend angewiesen ist, vor Hungersnot zu schützen. Dazu tritt, daß sich ein großer Teil der Schiffe als veraltet, mit unbrauchbaren Kesseln versehen und als nicht die nötige Schnelligkeit besitzend auswies und die Torpedoboote mangelhaft waren, so daß ein Verweilen auf hoher See für sie nicht ratsam erschien. An Schnellkreuzern, die heute in der Seekriegführung eine so große Rolle spielen, zumal zur Brandschatzung und Beschießung feindlicher Häfen und zum Schutz der eignen, zur Schädigung des feindlichen Handels, herrscht in England geradezu Mangel. Daher die Reden im Parlament, daher die Äußerungen englischer Seeleute, welche die Flotte als ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen bezeichnen, daher die Aufregung in der öffentlichen Meinung, die dringend nach Abhilfe und Verwendung großer Summen für die Vermehrung der Flotte verlangt. An Zahl ist England Frankreich zwar noch immer überlegen. Zu seinen Schlachtschiffen gehören 25 Turm-, 31 Breitseitschiffe (3 Kasemattschiffe, 3 gepanzerte Kreuzer, 7 Gürtelpanzerkreuzer, 8 Panzerfregatten), zusammen 56 Schlachtschiffe, dazu 12 Küstenverteidiger. Die Panzerdeckschiffe bestehen aus 9 Kreuzern. Nach dem Urteil des Admirals Sir Th. Symmonds sind unter den englischen Panzern allein 20, die schon 1881 veraltet waren und nicht über 13 Knoten Fahrt aufwiesen. Dazu kommt eine mangelhafte Versorgung mit Geschützen und oft unpassende Munition, so daß die englischen Marineartilleristen sich fast scheuen, die Geschütze zu gebrauchen. Zu den Torpedoschiffen gehören 1 Torpedorammschiff, 10 Torpedokreuzer, 13 Torpedokanonenboote (elf im Bau), 6 Torpedobootsjäger, 80 Torpedoboote erster (20 sollen bald hinzutreten) und 62 zweiter Klasse; 170 sogenannte Kreuzer und 41 Schiffe der vierten Reserve, mit Ausnahme von vier sämtlich ungepanzert, treten hinzu. Für den Kriegsfall sind 30 Schiffe der Handelsmarine als Hilfskreuzer in Aussicht genommen. Zu den Küstenwachtkreuzern gehören 5 Dampfer, 19 Segelschiffe.

Die französische Flotte enthält 25 Schlachtschiffe, darunter zwei ältere, 4 Panzerkreuzer neuester Art, 11 gepanzerte Küstenverteidiger, 4 Kanonenboote erster und 4 zweiter Klasse. Sämtliche Schlachtschiffe tragen Torpedovorrichtungen, 4 Panzer erster Klasse befinden sich in Ausrüstung und treten demnächst hinzu, die Zahl der Schlachtschiffe auf 29 bringend. Die Zahl der Kreuzer beläuft sich auf 60, von denen jedoch vorläufig nur 15 als hinreichend schnell in Rechnung kommen. Diese sind den englischen aber auch überlegen. Die Torpedofahrzeuge bestehen aus 4 sehr schnellen Torpedokreuzern, 8 schnellen Torpedoavisos, 10 Hochsee-, 68 Torpedobooten erster, 42 zweiter und 7 dritter

Klasse. Die Avisoklasse zählt 14 Schraubenavisos erster, 8 zweiter, 2 dritter Klasse, 2 Radavisos erster, 19 zweiter, 4 dritter Klasse, 18 Transportavisos. Die übrigen Schiffe bleiben außer Betracht. Neuerdings hat man in Frankreich beschlossen, 8 neue Panzer und 20 Kreuzer eiligst herzustellen.

Italiens Flottenmacht hat sich seit 1877 in schnellster Weise gehoben, sie läßt Italien heute als eine Seemacht nahezu ersten Ranges erscheinen. Seine Panzer sind die größten und stärksten, man hat bei einigen derselben (Italia zunächst) die Panzerstärke um die Maschinen, Batterie, Munition u. s. w. enthaltenden Teile mittschiffs sehr stark gehalten, dafür die Schiffsenden ungepanzert gelassen und die großen Schlachtschiffe mit schwerstem Geschütz versehen. Ende 1889 darf man Italiens Flottenmacht auf 16 große Panzer, darunter acht ganz neue (je 23—27 Millionen Lire kostend), 6 mächtige Torpedowidder (mit je 3500 Tonnen Rauminhalt, je $4{,}_8$—$5{,}_5$ Millionen kostend), 6 Kreuzer erster Klasse (mit Torpedovorrichtungen und Panzerdeck), 10 Kreuzer zweiter Klasse (Torpedokreuzer neuester Art von 19—21 Knoten Fahrt), 6 Avisos erster, 8 Avisos (Torpedoavisos) zweiter Klasse, 14 Stationsschiffe, 10 Torpedojäger, ungefähr 90 Hochseetorpedoboote (darunter die neuesten von der berühmten Schichauwerft) und ungefähr 80 Küstentorpedoboote, 19 Transportschiffe und eine Reihe von Fahrzeugen für Schulzwecke oder den Hafengebrauch annehmen, eine stattliche Zahl, die für sich selbst spricht, zumal wenn man die vorzügliche Bauart der Schiffe, ihre Schnelligkeit und ihre Panzerung und Geschütze in Rechnung zieht.

Rußland hat in den letzten Jahren seine Flotte bedeutend vermehrt und hat merkwürdig gerade in der Zeit, wo man sonst den Bau von Panzern einschränkte, besonders viele Panzer gebaut, es warf sich mit Macht auf den Bau von 11 großen Panzern, 4 Panzerdeckkreuzern, 2 Klippern, 2 Jachten, 12 Kanonenbooten, 2 Schonern, 2 Torpedobootsjägern und 38 neuen Torpedobooten, zum Teil für das Schwarze Meer, zum Teil für die sibirische Flotte und die Ostsee. Gerade im Schwarzen Meere schwimmen die mächtigsten Panzerschiffe. Dennoch darf man Rußlands an Zahl großer Seemacht keinen besonders hohen Rang einräumen, denn von 31 heute verwendbaren Panzerschiffen sind nur vier wirklich brauchbar, von den 45 heute verwendbaren Schiffen über 1000 Tonnen sind nur sieben als Kreuzer brauchbar, 38 nur zu Stationszwecken geeignet oder ganz unbrauchbar, von 138 Torpedobooten kann man nur 70 als zweckentsprechend bezeichnen.

Deutschlands Marine, die erst jüngst wieder auf der Reise Kaiser Wilhelms zu den nordischen Höfen glänzende Proben ihrer Leistungsfähigkeit gab, zählt heute 13 große Panzerschiffe, 14 Panzerfahrzeuge, 10 Kreuzerfregatten, 10 Kreuzerkorvetten, 5 Kreuzer, 5 Kanonenboote, 6 Avisos und 70 Torpedoboote. Letztere sowohl wie die Bewaffnung der Marine bilden den Neid des Auslandes. Die Erwerbung von Kolonien und die dadurch gesteigerten Aufgaben der Marine, die Notwendigkeit der stets wachsenden französischen Seemacht vielleicht auch einmal auf hoher See entgegentreten zu müssen, geboten eben dringend eine Vermehrung der Flotte und besonders auch den Ersatz veralteter Schiffe. Dem Reichstage soll deshalb eine angeblich 100 Millionen Mark erreichende Forderung

für die Marine vorgelegt werden, damit auch auf dem Meere die Flagge des Deutschen Reiches stolz und mächtig wehe, fähig, auch Seemächten ersten Ranges entgegenzutreten.

Auch Österreich hat seine 10 Panzer, 2 Monitors, 2 Fregatten, 8 Korvetten, 12 Kanonenboote, 5 Avisos, 4 Transportschiffe und 48 Torpedoboote betragende Flotte beträchtlich vermehrt. Erzherzog Rudolf und Stephanie sind als Yachtschiffe hinzugetreten, die Avisos und Kreuzer (unter diesen besonders Tiger bemerkenswert) wurden der Zahl nach verstärkt, ein Torpedoaviso lief vom Stapel. Der Ruhm der österreichischen Flotte ist seit der Seeschlacht von Lissa ein altbewährter.

Im allgemeinen kann man eine Verringerung des Panzerbaues, dagegen eine Vermehrung an größeren Torpedobooten und Kreuzern feststellen, die dank „dreifachen Expansionsmaschinen mit künstlichem Zuge“ eine sehr große Schnelligkeit erlangen. Schnelligkeit und schwere Geschütze mit verlängerten Rohren sind im Verein mit den Torpedos überhaupt heute die Hauptkampfmittel.

Schlußwort. So starrt Europa heute zu Lande und zu Wasser in Waffen. Ja die schwere Waffenrüstung wird noch erhöht; alle Völker streben danach, ihre Wehrkraft auf eine früher nie erreichte Höhe zu bringen. Zahl und Umfang werden ausgedehnt, die Schulung verbessert, alle Kräfte der Völker in den Dienst des Heeres gestellt, neue Waffen bringen neue Fechtart mit sich. Einzelne Reiche rüsten zur Eroberung, andre zur Sicherung ihres Bestandes und zur Erhaltung des Friedens. Unendlich schwer wird die Verantwortung derjenigen sein, die Europa in den Kriegsbrand stürzen.

„Es kann der Beste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Der Krieg ist furchtbar, er wird in der Zukunft noch furchtbarer werden als bisher, da er entscheiden wird über Sein oder Nichtsein von Nationen. „Dennoch ist“, wie Feldmarschall Graf Moltke einst schrieb, „der ewige Frieden nur ein Traum und nicht einmal ein schöner, der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung.“



Halbtrunkener Seilenos.

Illustrierte Mythologie.

Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Ägypter, Inder, Perser und Germanen.

Nebst Zusammenstellung der gebräuchlichsten Symbole und allegorischen Bilder.

Von

Prof. Dr. **Hermann Göll.**

Sechste, vielfach verbesserte Auflage.

Mit 184 Abbildungen.

Preis gebunden M. 6.–.

Inhalt: Griechische Mythologie. — Römische Mythologie. — Ägyptische Mythologie. — Indische Mythologie. — Medisch-persische Mythologie. — Germanische Mythologie.

Diese sechste Auflage des beliebten Buches, welche textlich unter Berücksichtigung der neueren Forschungen sorgfältig verbessert worden ist, wird besonders durch ihre gänzliche Neuillustrierung interessieren, bei der als Prinzip galt, überall die Schöpfungen der Alten selbst zur Darstellung zu bringen, was am besten zum Verständnis der mythologischen Vorstellungen der alten Welt führt.

Geheftet M. 3.–.

Parzival

Gebunden M. 4.–.

und die Wunder des heiligen Grales.

Der reiferen Jugend erzählt von **Hildebrandt-Strehlen.**

Mit sechs Holzschnitten und Originalzeichnungen von **Konrad Weigand.**

Den schönen Stoff der Gralssage neu zu bearbeiten und ihn der Phantasie und dem Verständnis der Jugend mundgerecht zu machen, war eine glückliche Idee des bekannten und beliebten Erzählers. Die Geschichte von Parzival ist an sich schon ein Edelstein, hier aber hat er einen wirksamen Schliff erhalten, der seine Gediegenheit und Bedeutung in das beste Licht setzt. Die Darstellung ist durchaus fesselnd und spannend, dabei aber einfach und durchweg edel gehalten und von poetischem Geiste erfüllt. Hierzu kommen sechs gute und anschauliche Bilder, sowie eine gediegene äußere Ausstattung. Das Buch verdient eine wirklich prächtige Gabe für die reifere Jugend genannt zu werden.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Cook, der Weltumsegler. Mit 62 Text- und vier Farbendruckbildern. Fünfte Auflage. Fein gebunden *M.* 4.50.

Franklin, der Held des nördlichen Eismeeres. Fünfte Auflage. Neu bearbeitet von Const. Schumann. Mit 80 Text-, sowie vier feinen Farbendruckbildern. Fein gebunden *M.* 5.

Ein Weltfahrer oder: Erlebnisse in vier Weltteilen. Von J. G. Kutzner. Dritte Auflage. Mit 100 Text-, fünf Tonbildern und einem Buntbilde. Fein kartoniert *M.* 4.

Kulturgeschichtliche Erzählungen für jung und alt im Familienkreise.

Die besten Weihnachtsbücher für die studierende Jugend.

Abenteuer des Kapitän Mago. Eine phönikische Weltfahrt vor dreitausend Jahren. Von Dr. Karl Oppel. Dritte Auflage. *M.* 6.

Rulaman. Aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Von Dr. D. F. Weinland. Dritte Auflage. *M.* 5.50.

Kuning Hartfest.

Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan (Odin) und Duonar (Thor) opferten.

Von Dr. D. F. Weinland. *M.* 5.50.

Der Letzte der Hortensier. Aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr B. Schoener. Zweite Auflage. *M.* 6.

Die versunkene Stadt. Ein historisches Bild aus ferner Vergangenheit. Von B. Paul. *M.* 4 50.

Schulstaub u. Sonnenschein. Erzählungen aus dem Schülerleben deutscher Vergangenheit. Von Franz Dittmar. Gebunden *M.* 3.50.

Unter dem Kreuz. Aus dem christlichen Altertum. Von Victor Schultze. *M.* 4.50.

Pendragon. Aus der Zeit Alexanders des Großen. Von Prof. Dr. J. Mähly. *M.* 4.50

Pythagoras. Zeit- u. Lebensbilder aus dem alten Griechenland. Von Dr Ad. Riecke. *M.* 4.

Von Adolf Glaser.

Savonarola. Aus der Blütezeit der Renaissance zu Florenz und in der ewigen Stadt. *M.* 6.

Wulfhilde. Aus der Zeit der Hohenstaufen. Zweite illustrierte, für jugendliche Leser bearbeitete Auflage. *M.* 6.

Masaniello. Aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. *M.* 6.

Schlitzwang. Aus den Zeiten Karls des Großen, Dritte Auflage. *M.* 5.50.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.